

JAHRBUCH
DER UNGARISCHEN GERMANISTIK

2024

JAHRBUCH
DER UNGARISCHEN GERMANISTIK

2024

Herausgegeben von
Lehel Sata

Gesellschaft ungarischer Germanisten
Budapest
2025

JAHRBUCH DER UNGARISCHEN GERMANISTIK 2024

Herausgeber

Lehel Sata

Leitender Redakteur

Zoltán Mikoly

Technische Redaktion

Marianna Feketéné Balogh

Sprachwissenschaft

Roberta Rada
Szilvia Szatzker

Literaturwissenschaft

Zsuzsa Bognár
Csilla Mihály
Alexander Mionskowski
Benedikt Roland

Deutsch als Fremdsprache

Gabriella Perge
Claudia Ulbrich

Externe Mitarbeiter

Michael Hauke
Jörn Nuber

Wissenschaftlicher Beirat

Sabine Dengscherz (Wien)	Stephan Krause (Leipzig)
Peter Ernst (Wien)	Csongor Lőrincz (Berlin)
Erika Hammer (Pécs)	Heiko F. Marten (Mannheim)
Elke Hentschel (Bern)	Paul Rössler (Regensburg)
Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)	Klaus Schenk (Dortmund)
Kálmán Kovács (Debrecen)	Artur Tworek (Wrocław)

Anschrift der Redaktion

Redaktion des Jahrbuchs der ungarischen Germanistik
z. Hd. v. Zoltán Mikoly
Debreceni Egyetem Bölcsészettudományi Kar
Germanisztikai Intézet
H-4032 Debrecen, Egyetem tér 1.

Herausgegeben von der
Gesellschaft ungarischer Germanisten
1088 Budapest, Rákóczi út 5.

Alle Rechte vorbehalten
Kein Teil darf ohne Zustimmung reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verbreitet werden.
© Redaktion und die einzelnen Verfasser

Budapest 2025

ISSN 2677-1195 (ONLINE)

ISSN-L 2677-1195

<http://jug.hu>

INHALT

Literaturwissenschaft	6
Simela Delianidou: Inflation als Übergang von der ‚Ersten‘ zur ‚Zweiten Moderne‘: „Die Kultur des neuen Kapitalismus“ in (zwei) Wirtschaftssatiren der Neuen Sachlichkeit ...	7
Zoltán Mikoly: Gewalt des Textes und Formen gegengiftartigen Erzählens in Marcel Beyers „Flughunde“	22
Erika Hammer: Liminale Figuren: Alien, Gäste, Tiere in den Erzählungen des Bandes „Die Liebe unter Aliens“	38
Edit Kovács: Nach der Natur. Natur als Wissenschaftsobjekt, Sinnbild und Moralobjekt in Marie Gamillschegs Roman „Aufruhr der Meerestiere“	59
Max Emunds: Das „übergreifende Moment“. Georg Lukács‘ Begründung einer marxistischen Literaturtheorie am Ende der Weimarer Republik.....	68
Sprachwissenschaft	85
Edit Németh/Ottó Korencsy: Was die maschinelle Übersetzung (MÜ) nicht kann: Übersetzung des grammatischen Genus am Beispiel des Sprachenpaares Deutsch <> Ungarisch.....	86
Deutsch als Fremdsprache	102
Erzsébet Pintye-Lukács: Reflektiertes Lernen im universitären DaF-Unterricht	103
Viktória Lantos: Deutsch als L3 nach Englisch als L2. Eine Analyse der Lernersprache anhand schriftlicher Textproduktion von Deutschlernenden mit Ungarisch als L1	121
Werkstatt	138
Kende Lőrinc Varga: „Kleine Literatur“ in der Minderheitenliteraturforschung. Fessel oder Chance?	139
Gyula Tóth: „Die Hölle erkennen wir immer erst rückblickend.“ Hölle und Geschichte in Robert Menasses „Die Vertreibung aus der Hölle“	152
Gábor Váradi: Bubengeschichten. Zur Geschichte und Wirkungsgeschichte eines besonderen Genres	162
Illés Nagy: Plurizentrität und Pluriarealität in Nachschlagewerken des Deutschen: Ein kontrastiver metalexikografischer Vergleich	180

Wissenschaftliche Arbeiten von Studierenden der Germanistik (OTDK)	204
Liliána Gulyás: Prothetische Zeugenschaft als Alternative im Umgang mit Traumata in W. G. Sebalds Roman „Austerlitz“ (2001).....	206
Bence Moldován: Funktionen der bildenden Kunst im Frühwerk von Thomas Mann. Bildvorlagen in „Vision“, „Fiorenza“ und „Der Kleiderschrank“	218
Benamina Jánosi: Nichtbinäre Identität und Facework. Eine interaktionale Kommentar- analyse.....	234
Monika Elizabeth Ford: Geschichte von unten in Arno Geigers Roman „Unter der Drachenwand“	249
Rezensionen.....	261
Leben und Werk – Lebenswerk. Dieter Borchmeyer: Thomas Mann. Werk und Zeit. Berlin: Insel Verlag, 2022. (Magdolna Orosz).....	262
Christiana Gules: Sauregurkenzeit, Zugreisen und Badeflirts. Sommerfeuilletons von und über das Budapester Bürgertum um 1900. (Amália Kerekes).....	268
Helga Mitterbauer (Hg.): Franz Blei: Ideen – Werk – Netzwerk. Berlin: Frank & Timme, 2024. (Gabriella Rácz)	271
Renata Cornejo/Tamás Lénárt (Hg.): Mehrsprachigkeit – Polyphonie. Wien: Praesens, 2024. (Gergő Korsós).....	275
Csaba Földes/Thorsten Roelcke (Hg.): Handbuch Mehrsprachigkeit. Berlin/Boston: De Gruyter, 2022 (= Handbücher Sprachwissen, Bd. 22). (Elisabeth Knipf-Komlósi)	280
Florian Busch/Christian E fing: Sprachliche Variation. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, 2024 (= LinguS 12). (Zsófia Haase).....	284
György Scheibl: Akten Genus. Studien über das Genusystem des Deutschen im typologischen Vergleich. Szeged: SZTE JGYFK, 2025. (Gábor Nagy).....	294
Jahresberichte der Institute und Doktorandenprogramme.....	297
Eötvös-Loránd-Universität Budapest.....	298
Károli-Gáspár-Universität der Reformierten Kirche in Ungarn Budapest.....	311
Eszterházy Károly Katholische Universität Eger.....	317
Pannonische Universität Veszprém.....	319
Universität Debrecen.....	324
Universität Miskolc.....	331
Universität Pécs.....	333
Universität Szeged.....	335
Ludovika Universität für den Öffentlichen Dienst Budapest.....	344
Jahresbibliografie.....	345
Autorinnen und Autoren	368

Literaturwissenschaft

Inflation als Übergang von der ‚Ersten‘ zur ‚Zweiten Moderne‘: „Die Kultur des neuen Kapitalismus“ in (zwei) Wirtschaftssatiren der Neuen Sachlichkeit

Simela Delianidou 

Aristoteles Universität Thessaloniki
simdel@del.auth.gr

Abstract

Economic historians emphasize that economic crises are as old as the history of capitalism. And even if cultural sociologists initially divide the 20th century into a ‚first‘ and a ‚second modernity‘ and only from the middle of the century onwards do they recognize the change of the prevailing ‚second modernity‘ (Sennett, Beck, Bauman), in my opinion, the key economic-historical events of this period can be found even before that. This transition is already evident in the Berlin and Economic novels of the New Objectivity that I examined, namely „Käsebier erobert den Kurfürstendamm. Das neue Berlin“ (1931) by Gabriele Tergit and „Kleiner Mann – was nun?“ (1932) by Hans Fallada. The central indicator of this „culture of new capitalism“ (Sennett) is the changing world of work, which both economic satires extensively problematize. They seismographically capture the economic, social, cultural and political crisis of this change.

Keywords

Economic crises, Inflation as transition, ‚First‘ and ‚Second Modernity‘, „Culture of new capitalism“, Flexible working world, New Objectivity, Economic novel, Economic satire

1. Kapitalismus als krisenanfälliges Wirtschafts-, Sozial- und Wertesystem

Wirtschaftshistorische Lektüren lehren uns, dass es diachron betrachtet, weltweit Varianten des Kapitalismus gab (vgl. Willke 2006: 5) und allein im europäischen Raum drei differente Entwicklungsphasen ausgemacht werden können (vgl. ebd. 2006: 25–70). So kann (1) zwischen dem Frühkapitalismus um ca. 1780–1870, (2) dem durch die Umbrüche der Industrialisierung entstehenden Hochkapitalismus ab ca. 1870 (vgl. ebd. 41) und (3) dem Globalisierten Kapitalismus nach dem Zweiten Weltkrieg unterschieden werden. Mit der Industrialisierung veränderte sich jedoch der Kapitalismus entscheidend (vgl. Kocka 2014: 79 f.). Die Wirtschaftshistoriker belegen, dass die Wirtschaftskrisen so alt wie die Geschichte des Kapitalismus sind,¹ aber gerade an den immer wiederkehrenden Krisen, wie sie etwa 1873, 1929 und 2008 ausbrachen (vgl. Kocka 2014: 83), wird deutlich:

was den Kapitalismus im Zeitalter der Industrialisierung von früheren Varianten auch unterschied: dass er zum dominierenden wirtschaftlichen Regulierungsmechanismus geworden war und gleichzeitig Gesellschaft, Kultur und Politik intensiv beeinflusste, während er in früheren Jahrhunderten ein Inseldasein geführt hatte und in nicht-kapitalistische Strukturen und Mentalitäten eingebettet (Ebd. 83 f.)

¹ Siehe exemplarisch Plumpe (2013) und Martin (2014).

war. Angesichts dieser Entwicklung liegt es nahe, den Kapitalismus als Wirtschafts-, Sozial- und Wertesystem zu definieren, denn

[d]er Kapitalismus ist Teil einer Gesellschaft, deren Wirtschaftssystem marktwirtschaftlich organisiert ist, deren Sozialsystem auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln und auf Lohnarbeit beruht, also auf einer sozialen Schichtung, die an Besitz gebunden ist, und deren Wertesystem eine Wirtschaftsgesinnung trägt, die Erwerbsstreben, Leistung, Eigeninitiative und Übernahme von Risiken belohnt. (Willke 2006: 12)

Ein vielschichtiges System, das sich jedoch bisher als alles andere als krisenresistent erwiesen hat. Ich gehe nicht auf die Ursachen der differenten Inflationserscheinungen ein,² sondern möchte die Aufmerksamkeit auf Folgendes lenken: Die deutsche Inflation 1914 mit dem Höhepunkt der Hyperinflation 1923, aber auch die anschließende Weltwirtschaftskrise 1929 blieben nicht folgenlos. So wurden die Folgen dieser Krisen, u. a. sichtbar an den Kriegsanleihen, zu einem zentralen Gegenstand der literarischen Produktion in Texten der Neuen Sachlichkeit und forcierten die Gattung Wirtschaftsroman. Die Literatur greift also solche ökonomischen Entwicklungen auf. Es liegt in diesem Kontext nahe, Juditha Balints und Sebastian Zilles wirtschaftskritische Lesart im Sinne der literarischen Ökonomik zu übernehmen, der ich mich anschließe (vgl. Balint 2014: 9–16). Dieser Begriff, den beide geprägt haben, basiert auf fünf Eckpfeilern, von denen ich für diese Untersuchung die ersten drei heranziehe:

[E]rstens die Analyse der literarischen Darstellung der Ökonomie als gesellschaftliche Sphäre, zweitens die Interpretation der Ökonomie als Metapher, drittens die Erforschung des literarischen Wissens über Theorien und Modelle der Ökonomik, viertens die Untersuchung ökonomischer und quasi-ökonomischer Texte hinsichtlich ihrer Literarizität und fünftens die Erweiterung und Berichtigung wirtschaftswissenschaftlicher Theorien und Modelle mithilfe literaturwissenschaftlicher Methoden und Theorien. (Ebd. 15; Hervorhebung i. O.)

Dabei stütze ich mich auf kultursoziologische Theorien und komme zu folgender Hauptthese:³ Meiner Einsicht nach markieren diese Schlüsselereignisse von Inflation und Deflation schon im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts den Übergang von der kultursoziologischen ‚Ersten‘ zur ‚Zweiten Moderne‘, weisen also schon auf den sich allmählich vollziehenden Wandel vom Hochkapitalismus zum Globalisierten Kapitalismus hin. Das belege ich exemplarisch an beiden von mir untersuchten neusachlichen Romanen „Käsebiere erobert den Kurfürstendamm. Das neue Berlin“ (1931) von Gabriele Tergit⁴ und „Kleiner Mann – was nun?“ (1932) von Hans Fallada. Das sind nicht nur Berlinromane, sondern auch Wirtschaftsromane, denn beide Texte erfassen seismographisch die ökonomische, soziale, kulturelle und politische Krise, die diesen Übergang von der Ersten zur Zweiten Moderne kennzeichnen. Auch wenn Kultursoziologen wie Zygmunt Bauman, Ulrich Beck und Richard Sennett,⁵ die das 20. Jahrhundert in eine ‚Erste‘ und eine ‚Zweite Moderne‘ gliedern, erst ab der Jahrhundertmitte den Wandel der sich durchsetzenden ‚Zweiten Moderne‘, auch ‚reflexible Moderne‘, ‚Risikogesellschaft‘ oder ‚flüchtige Moderne‘ genannt, erreicht sehen, so werden die Markierungen dieses Wandels in

² Hier sei auf einschlägige Literatur verwiesen, und zwar als Einführung auf Plumpe (2013: 81–91).

³ Diese These stelle ich z. T. auch in anderen Veröffentlichungen vor, aber nur am Rande, während ich sie hier zum Hauptthema mache, detailliert ausführe und an zwei Textbeispielen belege.

⁴ Tergit kündigt den Anbruch einer neuen Zeit bereits im Untertitel „Das neue Berlin“ an.

⁵ Siehe dazu: Bauman (2003), Beck (1986), Beck (2007) und Sennett (1998).

Ansätzen bereits in diesen literarischen Texten der Zwischenkriegszeit erkennbar und dort kritisch verhandelt.⁶

2. „Die Kultur des neuen Kapitalismus“: Differenzmarkierungen des Übergangs von der ‚Ersten‘ zur ‚Zweiten Moderne‘ am Beispiel zweier neusachlicher Wirtschaftssatiren

Epizentrum und zentrale Differenzmarkierung des Übergangs stellt die sich wandelnde Arbeitswelt dar, die die Lebenswelt der Individuen verändert. Richard Sennett spricht daher auch von der „Kultur des neuen Kapitalismus“.⁷ Insofern ist es kein Zufall, dass beide Romane detailliert auf sie eingehen. Der Arbeitsplatzwechsel des 23jährigen Buchhalters und Protagonisten Johannes Pinneberg in „Kleiner Mann – was nun?“ vom paternalistisch geführten Familienbetrieb in der Provinzstadt, der für die veraltete Unternehmensführung in der Ersten Moderne einsteht, zum hochrational geführten modernen Kaufhaus in Berlin, spiegelt die sich verändernde Arbeitswelt wider: Pinneberg wird in der Provinz vom Besitzer des Familienunternehmens schikaniert und letztlich entlassen, angeblich weil dieser aus Sparmaßnahmen Stellen abbauen muss: „Rationalisieren. Wo drei faul sind, können zwei fleißig sein. [...] Abbauen tu ich [Kleinholz] einen von euch Brüdern! Ihr sollt sehen ... Und die andern sitzen deswegen noch lange nicht sicher. Von euch laufen genug herum.“ (KM: 46)⁸ Es sind jedoch private Gründe, die seinen Chef Kleinholz dazu bewegen, denn Pinneberg will nicht dessen Tochter ehelichen, da er bereits in eine andere Frau verliebt und mit ihr verheiratet ist (vgl. ebd. 65–68). Der Familienbetrieb in der Kleinstadt unterscheidet sich grundlegend vom anonymen Großbetrieb des Warenhauses Mandel in der Großstadt: Wie alle Verkäufer muss auch er gewinnmaximierende Verkaufsstrategien befolgen (vgl. ebd. 92–100).

„Mir machen die Leute Spaß“, sagte Pinneberg. „Ich muß immer dahinterkommen, was sie sind und wie man sie nehmen muß und wie man es drehen muß, daß sie kaufen. [...] Ich schiebe wirklich selten eine Pleite. [...] Ich muß immer in die Leute reinkriechen, muß raten, was sie wollen. Darum weiß ich auch so gut, was die eben für ‘ne Wut haben werden, daß sie den teuren Anzug gekauft haben. Jeder auf den anderen, und keiner weiß mehr richtig, warum sie ihn gekauft haben.“ (KM: 98 f.)

Über Pinnebergs Bemerkung macht der Text kritisch den Zusammenhang zwischen Konsumentenpsychologie und gewinnmaximierenden Verkaufsstrategien deutlich, die letztlich zu Lasten der Konsumenten geht. Ein neues, modernes Management führt zudem das System der Quotenregelung ein, an die das Gehalt der Verkäufer gekoppelt ist. Das stellt sie unter enormen Leistungsdruck. Sie sind dem permanenten Risiko der Entlassung ausgesetzt, wenn sie das eingeforderte Verkaufssoll nicht erfüllen. Die Figur Spannfuß repräsentiert – im Gegenzug zum alten Unternehmertyp Kleinholz – den zweckrational handelnden homo oeconomicus, Prototyp

⁶ Die Effekte der „großen Transformation“ (Polanyi) dieser „ersten Globalisierung“ finden sich in Ansätzen auch in Franz Kafkas Amerika-Roman (Fragment von 1912/13); für diesen Hinweis danke ich Alexander Mionskowski.

⁷ So der Untertitel seiner Untersuchung: Sennett (1998).

⁸ In der Folge werden Zitate aus Hans Falladas (1950) Roman: Kleiner Mann – was nun? Reinbek bei Hamburg: Rowohlt nachgewiesen durch diese Sigle und eingeklammerte Angabe der Seitenzahl im Text. Ich zitiere nicht nach der Erstausgabe von 1932, dem handschriftlichen Originalmanuskript, die 2016 im Aufbau-Verlag erschien ist, weil sie mir zur Zeit der Niederschrift dieses Beitrags nicht zur Verfügung stand.

des Managers, diesen Idealtyp des rational wirtschaftenden und nutzenmaximierenden Menschen, wobei der Text über Ironie seine Kritik daran Ausdruck gibt.⁹

Im Dezember hatte Herr Spannfuß, der neue Organisator der Firma Mandel, erst einmal in den Betrieb hineingerochen, im Januar nahm er seine Tätigkeit richtig auf. Die Verkaufsquote für den einzelnen Verkäufer, seine Losung, wurde in der Herrenkonfektion auf das Zwanzigfache seines Monatsgehalts festgesetzt. Und Herr Spannfuß hatte eine hübsche kleine Rede gehalten. Daß das nur im Interesse der Angestellten geschehe, denn nun habe doch jeder Angestellte die mathematische Gewißheit, daß er vollkommen nach Verdienst eingeschätzt werde. (Ebd. 137)

Spannfuß nimmt mit seiner Erneuerung die flexible Arbeitswelt der Zweiten Moderne vorweg.¹⁰ Diese neuen Managementstrategien erzeugen den flexiblen Menschen, dessen Arbeitswelt und Arbeitsethos folgendermaßen charakterisiert werden kann: Die Angst vor Arbeitslosigkeit führt zu übersteigertem Konkurrenzkampf und extremen Egoismus unter den Verkäufern, schwächt ihr Selbstvertrauen und versetzt sie in eine Angstpsychose vor beruflichem Scheitern, so dass sie sich gegenseitig fremd bleiben, sich gegenüber den Kunden prostituieren und von den Arbeitgebern gedemütigt, ja fast schon animalisiert werden. Der kritische Blick des heterodiegetischen Erzählers auf diese Arbeitswelt offenbart die Misere, in der sich vor allem die unteren Ränge der Angestellten befinden (vgl. KM: 137–139, 180–182):

Und er sah sie alle scharf und bedeutend an und ging weiter. Ganz so moralisch wie Spannfuß, der Idealist, annahm, waren die Folgen seiner Maßnahmen nun allerdings nicht. Unter der Devise ‚Rette sich wer kann!‘ setzte ein allgemeiner Ansturm auf die Käufer ein, und mancher Kunde des Warenhauses Mandel war etwas verwundert, wenn er, durch die Herrenkonfektion wandelnd, überall blasse, freundlich verzerrte Gesichter auftauchen sah: ‚Bitte, mein Herr, wollen Sie nicht -?‘ Es ähnelte stark einem Bordellgäßchen, und jeder Verkäufer frohlockte, wenn er dem Kollegen einen Kunden weggeschnappt hatte. (Ebd. 138)

Aber auch Figuren wie Pinnebergs Ehefrau Lämmchen und sein Kollege Heilbutt erblicken hinter diesem wirtschaftsliberalen Idealismus, diesem „öde[n] Antreibergeschwätz“ (ebd. 181), das dahinterstehende Ausbeutungsverhältnis der flexiblen Arbeitswelt.

Unter diesen Umständen erscheint es den meisten Romanfiguren aus dem Angestelltenmilieu unmöglich, Klassenbewusstsein zu entwickeln, Solidarität am Arbeitsplatz auszuüben oder sich gewerkschaftlich zu organisieren (vgl. ebd. 180 ff., 208 ff., 237 f.), um sich gegen diese Strukturen zu wehren.¹¹ Pinnebergs Frau bringt ein weiteres Merkmal dieser sich verändernden Arbeitswelt auf den Punkt:

Wie kann man lachen, richtig lachen, in solcher Welt mit sanierten Wirtschaftsführern, die tausend Fehler gemacht haben, und kleinen entwürdigten, zertretenen Leuten, die stets ihr Bestes taten? ‚Ein klein bißchen gerechter könnte es gerne zugehen‘, denkt Lämmchen. (KM: 211)

⁹ Zum homo oeconomicus siehe exemplarisch Willke (2006: 144, 214).

¹⁰ Ironischerweise wird er jedoch zu Romanende hin selbst aufgrund dieser Strukturen voraussichtlich entlassen: „Eines Tages wird auch der sportlich trainierte Herr Spannfuß zappeln. So war diese Welt, eigentlich war es kein Trost, daß alle dran kamen.“ (KM: 237)

¹¹ Richard Sennett beschreibt im Kapitel 4 „Unlesbarkeit“ die Ursachen und Folgen dieses Mangels an Klassenbewusstsein, auf die ich in diesem Kontext verweisen möchte. Für die Menschen in der flexiblen Arbeitswelt ist weniger die Entfremdung vom Arbeitsplatz als vielmehr die schwache berufliche Identität entscheidend, die dazu führt, dass sie es „den Menschen schwer [macht], die Welt um sich herum und auch sich selbst zu ‚lesen‘“ (Sennett 1998: 97), was jedoch für das Erkennen von Unterschieden und somit letztlich Klassenbewusstsein obligatorisch ist. Laut Aussagen im Roman „Kleiner Mann – was nun?“ haben die Arbeiter der 1930er Jahre angeblich noch dieses Klassenbewusstsein, das die Angestellten nicht mehr besitzen.

Leistung garantiert also nicht beruflichen Erfolg oder Karriere und von einer Ethik der beruflichen Eigenverantwortung, kann ebenfalls nicht die Rede sein, und das nicht nur auf den Chefetagen. So demonstriert der Roman u. a. am Beispiel einer siebzehnjährigen Verkäuferin, die unter dem Vorwand der geschlechtlichen Beziehung mit einem Kollegen, de facto jedoch aus Sparmaßnahmen entlassen wird, wie unsolidarisch die Angestellten aus Angst vor eigener Entlassung sind, da keiner ihr beisteht (vgl. ebd. 208–210). Laut Sennett ist demzufolge das Fehlen langfristiger Bindungen mit der Hinnahme von Fragmentierung verbunden.

Die wahren Sieger leiden nicht unter der Fragmentierung, sie regt sie vielmehr an [...]. Die Fähigkeit, sich von der eigenen Vergangenheit zu lösen und Fragmentierung zu akzeptieren, ist der herausragende Charakterzug der flexiblen Persönlichkeit. [...] Doch diese Eigenschaften kennzeichnen die Sieger. Auf den Charakter jener, die keine Macht haben, wirkt sich das neue Regime ganz anders aus (Sennett 1998: 79 f.),

wie an Pinneberg sichtbar wird. Diese „Desorganisation der Zeit“ führt zu einer „entwürdigenden Oberflächlichkeit“, die „das Fehlen anhaltender persönlicher Beziehungen und dauerhafter Absichten“ (ebd. 131) einleitet, und ein neues Arbeitsethos heraufbeschwört: In diesem flexiblen Kapitalismus will nämlich kaum noch einer Verantwortung übernehmen oder ist bereit, für bestimmte Werte einzustehen,¹² was Pinneberg in seinem Arbeitsumfeld zur Genüge erlebt. Die „Ethik der Eigenverantwortlichkeit [...], welche das alte Arbeitsethos [...] kennzeichnete“ (ebd. 156), scheint bereits in der Zwischenkriegszeit überlebt. Zugleich wird das „Scheitern [...] das große Tabu“ (ebd. 159) und „zu einem häufigen Phänomen der Mittelschicht“ (ebd.). Scheitern wird als Zufall begriffen, so dass es „unter diesen Umständen keine zusammenhängende Lebensgeschichte geben [kann], keinen klärenden Moment, der das Ganze erleuchtet“ (ebd. 182). Genau das empfindet auch Pinneberg bei seinen Entlassungen, und zerbricht daran.

Diese Differenzmerkmale des Wandels sind auch in Gabriele Tergits „Käsebier erobert den Kurfürstendamm. Das neue Berlin“ anzutreffen: Tergit stellt den neuen Managertyp durch die Figur Frächter ausführlicher vor als Fallada, der sich in „Kleiner Mann“ eher der Perspektive von unten, also der des kleinen Angestellten, annimmt. Frächter verkörpert den flexiblen Managertyp, der inzwischen *alle* Lebensbereiche nach diesem Prinzip des rational wirtschaftenden und nutzenmaximierenden Menschen ausgerichtet hat: Er reorganisiert und leitet die Zeitung Berliner Rundschau betriebswirtschaftlich nach US-amerikanischem Vorbild, und das auf Kosten ihrer Qualität, denn es geht dem Manager schließlich nur noch um die „fette Beute“, also die Gewinnmaximierung und nicht um seriösen Journalismus. Obwohl Frächter ein „Reporter zehnten Ranges ist“ (Käsebier: 44),¹³ verhelfen ihm seine Frechheit, sein übersteigertes Selbstbewusstsein und eine ausgezeichnete Selbstvermarktung zu diesem neuen Managerjob mit Spitzengehalt und zusätzlichen Tantiemen (vgl. ebd. 97 f., 203). Er versteht es, über geschicktes Networking eine steile Karriere zu machen und scheut auch nicht davor zurück, durch eine Zweckheirat mit der Tochter des schwerreichen Waldschmidt (vgl. ebd. 204) gesellschaftlich aufzusteigen. Frächter besitzt bereits den Charakterzug des flexiblen Menschen der Manageretage, der da wäre: sich wechselnden Umständen anzupassen und dabei Spontaneität

¹² Sennett sieht diese Haltung besonders „in den oberflächlichen Formen der flexiblen Teamarbeit“ (ebd. 153) realisiert.

¹³ In der Folge werden Zitate aus Gabriele Tergits (2004) Roman: Käsebier erobert den Kurfürstendamm. Das neue Berlin. Berlin: Das Neue Berlin nachgewiesen durch diese Sigle und eingeklammerte Angabe der Seitenzahl im Text.

und Lebhaftigkeit beweisen (vgl. Sennett 1998: 57, 75), was zunächst einmal positiv klingt. Einzig die Gewinnmaximierung zählt,¹⁴ erreichbar durch den verstärkten Einsatz von Maschinen, aber vor allem Rationalisierungsmaßnahmen wie Stellenabbau und Lohnkürzungen, straffere hierarchische Organisationsstrukturen, höhere Einnahmen durch mehr Reklame und die Trivialisierung des Inhalts der Zeitung, um ein breiteres Publikum zu erreichen (vgl. Käsebier: 103 f., 195, 203).

Frächter war da. Niemand wußte, wieso er eingeladen war. Er sprach von den Eindrücken seiner letzten Amerikareise. ‚Maschinen‘, sagte er, ‚Maschinen, Hände sparen, Rationalisierung. Das Dreifache wird drüben geschafft, und dann klagen sie hier über schlechte Wirtschaft [...]‘. Auch die Organisation der Zeitung ist in Amerika ganz anders. (Ebd. 103)¹⁵

Photographien, Technik ist Trumpf! Mechanisierung. Warum soll die Berliner Rundschau weniger Auflage haben, als die Berliner Tageszeitung? Mit Geist lockt man keinen Hund vom Ofen. Geist? Wer will Geist? Tempo, Schlagzeile, Sensation, das wollen die Leute. Amüsement. Jeden Tag eine andere Sensation, groß aufgemacht. (Ebd. 104)

All diese Neuerungen, die Frächter letztlich einführt, gehen jedoch auf Kosten der Mitarbeiter und der Qualität dieser Zeitung: Denn sie werden zu „brave[n] Arbeiter[n] [...] keine freien Geister, sondern Lohnknechte des Verlages [...] Gehorsame Sklaven des Publikums“ (ebd. 13), „Galeerensklaven“ vergleichbar (ebd. 91). Dieser Gegensatz Qualität vs. Gewinnmaximierung verdichtet sich in der Metapher des „Geistes“, die im Text permanent aufgerufen wird. Frächters Buch mit dem Titel „Das Wesen des Kapitalismus“ (ebd. 195), das der später von ihm entlassene Redakteur Miermann – der als Gegenfigur zu Frächter konzipiert ist – als „das Wesen der Unanständigkeit“ (ebd. 195) bezeichnet, beschreibt in Ansätzen diese „Kultur des neuen Kapitalismus“. Das Gefährliche an Frächter als „Diener des Kapitalismus“ (ebd. 195) fasst Miermann folgendermaßen zusammen: „Er ist Konjunkteur. Er unterstützt jede Entwicklung, die man hemmen müßte. Er ist Bluff. Er ist Trommeln. Er verachtet den Geist. Er findet albern, von Bildung etwas zu halten.“ (Ebd. 196).

Die oben genannten negativen Folgen dieser neuen Managementstrukturen, die den Weg ebnen zum flexiblen Kapitalismus, werden in beiden Wirtschaftsromanen, die diesen Übergang in Ansätzen antizipieren, kritisch hervorgehoben und eindrücklich beschrieben: Kennzeichen dieses Wandels sind prekäre Arbeitsverhältnisse. Der Abbau von Arbeitsplätzen erzeugt letztlich ein Heer von Arbeitslosen, die einer intransparenten, kafkaesken Bürokratie ausgeliefert sind, gefördert durch eine ineffiziente Arbeitslosenpolitik. Als Folge entsteht extreme Armut, vor der schließlich auch die Mittelschicht nicht verschont bleibt. Fallada beschreibt exemplarisch den rasanten sozialen Abstieg der Kleinfamilie Pinnebergs, versinnbildlicht durch ihren

¹⁴ In diesem Kontext sei auch auf Hermann Brochs Romantrilogie „Die Schlafwandler“ (1930/32) und hier konkret den dritten Teil „Huguenau oder die Sachlichkeit“ verwiesen, da die Figur Huguenau – wie Frächter – eine Zeitung leitet und analog zu ihm alle Wertesysteme der obersten Maxime des kommerziellen Gewinns untergeordnet. Für diesen Literaturhinweis sei Alexander Mionskowski gedankt.

¹⁵ In diesem Dialog bei einer Abendgesellschaft, die Frächter dazu nutzt, seine Karriere voranzutreiben, indem er die wichtigsten Zeitungsleute trifft und sich ihnen anbietet, wird über die Erwähnung des Potemkin-Films der unterschiedliche Blick des Wirtschaftsliberalismus und Kommunismus auf die Arbeitswelt und Arbeitsrechte präsentiert.

häufigen Wohnungswechsel.¹⁶ Im „Käsebier“ wird diese Entwicklung der Angestellten vom Prekariat zur absoluten Armut aufgrund von Arbeitslosigkeit als Massenphänomen geschildert. Autor und Autorin erkennen, dass inzwischen nicht – wie in der Ersten Moderne – nur die Arbeiter, sondern auch die Angestellten von der Armut bedroht sind. Auch das ist laut Sennett ein typisches Merkmal der Zweiten Moderne: Das berufliche Scheitern ist nicht auf die Arbeiterklasse beschränkt, sondern erreicht trotz stetiger Weiterbildung auch die Mittelschicht, die zu verarmen droht, während eine immer kleiner werdende Elite entsteht (vgl. Sennett 1998: 159 f.). Exemplarisch sei diesbezüglich das Lied des Publikums genannt, das singt, um den Volkssänger Käsebier, der ein Charleston-Lied anstimmt, zu begleiten und vor allem um seinen Schmerz im Gesang Ausdruck zu verleihen:

Um Liebling des Volks zu sein, sang er [Käsebier] als Zugabe: ‚Ich tanz Charleston, du tanzst Charleston, er tanzst Charleston, und was tun Sie?‘ [...] Sie sangen im Chor: ‚Ich geh stempeln, du gehst stempeln, er geht stempeln, und was tun Sie?‘ – ‚Ich brauch Vorschuß, du brauchst Vorschuß, er braucht Vorschuß, und was brauchen Sie?‘ [...] ‚Hier, lange vergeblich gesucht‘, sagte Lambeck, ‚wächst Selbstironie und Galgenhumor und das Glück der Gemeinschaft.‘ (Käsebier: 48)

Selbst das Stadtbild ist geprägt von den Folgen der Wirtschaftskrise, das sind „Massenarbeitslosigkeit, Massenelend“ (ebd. 83). Fräulein Dr. Kohlers morgendlicher Spaziergang durch das Zentrum Berlins zeigt das ganz offensichtlich (vgl. ebd. 82–85).

Die soziale Ungleichheit wächst stetig an, deshalb spielt in beiden Romanen das Geld eine zentrale Rolle und findet es seitenweise Erwähnung. Autorin und Autor heben hervor, dass die Narration der Oikodizee nicht aufrechterhalten werden kann, und ziehen das Wissen der vorgeblichen Wirtschaftsexperten, der Wirtschaftswissenschaften und der Wirtschaftspolitik in Zweifel. Dieses Oikodizee-Konzept – wie Joseph Vogl es nennt – hat Adam Smith im 18. Jahrhundert propagiert: Danach trage der nach egoistischen wirtschaftlichen Eigeninteressen handelnde Mensch – eben dieser ‚homo oeconomicus‘ – letztlich ungewollt doch zum Wohle des Gemeinwohls bei, da die ‚unsichtbare Hand‘ des Marktwettbewerbs ihn lenke.¹⁷ Das Berlin der Goldenen Zwanziger Jahre, das für die neuen Konsummöglichkeiten in allen kulturellen Bereichen entsteht, ist – wie beide Texte belegen – auch zu Beginn der 1930er Jahre nach wie vor nur für die Wenigen ein Eldorado; damit widersprechen sie dieser liberalen Wirtschaftstheorie. Lämmchens innerer Monolog bringt die extreme Ungleichverteilung auf den Punkt, die laut Sennett und Beck eben auch die Zweite Moderne kennzeichnet:

O warum [...] o warum haben wir nicht ein ganz klein bißchen mehr Geld! Das man nur nicht so furchtbar mit dem Pfennig zu rechnen brauchte! Es wäre alles so einfach, das ganze Leben sähe anders aus, und man könnte sich restlos auf den Murkel [ihr Baby] freuen [...] O warum nicht! Und die dicken Autos brausen an ihr vorbei, und es gibt Delikatessengeschäfte, und Menschen gibt es, die verdienen so viel, daß sie gar nicht ihr Geld ausgeben können...Nein, Lämmchen versteht es nicht... (KM: 122 f.).

¹⁶ Auf die differenten Orte und Nicht-Orte der Armut in diesem Roman gehe ich ausführlich in meinem Beitrag ein, auf den ich an dieser Stelle verweise. Siehe: Delianidou (2022a). So ist das Ehepaar zum Schluss gezwungen, in eine Laubensiedlung in einem Vorort von Berlin zu ziehen, weil sie sich eine Mietwohnung in der Stadt nicht mehr leisten können (vgl. KM: 232).

¹⁷ Zum ‚Oikodizee‘-Konzept siehe ausführlicher Joseph Vogls Kapitel „Idylle des Markts I“ in Vogl (2010/2011: 31–52). Zur Funktionsweise der Leistungsgesellschaft in der Zweiten Moderne und wie die Risikogesellschaft mit ihrem Flexibilitätsanspruch die soziale Ungleichheit verstärkt, siehe exemplarisch Sennett (1998).

Zudem stellt sich in Anbetracht der galoppierenden Inflation als Folge des Ersten Weltkrieges und der Reparationskosten, die 1923 in eine Hyperinflation überging, und die 1924 in Deutschland mit der Einführung der Reichsmark nur vorübergehend bewältigt werden konnte (vgl. Plumpe 2013: 76 f.),¹⁸ da 1929/30 die Weltwirtschaftskrise einsetzte, die Frage nach dem Tausch-Wert des Geldes neu. Die Hilflosigkeit angesichts dieser Geldentwertung wird an der Witwe Scharrenhöfer in „Kleiner Mann“ evident, die sogar wahnsinnig wird, weil sie nicht verstehen kann, dass „die Zahlen [...] ganz anders [waren], so viele Nullen“ hatten, und ihr Erspartes aus der Gründerzeit dahingeschmolzen war, weil u. a. „ein Pfund Butter dreitausend Mark kostet[e]“ (KM: 32). Ihr bleibt unbegreiflich, wie der Wert des Geldes sich derart verändern kann, also enorm flexibel ist, wie also die Kaufkraft des Geldes bei einer Inflation dramatisch abnehmen kann, also das Preisniveau explosionsartig ansteigt.¹⁹ Hier klingt der veraltete Glaube an die Geldwertstabilität an, wonach sich das Geld am relativ stabilen Wert des Silbers oder Goldes anlehnt, der jedoch mit der Abkehr vom Goldstandard verlassen wurde. Dass das Geld lediglich eine Maßeinheit/Recheneinheit ist, die sich mit der Zeit wandeln kann, eben weil es keine Sache ist, die Wert in sich besitzt, wie die klassischen Ökonomen seit John Locke behaupten, sondern eine soziale Technologie ist,²⁰ muss die Witwe nun schmerzlich erfahren. Ihre Vermutung, ihr Geld sei ihr gestohlen worden, erscheint nicht unbegründet, denn letztendlich wurden die ökonomischen und sozialen Lasten des verlorenen Ersten Weltkrieges von der Masse der Lohn- und Rentenabhängigen und Geldvermögensbesitzern getragen.

Auf der Textebene wird den Rezipient*innen zudem vermittelt, dass die große Wohnung der Witwe, die sie untervermieten muss, um überleben zu können, ein unbewohnbarer „Spekulationskasten“ (KM: 27) aus der Endphase der Gründerzeit ist. Er ist Sinnbild ökonomischer Fehlkalkulationen und krimineller Handlungen dieser ökonomischen Hochstimmungsphase, die in den 1920ern enden soll, und markiert in diesem Roman sowohl das Ende einer Epoche als auch den Aufbruch in eine neue Zeit. Auch Fräulein Dr. Kohler und ihre Mutter im „Käsebier“ müssen aus ökonomischen Gründen ihre riesige Wohnung aus der Gründerzeit an mehrere Mieter untervermieten (vgl. Käsebier: 85–88) und Wertgegenstände verkaufen. Das damals enorme Vermögen von 12 Millionen, das ihr Vater ihnen nach seinem Tode 1915 hinterlassen hatte, hat der Bankier Muschler bei der Inflation verspekuliert (vgl. ebd. 106, 111). Er betreibt jedoch 1930 weiterhin riskante Geschäfte, verliert viel Geld an der Börse (vgl. ebd. 94) und spekuliert mit dem neuen Käsebier-Bau-Projekt, um seinen eigenen drohenden Bankrott zu verhindern (vgl. ebd. 114–117), kann es aber doch nicht und zieht auch andere mit ins Verderben. Es ist bemerkenswert, dass es eine Autorin und Gerichtsreporterin ist – eben Gabriele Tergit –,²¹ die fehlendes ökonomisches Wissen bei denjenigen präsentiert und transparent macht, die darüber verfügen müssten. So stehen Fehlkalkulationen, vor allem im Immobiliengeschäft,

¹⁸ Der Hyperinflation folgte 1927/28 dann eine Deflation (siehe Plumpe 2013: 80 f.).

¹⁹ Zur Inflationstheorie siehe detaillierter eines der Standardwerke der Wirtschaftswissenschaften vgl. Issing (2011: 192 ff.).

²⁰ Siehe dazu Martin (2014: 198, 342 f.).

²¹ Gabriele Tergit (1894–1982) ist Elise Reifenberg, geborene Hirschmann und Journalistin, die neben Feuilletons, Reiseberichten und Glossen für bekannte Berliner Zeitungen, als eine der ersten Frauen in der Weimarer Republik auch Gerichtsreportagen schrieb. Zu dieser Autorin siehe: Köhler (2002), Stephan (1995: 292), Schütz (2008: 227 ff.), Sucker (2009) und Jens Brünings „Nachwort“ und die „Zeittafel Gabriele Tergit“ in der hier untersuchten „Käsebier“-Ausgabe: 263–271.

Korruption und Beamtenbestechung an der Tagesordnung, und kriminelle Finanzhandlungen sind gang und gäbe, um skrupellos Gewinn zu maximieren.

Der schwindende Tauschwert des Geldes erhält neben der rein ökonomischen auch eine emotionale und moralische Qualität. Die hier untersuchten Romane verknüpfen den Tauschwert des Geldes mit der Frage nach einem grundsätzlichen Werteverlust, der auf allen Ebenen der Gesellschaft zu beobachten ist. Fallada beschreibt den Werteverlust der Einzelpersonen, wie z. B. den Mias, Pinnebergs Mutter, die mit ihrem Lebensgefährten Jachmann in ihrer Wohnung ein illegales Bordell betreiben (vgl. KM: 120), oder etwa die reiche Fabrikantenehefrau Rusch, die ihre Schulden bei den Pinnebergs für erbrachte Dienstleistung nicht bezahlen will, obwohl sie die geringe Summe von sechs Mark sicherlich leicht aufbringen kann (vgl. ebd. 228). Der Text bringt zudem zum Ausdruck, dass dieser Werteverlust traditionelle Familienstrukturen zerstört, so beutet Mia aus Geldgier ihren Sohn finanziell aus und lässt seine Kleinfamilie verarmen, statt ihn zu unterstützen, obwohl sie „über dreißigtausend Mark auf der Bank hat“ (ebd. 244).

„Die Kultur des neuen Kapitalismus“ ist von diesem Werteverlust geprägt, der alle Lebensbereiche umfasst, und trägt zur Potenzierung der Krisen bei, wie im „Käsebier“ evident wird. Nicht mehr Qualität und Wertarbeit zählen – wie in den Zeiten zuvor – sondern allein die Gewinnmaximierung, sei es nun im Bau- und Pressewesen oder im medizinischen Bereich: Exemplarisch seien die Baumängel der Mietwohnungen genannt:

Die Zimmer liegen so unglücklich, daß kein Mensch die Wohnungen will [...]. Es gab immer neuen Ärger. Türen lagen so, daß keine Betten im Schlafzimmer gestellt werden konnten, in den Küchen hatte kein Schrank Platz, in den Badezimmern war kein Waschbecken. Die Vermietung kam nicht vorwärts. (Käsebier: 191)

Denn „beim Bauen kommt’s nicht mehr auf den Bau an [...] Bei der Zeitung kommt’s nicht mehr auf den Inhalt an“ (ebd. 192), sondern auf die „fette Beute“, also auf den ökonomischen Gewinn. Und das wird auch bei der mangelhaften medizinischen Betreuung eines Kindes deutlich, das letztlich wegen ärztlichen Pfuschs an Tuberkulose stirbt (vgl. ebd. 209). Diesen Werteverfall prangert u. a. Miermann an, der als Relikt einer verloren gegangenen Zeit an dieser anbrechenden neuen Zeit scheitert und stirbt. Seine Trauerrede anlässlich des Todes dieses Kindes bringt es auf den Punkt: Die Lehren aus der griechischen Mythologie und „religiösen Formeln zweier Jahrtausende“ (ebd. 215) der großen Weltreligionen haben diese Entwicklung ethischen Verfalls nicht aufhalten können, wie er feststellt.

Wir hier unten, die wir Sünder sind allzumal, die wir ohne Not gelogen und betrogen, die wir uns der Macht gebeugt, dem Guten verschlossen und unseren Vorteil gesucht haben, die wir unseren Nebenmenschen nicht geliebt haben und unsere Türe und unsere Augen und unsere Ohren verschlossen haben seiner Not. (Ebd. 213 f.)

Dies wird auch bei seiner eigenen Beerdigung deutlich, bei der Frächter – der für Miermanns Tod mitverantwortlich ist, da er ihn wegrationalisiert hat – in seiner Trauerrede ethische Begrifflichkeiten zu Leerformeln, Floskeln ohne Inhalt, mutieren lässt, da er vorgibt, diese zu verteidigen, in Wirklichkeit aber das Gegenteil praktiziert. Diese Textstelle ist äußerst zynisch, fast scheint es, als trage der Manager Frächter schadenfroh als Vertreter dieser Kultur des neuen

Kapitalismus den „Geist“, also die Kultur der Ersten Moderne, die noch von ethischer Verantwortung auf allen Ebenen getragen sein soll, zu Grabe:

„Wir Verleger“, schloß er, „Wir Verleger wissen, daß beim Verlag alles der Schriftsteller ist, alles der Journalist, alles der Geist. Wir Verleger, wir Geschäftsleute sozusagen, wir sind nur die Handlanger, die den Journalisten, dem Geist helfen wollen. Denn letzten Endes ist der Inhalt das Wichtigste, der Kern, nicht die Schale. Und so neige ich mich hier vor einem Vertreter des Geistes, vor einem Vertreter des Journalismus, vor einem jener letzten, ehrlichen Diener des Wortes, die selten und immer seltener werden. Friede sei mit ihm!“ (Ebd. 230)

Die Krisen potenzieren sich sowohl auf politischer Ebene, da eine Diktatur bevorsteht, als auch auf wirtschaftlicher (vgl. ebd. 234). Eine neue Zeit ist angebrochen, in der „der Schuldner triumphiert [...] und der Gläubiger zusammenbr[icht]“ (ebd. 236), da Geschäftsmänner wie Muschler das Wirtschaftsparkett beherrschen: Sie können nämlich juristisch nicht mehr belangt werden, wenn sie bankrottgehen, denn sie retten ihren Privatbesitz, indem sie es nicht in das Firmenvermögen einfließen lassen, und leben somit letztlich auf Kosten ihrer Gläubiger (vgl. ebd. 252). Das Geschäftsethos einer vergangenen Unternehmergeneration, die sogenannte „Kaufmannsehre“ stirbt aus, wie Muschlers alter Onkel desillusioniert anmerkt (vgl. ebd. 252 f.). Begriffe wie „seinen guten Namen bewahren“ oder „Ehrgefühl beweisen“ zählen – wie der Text über den Dialog zwischen zwei alten Geschäftsleuten und Vertretern der Ersten Moderne demonstriert – nicht mehr angesichts der Chance, unredlich erworbenes Geld in die Schweiz zu retten, um auf Kosten anderer in Luxus zu leben (vgl. ebd. 245), denn es „war eben viel bequemer, mit Schulden in die Schweiz zu ziehen als zu verarmen“ (ebd. 246).

Selbst die intimsten, privaten Beziehungen werden vom Werteverlust nicht verschont, auch daran wird der Übergang zur Zweiten Moderne augenfällig. Es kommt nämlich zur Ökonomisierung der Geschlechterrollen und Geschlechterbeziehungen, die – wie das Geld selbst – erodieren. Die aus ökonomischen Interessen eingegangene Ehe von Ella Waldschmidt mit Dr. Kaliski im „Käsebier“ ist ein Paradebeispiel dafür: Sie ist die Tochter eines reichen Mannes und er mit seinem „nationalökonomischen Doktor“ (ebd. 184) scheint ein idealer Partner zu sein, um die Familiengeschäfte zu führen. Als er sich jedoch geschäftlich verkalkuliert, lässt sie sich schnell von ihm scheiden und heiratet Frächter, den vielversprechenden neuen Managertyp. Zudem wird am scheiternden Verhältnis zwischen Fräulein Dr. Kohler und Meyer-Paris die sich veränderte Geschlechterbeziehung deutlich, denn die beiden werden kein Paar, weil Meyer-Paris sich nicht festbinden kann, aus Angst vor Verantwortung. So gibt er als Ausreden vor, keine Zeit für längere Treffen zu haben, oder gibt seiner beruflichen Karriere als Auslandsjournalist Priorität (vgl. ebd. 199 ff.), alles Anzeichen dessen, dass die Zeitdimension des neuen Kapitalismus, diese auf Kurzfristigkeit angelegte Gesellschaft, „das Gefühlsleben der Menschen außerhalb des Arbeitsplatzes am tiefsten berührt“ (Sennett 1998: 28), da die Menschen immer weniger bereit sind Verpflichtungen und dauerhafte soziale Beziehungen einzugehen (vgl. ebd. 30 f.). Zudem verändern sich die Geschlechterrollen der Frauen bedingt durch die veränderte Arbeitswelt, in die sie seit dem Ersten Weltkrieg verstärkt eindringen: Sie lösen sich allmählich von den patriarchalen Strukturen, wie dies z. B. an der geschiedenen Käte deutlich wird, die sich beruflich selbständig macht (vgl. u. a. Käsebier: 128), und die den Frauentyp der Neuen Sachlichkeit, die sogenannte „Neue Frau“ repräsentiert, bei all ihrem Freiheitsdrang

jedoch gefühlskalt und beziehungsunfähig wird. Damit entspricht sie der neusachlichen „kalte persona“, die die „Verhaltenslehre der Kälte“ im Sinne Helmut Lethens annimmt (siehe Lethen 1994), – obwohl sie sich unterbewusst nach Zärtlichkeit und menschlicher Wärme sehnt:

Ich [Käte] hab zu jung geheiratet. Ich hab meinen Mann *nicht* geliebt, wie Sie wissen. Ich hätte eine herrliche Geliebte werden können, aber so wurde ich ein kaltes Stück. Das ist ein schweres Problem. Ich habe mit andern angefangen. Es waren unglückselige Beziehungen zwischen drei und fünf Uhr nachmittags. Ich hab mich immer wieder verliebt. Ich hab auf die Dauer niemanden ertragen, aber ich wollte es auch nicht. [...] Sie verlangte nach Zärtlichkeit, nach einem guten Wort, um das Menschliche wiederzufinden, trotzdem er [Miermann] ihr nicht appetitlich war. (Käsebier: 210 f.; Hervorhebung i. O.)

Fatal ist, dass sie von Miermann, also ausgerechnet von dem Mann vergewaltigt wird, der ansonsten für ethische Werte einsteht. Der Text schildert letztlich auch die Geschlechterbeziehungen in einem Zwischenstadium, in einer Übergangsphase.

Ferner scheint in „Kleiner Mann“ das Familienidyll, das als einziger Wert, der Pinneberg und Lämmchen geblieben ist, und das ständig heraufbeschworen wird, durch Jachmann, der ihnen in Notfällen mit Geld aushilft und anscheinend ein Auge auf Lämmchen geworfen hat, gefährdet (vgl. KM: 193). Selbst in diesem Roman, in dem das Eheglück und Familienidyll beider perfekt zu sein scheint, schafft das „böse Geld. [d]as liebe Geld“ (ebd. 34), diese Beziehung in Frage zu stellen: Während Jachmann „Geld [...] wie Mist“ (ebd. 189) hat, kann der arbeitslose Pinneberg zu Romanende seiner Familie materiell nicht einmal das Nötigste bieten. Die tradierten Geschlechterrollen werden vertauscht, denn seine Frau arbeitet, während er den Haushalt führt und ihr Kleinkind hütet. Der verarmte Protagonist, dem man seine Armut an der schäbigen Kleidung ansehen kann, wird sozial an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Dies macht die Szene, in der ein Polizist ihn unwirsch vor einem Schaufenster – dem Symbol der Konsumgesellschaft schlechthin – verjagt, besonders brutal deutlich:

Pinneberg möchte sprechen, Pinneberg sieht den Schupo an, seine Lippen zittern, Pinneberg sieht die Leute, gutgekleidete Leute, ordentliche Leute, verdienende Leute. [...] Und plötzlich begreift Pinneberg alles, angesichts dieses Schupos, dieser ordentlichen Leute, dieser blanken Scheibe begreift er, daß er draußen ist, daß er hier nicht mehr hingehört, daß man ihn zu Recht wegjagt: ausgerutscht, versunken, erledigt. (Ebd. 239)

Das ist nicht das erste Mal, dass er sozial ausgegrenzt wird, die erste Demütigung, die er erfährt, weshalb er auch an Selbstmord denkt. Seine Frau Lämmchen wird zum Sprachrohr der Kritik an dieser neuen, flexiblen Arbeitswelt und Kultur, sie durchschaut die Strukturen, die hinter seiner Marginalisierung stecken:

„Natürlich mache ich mir Sorgen. Sie werden nachher schon sehen, was die in zwei Jahren aus meinem Mann gemacht haben. Und er ist doch ein wirklich anständiger Kerl ...“ [...] „Es wäre nicht nötig gewesen, daß sie so auf ihm rumgetrampelt haben. [...] Das ist ja gerade das Schlimme, daß er hier draußen sitzt und nichts hat, worum er kämpfen kann. [...] Aber sehen Sie, er ist ja so kaputt, irgendwas kann ihm passieren [...]“ (Ebd. 242)

3. Die aufkommende Risikogesellschaft: Episodenhafte Wirtschaftssatiren mit offenem Schluss

Angesichts der singulären Zeitqualität dieser Schwellensituation, der Zeitknappheit der Individuen, wie sie z. B. in Telefongesprächen im „Käsebier“ oft hervorgehoben wird (vgl. Käsebier: 28–31, 114–119),²² und dem permanenten Werteverlust im Arbeits- und Lebensbereich, fällt auf, dass sowohl Autorin als auch Autor folgende narrative und ästhetische Strategien verwenden: Zum einen bedienen sie sich der Wirtschaftssatire, bissiger Ironie und Sarkasmus, um diesem Stoff Herr zu werden, und zum anderen bevorzugen sie die Einflechtung kleiner Episoden, um an Fallbeispielen ihrer Kritik Ausdruck zu verleihen. Vor allem aber lassen sie ihre Romane offen enden, denn die Protagonist*innen gehen einer risikobehafteten ungewissen Zukunft entgegen, und auch wenn in den untersuchten Texten noch nicht alle Merkmale dieser Risikogesellschaft, wie sie Ulrich Beck beschreibt, anzutreffen sind, so kann der Übergang dahingehend beobachtet werden.

Die Transformation von der Ersten Moderne – definiert durch kollektive Lebensmuster, Vollbeschäftigung, National- und Sozialstaat, ausgeblendete und ausgebeutete Natur – zur Zweiten Moderne – definiert durch ökologische Krisen, zurückgehende Erwerbsarbeit, Individualisierung, Globalisierung und Geschlechterrevolution. (Beck 2007: 45)²³

erzeugt eben diese Risikogesellschaft. Sennett betont: „Die Risikobereitschaft wird heute aber nicht mehr nur Venturekapitalisten oder außerordentlich abenteuerlichen Individuen zugemutet. Das Risiko wird zu einer täglichen Notwendigkeit, welche die Masse der Menschen auf sich nehmen muß“ (Sennett 1998: 105), eine Entwicklung, die in beiden hier untersuchten Romanen sichtbar wird, und für die auch folgende Feststellung zutrifft:

Nicht, daß die Gesellschaft in Gewinner und Verlierer aufgespalten wird, ist [...] das Besondere des Risikoregimes. Galt dies doch für alle Gesellschaften in allen Epochen. Entscheidend ist vielmehr, daß selbst die Regeln, wie man gewinnt und verliert, für die arbeitenden Individuen unscharf und unfaßbar werden. Das Flexibilitätsregime heißt letzten Endes: Freue dich, dein Können ist veraltet und niemand kann dir sagen, was du lernen muß, damit du in Zukunft gebraucht wirst! (Beck 2007: 119)

Diese Erfahrung macht exemplarisch die Figur Pinneberg, der – obwohl er sein Verkaufssoll übererfüllt – entlassen wird, ohne zu wissen weshalb. So bleibt infolgedessen im „Kleiner Mann“ bis zum Schluss offen, ob Lämmchen sich nicht doch von ihrem Mann trennen wird, um dem Risiko der Armut zu entgehen, auch wenn der Roman mit einer unglaublichen Idylle, der Erinnerung an ihre erste Liebesnacht endet:

Sie wird festgehalten, der Junge [Pinneberg] hält sie fest, er schluchzt, er stammelt: „Oh, Lämmchen, was haben sie mit mir gemacht ... Die Polizei ..., heruntergestoßen haben sie mich vom Bürgersteig ..., weg-

²² Zum Telefon als zentrales Kommunikations-Medium in der Geschäftswelt der Ökonomie seit der Zwischenkriegszeit und alltäglichem Gebrauchsgegenstand hin zur Zweiten Moderne, „da es das schnelle Tempo dieser Zeit, rasanten Informationsfluss, Raumüberwindung und effiziente Organisationsstrukturen ebenso fördert, wie die Aufhebung der Trennung zwischen Berufs- und Privatleben“ siehe meinen Beitrag Delianidou (2022b: 94–96).

²³ Detaillierter zum Übergang von der Ersten zur Zweiten Moderne und ihren wesentlichen Merkmalen siehe Beck (2007: 45–65, 102–125).

gejagt haben sie mich ..., wie kann ich noch einen Menschen ansehen ...?‘ Und plötzlich ist die Kälte weg, eine unendlich sanfte, grüne Woge hebt sie auf und ihn mit ihr. Sie gleiten empor, die Sterne funkeln ganz nahe; sie flüstert: ‚Aber du kannst mich doch ansehen! Immer und immer! Du bist doch bei mir, wir sind doch beisammen ...‘ Die Woge steigt und steigt. Es ist der nächtliche Strand zwischen Lensahn und Wiek, schon einmal waren die Sterne so nah. Es ist das alte Glück, es ist die alte Liebe. Höher und höher, von der befleckten Erde zu den Sternen. Und dann gehen sie beide ins Haus, in dem der Murkel schläft. (KM: 247)

Fallada scheint mit dieser rhetorischen Figur der Metalepse, der Verwischung der Raum- und Zeitebenen in der Schlusszene, eine alte Zeit heraufzubeschwören, oder die Zeit einzufrieren, obwohl sich die Zeiten längst geändert haben. Er spielt mit dem hier inszenierten romantischen Liebescode, der trivialen Liebesfilmen seiner Zeit abgeschaut zu sein scheint und destruiert ihn, indem er ihn ins Fantastische verbannt. Beide Figuren widersetzen sich noch dem sozial-moralischen Werteverlust, der in der Bevölkerung längst Einzug gehalten hat: Lämmchen, indem sie Pinneberg bisher nicht mit Jachmann betrügt und ihr Mann, indem er versucht „ohne Schwindel und Lüge“ an Geld zu kommen, sich also den „Luxus“ der Ehrlichkeit leistet, indem er nicht andere betrügt oder stiehlt (vgl. ebd. 243 f.). Aber der Roman lässt offen, wie lange die Protagonist*innen diesem ethischen Anspruch in allen Bereichen treu bleiben können, da Armut und das Risiko einer ungewissen Zukunft sie bedrückt. Die Liebesidylle am Schluss erscheint letztlich aufgesetzt und unrealistisch, betont eher umso mehr den Zustand, sich in einer Schwellensituation zu befinden. Wie Tergit, so verrät auch Fallada bereits im Untertitel des Romans seine zentrale Aussageabsicht: Die Ungewissheit der Zukunft, die nur ein offenes Ende mit der Fragestellung *was nun?* zulässt.

Im „Käsebier“ wird der Übergang in eine neue Zeit mit offenem, risikobeladenem Ende explizit und ist nicht nur pessimistisch dargestellt. Fräulein Dr. Kohler sieht darin die Chance zu einem Neuanfang: Ihre finanzielle und berufliche Stellung bleibt zwar in der Schwebe, denn Fleiß und Sparsamkeit garantieren keinen Erfolg mehr (vgl. Käsebier: 243), aber sie tritt entschlossen und kampfbereit dieser vagen Zukunft entgegen und scheut sich nicht vor grundlegenden Veränderungen. So ändert sie ihr Aussehen, befreit sich vom Mobiliar ihrer Eltern aus der Gründerzeit, und beabsichtigt in eine kleinere Wohnung zu ziehen, da, wie sie sagt, in dieser Zeit eh nichts mehr Bestand hat, alles flüchtig ist, denn das neue Motto ist, „[l]eicht sein, beweglich sein!“ (ebd. 242, vgl. auch ebd. 239). Sie erlebt in Ansätzen eben dieses Driften der Individuen im neuen Kapitalismus, das Sennett beschreibt: „Hat nichts Bestand? Dachte Fräulein Dr. Kohler. ‚Würden wir verschüttet wie Pompeji, wäre nichts wert, ausgegraben zu werden? Ist alles Mist, was wir gemacht haben? [...] Aus. Aus. Alles andere war für eine veränderte Zeit unbrauchbar.“ (Ebd. 241) Sennett stellt diesen Zustand der Individuen folgendermaßen dar:

Heute wird der Begriff ‚flexibler Kapitalismus‘ zunehmend gebraucht, um ein System zu beschreiben, das mehr ist als eine bloße Mutation eines alten Themas. Die Betonung liegt auf der Flexibilität. Starre Formen der Bürokratie stehen unter Beschuß, ebenso die Übel blinder Routine. Von den Arbeitnehmern wird verlangt, sich flexibler zu verhalten, offen für kurzfristige Veränderungen zu sein, ständig Risiken einzugehen und weniger abhängig von Regeln und förmlichen Prozeduren zu werden. (Sennett 1998: 10)

Diese „auf das Kurzfristige ausgerichtete Ökonomie“ (ebd. 11) verändert den Charakter der Individuen, die zu flexiblen Menschen werden, für die die Zeit, in der sie leben nicht mehr berechenbar ist (vgl. ebd. 16). Für sie existiert kein kohärenter Zeitablauf, aus dem sie ihre

Identität und somit Selbstachtung schöpfen könnten (vgl. ebd. 17), was vor allem an der Figur Pinneberg in „Kleiner Mann“ deutlich wird. Stattdessen leben sie „unter der Angst, die Kontrolle über ihr Leben zu verlieren“, da sie sich „auf eine fremdbestimmte Zeiteinteilung einlassen“ (ebd. 21) müssen, so dass sie letztlich „in einem Zustand des Dahintreibens [...] geraten“ (ebd. 22). „Die Erfahrung einer zusammenhanglosen Zeit bedroht die Fähigkeit der Menschen, ihre Charaktere zu durchhaltbaren Erzählungen zu formen“ und schließt die Gefahr mit ein, „ethisch und emotional zu Driftern“ (ebd. 37) zu werden. Es wird also immer schwieriger, nach zeitlosen Werten zu greifen (vgl. ebd. 36), wie auch beide Romane betonen.

Der ökonomische Werteverlust des Geldes – wie er eben gerade in Inflationszeiten besonders evident wird – zieht also weitreichende sozial-moralische Werteverluste nach sich. Beide hier untersuchten Wirtschaftssatiren warnen davor, dass die ökonomische Krise letztlich auch zur Krise in der Politik führt, und dem damit einhergehenden Risiko, dass ein totalitäres System – wie das der Nationalsozialisten – an die Macht kommt, um eben dieses entstandene Wertevakuum zu füllen. Vom Optimismus kann demzufolge sowohl im „Käsebier“ als auch im „Kleiner Mann“ zum Schluss nicht die Rede sein, denn mit der fetten Beute, also wirtschaftlicher Prosperität ist es aus, und übrig bleibt: „Heil und Sieg“ (Käsebier: 260). Angesichts dieser unheilvollen Entwicklung wagen Autorin und Autor nur ein offenes Ende. Das sollte auch uns heute aufhorchen lassen, obwohl wir uns unlängst kultursoziologisch in einer Dritten Moderne,²⁴ mit neuen Herausforderungen der Digitalisierung befinden. Denn die Gefahr der politischen Radikalisierung und Inflation der Werte – nicht zuletzt aufgrund einer flexiblen und prekären Arbeitswelt, steigender Arbeitslosigkeit und sozialer Verarmung – ist wieder präsent, wie u. a. die Europawahlen im Sommer 2024 oder die Bundestagswahlen in der BRD 2025 belegen.

Literatur

- Balint, Iuditha (2014): Einleitung I: Was ist literarische Ökonomik? Wesensbestimmung und Entwicklung einer Methode. In: Balint, Iuditha/Zilles, Sebastian (Hg.): Literarische Ökonomik. Paderborn: Wilhelm Fink, S. 9–16. https://doi.org/10.30965/9783846754986_003.
- Bauman, Zygmunt (2003): Flüchtige Moderne. Aus dem Englischen von Reinhard Kreissl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (2007): Schöne neue Arbeitswelt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Delianidou, Simela: (2022a): Das räumliche Wissen der Literatur über Armut: Hans Fallada Kleiner Mann – was nun? (1932). In: Literatur für Leser 42 (19/1), S. 1–28. <https://doi.org/10.3726/lfl.2019.01.01>.
- Delianidou, Simela (2022b): Panoptismus am Beispiel des Mediums Telefon: Eine diachrone Betrachtung. In: Erdbrügger, Torsten/Schüller, Liane/Jung, Werner (Hg.): Mediale Signaturen von Überwachung und Selbstkontrolle. Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 85–104.
- Fallada, Hans (1950): Kleiner Mann – was nun? Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

²⁴ Shoshana Zuboff spricht von der sogenannten Dritten Moderne. Siehe dazu Zuboff (2018).

- Issing, Otmar (2011): Einführung in die Geldtheorie. München: Franz Vahlen.
<https://doi.org/10.15358/9783800643158>.
- Kocka, Jürgen (2014): Geschichte des Kapitalismus. München: C. H. Beck.
<https://doi.org/10.17104/9783406654930>.
- Köhler, Carola (2002): Ich finde, die Akademikerinnen sind arg ins Hintertreffen gekommen. Die Schriftstellerin Gabriele Tergit. In: Scheinschlag Ausgabe 02-2002.
http://www.scheinschlag.de/archiv/2002/02_2002/texte/30.html (letzter Zugriff: 26.08.2025).
- Lethen, Helmut (1994): Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuchen zwischen den Kriegen. Frankfurt a. M.: Edition Suhrkamp.
- Martin, Felix (2014): Geld, die wahre Geschichte. Über den blinden Fleck des Kapitalismus. Aus dem Englischen von Thorsten Schmidt. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Plumpe, Werner (2013): Wirtschaftskrisen. Geschichte und Gegenwart. München: Beck'sche Reihe. <https://doi.org/10.17104/9783406615009>.
- Schütz, Erhard (2008): Von Fräulein Larissa zu Fräulein Dr. Kohler? Zum Status von Reporterinnen in der Weimarer Republik – das Beispiel Gabriele Tergit. In: Fähnders, Walter/Karrenbrock, Helga (Hg.): Autorinnen der Weimarer Republik. Bielefeld: Aisthesis, S. 215–237.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Deutsch von Martin Richter. Berlin: Berlin Verlag.
- Stephan, Inge (1995): Stadt ohne Mythos. Gabriele Tergits Berlin-Roman „Käsebier erobert den Kurfürstendamm“. In: Becker, Sabina/Weiß, Christoph (Hg.): Neue Sachlichkeit im Roman. Neue Interpretationen zum Roman der Weimarer Republik. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 291–313. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03575-2_15.
- Sucker, Juliane (2009): Unsichtbar steht ein großes Hackenkreuz vor dem Richterstuhl. Zum Geburtstag der Schriftstellerin und Journalistin Gabriele Tergit. In: Jüdische Zeitung 3 (43), S. 20. <https://web.archive.org/web/20090906200941/http://www.j-zeit.de/archiv/artikel.1793.html> (letzter Zugriff: 26.08.2025).
- Tergit, Gabriele (2004): Käsebier erobert den Kurfürstendamm. Das neue Berlin. Berlin: Das Neue Berlin.
- Vogl, Joseph (2010/2011): Das Gespenst des Kapitals. Zürich: diaphanes.
- Willke, Gerhard (2006): Kapitalismus. Frankfurt a. M.: Campus.
- Zuboff, Shoshana (2018): Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus. Aus dem Englischen von Bernhard Schmid. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Gewalt des Textes und Formen gegengiftartigen Erzählens in Marcel Beyers „Flughunde“

Zoltán Mikoly 

Universität Debrecen
mikoly.zoltan@arts.unideb.hu

Abstract

Marcel Beyer's „*Flughunde*“ places the voice at the center – as an acoustic phenomenon, a political instrument, and a narratological category. Focusing on the character of Heinrich Karnau, a self-proclaimed voice researcher working for the Nazi propaganda apparatus, the novel explores violence not only thematically but also structurally. This analysis shows how a resistant force emerges within the polyphonic structure of the text, opposing totalitarian discourse. Karnau distances himself from the Nazi “clear speech” and turns toward an opaque, pre-semiotic voice – a gesture of desamentization. The article reads „*Flughunde*“ as a literary intervention against populist and nationalist rhetoric, demonstrating how the text articulates resistance and operates as a linguistic antidote to Nazi power. It also draws on Beyer's poetological essays, where the novel's literary strategy is already foreshadowed.

Keywords

Beyer, *Flughunde*, National Socialism and literature, narratology, poliphony, voice, textual violence, aesthetics of violence, resistance, literature and sound

Einführung

Es gibt kaum einen anderen Roman in der deutschsprachigen Literatur – vielleicht auch keinen in der Weltliteratur –, in dem die Stimme als akustisches Phänomen, philosophische Größe, politisches Mittel und narratologische bzw. literaturwissenschaftliche Analysekategorie so intensiv im Vordergrund steht wie in Marcel Beyers „*Flughunde*“.¹ Der Roman erzählt durch die Stimme Helga Goebbels' – der ältesten Tochter des Propagandaministers von Hitler – sowie durch die einer fiktionalen Figur namens Heinrich Karnau von den letzten Jahren des Dritten Reiches, einschließlich der Ermordung der Goebbels-Kinder.

Heinrich Karnau ist ein selbsternannter Stimmenforscher: Während er auf Bitte des Propagandaministers die Goebbels-Kinder beaufsichtigt, trägt er als Experte zum Erfolg der nationalsozialistischen Propaganda bei, indem er den gesamten auditorischen Apparat für die öffentlichen Auftritte nationalsozialistischer Redner einrichtet und für eine akustische Qualität sorgt, die im Hörraum auch das Innere der Zuhörer berühren kann. Seine Tätigkeit ist jedoch nicht nur technisch-organisatorischer, sondern auch wissenschaftlicher Natur: Karnau studiert besessen die Anatomie menschlicher Stimmorgane, schreibt den Stimmbändern als Projektionsfläche des menschlichen Lebenslaufs große Bedeutung zu und bewundert die Flughunde, die sich seiner Meinung nach mithilfe ihrer Stimme orientieren können.

Nicht zu schweigen von Karnaus Ziel, eine Stimmkarte Deutschlands zu erstellen, indem er menschliche Stimmen aufnimmt – in der Hoffnung, auf diese Weise die sogenannte Ur-Stimme

¹ Der Roman wird im Folgenden als „FH“ direkt im Haupttext nachgewiesen.

zu finden. Um diesem Ziel näherzukommen, hört er sich nachts fasziniert seine Tonaufnahmen an: darunter herkömmliche Straßengespräche, das Stöhnen eines fremden Paares beim Geschlechtsverkehr, die Stimmen sterbender Soldaten auf dem Schlachtfeld sowie die Laute taubstummer Patienten, aus denen Karnau und seine Kollegen durch chirurgische Eingriffe die Urstimme herauszulocken versuchen. Karnau, der in Joseph Gall, dem Begründer der Phrenologie, ein Vorbild sieht, assistiert bei medizinischen Experimenten und schreckt im Interesse seiner Stimmenforschung auch vor schmerzhaften, menschenunwürdigen Methoden nicht zurück.

Der Roman bietet ein faszinierendes literarisches Terrain, auf dem Gewalt in der Literatur (Gewaltthematik) und Gewalt der Literatur (also die Gewaltförmigkeit des Textes bzw. Diskurses) pointiert aufeinandertreffen.² Die facettenreiche Gewaltthematik des Romans kann an Einschreibungen des Romans in (gewaltproduzierende) Diskurse der NS- und der Nachkriegszeit ertappt werden: so etwa in das Dispositiv Laut/Sprecher (Mikoly 2023), in die Wissenschaftsgeschichte im Umgang mit Behinderten (Düwel 2018), in die Eugenik (Atze 2003) und in juristische Diskurse des Eichmann-Prozesses (Braun 2018).

Dennoch entfaltet der Roman seine literarisch eminenteste Kraft dort, wo sich – auch wenn „nur“ latent – die Gewalt bzw. der Widerstand des Textes in den Vordergrund schiebt. Wie ich in einer früheren Studie (Mikoly 2024) gezeigt habe, wäre es aus diesem Blickwinkel eine vereinfachende Lektüre, Karnaus Figur und sein Projekt nur diesseits der NS-Gewalt und ihn als bloßen Vollstrecker des Regimes zu lesen. Bei genauerem Hinsehen erscheint Karnau als eine Figur des Widerstands, insofern er sich dem Klartext der Nazi-Stimme, ihrer schematisierenden, schwarz-weißen Semantik – dem aggressiven Symbolischen der Herren-Stimme – entzieht und sich stattdessen der opaken Desemantik zuwendet. Er zeigt Offenheit für die fremden Spuren der Sprache der Siegermächte und engagiert sich für die Auffindung des präsemiotischen Zeichens. Diese Tendenz wird auch durch die Licht- bzw. Schattenmetaphorik des Textes verstärkt.³

Eine tiefgehende Analyse konnte bzw. kann somit aufzeigen, dass bereits innerhalb der diegetischen Welt bzw. des Narrativs eine latent widerständige Kraft wirksam ist, die das NS-Regime – und auf einer allgemeineren Ebene eine populistisch-nationalistische Rhetorik – kritisch reflektiert und vor deren Gefahren warnt. Der vorliegende Beitrag möchte diesen Gedanken weiterverfolgen und der Frage nachgehen, inwiefern der Diskurs des Textes durch sein polyphones Gefüge, durch die Ineinander-Überblendung von Figuren, Erzählstimmen und Wahrnehmungsweisen auch narratologisch gegen feste Zuschreibungen – und damit gegen die NS-Macht – gerichtet ist. Darüber hinaus soll gezeigt werden, dass der Text nicht nur einen widerständigen, sondern einen regelrecht gegengiftartigen Diskurs entfaltet, der die erzählte NS-Macht sprachlich vernichtet. Da dieses Potenzial auch in Beyers poetologischen Essays wurzelt, lohnt es sich, ein Unterkapitel seinen metaliterarischen Überlegungen zu widmen.

² Zu *Gewalt in der Literatur* und *Gewalt der Literatur* siehe ausführlicher: Geier (2005: 3–4).

³ Zum widerständigen Potential der Akustik in Marcel Beyers „Flughunde“ siehe ausführlicher: Mikoly (2024: 77–89).

Eine Poetologie des Widerstands und des Gegengifts

„Nie wieder Sauberes, bitte, nie wieder Reines.“ (Beyer 2014) – so lautet die Zentralthese von Beyers Dankrede bei der Entgegennahme des Oskar Pastior Preises im Jahre 2016. In seiner Rede setzt Beyer Pastiors Gedichte mit Josef Weinhebers „Hymnus auf die deutsche Sprache“ in Kontrast und äußert sich zu seinen eigenen Lyriklesegewohnheiten als Jugendllicher: Jandl, Mayröcker, Celan und Pastior bedeuteten für ihn die ersten bedeutsamen Berührungspunkte mit der Lyrik. Ihre „Fremdsprachenoffenheit“ (ebd.) galt für ihn später als Muster, die dann auch Beyers eigenem Literaturverständnis zugrunde liegt. Ferner kommt er in diesem Kontext zu der folgenden Feststellung: „Bundesdeutsche Vorstellungen von ‚Deutlichkeit‘, überhaupt jeglicher Klartextpredigergestus im Gedicht ist mir darüber bis heute fremd geblieben“ (ebd.). Diese Abneigung von Beyer ist so stark in seinem Konzept von Literatur bzw. literarischem Schreiben vorhanden, dass sie seine ganze Poetologie beeinflusst und zu der Herausbildung seines ästhetischen Kompositionsprinzips der „Überlagerung“ enorm beiträgt – wie es von Christian Klein betont wird (vgl. 2018: 16–19). Beyer plädiert dafür mit den folgenden Worten: „Schreiben heißt auch sich der *Überlagerung* [Hervorhebung Z.M.] von Bildern nicht zu widersetzen, selbst wenn sie aus unterschiedlichen Erfahrungszusammenhängen, verschiedenen Zeitschichten oder spezifischen medialen Sphären stammen“ (Beyer 2014: 99). Dementsprechend liefert sich der Autor beim Schreiben jeglicher Transgression (zwischen Zeitschichten, Gattungen, Sprachen, Wahrnehmungsmodi und zwischen Fiktion und Faktualität) aus, um Sachen in neue Zusammenhänge zu bringen, sie anders als erwartet zu beleuchten und dadurch neue Wirklichkeiten zu stiften. Für Beyer liegt das literarische Schaffen also darin „in einem Text ein Gefüge von Bildern und Motiven zu entdecken, ihn als Struktur von Übergängen, Lichtwechseln, Tönen und Tönungen aufzufassen“ (Beyer 2018: 18, zit. nach Klein 2018: 18). Damit hängt die markante Ablehnung von *Beschreibung* als Technik des literarischen Schreibens bei Beyer eng zusammen: „Schreiben: Für mich kein Abbildungsversuch, sondern ein bildgebendes Verfahren“ (ebd.). Beyers literarisches Schreiben ist also nicht gleich mit einem rein beschreibenden Gestus, der von Handke scharf kritisierten Beschreibungsimpotenz.⁴ Beyer vertritt – so Klein – in seiner Poetologie eine Haltung, die ihn in der Traditionslinie des postmodernen Autorkonzepts und solcher literarischen und literaturwissenschaftlichen Vorfahrten positionieren wie Julia Kristeva, Michail Bachtin, Roland Barthes, Marcel Proust, Friedrich Kittler, Georges Perec usw. (vgl. Klein 2018: 12–13).

Die Wirkung von Perec ist Beyers Lichtenberg-Poetikvorlesungen „XX“ eindeutig zu entnehmen: In „XX“ parallelisiert der Autor die Techniken seines literarischen Schreibens mit denen des französischen Schriftstellers und weist sogar auf künstlerisch-habituelle Ähnlichkeiten zwischen sich und Perec hin. Aus der Perspektive der vorliegenden Untersuchung ist „XX“ deswegen grundlegend, weil man dadurch auch Einblicke in Beyers Sprachauffassung gewinnt, die der Überlagerung als ästhetisches Prinzip zugrunde liegt. Dementsprechend steht ‚XX‘ bei Beyer für die Leerstelle, um die herum sich der literarische Text organisiert. ‚XX‘ gehört ihm zufolge zur Natur der (literarischen) Sprache. ‚XX‘ bedeutet aber keine Auslöschungen, die

⁴ Vgl. Peter Handkes Rede anlässlich der Tagung der Gruppe 47 in Princeton, online verfügbar unter: <https://peter-handke.de/kosmos/beschreibungsimpotenz/> (letzter Zugriff: 10.06.2021).

jeglichen Zugang zum Sachverhalt verbieten: Es funktioniert vielmehr palimpsestartig und lässt gewisse Zugänge zu. Es gilt als „Durchgestrichene[s]“, „zu Entdeckende[s]“ (Beyer 2015: 56), ohne dass „damit auch nur das Geringste getilgt, aus der Welt verschwunden wäre.“ (ebd. 57).⁵ Dadurch positioniert sich Beyer – und darauf laufen seine Vorträge im Band „XX“ hinaus – gegen jene Kritikerin, die zwar nicht benannt wird, aber hinter der eindeutig Elke Heidenreich steckt. Heidenreichs ominöser Zornausbruch wegen Heideggers „Schwarzer Hefte“ im „Literaturclub“ des Schweizer Fernsehens zeugt – Beyers Aussagen interpretierend – davon, dass Heidenreich nicht bereit ist, Heideggers Sprache, und daher – so Beyer – „die Sprache“ an sich zu verstehen und jene verwirrende, überlappende, transgressive Komplexität anzuerkennen, die genuin zur Sprache gehört und der Beyer gerne folgt (vgl. ebd. 50).

Pointiert zusammengefasst steht eine sehr intensive ästhetische Aversion gegen Deutlichkeit, Klartextpredigergestus und eindeutige semantische Zuschreibungen im Mittelpunkt des literarischen Schaffens Marcel Beyers, was in „Flughunde“ – thematisch gesehen – in Karnaas Faszination den Geräuschen und dumpfen Lichtverhältnissen gegenüber, in seinen Handlungen und Handlungsmotiven eindeutig Ausdruck findet.

Beyers Überlagerung als Kompositionsprinzip verwirklicht sich unter anderem in einer Mehrstimmigkeit, die er sowohl in der Lyrik als auch in der Epik anwendet. Zieht man in Betracht, dass Beyers ästhetische Konzepte an die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus anknüpfen (vgl. Klein 2018), wird an der folgenden Textstelle umso einleuchtender, dass die Mehrstimmigkeit in seiner Poetologie zum Gegenmittel gegen die Nazi-Stimme wird und seine Poetologie dezidiert politisch-engagierte Züge bekommt: „Mehrstimmigkeit – das einzige wirksame Gegengift gegen den ganzen monolithischen, den fanatischen, den faschistischen und chauvinistischen Schwachsinn in der Poesie und im Reden darüber. Gegen Germanen-gequatsche“ (Beyer 2016: 113). In dem Beitrag, aus dem die Textstelle stammt, untersucht Beyer Gottfried Benns lyrische Sprache, in der ihm zufolge die Mehrstimmigkeit beispielhaft vollendet wird. Von Beyer werden auch andere Beispiele für die Mehrstimmigkeit erwähnt:

Mehrstimmigkeit: Material aus allen Richtungen, ohne Rücksicht auf die jeweilige Provenienz. Beim Schreiben von Gedichten macht sich nicht derjenige die Finger schmutzig, der in die staubige Plattenkiste greift, sondern nur immer derjenige, der eherne Werte verkündet oder deren Verlust beklagt. Mehrstimmigkeit auch: Wenn eine Einzelstimme vier Oktaven umfaßt und Arrangeur und Schallplattenproduzent einzelne Laute aus dem Spektrum herausgreifen und am Schneidetisch so aneinanderfügen, als mache die Stimme einen Satz vom schrillen Schrei zum tiefen Grollen. (Ebd.)

An der zitierten Textstelle wird die schon angedeutete Feststellung verstärkt, dass Karnaas Projekte in der diegetischen Welt die Spuren der Beyer'schen Ästhetik an sich tragen, sofern man der unleugbaren Ähnlichkeit zwischen dem Zitat und dem Universum des Romans Aufmerksamkeit schenkt. Davon zeugen jene thematischen Elemente und akustischen Momente, die auch Karnau faszinieren wie die „Plattenkiste“, der „schrille Schrei“ und das „tiefe Grollen“. Darüber hinaus macht auch die angesprochene Technik des Arrangierens die Textstelle mit dem Roman verwandt: Im Zitat wird vom Aufspalten eines akustischen Spektrums in einzelne be-

⁵ In den Lichtenberg-Poetikvorlesungen wird das Ausgelassene sogar visuell dargestellt: Beyers Vortragstexte sind an manchen Stellen durch Manuskripte gebrochen, in denen bestimmte Textstelle durch viele, dicht neben- und aufeinander gereichte X-s bedeckt sind.

deutungslose Laute, Schreie und Grollen berichtet, die durch eine neue Kombination einen Satz – also Sinn – ins Leben rufen.⁶

Gegengiftartige Erzählweise in Marcel Beyers „Flughunde“

Die gegengiftartige Erzählweise in Beyers „Flughunde“ ist das literarische Pendant dieses Ansatzes. Die Latenz⁷ des Gegengiftes des Textes bindet sich an die Materialität der Geschichte, d. h. an all jene Kompositionsprinzipien, die durch den Diskurs den narrativen Aufbau der Handlung ergeben. Das Wesen des gegengiftartigen Erzählens besteht dementsprechend nicht nur in den einzelnen narrativen Momenten, sondern in ihrer metonymischen Beziehung zueinander: wie und warum sie nacheinander organisiert sind – auch wenn sie auf den ersten Blick miteinander nicht zu tun haben –, wie sie dabei Grenzen verschleiern und was für einen „Satz“, d. h. was für einen Sinn sie in ihrer Nach- und Nebeneinander-Organisiertheit ergeben. All das bietet einen Romantext an, durch dessen polyphonen und dezentralisierenden Charakter ein narratives Netz zustande kommt, das in der Lage ist, der Gewalt ausübenden Herrenstimme in der diegetischen Welt zu widerstehen, sie abzubauen, d. h. selbst gewaltsam zu werden und daher als Gegengift zu funktionieren.

Als gutes Beispiel für das gezielte erzählerische Arrangement bestimmter Momente dient die Art und Weise, wie die Zäsur zwischen dem Kapitel III und Kapitel IV – trotz der leeren Seiten, die den Anfang des neuen Kapitels ankündigen (FH 116, 117, 118) – überbrückt wird. Der Schluss des dritten Kapitels thematisiert Karnauss Tonaufnahmen an der Front – von ihm wird hier von den letzten ungeformten, animalischen Seufzern der leidenden Soldaten erzählt: „Und Lippen, Zunge, Zähne können diese ungewollten Laute auch nicht mehr im Zaum halten, aufhalten und zum Verstummen bringen noch im Mund. Welch ein Geschehen. *Welch ein Panorama.*“ (FH 115) [Hervorhebung Z.M.] Eine mit Blut, Leiden, Tod und Brutalität aufgeladene Landschaft sollte vor den Augen des Lesers liegen: Mit „Panorama“ wird hier aber kein visuelles – wie es die Etymologie des Wortes nahelegt⁸ –, sondern ein auditives Panorama gemeint. Man sieht den Ort nicht, man hört nur die Stimmen bzw. Geräusche des Gebietes. In ein visuelles Wahrnehmungsfeld wird die auditive Wahrnehmung des Gewaltsamen geimpft, so-

⁶ Hier sei nur kurz auf Claude-Lévi Strauß' „bricolage“ verwiesen, die zwar aus der strukturalistischen Kultur-anthropologie herauswuchs, aber auch in dem literaturwissenschaftlichen Poststrukturalismus und der Dekonstruktion Fortsetzung findet, was Beyers literarisches Schaffen auf der Traditionslinie (Post)Strukturalismus-Dekonstruktion mehr weiter akzentuiert.

⁷ Nach Maye und Meteling findet Latenz (abgeleitet von lateinisch *latere*) als Begriff seine Wurzeln in Freuds Psychoanalyse und Traumdeutung. Bei ihm steht die *Latenzzeit* für eine zeitlich begrenzte Phase der Pubertät, in der die Libido für eine gewisse Zeit unterdrückt wird. In seiner „Traumdeutung“ spricht Freud auch über manifeste Traumbilder, die dann in latente Traumhalte als neue psychoanalytische Kategorie umgewandelt werden sollen, die dann unbedingt erklärungsbedürftig sind. Das Latente ist also weder sichtbar noch unsichtbar, sein Wesen besteht in der Verborgenheit, die aber Spuren hinterlassen hat, dessen Spuren entschlüsselt gehören. Das gegengiftartige Potential von „Flughunde“ zeigt sich gerade in diesen Charakteristika, da es auch nur durch textnahe Interpretation und akkurates Lesen erschlossen werden kann. Der Begriff der Latenz wurde übrigens später auch im politischen Diskurs operationalisiert, indem er mit Macht und Wissensgenerierung eng verwandt ist und somit darüber entscheidet, was die Öffentlichkeit sehen und nicht sehen darf. Zu der Entwicklungsgeschichte von Latenz siehe ausführlicher: Ellrich (2009: 7–12); Maye/Meteling (2009: 13–152).

⁸ „Panorama“ stammt vom griechischen *hórāma* (*ὄραμα*) ‘das Sehen, Anblick, Geschautes, Erscheinung’. Vgl.: „Panorama“. In: Pfeifer (1993). <https://www.dwds.de/wb/etymwb/Panorama> (letzter Zugriff: 13.06.2022).

dass sich der Rezipient nur auf seine Ohren stützen kann. Der Anfang des darauffolgenden Kapitels spielt auch mit dieser Überblendung visueller und auditiver Wahrnehmungen: „*Welch ein Panorama. Was für ein unermessliches Echogebiet hier vor unseren Augen.*“ (FH 119) [Hervorhebung Z.M.] Die Überblendung der zwei Wahrnehmungsmodi wird diesmal invers praktiziert: Ein grundsätzlich auditives Phänomen („Echogebiet“) gewinnt visuelle Züge („vor unseren Augen“). Nach diesem Einleitungssatz kommt es in der Tat zu einer Beschreibung von einer wunderbaren Landschaft („Panorama“) mit Bergen, Felsen und viel Schnee:

Berauschend ist die durchfurchte Landschaft. Die Felsklüfte jenseits des Tales. Die schneebedeckten Gipfel der Gebirgskette. Und wie sie in die Augen *stechen*, das strahlende Sonnenlicht scheint wider von den Gletscherspalten, den Firnflecken hinunter bis zur Baumgrenze, der breiten Schneespur, die sich in die Bewaldung *hineingefressen* hat. [...] Wer dieses Bergmassiv vermessen müßte, wo doch der Blick in die blendende Helligkeit noch aus dieser Entfernung die Augen *schmerzt*. [...] Man würde wohl erblinden. Man muß diesem Anblick instinktiv ausweichen, hinüber in die ebenen Schattenflächen, dort, wo sich eine Alm erstickt, von Hell nach Dunkel übergehend [...] Und welch ein Himmel, *Schlachtengemäldewolken* in Bewegung. Nun schau doch auch einmal, Helga. (FH 119) [Hervorhebung Z.M.]

An der Textstelle wird eine schöne, weite, schneebedeckte, faszinierende Landschaft dargestellt, die die Mutter der Goebbels-Kinder sogar „liebt“, „sie hat diesen Platz als Hintergrund ausgesucht für das Photo, das von uns [den Kindern] gemacht werden soll.“ (FH 119) Es kann aber von dem gewaltsamen Sprachduktus nicht abgesehen werden: *Gipfel*, *Gebirgsketten* und *Felsen*, die in die Augen des Betrachters *stechen* und die Augen „schmerzen“ lassen. Die Gewaltsamkeit des „Panoramas“ des vorigen Kapitels wird durch den Einleitungssatz noch einmal aufgegriffen und im visuellen Wahrnehmungsbereich intensiviert. Die Zusammengehörigkeit der zwei Szenen, zwischen denen nicht nur zeitliche, sondern auch große räumliche Distanz liegt, wird neben der Gleichheit des Abschluss- und Anfangssatzes und der Überblendung visueller und akustischer Phänomene auch mit der Metapher der „Schlachtengemäldewolken“ sichergestellt, die mit der Front der sterbenden Soldaten korrespondiert. Der einzige Unterschied zwischen den zwei Panoramen besteht in den Gewalterleidenden. Obwohl die Familie Goebbels wegen der erhofften Sicherheit auf Schwanenwerder zieht, wo sich auch andere „Staatsmännerfiguren“ aufhalten und „auf das vorgestellte Panorama [schauen]“ (FH 121), werden sie durch den gerade vorgestellten Sprachduktus Gewaltsamkeiten ausgeliefert, indem sie (so die Familie Goebbels wie die Staatsmännerfiguren) am schmerzhaften Panorama erzähltechnisch beteiligt werden. Dieses Ausgeliefertsein der Figuren gewinnt ihren Ausdruck durch das Foto, auf dem die Goebbels-Kinder vor dem gewaltsamen Hintergrund und unter den „Schlachtengemäldewolken“ zu sehen sind.

Fakt ist, dass die Rollen der Gewaltausübenden und Gewalterleidenden durch das erzähltechnisch bewusste Arrangement narrativer Momente vertauscht werden oder zumindest die Grenze zwischen ihnen verschleiert wird. Demzufolge werden die Gewaltausübenden durch die Erzählweise vor Gewalt auch nicht verschont. Das ist selbstverständlich als textuell-sprachlicher Akt aufzufassen, der andeutet, dass auch die Besitzer der Herrenstimme ihre Verfügungsmacht verlieren können, indem durch eine gewaltausübende Erzählweise über sie verfügt wird.

In diese Richtung geht auch Helgas Bericht über ihren Zoo-Besuch mit ihrem Vater: Helgas Beobachtungen im Zoo laufen in schnellen Wechseln parallel mit ihren nebeligen Erinnerungen an eine Opernsängerin mit Perlenkette, mit der ihr Vater heimlich eine Beziehung führt und

wegen der Helga keine neuen Geschwister mehr haben kann. Helga ist unsicher, ob sie die Brüste dieser ständig lachenden, gestelzt sprechenden Frau oder „das Büschel schwarzer Haare zwischen ihren Beinen“ (FH 136) gesehen hat, ihre Antipathie der Frau gegenüber ist aber eindeutig zu konstatieren. Interessant ist, wie die Zeilen über die Wildkatzen im Zoo und die Frau ineinanderfließen, was durch eine verdächtig ähnliche Farbensymbolik zum Ausdruck gebracht wird. Das Motiv des heißen, schwarzen Pelzes eines Panthers kehrt wenige Zeilen später in der Erinnerung an die schwarzen Intimhaare der Frau wieder. Nach dem Erwähnen der „feuchten“ und „roten“ Brustwarze der Frau wird von einer Löwenfütterung berichtet: „ein Wärter wirft die *roten* [Hervorhebung Z.M.] Fleischbrocken durch die Gitter.“ (FH 135) Satz für Satz wechseln sich die Berichte über die fressenden Wildkatzen (samt dem gefressenen Fleisch) und über die heimliche Freundin bzw. ihren Körper, bis diese Darstellungsweise dem Rezipienten die Möglichkeit anbietet, die Frau als aufzufressendes, zu vernichtendes Stück Fleisch zu interpretieren:

Solch eine Kette trug einmal eine Opernsängerin, die manchmal zu uns zu Besuch kommt. Wie der Löwe das Fleisch schüttelt, es fliegt in Fetzen durch Gehege. [...] Die [Opernsängerin] lächelte die ganze Zeit und lachte auch bei jedem Satz, den Papa sagte. Der Löwe zieht sich nach hinten zurück und nimmt das Fleisch zwischen die Tatzen. (FH 136)

Diese Invertierung von Täter- und Opferrollen erreicht einen ihrer Höhepunkte in der Szene, wo Hitler selbst zwar nicht in der diegetischen Welt, aber durch die Erzählweise doch an Gewalttaten beteiligt wird. An der ominösen Textstelle wird über Stumpfeckers letzten Patienten berichtet:

Stumpfecker steht vor mir in seiner Uniform. Von ihm stammt der Befehl, mich umgehend hierherzu begeben, in diese Welt ohne Tageslicht, wo wir viele Meter unter der Erde sitzen, er hat mich kommen lassen, um Stimmaufnahmen seines letzten Patienten durchzuführen. Hier gilt es, möglichst still zu sein, vor allem in der unteren Bunkeretage, da man zu keiner Zeit des Tages und der Nacht genau weiß, ob der Patient nicht vielleicht schläft, ob er eine Geheimkonferenz abhält oder nur einfach stumm in seinem Zimmer sitzt, ohne auch nur die kleinste Störung durch Geräusche vom Flur her zu dulden.

Auf die Geräuschbelastung durch Menschen reagiert der Patient weitaus empfindlicher als auf das Donnern der Geschütze draußen. Stumpfecker meint, daß auch die Töne des Patienten selbst von dieser Empfindlichkeit nicht ausgenommen sind: Diese Stimme, die doch früher so laut und klar gewesen ist, wird immer leiser. [...] was mich wirklich bestürzt, ist, daß der Patient in den letzten Tagen manchmal gar keinen Laut mehr hervorbringen kann. (FH 195)

Die zitierte Textstelle und ihre Fortsetzung im Roman lassen nur sehr langsam und zurückhaltend erahnen, dass Hitler hinter der Patientenfigur steckt. Das liegt einerseits daran, dass er nicht als Hitler, sondern durchgehend als Patient bezeichnet wird und andererseits daran, dass die Ökonomie des Raumes in dieser Textstelle die Atmosphäre eines anderen Raums evoziert, der dem Leser schon bekannt vorkommen kann. Der lichtlose, unter der Erde befindliche, manchmal mit Geräuschen überfüllte Raum, gepaart mit einer bedrückten Atmosphäre, korreliert hier mit dem operationssaalähnlichen Keller Stumpfeckers und Karnauss, in dem die Menschenversuche an Taubstummen durchgeführt werden. Ihnen wurde das Licht im Keller absichtlich entzogen, damit sie sich nur noch auf ihren Tastsinn stützen können. Ferner kann hier auch das Feldlazarett erwähnt werden, in dessen Abteilung verwundete, taubstumme Patienten von Professor Hellbrandt lagen. Die Beschreibung der Versuchspersonen und der im Lazarett Liegenden weist Ähnlichkeiten mit der Beschreibung des Patienten im Bunker (Hitler) auf:

Genauso wie die Taubstummen kann er auch keinen Laut mehr hervorbringen. Zur Beschreibung der Taubstummen gehört öfter eine intensive Fokussierung auf die Lippen: „Das sind keine Lippen zum Formen von Lauten mehr, das sind nur noch Lippen zum Zerbeißen. [...] Die stumme Zunge ruht auf der Unterlippe.“ (FH 170) Ähnlich zu dieser Fokussierung sind auch Hitlers Lippen erzählerisch beleuchtet: Er antwortet im Bunker „nur mit geräuschlosen Lippenbewegungen“. (FH 195) Diese Parallele wird noch intensiver dadurch, dass der Führer in seinem Zimmer „stumm“ sitzt. Nicht gesprochen von seiner Empfindlichkeit gegen die Geräuschbelästigung: Eine ähnliche Verletzlichkeit haben auch die Versuchspersonen, die laut Karnau „mit Schüttelfrost und Kreislaufkomplikationen“ (FH 177) auf die selbst hervorgebrachten Geräusche reagieren. Das Leiden hat bei ihnen zur Folge, dass sie langsam „die ersten Anzeichen des körperlichen Verfalls“ (FH 177) zeigen. Der gleiche Moment wird auch bei Hitler beschrieben: „wir alle müssen aus nächster Nähe dem körperlichen Verfall des Patienten [des Führers] tatenlos zusehen“. (FH 197) Genau das haben Karnau und seine Kollegen bei den Versuchspersonen getan: ihrem körperlichen Verfall tatenlos zugesehen.

Die narrative Überblendung von Hitler und der gequälten Versuchspersonen bekommt auch in der Szene Ausdruck, in der Hitler den Versuchspersonen ähnlich gezeigt wird, als wäre er außer Kontrolle: „der Patient, sehr ernste Lage, er schreit hier schon die ganze Besprechung hindurch die Mitarbeiter an, so stark hat er die Stimme seit langem nicht mehr beansprucht, in wenigen Augenblicken wird sie weg sein“. (FH 195 f.) Der Satz lässt zweierlei Interpretationen zu: Er kann für den Leser entweder eine viel leidende Versuchsperson entstehen lassen, die außer Kontrolle die medizinischen Mitarbeiter, die die Untersuchung an ihr durchführen, anschreit, sodass sie langsam ihre Stimme verliert. Betrachtet man das Ganze jedoch aus einem anderen Blickwinkel, so geht es hier um den Führer – darauf verweisen zumindest der Ort (Bunker) und die Bezeichnungen „Besprechung“ bzw. „Mitarbeiter“. Dass hier tatsächlich eine Hitler-Figur inszeniert wird, lässt sich auch auf anderen Wegen beweisen: Der Name des Leibarztes (Stumpfegger) kann eindeutig als Anspiel auf den realhistorischen Leibarzt Hitlers, Ludwig Stumpfegger ausgelegt werden.⁹ Außerdem berichtet Stumpfegger im Roman auch davon, dass sich der Patient „mehrmals einer Polypenoperation [hat] unterziehen müssen“. (FH 197) Hitler hatte sich 1935 tatsächlich operieren lassen – wie es bei Max Domarus heißt:

Hitler hielt sich in den Monaten Juni bis August mit Reden ziemlich zurück. Dies hing mit einer Stimmbandoperation zusammen, die am 23. Mai vorgenommen, aber zunächst verheimlicht worden war. Erst am 25. August wurde darüber folgendes Kommuniqué veröffentlicht: Der Führer und Reichkanzler hat im Frühjahr an zunehmender Heiserkeit gelitten [...] Als Ursache der Stimmstörung fand Professor Dr. v. Eicken einen Polypen am rechten Stimmband, den er am 23. Mai operativ entfernte. Die Stimme des Führers wurde alsbald wieder ganz klar. Nachträgliche Untersuchungen haben gezeigt, daß die Stimmbänder nunmehr wieder durchaus normal sind. (Domarus 1988: 517)

Erwähnenswert ist, dass der Führer im Roman im Gegensatz dazu nicht für drei Monate, sondern für die ganze Zeit der erzählten Geschichte, die ca. zwei-drei Jahre umfasst, stumm bleibt. Erzähltechnisch heißt es, dass ihn das Narrativ – außer einer einzigen Stelle – nie direkt zum Wort kommen lässt: Demzufolge wird ihm gerade das Mittel der Machtausübung, d. h. die Stimme entzogen. Was seine sehr eingeschränkte auditive Anwesenheit in der diegetischen

⁹ Zu Stumpfegger siehe ausführlicher: Kaiser (2018: 81–104).

Welt betrifft, wird entweder über sein Schreien und Schrillen in Form von erzählter Rede aus einer Außenperspektive erzählt – wie oben schon darauf hingewiesen wurde – oder seine Worte werden zwar direkt zitiert, aber nur sehr fragmentiert, sodass nur Satzketten von ihm zum Vorschein kommen:

Nachher folgt mir Stumpfecker zum Probehören der Platte in den Behandlungsraum: Eine einwandfreie, glasklare Aufnahme, mit dem einzigen Nachteil, daß die Stimme periodisch an- und abschwilt, da der Patient sich auf seiner Wanderung durch den Raum immer wieder aus dem Empfangsbereich des Mikrophons entfernt hat: *Verraten, jeder einzelne hat mich am ... nur von Verrätern umgeben ...* Satzketten, die wir schon auf mehreren Platten der letzten Tage konserviert haben. (FH 209) [Hervorhebung Z.M.]

Es ist hier festzustellen, dass sich die vom Diskurs an der Führerfigur ausgeübte Gewalt gleichzeitig auf unterschiedliche Parameter des Textes bezieht. Sie ist nicht nur auf den rhetorischen Aufbau des Textes eingeschränkt, der die Führerfigur auf einen gequälten Patienten, ein Opfer reduziert. Sie zeigt sich auch in der narrativ-textuellen Ohnmacht der Führer-Figur, die dadurch zum Ausdruck gebracht wird, dass die Textstelle, in der der Führer seine Stimme erheben könnte, ihn nur in Ketten reden lässt und ihn somit als diskurs- und handlungsstiftende Instanz nicht zum Wort kommen lässt. Die gewaltsame Latenz des Textes bezieht sich darüber hinaus auch auf das semantische Netz von Hitlers rar wiedergegebenen Worten: d. h. auch die Textstelle, an der Hitler „endlich“ reden könnte, entwickelt mit Hitlers Worten eine Semantik (siehe das Wortfeld von „Verraten“ bzw. „Verräter“), die die sich langsam annähernde Ohnmacht des Führers vorwegschickt.

Zuletzt muss noch die schon erwähnte mehrstimmige Erzählstruktur des Romans näher untersucht werden, die narratologisch gesehen auch als Austragungsort der literarischen Gewalt fungiert. Diese Stimmen gehören zu drei unterschiedlichen Figuren im Text: Die Erzählstimme von Karnau und Helga dominieren die Mehrheit der Handlung. Karnaus Stimme geht sogar entzwei: Der Erzählmodus der zweiten Hälfte des Kapitels VII ist in dem Sinne anders, dass der Leser dort nicht die inneren Monologe von Karnau liest – wie es in anderen Teilen des Romans üblich ist –, sondern Karnaus Stimme aus 1992, die sich an die Vergangenheit zu erinnern versucht. Eine dritte Erzählstimme erscheint in der ersten Hälfte des Kapitels VII, wo von einer anonymen protokollführenden homodiegetischen Person erzählt wird, „die sich im abwägenden Duktus eines Historikers oder Berichterstatters mit Redewendungen wie ‚findet man‘ (Fgh 193), ‚daraus läßt sich schließen‘ (Fgh 193) oder ‚das läßt sich [...] nicht beweisen‘ (Fgh 196) äußert und ansonsten unkonturiert bleibt.“ (Martínez 2018: 119) Nach Martínez entsprechen diese Erzählinstanzen (Helgas und Karnaus innere Monologe, Karnaus erinnernde Stimme aus 1992 und die Stimme des anonymen Untersuchungsbeauftragten aus demselben Jahr) „gängigen Darstellungsformaten über die Zeit des Nationalsozialismus: Opferzeugenerzählung, Autobiographie eines unzuverlässigen Täters und historisch-dokumentarischer Bericht.“ (Ebd.) Hervorzuheben ist in diesem Kontext die Stimme des kleinen Mädchens und des Berichterstatters, durch die die Entlarvung der gewaltausübenden Herrenstimme vollzogen wird. Bei der Erzählstimme des anonymen Berichterstatters ist es einfacher einzusehen, indem durch seine abwertende Stimme die Gräueltaten im OP-Saal gezeigt bzw. die Widersprüchlichkeiten von Karnaus Aussagen definitiv angesprochen werden: „Seine [Karnaus] genauen Kenntnisse sämtlicher Vorgänge und Forschungen [...] wecken den Verdacht, daß er nicht lediglich, wie er

immer wieder beteuert, mit sicherheitstechnischen Aufgaben betraut war.“ (FH 223 f.) Bei Helga liegt es nicht immer so offensichtlich an der Hand: abgesehen von den wenigen Stellen, wo Helga ähnliche, direkt entlarvende Aussagen macht – wo sie zum Beispiel ihren Vater als „Lügner“ beschreibt (FH 207) –, betreibe sie nach Martínez eine von kindlicher Naivität durchwobene Rhetorik, die die Gefahr der Nazi-Rhetorik entweder erkennt oder nur mit Maßen erahnt (vgl. ebd. 114).

Martínez unterstreicht, dass die Polyphonie in Beyers „Flughunde“ – ausgehend von Bachtins Polyphoniekonzept – auf ein Nebeneinandersein von Erzählstimmen hinausläuft, unter denen keine Hierarchie ausgemacht werden kann (vgl. ebd. 111 f.). Die entmachtende Polyphonie des Romantextes besteht aber nicht einfach in dieser Demokratie von Erzählstimmen, d. h. in der Unmöglichkeit der Überlegenheit der einen oder anderen Erzählstimme. Beyers ästhetischem Konzept von Überblendung folgend kommt es im Text öfter vor, dass die Erzählstimmen ineinander überfließen, wodurch die scharfen Konturen zwischen ihnen allmählich trüb werden. Das liegt vor allem bei Helgas und Karnaus Erzählstimme vor: Außer den Textstellen, wo Goebbels als „Papa“, seine Frau als „Mama“ und ihre Kinder als „meine Geschwister“ bezeichnet werden, lässt sich nicht immer eindeutig entscheiden, ob die Erzählstimme Helga oder Karnau gehört. Die Unterscheidung wird sogar dadurch erschwert, dass Helgas Sprache keine Kindersprache ist: Ihre Rhetorik, Satzgefüge und ihr Vokabular ähnelt an vielen Stellen denen von Karnau. Dieses verunsichernde Potential des Textes, das die erzählende Figur nicht immer hundertprozentig ausmachen lässt, ist auch einem verborgenen Erzählmedium zu danken.

Dieser Sprachduktus des Textes schirmt mit Unterbrechungen zwar, aber den ganzen Diskurs ab. Erwarten würde man von Ich-Erzählfiguren wie Helga und Karnau, dass der Erzählvorgang aus ihrer eigenen Perspektive organisiert wird. Indizien dafür wären die indirekte Redewiedergabe mit subjektbezogenen Deiktika, die Verwendung von Inquit-Formeln und auf sich bezogenen Introspektionen, die an zahlreichen Stellen im Roman tatsächlich vorzufinden sind. Aber genauso unzählig sind die Textstellen, an denen die Erzählstimme Karnaus und Helgas zum Beispiel durch die fehlenden Inquit-Formeln, den Mangel an Introspektionen vorübergehend verschwindet. Das lässt sich vor allem bei Dialogen beobachten, an denen auch Karnau und/oder Helga teilhat: Der Text schaltet in diesen Fällen in einen dramatischen Modus um, der Dialog zeigt sich ohne die wahrnehmbare Anwesenheit der bis dahin aktiv erzählenden Figur. Der Leser hat den Eindruck, als würde ein verborgenes Erzählmedium von außen das Wort übernehmen, das aber keine Einsicht in die Gefühlswelten der Figuren hat – als würde der Romantext sich selbst erzählen:

Wer so lange keine Schokolade bekommen hat, der kann den Duft sofort erkennen, sobald der Schokoladenesser spricht. Mein Schokoladenatem würde dann Herrn Karnaus Diebstahl verraten.

Heute hat Herr Karnau zusammengezogene Augenbrauen. Stimmt etwas nicht?

Doch, alles. Nach den anstrengenden Tagen sind eben alle sehr erschöpft.

Werden Sie den Bunker auch bald verlassen?

Ja, wenn Ihr erst einmal in Sicherheit seid, dann werden auch die anderen Erwachsenen weggehen.

Wohin?

Keine Ahnung, vielleicht sehr weit weg.

Ins Ausland?

Möglich.

Sehen wir uns dann nie mehr wieder?

Ach Unsinn, Helga. Wir werden uns noch sehen, wenn Ihr schon längst erwachsen seid. Dann habt Ihr einen alten Opa vor euch, der so schwerhörig ist, daß Ihr schreien müßt, damit er was versteht.

Er lächelt mich an. Er ist wohl sehr froh, wenn er endlich raus kann. (FH 277)

Dass man ein zusätzliches Erzählmedium im Roman annehmen kann, zeigt sich am ehesten im letzten Kapitel, in dem die Polyphonie des Diskurses ihren Höhepunkt eindeutig erreicht. In den letzten Tagen versteckt Karnau ein Aufnahmegerät im Zimmer der Goebbels-Kinder. Die dadurch gewonnenen Tonaufnahmen kopiert Karnau auf neun Platten und versieht sie mit Datum und Überschrift. Im letzten Kapitel hört er 1992 diese Tonaufnahmen erneut, gibt die Gespräche der Kinder wieder und versucht herauszufinden, wer die Kinder getötet haben kann. Neben den Stimmen der Kinder kursieren auch Stimmen anderer Personen, möglicher Täter und Zeugen im Kapitel – dementsprechend werden mehrere Figuren verdächtig (vgl. Martínez 2018): die Mutter, Magda Goebbels, soll ihre Kinder allein getötet haben. Dann meldet sich auch der Zahnarzt Dr. Kunz, der der Mutter dabei geholfen haben soll, später widerruft er seine Aussage. Ein anderer Arzt wie auch Stumpfecker werden diesbezüglich verdächtig, aber der Text liefert darüber keine sicheren Informationen. Zeugen wie der Fahrer Kempka und der Telefonist Mischa machen auch Aussagen, aber ihre Glaubwürdigkeit bleibt auch fragwürdig, worauf man von zwei Aussagen des verborgenen Erzählmediums schließen kann: „Jeder Zeuge ist ein falscher Zeuge“ (FH 291) und „Der Fahrer Kempka, ein falscher Zeuge unter falschen Zeugen“ (FH 293). Noch problematischer wird die Abschlussszene, da auch eine zehnte Platte – ohne Datum und Überschrift – gefunden wird, die Karnau unbekannt vorkommt. Auf dieser Platte hört er den letzten Satz der Kinder, nämlich: „Ist da Herr Karnau, der jetzt zu uns kommt?“ (FH 300). Danach hört er nur noch Geräusche, eine dunkle, unverständliche und nicht identifizierbare Erwachsenenstimme, die sagt „Ja, ja, oh ja“, sechs Schlürfen und nur noch die absolute Stille. Trotz der den Tod der Kinder ankündigenden Stille entsteht beim Lesen so viel Rauschen infolge des polyphonen Chaos des letzten Kapitels, dass Karnau als verdächtiger Mörder der Goebbels-Kinder auch nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann, was folglich Karnau als liebevolle „Vaterfigur“ komplett zunichtemachen würde.

Das detektivische Lesen des Rezipienten wird also durch ein polyphones Chaos erschwert, in dem erstens die Mittelbarkeit der erzählten Geschehnisse konstant ist und gleichzeitig damit die Glaubwürdigkeit der zitierten Informationsquellen nicht zu überprüfen ist, worauf Wendungen verweisen wie „der Telephonist [...] behauptet“ (FH 289); „[d]er Fahrer Kempka [...] berichtet folgendes“ (FH 293); „[a]uch Kempka berichtet“ (FH 295); „[e]ntgegen der Darstellung“ (FH 295); „[e]ine Rekonstruktion besagt“ (FH 296); „[d]ie Akte spricht“ (FH 299). Zweitens können in der abschließenden Polyphonie nicht einmal die Stimme und die Perspektive des Erzählmediums identifiziert werden. Bis zum Romanschluss zeichnet sich eine Erzählstrategie aus, in der die Erzählfiguren größtenteils identifiziert werden konnten und die Erzählstimme und Erzählperspektive aufeinander fielen. Wenn Karnau über die Konferenz im Hygienemuseum berichtet, ist es deswegen möglich, weil er daran persönlich teilgenommen hat, wofür auch textuelle Indizien im Roman vorliegen. Wenn Helga über die Löwen im Zoo und die geheime Partnerin ihres Vaters berichtet, ist es textuell einzusehen, dass Helga während des

Zoobesuchs ihre Erinnerungen an die Partnerin aktiviert. Im Gegensatz dazu ist der Schluss des Romans erzählerisch anders organisiert, sodass die Stimme und/oder die Perspektive des Erzählmediums an einigen Stellen nicht mit der von Karnau identifiziert werden kann. Schon die oben zitierten Textstellen über die Zeugen („Jeder Zeuge ist ein falscher Zeuge“ [FH 291] und „Der Fahrer Kempka, ein falscher Zeuge unter falschen Zeugen“ [FH 293]) sprechen für eine erzählerische Instanz, die über mehr Wissen als der Ich-Erzähler Karnau verfügen muss, um solche Feststellungen machen zu können. In solchen Fällen kann das Vorhandensein eines verborgenen Erzählmediums angenommen werden. Das gilt auch für die Textstellen am Ende des Romans, an denen nicht die aufgenommenen Stimmen der Kinder thematisiert sind. Während die Tonaufnahmen von 22. bis 30. April von Karnau wiedergegeben sind, was auch textuell markiert ist, sind auch Berichte, zeugenaussagenähnliche Aussagen nach diesem Zeitraum in indirekter Rede zu lesen, über die nicht mehr behauptet werden kann, ob sie auch wiedergehörte Tonaufnahmen und daher von Karnau wiedergegeben wären. Das gilt zum Beispiel für die folgende Textstelle:

In einer zweiten Vernehmung am Donnerstag, dem 19. Mai 1945, widerruft Kunz seine vorherigen Aussagen, nachdem der Verdacht aufgekommen ist, daß außer ihm noch ein zweiter Arzt an der Ermordung der sechs Kinder beteiligt gewesen sei. Jeder Zeuge ist ein falscher Zeuge. *Kunz streicht sich immer wieder durch das Haar, berührt seine Ohren und wischt sich die Augen, als würde er von kleinen schwarzen Fliegen umschwirrt, die ihn stören.* [Hervorhebung Z.M.] Kunz sagt aus: Er gebe zu, falsche Angaben über die Umstände der Tötung gemacht zu haben. Es sei wahr, daß Stumpfegger ihm geholfen habe. (FH 291)

Geht man davon aus, dass hier Karnaus Stimme und Perspektive zur Geltung kommen, müsste man seine Erzählposition näher beschreiben können, wozu der Text aber keine Stütze liefert – weder in Bezug darauf, dass es hier um einen Erinnerungsprozess geht, noch darauf, dass die Vernehmung persönlich erlebt wurde. Auffallend ist nun die intensive Verwendung von Konjunktiv I-Formen, die an anderen Stellen des Romans in dem Maße wie am Ende des Romans überhaupt nicht zu beobachten sind: Sie üben eine Wirkung auf den Leser aus, als hätte Karnau das Protokoll oder zumindest eine Berichterstattung über die Vernehmung gelesen. Diese Hypothese lässt sich aber nicht untermauern, sofern auch Sätze im Indikativ Präsens in das Textgefüge sich hineinschleichen: „Kunz streicht sich immer wieder durch das Haar, berührt seine Ohren und wischt sich die Augen, als würde er von kleinen schwarzen Fliegen umschwirrt, die ihn stören.“ (FH 291) Beim Bericht über Kunzes erste Vernehmung heißt es:

Am 7. Mai 1945 erfolgt die Vernehmung eines gewissen Doktor Kunz. *Kunz spricht, indem er den Mund ruckartig öffnet und beide Zahnreihen zeigt, als beiße er die Luft* [Hervorhebung Z. M.]: Die Mutter der sechs Kinder habe ihn bereits am Freitag, dem 27. April, darum gebeten, ihr bei der Tötung ihrer Kinder behilflich zu sein. (FH 287)

Während der letzte Satz in indirekter Rede als Redewiedergabe durch Karnau ausgelegt werden könnte, ist die äußerliche Beschreibung Kunzes im Indikativ (kursiv gesetzt) eher an die Perspektive und vielleicht auch die Stimme eines all-, oder zumindest mehrwissenden Erzählmediums gebunden. (Indizien für Karnaus persönliche Teilnahme an der Vernehmung sind im Roman nicht zu finden.) Diese Umschaltung zu einem außenstehenden Erzählmedium erfolgt jedes Mal im letzten Kapitel dann, wenn prompt im Indikativ Präsens erzählt wird, als

würde der Leser in eine aktuell passierende Szene eingeweiht. Siehe dazu zum Beispiel die kursiven Sätze der folgenden Textstelle:

Der Vater sei dann gegangen und die Mutter habe sich etwa eine Stunde lang mit Kartenlegen beschäftigt. Dann habe sie Kunz mit in die Bunkerwohnung genommen, wo sie aus dem Schrank im Vorzimmer eine mit Morphin gefüllte Spritze genommen und Kunz überreicht habe. Spritze und Inhalt stammten von Stumpfecker. *Kunz stemmt seine Füße auf, immer darauf bedacht, daß beide Sohlen zur Gänze aufliegen, als fürchte er, den Bodenkontakt zu verlieren.* Gemeinsam hätten sie das Kinderschlafzimmer betreten, wo die Kinder zwar schon im Bett gewesen, aber noch nicht eingeschlafen seien. Die Mutter habe mit leiser Stimme gesagt: Kinder, habt keine Angst, der Doktor gibt euch jetzt eine Spritze [...].

Nach diesen Worten verläßt sie das abgedunkelte Zimmer wieder, und Kunz beginnt unverzüglich mit dem Injizieren. Erst Helga, dann Hilde, Helmut, Holde, Hedda und Heide, dem Alter nach, je nullkomafünf Kubikzentimeter am Unterarm eingespritzt, um die Kinder schläfrig zu machen. Die weiche Haut sei ihm besonders in Erinnerung geblieben. Das Spritzen dauere ungefähr acht bis zehn Minuten. *Kunz geht zur Mutter hinaus, und beide warten weitere zehn Minuten, um die sechs Kinder in Ruhe einschlafen zu lassen.* Kunz blickt auf seine Uhr: 20 Uhr 40. Dann betreten sie das Kinderzimmer erneut, wo die Mutter ungefähr fünf Minuten braucht, um jedem Kind eine zerdrückte Ampulle Zyankali in den Mund zu legen. So, jetzt ist Schluß mit allem. (FH 288) [Hervorhebung Z.M.]

Die erzähltechnische Situation ist umso prekärer, wenn man auch in Betracht zieht, dass den zwei fiktionalen Vernehmungen samt der Aussagen Kunzes in der diegetischen Welt die Zeugenaussagen des realhistorischen Dr. Helmut Kunz zugrunde liegen. Kurz nach Hitlers Kapitulation (Selbstmord) wurde der realhistorische Kunz am 7. Mai 1945 vernommen und gab auf die Frage von Oberstleutnant Wasiljew unter anderem die folgende Antwort:

Etwa nach 20 Minuten, als wir [Herr Kunz und Frau Goebbels] noch miteinander sprachen, kam Goebbels in sein Arbeitszimmer zurück und wandte sich an mich mit den Worten: „Doktor, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie meiner Frau helfen würden, die Kinder „einzuschläfern.“ Ebenso wie seiner Frau bot ich auch Goebbels an, die Kinder im Lazarett unterzubringen und unter den Schutz des Roten Kreuzes zu stellen. Er antwortete jedoch: „Das geht nicht, es sind doch die Kinder von Goebbels!“ Danach ging Goebbels, und ich blieb bei seiner Frau, die sich etwa eine Stunde lang mit Kartenlegen beschäftigte. [...]

Nach dem Abschied von den genannten Personen kam Goebbels in sein Arbeitszimmer zurück, und ich ging mit seiner Frau zu ihrer Bunkerwohnung. Im Vorzimmer nahm Frau Goebbels eine mit Morphin gefüllte Spritze aus dem Schrank und gab sie mir. Dann betraten wir das Kinderschlafzimmer, die Kinder lagen schon im Bett, schliefen aber noch nicht.

Frau Goebbels sagte zu den Kindern: „Kinder, habt keine Angst, der Doktor gibt euch jetzt eine Spritze, die jetzt alle Kinder und Soldaten bekommen.“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Ich blieb dort allein und spritzte das Morphin ein – zunächst den beiden älteren Mädchen, dann dem Jungen und den übrigen Mädchen.

Ich spritzte am Unterarm unter dem Ellenbogen je 0,5 ccm ein, um die Kinder schläfrig zu machen. Das Spritzen dauerte acht bis zehn Minuten, dann ging ich wieder ins Vorzimmer, wo ich Frau Goebbels antraf. Ich sagte zu ihr, man müsse etwa zehn Minuten warten, bis die Kinder eingeschlafen seien. Gleichzeitig sah ich auf die Uhr. Es war 20.40 Uhr (am 1. Mai).

Nach zehn Minuten ging Frau Goebbels in meiner Begleitung ins Kinderzimmer hinein, wo sie sich etwa fünf Minuten aufhielt und jedem Kind eine zerdrückte Ampulle mit Zyankali in den Mund legte. (Jede Glasampulle enthielt 1,5 ccm Zyankali.) Als wir in das Vorzimmer zurückkamen, erklärte sie: „Jetzt ist Schluß mit allem.“¹⁰

Vergleicht man die Zeugenaussagen des fiktiven und des realhistorischen Kunz, so sprechen die Ähnlichkeiten zwischen den zwei Textstellen für sich. Diese Erzählstrategie, die sich durch

¹⁰ „Der Doktor gibt euch eine Spritze“ [Veröffentlichtes Protokoll der Vernehmung von Kunz]. In: „Der Spiegel“, 04.08.1968. <https://www.spiegel.de/politik/der-doktor-gibt-euch-jetzt-eine-spritze-a-2e2ca3ae-0002-0001-0000-000046020810> (letzter Zugriff: 10.06.2022).

die (fast) wortwörtliche Evokation realhistorischer Dokumente und durch ein verborgenes, aus Außenperspektive berichtendes Erzählmedium auszeichnet, wird im letzten Kapitel durchgehend praktiziert. Gelten kann es über Kunzes zwei Vernehmungen hinaus auch für die Wiedergabe von Kempkas und Mischas Worten wie auch für den Obduktionsbericht über Helgas Leiche, der dem realhistorischen Dokument ähnlich einen Mandelgeruch¹¹ protokolliert und der auch sprachlich gesehen so akribisch (wieder)gegeben ist, dass das textnahe Zitieren aus dem originalen Dokument nicht ausgeschlossen werden kann:

Bei der Obduktion von Helgas Leiche wird folgende Akte abgefaßt. Äußere Untersuchung: Die Leiche gehört einem Mädchen, dem Aussehen nach etwa fünfzehn Jahre alt, gut ernährt, in ein hellblaues Nachthemd mit Spitzen gekleidet. Größe: Ein Meter achtundfünfzig. Brustumfang in der Höhe der Brustwarzen: Fünfundsechzig Zentimeter. [...] Beim Umwenden der Leiche und beim Druck auf den Brustkorb wird aus Mund und Nase der Leiche Blutserum abgesondert und ist ein kaum merklicher Geruch von Bittermandel erkennbar. Brustkorb normal ausgebildet, Brustwarzen klein, in den Achselhöhlen keine Behaarung festgestellt. (FH 298 f.)

Die dargestellte Erzähltechnik unterstreicht die Annahme, dass sich die diskurstiftende Erzählstimme – dank dem verborgenen Erzählmedium – von Karnauss Erzählfigur ablöst und sich als eine Art Stimme der Geschichte, des historischen Diskurses oder der Akten verselbstständigt, was zur Intensivierung der Polyphonie im letzten Kapitel enorm beiträgt. Alles in allem wird die polyphone Erzählstrategie im letzten Kapitel so weit getrieben, wie es in den vorangehenden Kapiteln nicht der Fall ist. Die wiedergehörten Tonaufnahmen der Kinder, die Aussagen von Zeugen und verdächtigen Tätern, die Fragmente der Ermordung der Kinder, Karnauss Kommentare und die Kommentare eines verborgenen Erzählmediums wechseln sich so rapid und unerwartet im letzten Kapitel, dass der Diskurs des Textes folglich allen klaren Zuordnungsversuchen – wer was gesagt, gesehen und getan haben kann – und somit allen klaren Antworten zu widerstehen vermag. Dieser Widerstand wird so auf der Leserseite, wie auf der Seite von Karnauss wahrgenommen, der mittendrin im Rauschen vieler Stimmen auch keinen Orientierungspunkt findet: „Wer schildert diesen Sachverhalt? Die Angaben klingen vollkommen unglaublich: Die Mutter hätte dies alles nicht ohne fremde Hilfe schaffen können.“ (FH 296) Diese wirbelnde, verunsichernde Kraft des Diskurses ist Effekt des gegengiftartigen Erzählens: darin besteht die Leistung der Gewalt der Literatur.

Zusammenfassung

Liest man Beyers *Text* gegen den Strich, wird ein Diskurs ins Leben gerufen, der – gepaart mit Karnauss Aversion der Stimme der (Nazi)Herren gegenüber und seiner Neigung zur Undeutlichkeit – eine polyphone Struktur aufbaut und der selbst zu einer gewaltausübenden und wirklichkeits(de)konstituierenden Instanz wird. Diese entscheidet im übertragenen Sinne im Rahmen des Literarischen über Täter und Opfer, Leben und Tod, Macht und Ohnmacht. Während also die Nazi-Stimme und Nazi-Herrschaft zentralisierende Vibrationen anstrebt, Macht-

¹¹ „Die Zeit“ widmete den Umständen um Hitlers Tod eine dreiteilige Artikelreihe, in der anhand von Obduktionsbefunden Hitlers Selbstmord geschildert wurde. Im dritten Teil der Artikelreihe geht der Autor L. A. Besymenski der Ermordung der Goebbels-Kinder nach und veröffentlicht Auszüge aus dem Vernehmungsprotokoll von Kunz wie aus den Obduktionsbefunden von Helga Goebbels (vgl. Besymenski 1968).

verhältnisse, Täter-Opfer-Rollen, Stimmen und Semantiken festschreibt, folgt der Diskurs des Romans durch seine latente Gewalt, andersartigen Strategien. Der gegengiftartige Diskurs des Romans wird vielmehr zu einem – auf ersten Blick – „undeutlichen“ polyphonen Netzwerk, das Semantiken dezentralisiert, sogar zerstreut, Wahrnehmungsmodi und Stimmen destabilisiert, bestehende Macht- und Rollenverhältnisse dekonstruiert, was wegen seiner latenten Natur ohne die interpretatorische Leistung des Lesers nicht zustande kommen könnte. Diese zentrifugale Kraft des Textes stellt jenes gegengiftartige Potential der Literatur dar, das die Literatur gegen die Unterdrückung, mit Beyers Worten gegen „den ganzen monolithischen, den fanatischen, den faschistischen und chauvinistischen Schwachsinn“ mit Gewalt wappnet und den Leser zum kritischen Denken befähigt.

Literatur

- „Der Doktor gibt euch eine Spritze“ [Veröffentlichtes Protokoll der Vernehmung von Kunz]. In: Der Spiegel, 04.08.1968. <https://www.spiegel.de/politik/der-doktor-gibt-euch-jetzt-eine-spritze-a-2e2ca3ae-0002-0001-0000-000046020810> (letzter Zugriff: 10.06.2022).
- Atze, Marcel (2003): „Unser Hitler“ – Der Hitler-Mythos im Spiegel der deutschsprachigen Literatur nach 1945. Göttingen: Wallstein.
- Besymenski, Lew. A. (1968): Das Ende der Familie Goebbels. In: Die Zeit 1968/33, 16.08.1968. <https://www.zeit.de/1968/33/das-ende-der-familie-goebbels> (letzter Zugriff: 10.06.2022).
- Beyer, Marcel (2014): Blatt, Baracke, Borke, Bordell. Claude Simon in Mühlberg an der Elbe. In: Sinn und Form 66 (1), S. 91–100.
- Beyer, Marcel (2015): XX. Lichtenberg-Poetikvorlesungen. Göttingen: Wallstein.
- Beyer, Marcel (2016): Angst macht genau. Dankrede bei der Verleihung des Oskar Pastior Preises am 14.9.2014 in Berlin. In: planetlyrik.de, 15.02.2016. <http://www.planetlyrik.de/oskar-pastior-offne-worte/2016/02/> (letzter Zugriff: 10.06.2022).
- Beyer, Marcel (2016): Flughunde. 11. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beyer, Marcel (2016): Sie nannten es Sprache. Aufsätze. Berlin: Brueterich Press.
- Braun, Michael (2018): Der Sound der Geschichte. Marcel Beyers Fragmente einer Sprache der „Nonfiction“. In: Text + Kritik 218/219, S. 13–19.
- Domarus, Max (1988): Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen. Zweiter Band 1935–1938. 4. Aufl. Leonberg: Pamminger & Partner. <https://archive.org/details/HitlerRedenUndProklamationen19321945/page/n547/mode/2up?view=theater> (letzter Zugriff: 10.06.2022).
- Düwell, Susanne (2018): „Husky voices“ und „Mischmundarten“. Stimme und Klang in Marcel Beyers Texten. In: Text + Kritik 218/219, S. 82–99.
- Ellrich, Lutz (2009): Einleitung. Latenz – Politik – Medialität. In: Ellrich, L./Maye, H./Meteling, A. (Hg.): Die Unsichtbarkeit des Politischen. Bielefeld: transcript, S. 7–12. <https://doi.org/10.17104/9783406627149-7>.
- Geier, Andrea (2005): „Gewalt“ und „Geschlecht“ – Diskurse in deutschsprachiger Prosa der 1980er und 1990er Jahre. Tübingen: Francke.

- Kaiser, Stephanie (2018): Ludwig Stumpfegger – Eine Karriere im Nationalsozialismus. In: Schmidt, M./Groß, D./Westemeier, J. (Hg.): Die Ärzte der Nazi-Führer – Karrieren und Netzwerke. Berlin: Lit (= Medizin und Nationalsozialismus 5), S. 81–104.
- Klein, Christian (2018): „Warum Monica Ferres durch meine Texte geistert.“ Anmerkungen zur Poetik Marcel Beyers. In: Ders. (Hg.): Marcel Beyer. Perspektiven auf Autor und Werk. Stuttgart: J. B. Metzler, S. 9–26. https://doi.org/10.1007/978-3-476-04581-2_2.
- Martínez, Matías (2018): Stimmenkonkurrenz und Stimmenkomposition in Marcel Beyers Roman und in Ulli Lusts Graphic Novel „Flughunde“. In: Klein, Ch. (Hg.): Marcel Beyer. Perspektiven auf Autor und Werk. Stuttgart: J. B. Metzler, S. 111–122. https://doi.org/10.1007/978-3-476-04581-2_9.
- Maye, Harun/Meteling, Arno (2009): Mediale Latenz und politische Form. Positionen und Konzepte. In: Ellrich, L./Maye, H./Meteling, A. (Hg.): Die Unsichtbarkeit des Politischen. Bielefeld: transcript, S. 13–152. <https://doi.org/10.1515/9783839409695-001>.
- Mikoly, Zoltán (2023): Die Stimme im Dienst der Macht in Marcel Beyers „Flughunde“. In: Horváth, A. (Hg.): Sprache der Macht, Macht der Sprache. Wien: Praesens, S. 163–182.
- Mikoly, Zoltán (2024): Akustischer Widerstand in Marcel Beyers „Flughunde“. In: Gaál-Szabó, P. et al. (Hg.): Herausforderungen und Engagement in den Geisteswissenschaften, Nagyvárad: Partium, S. 77–89.
- Pfeifer, Wolfgang et al. (1993): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im „Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache“. <https://www.dwds.de/d/wb-etymwb> (letzter Zugriff: 13.06.2022).

Liminale Figuren: Alien, Gäste, Tiere in den Erzählungen des Bandes „Die Liebe unter Aliens“

Erika Hammer 

Universität Pécs
hammer.erika@pte.hu

Abstract

The study focuses on the question of how the narrative volume „Die Liebe unter Aliens“ (2016) explores modes of border demarcation and how this narrative trait reflects and visualises the arbitrariness and constructed nature of border regimes. A common denominator of all border reflections is the reference to the made nature of the border, which immediately gives rise to a staged approach to drawing borders, to questioning them and the localisations and attributions they create. The drawing of boundaries makes a distinction through their separation and creates a mostly binary, oppositional order of things, which is seen as the organisation of the world in which things and people arrive at the place that suits them and occupy a secure, assigned place there. The aim is to show that it is precisely this that is doubted and counteracted by the texts. The two main questions of the analysis are figurations of hospitality and human-animal constellations. The guest as a paradigmatic figure of the in-between reflects on the dissolution of binary patterns of order. This also characterises the reflection on the animalistic, which resembles an encounter in the liminal space between guest and host. In relation to the animal, the aim is to show that cultural order is also exhibited here as variable and transferred to indeterminacy.

Keywords

Cultural Studies, Cultural-Animal-Studies, hospitality, human-animal relationships, liminality, alienness

Auf der Schwelle: Alien-Sein im eigenen Leben. Einleitung

Um „Nichtigkeiten“ (LA 131),¹ „nichts Tieferes“ (LA 5) geht es in dem Erzählband „Die Liebe unter Aliens“ von Terézia Mora aus dem Jahr (2016). Man hat auf den ersten Blick tatsächlich den Eindruck, dass die Texte Ergänzungen der Romane sind, in denen die signifikanten Themen und Reflexionsgegenstände des bisherigen Oeuvres erneut auftauchen und in neuen Konstellationen inszeniert werden. Wir begegnen Figuren, Motiven, Topoi, die im ersten Erzählband „Seltsame Materie“ auch schon präsent waren, wie Anspielungen auf Märchen, das Ophelia-Motiv, den Fremdenführer und Dolmetscher, Ausländer, die illegal leben und arbeiten, einsame, randständige Menschen, die nicht auf ihrem Platz zu sein scheinen, die irgendwie fremd sind in ihrer Umgebung, als wären sie Aliens. Es scheint, es ginge hier um Marginalien, um unscheinbare, kaum wahrnehmbare Menschen vom Rande, mit denen nichts passiert, die einfach darum kämpfen, ihren Alltag zu meistern. All dies geschieht in einem alltäglichen, geradezu lakonischen Erzählduktus, der sich der Umgangssprache annähert. Gerade darum, um die Lappalien des Alltags geht es so, die durch die Inszenierung der Texte doch in ein besonderes Licht gerückt werden. Die scheinbaren Nichtigkeiten entpuppen sich als existentielle Krisen, die Figuren scheinen festzustecken und keinen Ausweg aus ihrer Lage erkennen zu können.

¹ Im Folgenden wird aus dem Erzählband „Die Liebe unter Aliens“ von Terézia Mora mit der Sigle LA und Seitenzahl in Klammern zitiert.

Verhandelt werden nicht allein zwischenmenschliche Beziehungen, sondern Themen wie Prekarität, Arbeitsverhältnisse, und dem Titel entsprechend verschiedene Formen von Liebe, die allerdings immer verbunden sind mit einer grundsätzlichen Fremdheit und einem Fremd-Werden.

Als Korrespondenz zu den Romanen Moras erscheint die Isomorphie von Erzählen und Gehen, was zum Großteil die Narration dominiert. Zentral sind in den Texten das Gehen, Laufen und (Fahrrad-)Fahren, die das Erzählen organisieren, und nicht nur räumlich bestimmen, sondern den raum-zeitlichen Zusammenhang ordnen, denn diese Bewegungen sind gleichzeitig der Ort, in dem sich ein Fenster öffnet in die Vergangenheit. Nach einem Beginn in medias res erfahren wir in den Erzählungen in Analepsen den breiteren Kontext der Figuren. Diese Analepsen unterbrechen das Gegenwartsgeschehen und betten in das Hier und Jetzt das Dort und Damals ein. Damit verwischen sie die Grenzen zwischen Zeiten und Orten und machen aus ihnen einen liminalen Schwellenraum, in dem alles ineinanderfließt und vermischt wird. Entgrenzungen werden weder im Verlauf der Handlung noch auf narrativer Ebene aufgelöst, keiner der Texte wird in eine bleibende Ordnung zurückgeführt, sondern endet im Offenen. Wie ein Perpetuum mobile – dem Titel der einen Erzählung gemäß – läuft die unendliche Bewegung. Die entspricht einer Welt, die in der Forschung mit permanenter Liminalität beschrieben wird.² Liminalität meint hier ein Sein außerhalb der Ordnung in einer Welt der Unsicherheit und Unschärfe. Somit negiert die narrative Struktur unumstößliche Grenzen und geht Hand in Hand mit dem thematisch-motivischen, wo im Fokus steht, dass das Nahe und das Ferne in unterschiedliche Figurationen aneinanderrücken und ineinander übergehen. Die Erzählungen inszenieren auf allen Ebenen Überschneidungsräume als Schwellenbereiche, die Grenzziehungen und Ordnungsstrukturen hinterfragen. Ein Sich-Einrichten und Heimisch-Werden im Hier und Jetzt gibt es nicht, die Einfriedungsversuche werden gestört und durchkreuzt vom plötzlich einbrechenden Außen, vom Anderen, was sich bereits im Titel, in der Figur des Aliens manifestiert.

Aliens stellen die binäre Konstruktion von irdisch vs. außerirdisch in den Raum, eine Grenzziehung, die dazu dient, dass sich der Mensch im Irdischen verortet, sich auf der Erde umzäunt, als wäre er in einem Garten des Bekannten, das ihm einen möglichen Handlungsraum und Sicherheit bietet. Das Außerhalb, das Unbekannte, Fremde sind die Aliens, die jenseits der Ordnung des Menschen sich befinden, da ihnen im binären Ordnungsraster dort ein Platz zugewiesen wurde. Wenn aber Aliens im Hier und Jetzt auftauchen, bringen sie diese Ordnungsstrukturen durcheinander und verwässern die Grenzen. Im ganzen Erzählband „Die Liebe unter Aliens“ (2016) werden Modi von Grenzziehungen durchexerziert, und durch diesen erzählerischen Zug wird die Willkür und der Konstruktcharakter von Grenzregimen reflektiert und vor Augen gestellt. Ein gemeinsamer Nenner aller Grenzreflexionen ist der Hinweis auf die Ge-

² Als Weiterentwicklung des Konzepts von van Gennep (1999) bzw. Turner (1998, 2000) konzeptualisiert Szokolczai die Auffassung von Liminalität neu, und weist darauf hin, dass in posttraditionellen Gesellschaften als Liminalität im „wirklichen Leben“ beschrieben werden könne, in denen die Ordnung tatsächlich zusammengebrochen ist und der liminale Zustand nicht nur temporär eintritt. (Szokolczai 2015, 2016). In der ursprünglichen Auffassung wird Liminalität als ein Übergang von Seins-Zuständen verstanden und als Drei-Phasen-Schema modelliert (van Gennep 1999: 15 bzw. Turner 2000: 95). In diesen Modellen ist die Phase der Instabilität beschränkt, da es letztendlich um die Eingliederung in eine neue Ordnung geht. Nach Szokolczai kann heute jedoch eine Reintegration oder eine relative Stabilität nicht mehr erreicht werden, da das ungestörte Funktionieren der Struktur nicht mehr gegeben sei. Demnach sei die Transition nicht zu beenden.

machtheit der Grenze, was gleich Anlass dazu gibt, mit Grenzziehungen inszenatorisch umzugehen, sie und die durch sie entstandenen Verortungen und Zuschreibungen zu hinterfragen. Der Bezugspunkt dabei ist, dass Grenzziehungen durch ihre Scheidung eine Unterscheidung treffen und eine meist binäre, oppositorische Ordnung der Dinge schaffen, was als die Einrichtung der Welt gesehen wird, in der Dinge und Menschen an den ihnen passenden Ort kommen und dort einen sicheren, den ihnen zugewiesenen Platz einnehmen. Gerade dies, dass es einen passenden, angemessenen Ort für alles und jeden gibt, wird durch die Texte jedoch bezweifelt und konterkariert. Zeiten und Orte werden ineinander versetzt, Figuren sind deplatziert, ortlos. Sie sind Schwellenwesen, in denen die Gegenwart von Vergangenheit und Zukunftserwartungen durchdrungen ist, sie sind Grenzbewohner, wenn sie als Gast oder Gastgeber auftreten, wenn sie zwischen Wachen und Schlaf pendeln, oder sogar die Grenze zwischen Mensch und Tier streifen und durchkreuzen. Aliens werden hier in den Erzählungen nicht als Wesen außerhalb der Ordnung gelesen, sie befinden sich vielmehr mitten im Irdischen, womit die Grenzen dieser Ordnung zugleich aufgebrochen werden, wodurch Figuren, Handlung und auch Narration auf der Schwelle verharren. Diese Konstellationen bekommen im Folgenden primäre Bedeutung, wenn es im Erzählband darum geht, Grundzüge und Ordnungszusammenhänge anzuvisieren. Konstitutiv wird für die Überlegungen die Frage, wie Figurationen von Gastlichkeit und Tier-Mensch-Konstellationen zum Nukleus des Erzählens werden können, wenn danach gefragt wird, wie Ordnungen durch Grenzziehungen entstehen bzw. wie sie durch literarische Strategien der Grenzauflösung unterminiert und in Figurationen des Liminalen überführt werden. Nach einer theoretischen Konzeptualisierung und einem allgemeinen Überblick der Texte des Bandes werden im Folgenden zwei Erzählungen durch Close Reading analysiert und darauf hin geprüft, wie in ihnen durch Figurationen von Gastlichkeit bzw. Mensch-Tier-Konstellationen Alienität inszeniert wird.

Fremdheiten 1: Ordnungsschwund und Offenheit

Menschliche Existenzen erscheinen in den Erzählungen als fragile Gebäude, deren Fundamente vom allgemeinen Ordnungsschwund (vgl. Waldenfels 1990: 17 f.) erschüttert sind, und die Zerbrechlichkeit der Einrichtung ihrer Welt vor Augen stellen. Ihnen gemeinsam ist, egal ob es um Frauen oder Männer geht, dass sie meistens noch jung, junge Erwachsene sind,³ aber bereits als gescheiterte Existenzen wahrgenommen werden können. Sie leben alle alleine, sind, wenn sie überhaupt eine dauerhafte Beziehung hatten, geschieden oder verlassen worden. Sie haben ein merkwürdiges Verhältnis zu ihren Eltern und Geschwistern, und auch mit ihren Kindern leben sie nicht zusammen, sie sehen diese gelegentlich am Wochenende. Sie sind einsame Einzelgänger, die nirgendwo Anschluss finden können, sind als ob sie auf einer einsamen Insel leben würden. Eine einzige Ausnahme bildet der Professor der Japanologie, der, obwohl verheiratet und sowohl im Berufs- als auch im Privatleben eigentlich erfolgreich, durch seine Pensionierung in ein Loch fällt, sich von allem entfremdet fühlt, und nun nach einem neuen Halt sucht.

³ Einen Rahmen bilden hier allerdings der Eingangs- und der Schlusstext, in denen Rentner agieren. Einsamkeit, das Gefühl, dass man fremd ist im eigenen Leben, verbindet sie aber mit den anderen Figuren des Bandes.

Im liminalen Schwellenzustand tun sich ihm neue Möglichkeiten auf, die bislang jenseits seines Horizonts waren.

Die meisten der Figuren scheinen in einer Dauerkrise zu stecken, und bei den meisten kann der Grund, der diese prekäre Lage ausgelöst hat, nicht ausgemacht werden. Es sind geradezu Lappalien, die passieren, sich ereignen und gerade dies, dass kaum eine Grenzüberschreitung stattfindet, ist das Zentrum jeder Geschichte. Alles plätschert so vor sich hin, als ob gar keine Akteure anwesend wären. Selbst diese Tatsache überrascht jedoch nicht, wenn man bedenkt, dass es hier, zugegeben oder nicht, in jedem Fall um „Dornröschen“ (LA 131) geht, also um Protagonisten, die nicht agieren, sondern schlafen, beziehungsweise sich in einem Zwischenstadium von Wachen und Schlaf, auf der Schwelle von beidem aufhalten, was jedoch verhindert, dass sie ein- und durchgreifen. Dieser äußerste Zustand der Passivität ist es, was diese Figuren nicht nur im zwischenmenschlichen Bereich, sondern auch in ihrem eigenen Leben zu Aliens macht. Sie sind nicht heimisch in ihrem eigenen Leben, die Grenzen als Ordnungen der Welt und des Lebens sind verschwommen. Im liminalen Bereich zwischen verschiedenen Ordnungsstrukturen wünschen sie sich irgendwie einrichten zu können, um eine Bleibe zu finden, was jedoch scheitert.

Es geht hier nicht um Narkolepsie, sondern vielmehr um eine Verweigerungsstrategie, um fehlende Wachsamkeit, um Mangel an Aufmerksamkeit, um eine Art Lähmung. Der alternde Marathonmann scheint der Einzige zu sein, der erzwungenermaßen ein konkretes Ziel vor Augen hat, das er schließlich doch verliert. Ihn ausgenommen könnte das Motto, eine abgewandelte Form des zitierten Spruchs von Emil Zátopek „Vogel fliegt, Fisch schwimmt, Mensch läuft“ (LA 8) für den ganzen Erzählband heißen: Vogel fliegt, Fisch schwimmt, Mensch schläft. Diese Passivität ist wie ein Schlafwandeln. Die Figuren bewegen sich zu Fuß oder mit verschiedenen Verkehrsmitteln wie im Halbschlaf. Sie scheinen in ihr Leben und ihre Welt nicht eingebunden zu sein, was durch eine Fern-Nähe, durch das Doppel einer gleichzeitigen An- und Abwesenheit zu charakterisieren wäre. Die Figuren befinden sich allesamt auf der Schwelle ihrer eigenen Welt. Es gibt für sie in diesem Zustand des Übergangs kein Davor und Danach, das Unbestimmte ist ihr Ort, eigentlich ein Nicht-Ort, der weder eine Standortbestimmung noch eine Eingliederung ermöglicht, sondern vielmehr für Transgression steht. Strukturen sind bereits beim Einsetzen der Handlung aufgebrochen und sie werden auch am Ende nicht re-installiert.

„Fisch schwimmt, Vogel fliegt, Mensch läuft“ (LA 8), lautet im ersten Text ein Spruch eines Langläufers, der auf eine Ordnung, eine klare Trennung verweist, darauf, dass Lebewesen in einem Element zu Hause sind, um in diesem agieren zu können. Dieser Slogan gilt aber für die Figuren aus „Die Liebe unter Aliens“ nicht. Schließlich sind sie nicht von dieser, einen festen Ordnung,⁴ sie scheinen hier fehlplatziert, für sie gilt eine andere Maxime, sie sollen sich in einem ihnen fremden Element bewegen, was zu einer Art von Bewegungslosigkeit und Stagnation führt.

⁴ Das Motiv, ‚nicht von dieser Welt zu sein‘ kennen wir bereits von Terézia Mora. Bereits Abel Nema, die Hauptfigur des ersten Romans „Alle Tage“ war eine solche. Nun tauchen seine Zwillinge oder Doppelgänger auf, die zwar keine Migranten, doch ebenso monströs sind wie die ‚Zehnsprachenzunge‘ des ersten Romans.

Der Marathonmann, gerade weil er mit viel Willenskraft und Ausdauer sein Ziel verfolgt, fällt in gewisser Weise aus der Reihe. Er kämpft eigentlich nicht nur für sein Portemonnaie, sondern für seine Identität, wenn er in einer Krisensituation eine plötzliche Entscheidung trifft und rennt. Doch auch bei ihm sind die Bemühungen umsonst, er hat, wie sich dies am Ende entpuppt, womöglich die falsche Alternative gewählt. Sein Gegenüber, ein alter Bekannte offenbart ihm diese Tatsache, wenn der Marathonmann bei ihm den Ersatzschlüssel abholen will. Die Geschichte ist zwar offen, doch kann diese Eröffnungserzählung als der Grundgedanke, quasi als Schlüssel aller Erzählungen gesehen werden: selbst wenn man ein Ziel hat und das gewissenhaft und mit Ausdauer verfolgt, kann man allein damit das Ziel nicht erreichen, man ist auf die Hilfe und Unterstützung von anderen angewiesen. Darüber hinaus wird hier auch eine andere Einsicht artikuliert, was für den ganzen Band gilt: „DAS EINZIGE EINZIGE WORÜBER DU WIRKLICH KONTROLLE KONTROLLE HAST, IST OB DU AUFGIBST ODER AUFGIBST ODER WEITER WEITER MACHST MACHST“ (LA 12; sic!; Hervorhebung i. O.) Dieser Satz bildet nicht nur hier ein Echo, sondern widerhallt auch in allen Erzählungen, ist eine Grundposition und so von paradigmatischer Bedeutung, die den Kontrollverlust über das eigene Leben und das ziellose, scheinbar alternativlose Durchwursteln artikuliert. Symptomatisch ist, dass man in der Eingangserzählung einem geklauten Schlüssel hinterherrennt, ihn aber nicht mehr finden kann. Analog dazu findet keine der Figuren im ganzen Band den Schlüssel zu seinem Leben, zu seiner Person oder zum Gegenüber, weshalb die Alienität nicht aufgelöst werden kann. Jeder neue Ansatz ist zum Scheitern verurteilt. Der Band inszeniert von diesen Erkenntnissen der ersten Erzählung an das Weitermachen ohne Aussicht auf eine Lösung. Der Prozess, der als Analogie zum Perpetuum mobile erkannt werden kann, endet dann in der letzten Erzählung mit der Suche nach der Göttin der Barmherzigkeit.

Fremdheiten 2: Figurationen von Gastlichkeit

Der ganze Band kann als ein Plädoyer gegen Alienisierung gelesen werden. Es geht hier schließlich um Liebe unter Aliens, also um Versuche, eine Bindung aufzubauen und damit um Gegenseitigkeit und die Unmöglichkeit dieser. Diese Wechselbeziehung manifestiert sich in der Figur des Gastes und in diversen Szenerien von Gastlichkeit, die im Folgenden das interpretatorische Interesse leiten. Für die einsamen Figuren des Bandes tun sich in Gaststätten („Fisch schwimmt“, „Vogel fliegt“, „Die Liebe unter Aliens“, „À la recherche“, „Die Göttin der Barmherzigkeit“), Kneipen („Ella Lamb in Mulligar“), Hotels und Imbissbuden („Sie verliefen sich im Wald“) und Pensionen („Die portugiesische Pension“) Begegnungsräume auf, in denen sie einen Weltbezug entwickeln können. Allein Tom („Perpetuum mobile“) bildet eine Ausnahme, da er nicht in einem Wirtshaus, sondern auf dem Friedhof einen Versuch startet, mit jemandem Kontakt aufzunehmen, ein Gespräch in Gang zu setzen, einem Menschen oder sich selber näher zu kommen, was jedoch scheitert. Der Friedhof kann, ähnlich wie die Hotels und Pensionen, als heterotoper Nicht-Ort betrachtet werden,⁵ was an sich schon darauf verweist, dass Identifikationen problematisch sind. Ganz allein bleibt der junge Mann in „Die Gepard-

⁵ Der Friedhof ähnelt als heterotoper Ort in vieler Hinsicht dem Gasthaus. Vgl. Foucault (2005).

Frage“, der sich in seine Wohnung einschließt und bis zur Ohnmacht trinkt. Eine ebenso entfremdete Form von Gastlichkeit erscheint auch in „Selbstbildnis mit Geschirrtuch“, wo eine junge Polin in das Haus ihrer Kunden eingelassen wird. Es kann für diese Erzählung aber auf keinen Fall von Gemeinschaftlichkeit gesprochen werden, da sie als Putzfrau zum einen in eine servile Situation hineingerät, zum anderen begegnen sich „Gast“ und „Gastgeber“ nicht, es geht um eine vollkommene Pervertierung von Gastlichkeit, um eine pure Auftragssituation, um ein ökonomisches Arbeitsverhältnis, die doch eine Art Win-win-Situation herstellt, und dadurch, aber auch durch die Gabe (Fahrrad) als Figuration von Gastlichkeit gelesen werden kann.

Gast und Gastlichkeit sind als Schwellenfigurationen zwischen Identität und Alterität zu lesen. Literatur problematisiert seit der Antike Gastlichkeit und ist zentraler Reflexionsort über Gast und Gastgeber. Die Forschung weist darauf hin, dass durch die Inszenierung von Gastlichkeit der „Mensch als Grenzwesen“ (Parr/Friedrich 2009: 7) erkundet wird. Gastlichkeit und Literatur sind des Weiteren auch dadurch aufs Engste miteinander verwoben, da diese Situation eng mit dem Erzählen, mit Erklärungsnot und Unterhaltungszwang verbunden ist (ebd.). Gastlichkeit ist somit nicht nur literarisches Motiv, sondern auch Schreibmodell, das sich mit der Frage nach dem Fremden, Entfremdung in der dissoziierten Gesellschaft beschäftigt (vgl. ebd. 11). Diese Problematik scheint in Moras Band in Figurationen der Alienisierung im Fokus des Interesses zu stehen.

Nach Simon (2016: 681) ist Gastlichkeit als „Urszene der Kultur“ zu verstehen, denn „jede Begegnung zwischen Personen [ist] eine transformierte Form der Schwellensituation [...], in der sich Gast und Wirt gegenüberstehen“, Gastlichkeit ist also immer dann im Spiel, „wenn Kommunikation und allgemeiner: überhaupt Interaktion stattfindet“ (ebd.).

Auf diese Kommunikation und Interaktion der Gastlichkeit soll im Folgenden das interpretatorische Interesse gerichtet werden. Ins Auge sticht, dass in den Texten Konstellationen von Gastlichkeit auf diverse Arten und Weisen inszeniert werden. Man ist Koch und bekocht Gäste in einem Restaurant oder bei Hochzeiten („Die Liebe unter Aliens“), man betreibt eine Pension, wo man den Gästen Frühstück und gelegentlich auch ein Mahl anbietet („Die portugiesische Pension“). Man ist aber nicht nur Eigentümer einer Pension, sondern arbeitet auch im Gastgewerbe als Rezeptionist in einem Hotel, oder hat den Traum, eine Sandwicheria aufzumachen („Sie verliefen sich im Wald“). Man ist mit der eigenen Familie in der Situation eines Gastes oder Gastgebers, wenn man am Wochenende nach Hause fährt, oder eben sein eigenes Kind vorübergehend beherbergt („Ella Lamb in Mulligar“, „Perpetuum mobile“). Man ist Gastwissenschaftler/in an einer Uni im Ausland („À la recherche“, „Die Göttin der Barmherzigkeit“), oder als Einwanderer Gast in einem Land („Gesicht mit Geschirrtuch“, „Die Göttin der Barmherzigkeit“). Es wird also im Band in verschiedenen Figurationen des Gastes und von Gastlichkeit die Urszene der Kultur, die Begegnung und Interaktion von Menschen inszeniert. Aliens als deplatzierte Menschen treffen in dieser Situation aufeinander als Gast und Gastgeber. Für die Aliens ist diese Konstellation eine Möglichkeit der Gemeinsamkeit, der Gemeinschaftlichkeit, in der gerade ihre Alienität aufgehoben wird. Andersrum gehört zur liminalen Figur der Gastlichkeit, dass in dieser Situation der Begegnung eigentlich beide Seiten zu Fremden werden. Gastlichkeit fasst damit die Gleichzeitigkeit des Doppels von Gemeinsamkeit und Nähe bzw. Fremdheit und Ferne. Normalform der Gemeinschaft wäre u. a. die Einbindung in eine Familie (Priddat 2011: 261), da in den Erzählungen aber gerade familiäre Beziehungen als

problematisch dargestellt werden, entsteht diese Gemeinschaft einerseits mit Fremden, andererseits als eine liminale Phase. Ein essentialistisches Denken, das die Familie als das Eigene, als Hort und Idylle imaginiert, wird hier in jeder Erzählung mit großer Vehemenz dekonstruiert. Die Begegnungen sind kontingent und transitorisch. Wenn Gemeinschaftlichkeit nicht mehr auf der Basis der Familie entsteht, sind Vereinbarungen und Übereinkünfte nötig (vgl. ebd. 266), was mit der Entstehung von kulturell normierten Lebensformen (vgl. Liebsch 2011: 32) einher läuft, was im Band in der Konstellation der Gastlichkeit als kulturelle Formation erscheint. Die hier in den Texten zu findenden Relationen von Gastlichkeit pervertieren meistens aber die eigentliche Urszene, in der der Schutzbedürftige aufgenommen, mit Kost und Logis beschenkt wird. Es geht zwar immer wieder um die Konstellation Schutz bzw. Schutzbedürftigkeit, und diese Konstellation führt Hand in Hand mit Figurationen von Gastlichkeit zu der Entstehung von Ersatzfamilien oder familienähnlichen Beziehungsgeflechten, die aber nicht mehr genetisch oder biologisch organisiert sind. Gastlichkeit hat hier darüber hinaus oft die Form einer Leistung, die ihren Preis hat, die nur gegen Geld erkaufte werden kann, sonst hat man keinen Anspruch darauf. Liebsch spricht damit im Zusammenhang von einer Privatisierung, Ökonomisierung und Verrechtlichung von Gastlichkeit, die so ihre ursprüngliche Bedeutung als „heilige Pflicht“ verliert (vgl. ebd. 31–34). Fremdem Leben wird zwar Gastlichkeit eingeräumt, es geht zwar um Umgangsformen des Miteinanders, um Essen, Trinken, Teilen, aber in einer entfremdeten, ökonomisierten Form. Liebsch stellt in Anbetracht dieser Gemengelage die Frage, ob diese exklusive Gastlichkeit, die vom archaischen Ethos abweicht, in einer verrechtlichten und restlos ökonomisierten Moderne noch überhaupt als Gast/Gastgeber-Situation geltend gemacht werden kann. Selbst wenn die ursprüngliche Bedeutung und die unbegrenzte Aufnahmebereitschaft schwinden, kann nach Liebsch Gastlichkeit nach wie vor als die Kultur selbst, als Aufgeschlossenheit der Alterität, dem Anderen gegenüber gesehen und gedeutet werden (vgl. Liebsch 2016: 37 f.). Die Texte des Bandes zeigen, dass als Folge der Ökonomisierung alles zu einer Dienstleistung und dadurch entfremdet wird, wenn Familien- und Hochzeitsfotos von professionellen Fotografen gemacht („Ella Lamb aus Mulligar“), Feste durch Arrangements von fremden Köchen und anderen Dienstleistern veranstaltet werden („Die Liebe unter Aliens“). Beziehungen und Gemeinschaftlichkeit bekommen dadurch eine andere Rolle, sie werden nicht mehr auf der Basis von Gegenseitigkeit, sondern auf der des Geldes gestaltet. Die Alienisierung im Bereich der Gastlichkeit ist in Form des Hotels, wo Peter als Rezeptionist arbeitet, auf die Spitze getrieben („Sie verliefen sich im Wald“). Die Formen der Gastlichkeit sind hier endgültig instrumentalisiert und ökonomisiert, zwischen Gast und Gastgeber gibt es oft überhaupt keinen persönlichen Kontakt mehr.

Eine Zwischenposition nimmt in diesem Kontext „Die portugiesische Pension“ von Mario Amadeo ein. Anhand dieser Erzählung sollen nun im Folgenden diverse Konstanten der Problematik von Gastlichkeit und Gastfreundschaft skizziert und beleuchtet werden. Der Text veranschaulicht ein Arsenal von Konstellationen, die für das Verständnis von Gastlichkeit aber dadurch auch von Alienität basal sind. Das Gasthaus dient als Experimentierfeld, gibt Raum für die ‚Urszene‘ der Begegnung von Fremdem und Eigenem, wodurch es zu einer Schwellensituation kommt, denn an dieser Schwelle betreten beide Seiten unsicheren Boden, was jedoch nicht nur negativ, sondern vielmehr ambivalent ist, indem es eine Öffnung Richtung Möglichkeiten herstellt. Das Gasthaus ist ein Grenzraum, ein Möglichkeitsraum der Überkreuzung von Iden-

tität und Alterität. Wierlacher nennt das Gasthaus einen Überschneidungsraum und die Begegnungen dort Überschneidungssituationen, bei denen in einem Interferenzraum das Eigene und Fremde, Innen und Außen, Privates und Öffentliches, Vertrautes und Unvertrautes miteinander in Berührung kommen und die Grenzen zwischen diesen scheinbaren Oppositionen aufgelöst werden (vgl. Wierlacher 2011b: 137 bzw. Parr 2011: 156). Parr beschreibt korrespondierend damit diese Situation von Gast und Gastgeber auch als ambivalenten Doppelraum, als „temporären Schwebestatus zwischen Fremdsein und Selbstsein“ (Parr 2011: 156). Der Gast wird somit als Schwellenexistenz verortet, der zwar nicht bedrohlich ist, doch nicht zum Bereich des Eigenen gehört und dem Heimischen auch nicht ganz angegliedert werden kann und soll (vgl. ebd.). Der Gast ist an sich schon eine paradigmatische Figur des Dazwischen, er ist der beweglich Sesshafte und in dieser Qualität in einem Schwellenraum beheimatet (vgl. Sepp 2016: 426). Er gehört nicht zur Familie und wird doch in den familiären Raum eingelassen, ohne dass man ihn integrieren möchte oder könnte. So ist der Gast „weder *ganz* hier noch *ganz* dort“, lebt eine Grenze, womit Identität und Identifizierung aber auch Differenz eine Relativierung erfährt und zum Kipp-Phänomen wird (ebd. 427; Hervorhebung i. O.).

Die Portugiesische Pension des Herrn Amadeo wird zu einem Begegnungsraum von verschiedenen Arten von Fremdheiten, eine Schwelle von öffentlichem und privatem Raum, wo beide ihre ursprüngliche Relevanz und Konnotation verlieren, wo aber in der Ambivalenz menschliche Sozialität entsteht. Symptomatisch für die ganze Sachlage ist, dass der junge Mann, der Protagonist, Mario Amadeo nach dem Tod der Eltern sein Elternhaus in eine Pension umwandelt und damit zwar entfremdet, doch zu einem Raum der Begegnung und Gemeinschaftlichkeit umgestaltet. Der Tod der Eltern bringt für ihn eine Befreiung, er muss nicht mehr „den klugen und fleißigen Sohn spielen“ (LA 138), denn solange er ihnen entsprechen wollte, hat er mit viel Mühe und Abneigung in einer perfekt eingerichteten Kanzlei den Anwalt gemimt. Seine scheinbar perfekt eingerichtete Welt war eine, in der er für sich keinen Platz gefunden hatte, in der er sich selbst fremd war. Spaß macht ihm hingegen die Bewirtung von Gästen (vgl. LA 158), so richtet er, sobald die Möglichkeit dazu entsteht, seine Welt neu ein, sein Zuhause wird die Pension, und somit ein heterotoper Grenzort zwischen Eigenem und Fremdem. Seine portugiesischen Wurzeln kommen in der Benennung zum Ausdruck, sonst hat er sich in jeder Hinsicht von der familiären Tradition entfremdet. Das Wappen seiner Familie, das der eine Großvater anfertigen ließ, bringt ein Wertsystem zum Ausdruck, das ihm nichts mehr bedeutet. Da geht es um Kraft, Religion, Beständigkeit (vgl. LA 155), die nicht mehr seine Attribute sind. Kräftig ist er nicht, denn er „geht aus dem Leim“, seine Muskeln sind „wie verfilzte Wolle“ (LA 129), das Turnen bereitet ihm Schmerzen, er kann sich kaum bewegen (vgl. LA 130). Religion spielt keine Rolle mehr in seinem Leben. „Schränke, Betten, Kruzifixe. Was man so zum Leben braucht“ (LA 136), sind bei ihm auf dem Dachboden deponiert, er verschenkt sogar die Kruzifixe. Obwohl er seinem Namen nach ‚der von Gott geliebte ist‘,⁶ wird nicht eindeutig, ob ihm auch wirklich Gnade widerfährt, da er sich in vielen Situationen mehrfach als einen Gottverdammten (vgl. LA 153) identifiziert. Beständigkeit gibt es in seinem Leben nicht mehr. An diesem Grenzort ist alles auf Transit eingestellt, Beziehungen, Freundschaften sind zeitlich limitiert, Dauer, Beständigkeit haben hier ihre Relevanz verloren. Die

⁶ <https://www.wisdomlib.org/de/names/amadeo> (letzter Zugriff: 30.08.2025).

Pension als heterotoper Ort oder als Nicht-Ort ist vielmehr ein Sinnbild von Flüchtigkeit, des Kommens und Gehens, ein Ort, an der Identifizierungen und vor allem bleibende, feste Identitäten unmöglich werden. Diese Pension ist in der Theoretisierung Foucaults ein Ort, der „in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet“ ist, als „Gegenplatzierung“, als „tatsächlich realisierte Utopie“, in der Plätze der Kultur „gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet“ (Wierlacher 2011b: 137 ff.) sind. Die Pension wird im Text als eine Konstellation in Szene gesetzt, in der die Einrichtung der Gesellschaft, wie zum Beispiel die Familie oder auch religiöse Erklärungsmodelle repräsentiert und zugleich unterminiert werden. Die Möbel, die im Text leitmotivisch erscheinen, reflektieren auf das Sich-Einrichten, auf Ordnung und die Enge, die dadurch entsteht. Der Protagonist, Mario, dessen Name übriges auch ‚der einsam kämpfende‘ bedeutet, hat seit dem Tod der Eltern keine dauerhaften Beziehungen, selbst seine Freundin, Indra, ist seine Mieterin, die zum Schluss ihn und auch das Haus verlässt. Zu ertappen ist hier bei der Darstellung der Figuren eine für Mora typische Mehrfachkodierung, die mit der Inszenierung eines allgemeinen Kontrollverlustes in den Texten einher läuft. Alle Menschen sind nur Gäste und Mieter in Amadeos Leben, die kommen und gehen, und auch er ist nur als Gast in verschiedenen Leben, und auch im eigenen präsent. Ohne feste Bindungen und dauerhafte Identität ist sein Leben auf Transit eingestellt, er bietet vorübergehend eine Bleibe und auch dies nicht ohne Entgelt, wie auch er gegen bestimmte Dienste in das Leben anderer eintreten kann. Alles ist ökonomisiert, er denkt anders, als sein Vater, der aus Leidenschaft antike Möbel gesammelt hat, anstatt es als Investition zu verstehen (vgl. LA 136). Wenn er in die eine Wohnung ein Himmelbett und einen Frisiertisch stellt, um sie an eine Frau zu vermieten, geht die Rechnung auf, er lernt Indra kennen, mit der er eine Beziehung hat, die sich dann doch verflüchtigt, die auf unerklärliche Weise zu Ende geht (vgl. LA 136).

Die *stabilitas loci*, wie Heim, Heimat, Familie werden hier rezitiert und zugleich dekuviert, alles wird der Instabilität anheimgegeben, Identitäten lösen sich auf. Das Heim wird zum unheimlichen Ort, in dem man sich von sich entfremdet wahrnimmt. Nach dem Tod der Eltern, wenn die alte Ordnung verrückt wird, wird für Mario die Welt neu eingerichtet und statt Festigkeit auf Transit eingestellt, was gleichzeitig auch bedeutet, dass alles immer wieder neu umgestellt werden kann und muss. Es kann keine verbindliche, bleibende Einrichtung der Dinge, keine Ordnung auf Dauer entstehen, alles befindet sich im Übergang.

Diese Geschichte, „Die portugiesische Pension“, ist aber nicht nur, was Gastlichkeit betrifft, symptomatisch für den ganzen Erzählband, sondern kann auch in anderer Hinsicht als *pars pro toto* stehen. Der ganze Text beginnt schon damit, dass die Hauptfigur sich kaum bewegen kann, zum einen weil sein Körper so steif und verhakt ist, zum anderen, weil in seiner Wohnung alles mit alten Möbeln, mit Reliquien aus der Vergangenheit vollgestopft ist, dass es keinen Bewegungsraum gibt: „ich stecke fest“ (LA 130) heißt es lakonisch und mehrdeutig. Dies beschreibt die Lebenssituation des Protagonisten, aber auch die der anderen Figuren des Bandes. Alle scheinen in eine falsche Ordnung, in eine Sackgasse geraten zu sein, aus dem sie keinen Weg hinausfinden. Diese Situation wiederholt sich in der Erzählung, wenn Arbeiter ein altes Möbelstück wegtransportieren wollen, dies aber im Treppenhaus stecken bleibt und weder nach vorne noch nach hinten zu bewegen ist, wenn es klemmt und eine Blockade bildet. Es bedarf einer radikalen Änderung, dass das Leben nicht mehr so funktioniert wie bisher (vgl. LA 135), dass man aus dem „dunklen Käfig“ (LA 138), in den man sich manövriert hatte, rauskommt. Das

Leben von Mario, aber auch von den anderen Protagonisten, ist blockiert, sie scheinen verloren zu sein und in dieser Blockade festzustecken, in einer Enge ohne Bewegungsraum eingeklemmt zu sein. Ein Grundzug des Textes ist der Gedanke, dass etwas geschehen muss (vgl. LA 129), dass man „irgendwo anfangen“, „[d]ie Linie überschreiten“ (LA 147) muss, wobei jedoch der andere Grundzug lautet: „Bei aller Liebe, das ist unmöglich“ (LA 130). Zwischen diesem Doppel läuft der Alltag mit seinen, im wortwörtlichen Sinne, alltäglichen Geschehnissen. Die Grundfrage, die hier auftaucht, heißt: „Wie kann man dieses Leben meistern?“ (LA 152) Wie kann man die Blockade lösen, wenn man doch lieber im Dornröschenschlaf (vgl. LA 131) versinken würde, als immer alles umzustellen, neu zu ordnen. Die Figuren sind vom ständigen Übergang überfordert und orientierungslos, weswegen sie dann lieber die Passivität wählen.

Der Protagonist scheint gescheitert, von allen Seiten in Stich gelassen zu sein als „der gottverdammte Held dieses gottverdammten Tages“ (LA 153). Dann kommt in der Aussichtslosigkeit doch noch Hilfe, nämlich von zwei Gästen der Pension, der Portugiesin Adelia und dem österreichischen Lehrer, die helfen, die Verklemmung zu lösen (vgl. LA 153). Als Dankeschön oder Entgelt lädt Mario sie zu einem Abendessen ein, zu „Schnecken, Brot und Wein“ (LA 154). Dieses Abendmahl stiftet dann zwischen Fremden, zwischen Gastgeber und Gast eine Gemeinschaft, die auch an „Konversation“ (LA 154) gebunden ist und somit die Urszenerie von Gastlichkeit heraufbeschwört. Gastlichkeit wird als kulturelle Basiskommunikation, als Grundmuster der Gemeinschaftlichkeit gesehen, in der Gast und Gastgeber interdependente Größen sind (vgl. Wierlacher 2011a: 9) und einander bedingen. So entsteht auch hier im Text das Zusammenspiel beider Seiten in einem Aufeinander-Zugehen, das zugleich auch als Antwort auf die Frage, wie das Leben zu meistern wäre, erscheint. In Zeiten, in denen Kruzifixe und Weihwasserspender (vgl. LA 153) nur auf dem Dachboden aufbewahrt werden, und wenn sie auch nicht gleich als Ramsch verstanden werden, doch nur noch als Erinnerungen oder Verzierungen erhalten, die zu alten Betten [Bett oder Beten?] und nicht zum Hier und Jetzt gehören. Da sie ihre traditionelle Funktion als Hoffnungsspender verloren haben, ist man doch nicht ganz ohne Hoffnung. Das Motto: „Betten, Schränke, Kruzifixe. Was man so zum Leben braucht“ (LA 136), muss geändert werden. Die Position, die diese Texte vertreten, ist ein Plädoyer für Gemeinschaftlichkeit, eine Hinwendung zum Gegenüber als Hoffnungsspender und Hilfe, das Leben zu meistern. Auch in dem in „Die portugiesische Pension“ inszenierten Gastmahl geht es also um mehr, als dass man den Hunger stillen möchte, es geht vielmehr darum, dass Gastlichkeit und das gemeinsame Essen Zugehörigkeit schaffen, die Isolation aufheben und so ein gutes Leben ermöglichen kann. Indem nämlich Gastlichkeit ein soziales Band stiftet und erhält, und damit zum Zusammenleben beiträgt, geht es in diesem Kontext um mehr, als den Menschen am Leben zu lassen. Es geht hier eminent darum, dass Gastlichkeit ganz im traditionellen Sinne das Gegenüber nährt, stärkt, stützt, begleitet, einem Kenntnisse vermittelt und Freude bereitet, wenn auch nur vorübergehend.

Menschliche Beziehungen sind im ganzen Erzählband durchgehend von Figurationen der Gastlichkeit bestimmt. Die traditionelle Gemeinschaft der Familie funktioniert aus verschiedenen Gründen in keinem der Texte. Die Eltern sind gestorben oder man hat ein schlechtes Verhältnis zu ihnen, Eltern und Kinder leben getrennt, so nehmen oft Fremde die Funktion der Familie ein. Dies geschieht in „Die portugiesische Pension“, wenn Frau Wambut von der Steuerbehörde sich dem Protagonisten gegenüber „mütterlich“ (LA 139) verhält, ihn nicht ver-

nichten will und Lösungen sucht, die für beide Seiten gut sind (vgl. LA 141). Eine ähnliche Rolle nimmt in der Titelgeschichte Ewa ein, die Tim wie einen Adoptivsohn betrachtet und ihm, wo sie nur kann, hilft. Auch in den anderen Geschichten tauchen immer wieder Helfer auf, die mit den Protagonisten in einer Art Gastlichkeitsverhältnis stehen. So kann summierend festgestellt werden, dass das Phänomen der Gastlichkeit im ganzen Textgeflecht des Bandes, als ein Modell von Gegenseitigkeit fungiert. Jeder kann in verschiedenen Konstellationen in Szenarien der Gastlichkeit eintreten und trotz Isolation Gemeinschaft erleben und erfahren, ohne Identität und Alterität als Dichotomie zu erleben.

Gastlichkeit als kommunikatives kulturelles Konzept lässt auch bei dem Abendmahl von Mario Amadeo eine *communio* zwischen Gast und Gastgeber jenseits des Ökonomischen entstehen. Die traditionelle Konstellation von Schutzbedürftigkeit und Hilfeleistung wird doch durchbrochen, denn hier ist der Gastgeber derjenige, der hilfebedürftig und den anderen ausgeliefert ist. Die Rollen und Identitäten von Geben und Nehmen des Musters werden durcheinandergebracht, die Grenze zwischen ihnen schwindet, so, dass beide in einem nicht identifizierbaren Schwellenraum verharren. In dieser „unwahrscheinlichen Gemeinschaft“ (Priddat 2016: 261) erlebt der Gastgeber den Anderen und damit zugleich sich als das Andere, erfährt seine eigene Fremdheit, dass er nämlich ein Fremder unter vielen Fremden ist (vgl. ebd. 252). Wenn schon das Eigene (Familie) ausgetauscht wurde auf das Fremde (Gäste), bzw., wenn das Eigene (Familie, Haus) als fremd erlebt wurde, kam es zu einer Verwässerung von Fremdem und Eigenem. In der Szenerie der Hilfeleistung und des Gastmahls werden nun die Grenzen völlig zum Verschwinden gebracht, die Rollen vermischt. Es kommt zu einer liminalen Erfahrung der eigenen Fremdheit, und dessen, dass Fremdes und Eigenes nicht zu scheiden und nicht als binäre Größen aufzufassen sind, sondern vielmehr ineinanderfließen. Das Elternhaus wird zur Pension und zum Ort der Distanz (vgl. ebd. 250), diese wird jedoch zugleich zum Ort der Nähe und Gegenseitigkeit, zu einem liminalen Grenzzort als Verunmöglichung jeder bleibenden binarischen und hierarchischen Ordnung. Der Gast befindet sich in einem Ausnahmezustand der Liminalität, da er dem Alltagsdasein enthoben ist, aber auch den Anderen, den Gastgeber des Alltagsdaseins enthebt (vgl. Previšić 2011: 8). Dieser Interferenzraum wird dann zum Begegnungsraum. Während aber der traditionelle Gast sich in einem Ausnahmezustand befand, ist hier die Figuration von Gastlichkeit zum Dauerzustand geworden. Das Heim wird zur Pension, es gibt nur noch die Flüchtigkeit des Übergangs.

Verschiedene Konzepte von Gastlichkeit (philosophische, ökonomische, kommunikationstheoretische) wurden herangezogen, um der Komplexität der Texte beizukommen und die verschiedenen Anknüpfungspunkte zur Gastlichkeitsproblematik als Figuration von Fremdheit ausführen zu können. Der gemeinsame Nenner dabei, und dadurch die Grundaussage, ist, dass die auf allen Ebenen sich artikulierende Fern-Nähe, das Doppel von Anbindung und Losgelöstheit als Status Quo festgestellt werden kann. Figuren verharren im Niemandsland der Instabilität. Während in traditionellen Konzepten Liminalität als Drei-Stufen-Modell erscheint, in dem der Mensch vorübergehend seinem Alltagsdasein (Ordnung 1, das Bekannte) enthoben wird, um in eine Übergangsphase zu kommen (Unordnung, das Unbekannte), um dann in eine Ordnung nächster Stufe (Ordnung 2, Integration) zurückgeführt zu werden, sind hier Grenzauflösung, Transformation durchgängig präsent. In den Erzählungen Moras gilt das herkömmliche

Modell nicht mehr, Gastlichkeit, der transitorische Zustand der Losgelöstheit ist auf Dauer gestellt, Fremdheiten können nicht aufgelöst werden.

Die Protagonisten, die nicht allein in der Titelgeschichte als Aliens erscheinen, stehen, auch wenn sie keine Außerirdischen sind, doch am Rande des Sozialen und sind durch eine problematische, beinahe durch eine radikale Fremdheit zu charakterisieren. Entfremdung steht im Fokus der Texte, für unseren Zusammenhang ist nun das Alien als unidentifizierbares Monster⁷ von eminenter Bedeutung. Wenn die Figuren des zur Diskussion stehenden Erzählbandes als Alien gesehen werden, kommt auch noch eine andere liminale Figuration in den Blick, nämlich das Tier, das durch die menschliche Organisation und Grenzziehung ähnlich zum Alien im radikalen Anderen, im Nicht-Menschlichen verortet wurde bzw. wird. Zur Definition des Menschen gehört für die abendländische Tradition, dass das Animalische außerhalb dieser Grenze seinen zugewiesenen Platz bekommt. Hält man vor Augen, dass bei Mora gerade diese Grenzziehungen einer Revision unterzogen werden, überrascht nicht, dass dem Alien und dem Tier in der Diskussion der Grenze ein großes Gewicht zukommt. Nach der lateinischen Bedeutung des Wortes sind unter ‚alieni‘ auch Tiere zu verstehen, die in ein fremdes Gebiet geraten und dieses durchqueren.⁸ Hält man diese Aspekte des Bedeutungsspektrums von Alien vor Augen, werden Korrespondenzen zwischen diesen ‚alieni‘ als Tiere und den Figuren des Erzählbandes augenscheinlich. Am offensichtlichsten erscheint diese Fremdheit in „Die Gepard-Frage“, wo es gleich zur Doppelung kommt, da Hand in Hand mit der Raubkatze auch die Figur Erasmus fehlplatziert zu sein scheint. Die Grenze zwischen Menschlichem und Animalischem wird hier aufgelöst, beide sind als ‚alieni‘ eine Zone der Unbestimmtheit, in der eigentlich getrennte Sphären ineinanderfließen (vgl. Borgards 2015a: 2).⁹ Die meisten Texte des Bandes sind als literarische Tiertexte zu verstehen, in denen eine Analogie zwischen Alien, dem Gast und dem Tier ausgemacht werden kann. Alle sind durch eine Fremdheit gekennzeichnet, die dem Eigenen nicht eingegliedert werden kann. Wenn die Figuren des Bandes mithilfe des Tiers dargestellt werden, bedeutet dies, dass diese Figuren etwas von der radikalen Fremdheit des Tieres haben, kurzum, dass zwischen Mensch und Tier keine radikale Grenze verläuft.

Vergegenwärtigt man sich die Tatsache, dass Moras Texte im Allgemeinen die Willkürlichkeit und Kontingenz von Grenzziehungen reflektieren, ist einhellig, dass hier auch eine andere Grenze Revision erfährt. Konstitutiv ist auch für diesen Erzählband „Die Liebe unter Aliens“, dass sich in den Texten diverse Fremdheitsformen durchdringen und mannigfaltig überlagern. Kulturelle Ordnungen werden auch in Bezug auf die Trennung von Mensch und Tier hinterfragt und als variabel ausgestellt. Ging es bereits im Zusammenhang mit Gastlichkeit darum, sich

⁷ Die Forschung fasst das Monster bzw. das Monströse als etwas, was auf identitätsstiftende Grenzziehungen reflektiert bzw. sich mit dem Anderen der Kultur befasst. Monster und das Monströse sind Figurationen, die auf problematische Identitäten verweisen und als eine Art paradoxe Denkwidrigkeit zu lesen sind (vgl. Geisenhanslücke/Mein/Overthun 2009.)

⁸ Vgl. <http://www.zeno.org/Georges-1913/A/alienus+%5B1%5D> (letzter Zugriff: 30.08.2025).

⁹ Borgards nimmt in verschiedenen Analysen das Tier unter die Lupe und plädiert im Sinne der Animal Studies für eine neue Annäherung an das Tier, nicht nur in der Literatur. Im Fokus seiner Auseinandersetzungen ist in Berufung auf den Animal-Turn die Aushebung der konstruierten absoluten Differenz und Hierarchie zwischen Mensch und Tier (vgl. Borgards 2015b: 225). Dies ist als eine Art Diskurskritik (vgl. ebd. 226.) zu verstehen, was auch in den Texten Moras immer präsent ist. Es ist der Hinweis darauf, dass jedes Wissen kulturell geformt ist. Der Mensch-Tier-Dualismus weist ja eine logozentrische Struktur auf, konstruiert damit das ganz Andere, was im Band einer Kritik unterzogen wird.

dem Fremdem, dem Anderen, der nicht zum Meinesgleichen gehört, zu öffnen, wird diese Geste der Grenzüberschreitung in Bezug auf das Tier nur noch weiter bis zum Exzess getrieben. Die klassische Idee der Gastlichkeit ist im Zusammenhang mit dem Tier gestört (vgl. Still 2016: 375). Sowohl Gastlichkeit als auch das Tier sind Grenzfälle, und das Tier steht noch an der Grenze von Gastlichkeit, ist aber gerade deswegen dazu geeignet, die von Menschen gesetzten Grenzen zu untersuchen (vgl. ebd.). Die Grenzen zwischen Eigenem und Fremdem werden immer, wenn eine Ordnung aufgebaut wird, darauf verweist der Text, willkürlich festgelegt, und es werden die Kriterien des Andersseins konstruiert.

Wie Borgards zeigt, liegt dem Erscheinen des Tieres in der Literatur ein selbstreflexiver Moment inne, die Bewusstmachung von Zuschreibungen, was zu einer anthropologischen Verunsicherung führen kann (vgl. Borgards 2015b: 240). Somit ist der Diskurs des Tieres in das Gesamtkomplex der Untersuchung einzuordnen, da auch die Grenzziehung zwischen Mensch und Tier eine künstliche, diskursiv hergestellte ist, die in dieser Funktion auch hinterfragt und aufgelöst werden kann. Der ganze Diskurs über das Tier ist ein vom Menschen gemachter. Wenn es, wie im Oeuvre Moras, grundsätzlich darum geht, dichotomische Strukturen aufzulösen, kann die Reflexion auf Bedeutungsmöglichkeiten des Tieres ein wichtiger Pfeiler des interpretatorischen Interesses werden. Es geht darum, dass in den Texten ähnlich wie beim Gast zwischen Eigenem und Fremdem, so auch zwischen Menschlichem und Animalischem eine Kontaktzone hergestellt wird in einem liminalen Schwellenraum.

Tiere nehmen auch in den Romanen Moras eine wichtige Position ein. Diese Tiere sind jedoch keine diegetischen Tiere, sie kommen in der Erzählwelt nicht vor, erscheinen eher als Vergleiche oder Metapher. Auch in „Die Liebe unter Aliens“ sind die Tiere eher semiotische als diegetische Wesen. Schon die erste Geschichte bringt den Menschen mit dem Fisch und dem Vogel in Verbindung und grenzt ihn zugleich von den Tieren ab, indem er auf mögliche unterschiedliche Bewegungsformen hinweist und darüber hinaus diese Wesen dadurch trennt, dass sie als verschiedenen Ordnungen, dem Wasser, dem Himmel, der Erde zugehörig charakterisiert werden. Damit wird ihnen gleichzeitig ein fester Platz zugewiesen. Mit diesem Zug fragt der Text gleich auch danach, was das Element des Menschen ist, in welcher Ordnung er zu Hause ist, wenn Fische im Wasser und Vögel in der Luft beheimatet sind. Mit dem Vergleich Vogel, Fisch vs. Mensch werden viele unterschiedliche Inhalte angedeutet, die dann für das ganze Textkorpus Relevanz gewinnen.

Somit liefert die erste Erzählung durch den Verweis auf die Tiere und durch ihre Koppelung mit dem Menschen einen Schlüssel für das Figurenarsenal des ganzen Textgeflechtes. Mit dem Animalischen und dem Tier soll im Folgenden bei Mora eine weitere Kulturtechnik der Grenzziehung reflektiert und in groben Strichen umrissen und gezeigt werden, mit welchen erzählerischen Strategien diese fest zu erscheinenden Grenzen zerfasert werden. Wie Borgards in Bezug auf philosophische Auseinandersetzungen zeigt, gibt es eine wuchernde Grenze, eine vielfältige Uneindeutigkeit zwischen Mensch und Tier (vgl. Borgards 2015a: 2), und dieser somit offene Grenzbereich wird in den Texten in zahlreichen Szenerien ausgelotet. Die Auffassung der wuchernden Grenze betont hier, dass die dichotomische Unterscheidung zwischen Mensch und Tier aufgehoben werden muss, was jedoch die Einrichtung der kulturellen Ordnung angreift.

Verweise auf Tiere und das Tierische sind in unterschiedlichen Ausprägungen und mit unterschiedlichen Valenzen in den Texten in einer überbordenden Vielfalt präsent. Sie ähneln in mehrfacher Hinsicht Erscheinungsformen des Tieres in der Literatur, wo mit dem Tier menschliche Eigenschaften, Gedanken, Verhältnisse thematisiert werden. Auch in der ersten Erzählung wird die Stadt mit dem Wald (vgl. LA 15) verglichen, in dem die „Jagd“ (LA 19) stattfindet. Hiermit wird zum einen die Wildheit der städtischen Verhältnisse angesprochen und zum anderen werden Valenzen der Großstadt, als dunkel und undurchschaubar wie der Wald, heraufbeschworen, Diskurse also, die als Folgen der vom Menschen erfolgten Grenzziehung und Platzzuweisung erkannt werden können. Zitiert werden mit diesem Bild also etablierte literarische Topoi, die bekannte Denk- und Wahrnehmungsmuster beschwören, die leicht dekodiert werden können. Ähnlich dazu werden in den Texten auf eine, in der Literatur seit immer schon übliche Weise, menschliches Aussehen und Verhaltensformen durch Eigenschaften von Tieren zum Ausdruck gebracht. In diesem Sinne wird Ewa aus der Titelgeschichte non-diegetisch als ein polnisches Dromedar bezeichnet (vgl. LA 29), was von der anderen weiblichen Figur pejorativ, abwertend gemeint ist. Die Benennung charakterisiert und überzeichnet das Aussehen der Frau aus einem bestimmten Wahrnehmungspunkt. Diese Analogiesetzung ist ein etabliertes Muster sowohl im alltäglichen Sprachgebrauch als auch in der literarischen Tradition. Diese erzählerische Strategie allein würde noch nicht implizieren, dass hier die Grenze zwischen Menschlichem und Animalischen auf dem Prüfstand steht.

Eine zentrale und viel komplexere Rolle bekommen die Tiere jedoch in „Perpetuum mobile“. Hier geht es u. a. um die Kindheit von zwei Jungen, die beide Tom heißen und Freunde sind. Sie tragen einen sprechenden Namen, denn Tom bedeutet ‚Zwilling‘ und sie sind lange tatsächlich unzertrennlich, als wären sie eineiige Zwillinge. Dann kommt es aber zu einem Bruch, und sie verlieren in Ermangelung einer Klärung und von Kommunikation überhaupt, einander aus den Augen. Erst nach dem Tod des anderen Thomas setzt sich der Protagonist mit ihrem Leben erneut auseinander. Zusammenhänge kommen ans Tageslicht, die den anderen Tom als asozial, wild betrachten, am Rande der Gesellschaft verorten. Analeptisch werden Geschehnisse aus der Kindheit aufgerollt, und der Hauptfigur bringen schließlich Recherchen im Internet die Informationen, an die er bei dem Gespräch mit der Schwester des Verstorbenen nicht herankam. Es stellt sich heraus, dass der verstorbene Tom Leszek Förster und Wildhüter (vgl. LA 73) bei der Firma Fishing and Hunting (vgl. LA 79) war. Überraschend und unerklärlich ist für die Hauptfigur, wieso unter seinem Namen im Netz nur Wildtiere zu finden sind (vgl. LA 78). Es kann nicht herausgefunden werden, wie er aussah, ob sie sich noch ähneln etc. Dennoch stellt sich dabei auch die Frage, wie ist der Doppelgänger, was für ein Mensch war er, wie ist jemand, der sich allein durch Tiere repräsentiert. Der Protagonist bekommt, wenn er auf die Seite des verstorbenen Freundes klickt,

statt eines Fotos von ihm lauter Aufnahmen von Wildtieren. Frischlinge, die sich jagen. Ein Rehkitz, das bei seiner Mutter saugt und fast schon so groß ist wie diese selbst. Eine Eule, die eine Maus gefangen hat. Zwei kämpfende Adler. Ein Eichhörnchen und eine Kohlmeise, die sich an einer Wasserschüssel für Hunde treffen. [...] Tom sah sich all das an. Alles so schön, perfekte Momente, perfekt fotografiert. (LA 78)

Tiere tragen als semiotische Tiere Bedeutungen, sogar einen Bedeutungsüberschuss, wie dies auch hier der Fall ist. Die Erscheinung der Tierfotos ist eine Störung. Diese Tierbilder können

ohne zusätzliche Informationen nicht eindeutig erklärt werden. Auch der Protagonist schließt seine Recherchen mit dem Gedanken ab, dass er nicht weiß, was er denken soll (vgl. LA 78). Es gibt keine Sicherheit, und in Ermangelung von Sprache und einer Stellungnahme entsteht ein Mehr an Bedeutung. Die Frage, ob mit dem Tier die idyllische Natur oder vielmehr die Wildheit zum Ausdruck gebracht wird, kann nicht geklärt werden. Der Protagonist wollte nicht allein zum Grab des ehemaligen Freundes gehen, weil er etwas über ihn herausfinden wollte, und weil ein Grab nicht reden kann (vgl. LA 70), kontaktierte er die Schwester des ehemaligen Freundes. Weder die Schwester noch die Internetrecherche konnte jedoch zur Rede gestellt werden und Aufschluss bringen. Es ist unmöglich, etwas über den einstigen Freund herauszufinden. Es scheinen keine Wege zueinander zu führen, man bleibt in der Isolation gefangen, die grundlegende Fremdheit ist nicht zu überwinden.

Zum einen geht es darum, dass Animalität zum Leben gehört und ihm nicht aberkannt werden kann. Zum anderen ist vielmehr im Fokus, dass dieses Doppelgängertum von Tom und Tom als problematische Grenzziehung und Identität zu deuten ist. Der Doppelgänger ist nach Waldenfels eine Manifestation von Selbstfremdheit aber auch von innerer Einsamkeit (vgl. Waldenfels 1999: 191). Doppelgängertum als eine Ausgrenzung des Innenraumes und Eingrenzung von außen, steht für eine Gleichzeitigkeit von Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit, Eigenheit und Fremdheit. Selbstverdoppelungen sind Orte, an denen Ordnungsgrenzen gezogen werden, und Doppelgänger sind sowohl innerhalb als auch außerhalb der Grenze, können als Fremde gesehen werden, die in der Grenze hausen (vgl. ebd. 198). In der Erzählung „Perpetuum mobile“ können nun auch die Tiere als Doppelgänger des Menschen fungieren, Mensch und Tier hausen zugleich in der Grenze. So ist weder eine Identität noch eine Differenz zwischen ihnen auszumachen.

Tiere scheinen bei Terézia Mora eine wichtige Rolle zu spielen bei der Entfaltung von Problemlagen von Grenzziehung, Ordnungsdiskursen und kulturellen Konstruktionen von Bedeutung. Wenn es um Tiere geht in den Texten, sind meistens nicht die zoologischen Zusammenhänge interessant, es wird vielmehr der Frage nachgegangen, was ist der Mensch, in welche Konstellationen gerät er hinein, die etwas über sein komplexes Wesen aufdecken. Gerade in der Konfrontation bzw. vielmehr in einem Zusammenspiel mit dem Tier, wenn Mensch-Tier-Verhältnisse anvisiert werden, kommt das liminale Wesen des Menschen zum Ausdruck, was vorzuweisen zum zentralen Anliegen Moras gehört.

Tiere spielen eine gewichtige Rolle auch in der Poetologie von Terézia Mora. Wenn bzw. wo sich der Mensch den Tieren zuwendet, gilt das Interesse nach Borgards den „Paradoxien, Aporien, Ambivalenzen“, womit „nicht die Stabilität der Ordnung, sondern deren Unruhe, nicht die klare Grenze zwischen Mensch und Tier, sondern deren Auflösung in eine unbestimmte Zone, in einen unklaren Schwellenraum“ (Borgards 2012: 96) zum Ausdruck gebracht wird. Gerade auf diesen Schwellenraum soll in den folgenden Überlegungen der Fokus gerichtet werden. Als erstes soll ein Blick darauf geworfen werden, wie, in welchen Funktionen das Animalische bzw. Tiere in den Texten erscheinen. Festgestellt werden kann als erstes, dass Tiere in ihrer semiotischen Form eine zentrale Rolle spielen in den Texten, die von Tieren außerordentlich dicht besiedelt sind. In der semiotischen Funktion sind Tiere in erster Linie als Metapher zu verstehen, etwa wenn Menschen „Dromedar“ (LA 29), „Aff“ (LA 215) genannt werden oder als „Bär“ (LA 220) einen Kosenamen bekommen. Menschen können auch als sprechende

Namen Tiernamen tragen wie Lamb („Ella Lamb in Mulligar“) oder Haas („Die Gepard-Frage“). In diesen Bezeichnungen sind Tiere nicht tatsächlich präsent, sie sind nur Zeichen, die Bedeutungen haben. In der metaphorischen Funktion dienen die Tiere zur Charakterisierung der Menschen. Sie sind als stellvertretende Redeweise zu sehen, die Bezeichnetes und Bezeichnendes durch Analogie verbindet. Auch die Eigennamen haben diese metaphorische Struktur (vgl. Borgards 2012: 89 ff.). Demselben Prinzip gehorcht, wenn die Bewegungen des Menschen in Analogie mit denen der Tiere charakterisiert werden, wenn Sandy z. B. in „Die Liebe unter Aliens“ in die Küche robbt (vgl. LA 29), oder Erasmus nicht mehr den aufrechten Gang praktizieren kann und in der Wohnung nur noch rutscht und kriecht (vgl. LA 222). Nach Borgards geht es in diesem Fall um Substitutionsmetaphern, die trotz des uneigentlichen Ausdrucks umstandslos in die eigentliche Bedeutung zurückzuübersetzen sind (vgl. Borgards 2016: 254). Doch, metapoetisch gewendet, geschieht ein Grenzübertritt, es kommt zum Schwanken zwischen eigentlicher und nichteigentlicher Sprachverwendung, was als Reflexionsmoment gelten kann, das die Einrichtung des Lesens in nur einem Modus stört und unterminiert. Es zwingt dazu, dass eine andere Position eingenommen werden muss, veranlasst zu Deplatziierung und zu einer oszillierenden Hin-und-Her-Bewegung in einem Grenzraum zwischen eigentlichem und uneigentlichem Lesen. Durch die Wahl der Tiernamen, die Verwendung einer diversen Tiermetaphorik kommt es auch zu einem Bedeutungsüberschuss, wodurch die Einschätzung der Tiere und der Menschen schwierig wird.¹⁰

Tiere werden in „Die Gepard-Frage“ in vielen unterschiedlichen Zusammenhängen in Szene gesetzt. Der Protagonist heißt Haas, wurde von seiner früheren Frau Bär genannt und er hat jahrelang in einem Zoo als Tierpfleger, konkret als Großkatzenpfleger (vgl. LA 215) gearbeitet. Er hat Bücher über Tiere auf seinem Regal (vgl. LA 227). Nun legt er als Abschluss einer zweijährigen Ausbildung eine Prüfung zum Verwaltungsangestellten ab, in der in einer dritten Runde der Prüfung nun „die Frage nach dem Tier“ (LA 215) kommt. Nach der Prüfung wird er seinen Feriendienst anfangen, in dem er mit Hunden arbeiten wird. Sein Leben ist auf allen Ebenen und in zahlreichen Bereichen mit Tieren verquickt. Konkrete Tiere als handelnde Wesen kommen in den Texten nicht vor, sie erscheinen auf Bildern, wie bei Tom im Internet oder bei Haas in Form eines Katzenkalenders. Sie sind in abstrakter Form in einer Prüfung präsent, keine der Figuren besitzt aber ein Tier. Auch der Tierpfleger kam nur in der Zeit, als er noch als Tierpfleger gearbeitet hat, mit konkreten, lebendigen Tieren in Berührung, mit Bären, Wölfen, Schakalen, generell mit Wildtieren, Haustiere wiederum mag er nicht. Diese Wildtiere sind an sich schon in einer Schwellensituation, denn sie sind nicht zahm und domestiziert, dennoch leben sie in einem (zoologischen) Garten und nicht in freier Wildbahn. Diese Tiere stehen dem Protagonisten nahe, die mit ihnen verbrachte Zeit galt in seinen Erinnerungen als schön (vgl. LA 216). Auch Katzen, egal ob Haus- oder Wildkatzen sind leitmotivisch wiederkehrende Elemente in Haas' Leben und dadurch in der Textarchitektur. Nicht nur der Kalender ‚Cats‘ (vgl. LA 225) bestätigt dies, sondern die ständigen Verweise auf Auseinander-

¹⁰ Man weiß nicht, ob das Lamm in „Ella Lamb in Mulligar“ als Opfer, als Unschuldslamm oder als sanft und geduldig etc. interpretiert werden muss. Auch hier haben wir es mit einer Mehrfachkodierung zu tun und mit der Tatsache, dass die Bedeutung kulturell geprägt ist. „In Texten befinden sich niemals tierliche Lebewesen, sondern immer nur menschliche Bilder, kulturelle Projektionen, sprachliche Konstrukte von diesen Lebewesen“ (Borgards 2012: 93) – stellt Borgards zu solchen Bedeutungszuweisungen fest.

setzung mit seiner früheren Frau wegen Katzen, und zum Schluss die Prüfung über die Großkatze Gepard, die er nicht absolvieren kann. Schöne und schlechte Momente seines Lebens sind mit den Tieren verquickt, er teilt nolens volens sein Leben mit den Tieren, sie sind nicht abzusondern, sondern sind vielmehr konstitutiv dafür, was er im Moment ist. Wenn der Protagonist seine Vorliebe für Wildtiere und die freie Wildbahn, für das Nicht-Domestizierte preisgibt, nimmt er auch eine Position an den Grenzen der menschlichen Ordnung ein. Es entsteht ein Interferenzraum von den Wildtieren im Zoo, die sich an den Grenzen der natürlichen Ordnung der Tiere befinden, wie sich, analog dazu, Erasmus an der Grenze des Menschlichen aufhält. Die „Frage nach dem Tier“ (LA 215) ist somit gleich auch eine Frage nach dem Menschen, da die Position des Tiers in einer Ordnung nur in Anbetracht der des Menschen festgestellt werden kann. Gerade diese binäre Verortung steht jedoch auf dem Prüfstand.

Um das Untersuchungsfeld weiter abzustecken, soll nun anvisiert werden, wie der Protagonist die Grenze der gesetzten, domestizierten Ordnung durch den Rausch und rauschähnliche Bewusstseinszustände überschreitet und zum Verschwinden bringt. Bedenkt man, dass es sich in diesem Text in jeder Hinsicht um eine Schwellensituation handelt, überrascht nicht, dass die Tiere eine ausgezeichnete Position bekommen. Der Protagonist des Gepard-Textes, ein junger Erwachsener, ist in die Reihe der gescheiterten Existenzen des Erzählbandes einzuordnen. Sein Name bedeutet zwar ‚der Liebeswürdige‘¹¹ aber keiner scheint ihn richtig zu lieben. Mit den Eltern hat er ein problematisches Verhältnis, von seiner Frau wurde er verlassen, auch beruflich kann er nicht viel vorweisen. Nur ironisch könnte er „das junge Glück“ (LA 225) genannt werden. Er hatte eigentlich nie ein Konzept zu seinem Leben, und da „Flusspissers kein Beruf ist“ (LA 230), wird er Tierpfleger im Zoo. Doch wegen Erwartungen von außen versucht er „etwas aus sich [zu; E.H.] machen“ (LA 230), was jedoch fehlschlägt.

Erasmus, die Hauptfigur hat nach der abgelegten Prüfung eine Übergangszeit, „fünf Tage zwischen Ende des Semesters und Beginn der sommerlichen Freiwilligenarbeit“ (LA 214) für sich. Sein Handy bleibt ausgeschaltet, er sperrt sich in die Wohnung ein, hat sich im Voraus schon mit Alkoholika zugedeckt, und will nun die Zeit von Allen und Allem abgeschnitten in seiner „eigentlichen Heimat verbringen: im Saufen und Fernsehen“ (LA 219). Erasmus isoliert sich von der Welt und wird allmählich vom flüssigen Element besiegt, er verliert den festen Boden unter den Füßen. Mit dieser Isolierung tritt er auch aus dem ihn einengenden Kerker der gesellschaftlichen Ordnung aus, und rückt sich in mehrfacher Hinsicht dem Tier nahe. Das Dazwischen, das Weder noch und Sowohl als auch, das dichotomische Ordnungen aufbrechen soll, ist auch im Wetter präsent, wenn im Moment „ein November im Juni“ (LA 214) und alles ineinander verzahnt ist. Seit der Trennung von seiner Frau vor einem Jahr lebt Erasmus auf einer Insel im Fluss, der wegen den Regenfällen über die Ufer zu treten droht. Die Überschwemmung wird zu dem zentralen Bild des Textes. Die Auflösung von Dichotomien findet im Text auch durch die Verflüssigung von Allem in erster Linie im Motiv des Wassers und des Flüssigen überhaupt, statt. Erasmus wohnt in der Wasserstraße (vgl. LA 214), und der Fluss ist wegen des vielen Regens so angeschwollen, dass er „gleich durchs Fenster steigt“ (LA 214). Alles ist nass und rutschig (vgl. LA 214) und nach dem Blutsturz, den er wegen seines Alkoholismus erlebt, „[sprudelte] statt Worten [...] etwas anderes, Flüssiges aus ihm heraus“ (LA

¹¹ [https://de.wikipedia.org/wiki/Erasmus_\(Name\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Erasmus_(Name)) (letzter Zugriff: 30.08.2025)

221). Er nimmt „flüssiges Brot“ (LA 231) zu sich, wenn er sich nun in seiner ersehnten Heimat einrichtet. Durch Trinken verflüssigt sich auch sein Körper, er muss nach den Konturen suchen (vgl. LA 228). Die in der ersten Erzählung artikulierte Trennung der Elemente (Fisch-Wasser, Vogel-Luft, Mensch-Erde; vgl. LA 8) wird hier aufgehoben.

Dieser allgemeinen Verflüssigung und Grenzauflösung fällt auch seine Wahrnehmung zum Opfer. Zum einen kommt es zum Schwanken vom Wachen bzw. bewusstem Zustand auf der einen und Traum oder Ohnmacht auf der anderen Seite. Das logische Denken (vgl. LA 224), Halluzinationen (vgl. LA 224, 226), Wegggleiten (vgl. LA 224) stehen einander gegenüber, aber letztere gewinnen Oberhand. Dieses Schwanken und Gleiten werden die Modi, die auch die Wahrnehmung leiten. Manifest wird es in Personifizierungen und auch Synästhesien, wie dem „braunen Geruch“ (LA 218), darin, dass in Form „brauner Flüssigkeit“ (LA 223) Wein und Kaffee eins werden, dass in einer anderen Szene bei roten Pfützen man nicht mehr feststellen kann, „[w]ie viel davon ist Wein, wie viel davon ist Blut“ (LA 223). Fließen und Verflüssigung in der Figur des Trinkers „ist kein Sonderzustand, er ist der, der sich am natürlichsten anfühlt“ (LA 219). Die Auflösung von Grenzen und damit einhergehend die Verflüssigung von Identitäten wird als Normalvorgang dargestellt. In dieser allgemeinen Auflösung in der alles „wackelt“ (LA 229) und „bröckelt“ (LA 231), was zum einen wie ein Erdbeben und zum anderen als Flut, beinahe in einer apokalyptischen Metaphorik inszeniert wird, bekommt das Animalische eine zentrale Rolle. Die Verflüssigung erscheint, wenn der Fluss wie ein „Katzenbuckel“ (LA 214) aussieht. Der Fluss wird animalisiert und Tiere werden personifiziert, alles ist ver-rückt, wird neupositioniert, die herkömmliche Ordnung ist zersetzt und versetzt. Der Fokus schwankt zwischen normalem Modus und Großaufnahme (vgl. LA 225) und er muss immer neu eingerichtet werden (vgl. LA 222), damit nicht alles verstellt ist. Die fortwährende Umstellung hat aber eine ständige Verschiebung zum Resultat, wobei feste Positionen und damit Konturen verschwimmen. Dieser Schwellenraum ohne Identitäten ist der Ort der Mensch-Tier-Begegnungen.

Wenn der Protagonist registriert, dass ihn „jemand“ mit „[r]iesige[n] grüne[n] Augen“ (LA 224) ansieht, entpuppt es sich als ein „Katzen Gesicht“ (ebd.) aus einem „Katzenkalender“ (LA 225). Diese Wahrnehmung bringt Erasmus in einen wirren Gedankengang hinein, in eine Mischung aus Vergangenheit und Gegenwart, Erinnerung und Wahrnehmung ohne feste Anker. Hier geht es um die private Geschichte und Auseinandersetzungen mit seiner Ex-Frau, in denen Katzen im Fokus stehen, aber auch um ein Nachdenken über verschiedene Katzenarten, die auch mit dem Titel und der Aufgabe der Prüfung eine Verbindung herstellen. In der Prüfung geht es darum, dass in einem Einfamilienhaus mit einem alleinstehenden Menschen ein Gepard zusammenlebt, der vor kurzem jemanden, der ihn gereizt hat, angegriffen hat. Die Aufgabe besteht darin, eine Lösung vorzuschlagen, was mit dem Tier passieren soll. Die Musterlösung gibt vor, den Gepard einzuschläfern oder ihn im Zoo unterzubringen, damit die „*öffentliche Sicherheit und Ordnung*“ (LA 215 f.; Hervorhebung i. O.) nicht gefährdet ist. Der Anwärter Erasmus Haas schlägt jedoch demgegenüber eine andere Lösung vor. Er hält die Musterlösung für „*ermessensfehlerhaft*“ (LA 233; Hervorhebung i. O.), und betont damit zugleich, dass es hier nach seiner Einschätzung weitere Deutungsspielräume gäbe, da man nicht von unverrückbaren Tatsachen ausgehen könne. Es gäbe demnach mehrere Möglichkeiten der Entscheidungsfindung. Seine vorgeschlagene Entscheidung, die in der Prüfung nicht akzeptiert wird, ent-

wickelt eine vollkommen divergente Argumentation. Zum einen geht es darum, dass die Tötung des Tieres „mit höherrangigem Recht“ (LA 233; Hervorhebung i. O.) des Artenschutzes kollidiert. Zum anderen argumentiert er zoologisch damit, dass Geparden eine „Sonderstellung zwischen Hunde- und Katzenartigen“ (ebd.; Hervorhebung i. O.) einnehmen, und so Gepardenhaltung nicht schwieriger ist als Hundehaltung. Handaufgezogene Geparde können darüber hinaus, und um so einen geht es im besprochenen Fall, nach einem gewissen Alter nicht mehr in einer fremden Gruppe, wie im Zoo, überleben. Die Geparde leben nämlich im Familienverbund und sehen „Menschen als Artgenossen“ (LA 233; Hervorhebung i. O.) an.

Erasmus Haas negiert in seiner Lösung expressis verbis die öffentliche Ordnung und Sicherheit (vgl. LA 215) und skizziert eine alternative Lösung, eine, in der Mensch und Tier zusammengehören. Er macht sich damit auch für eine Konstellation stark, die die Interessen aller Seiten berücksichtigt, setzt sich dafür ein, dass beide Seiten überleben können. Dazu versetzt er sich in den Gepard, nimmt seine Perspektive ein, was als Durchkreuzung der herkömmlichen menschlichen Perspektive daherkommt, und für eine neue Ordnung Tür und Tor öffnet. Die überaus komplexe Verzahnung vom Leben von Menschen und Tieren wird in der Geschichte „Die Gepard-Frage“ auf eine komplexe Art und Weise inszeniert. Wenn man Tiere als Artgenossen wahrnimmt, leuchtet ein, dass „die Frage nach dem Tier“ (LA 215) zugleich auch die Frage nach dem Menschen ist. Betrachtet man Erasmus Haas als einen Doppelgänger von den Toms aus „Perpetuum mobile“, die in ihrer Einsamkeit und Isolation nicht (nur) Menschen, sondern (auch) Tiere als ihre Artgenossen ansehen, findet man vielleicht für das offene Ende der Geschichte von Tom eine Lösung.

Zusammenfassung

Moras diegetisches Universum ist voll mit Tieren, die in ihrer Begegnung mit dem Menschen einen Schwellenraum der Ordnung öffnen jenseits von Polaritäten und Hierarchien. Die Verzahnung der Sphären zwischen Tier und Mensch kann auch als Einlasstor gelten für eine allgemeine Verwässerung und Verflüssigung von Konturen und Ordnungsmustern. Grenzen werden in „Die Gepard-Frage“ aber auch noch in eine andere Richtung geöffnet. Wirkliche oder erfundene juristische Gesetzestexte erscheinen als Gasttexte in der Erzählung und verschiedene Textsorten und Weltansichten führen zu einer Vermischung. Ihre Grenzen überschreitet „Die Gepard-Frage“ aber auch, wenn sie den Blick auf andere Tiertexte der Literatur öffnet. Neben den zoologischen, also wirklichen Tieren kommen nämlich auch noch andere Tiere vor. Der „Zehenbär“ (LA 216) und das „Nasobem“ (LA 230) sind Erfindungen Christian Morgensterns aus den „Galgenliedern“ und so reine Geschöpfe der Sprache, der Fantasie beziehungsweise der Literatur, die aber in der Erzählung ohne Übergang neben Wölfen, Schakalen, Bären etc. stehen, obwohl sie fundamental anderen Ordnungen angehören. Somit übersteigen sie fundamentale Grenzen, die die Sprache öffnet in einem spielerischen Umgang jenseits von herkömmlichen Ordnungen. Es kommt zu einer Wucherung von Grenzüberschreitungen zwischen wirklichen und erfundenen Tieren, Tatsache und Möglichkeit, aber auch von verschiedenen Texten und Gattungen. Durch das Zitat und die Inkorporierung der fremden Gasttexte Morgensterns verschwimmen die Grenzen zwischen Texten und Zeiten, das Fremde wird integraler

Teil des Eigenen. Selbst wenn das Nasobem noch nicht im „Brehm“ steht, der sich auf dem Regal von Erasmus befindet, doch steht es in einem Schwellenraum zwischen verschiedenen Ordnungen. Es gibt keine Grenzen, könnte das Fazit des Textes heißen. „Alles hängt zusammen. Nur eine Frage der Perspektive.“ (LA 225) Figurationen von Gastlichkeit erscheinen also im Band „Die Liebe unter Aliens“ in zahlreichen Ausprägungen. Das Fremde und das Eigene als Pfeiler einer oppositionellen Struktur werden unterminiert, Positionen von Gast und Gastgeber, Mensch und Tier werden verflüssigt und ineinander geblendet. Jeder wird zum Alien, das radikal Fremde ist Teil des Eigenen.

Literatur

- Augé, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Borgards, Roland (2012): Tiere in der Literatur. Eine methodische Standortbestimmung. In: Grimm, H./Otterstedt, C. (Hg.): Das Tier an sich. Disziplinenübergreifende Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 87–118.
- Borgards, Roland (2015a): Einleitung. Cultural Animal Studies. In: Ders. (Hg.): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart: Metzler, S. 1–5.
<https://doi.org/10.17192/ep2016.4.6265>.
- Borgards, Roland (2015b): Tiere und Literatur. In: Ders. (Hg.): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart: Metzler, S. 225–244.
- Borgards, Roland (2016): „Wo ist dem Tier sein End?“ Das Politische, das Poetische und die Tiere in Hofmannsthals „Turm“. In: Bergengruen, M./Neumann, G. (Hg.): Hofmannsthal-Jahrbuch 2016. Freiburg: Rombach, S. 253–268. <https://doi.org/10.5771/9783968216867-253>.
- Geisenhanslücke, Achim/Mein, Georg/Overthun, Rasmus (2009): Einleitung. In: Geisenhanslücke, A./Mein, G. (Hg.): Monströse Ordnungen. Bielefeld: Transcript, S. 9–18.
<https://doi.org/10.1515/9783839412572>.
- Gennep van, Arnold (1999): Übergangsriten. (Les rites de passage). Aus dem Französischen von Klaus Schomburg, Sylvia M. Schomburg-Scherff. Frankfurt a. M.: Campus.
- Liebsch, Burkhard (2011): Grundformen und Spielräume einer Kultur der Gastlichkeit. In: Wierlacher, A. (Hg.): Gastlichkeit. Rahmenthema der Kuliranistik. Berlin: Lit Verlag, S. 31–44.
- Parr, Rolf/Friedrich, Peter (2009): Von Gästen, Gast-Gebern und Parasiten. In: Dies. (Hg.): Gastlichkeit. Erkundungen einer Schwellensituation. Heidelberg: Synchron, S. 7–15.
- Parr, Rolf (2011): Gastlichkeit als Schwellensituation. Einige Überlegungen mit Blick auf die Kulinaristik. In: Wierlacher, A. (Hg.): Gastlichkeit. Rahmenthema der Kuliranistik. Berlin: Lit Verlag, S. 156–167.
- Previšić, Boris (2011): Gesetz, Politik und Erzählung der Gastlichkeit. Einleitung. In: Previšić, B./Foutoulakis, E. (Hg.): Der Gast als Fremder. Narrative Alterität in der Literatur. Bielefeld: Transcript, S. 7–30. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839414668.intro>.

- Priddat, Birger P. (2016): Gäste – ökonomisch. Über Geben und Nehmen. In: Liebsch, B./Staudigl, M./Stoellger, Ph. (Hg.): Perspektiven europäischer Gastlichkeit. Geschichte – Kulturelle Praktiken – Kritik. Weilerswist: Velbrück, S. 249–272.
- Sepp, Hans Rainer (2016): Der Gast als Symbol. In: Liebsch, B./Staudigl, M./Stoellger, P. (Hg.): Perspektiven europäischer Gastlichkeit. Geschichte – Kulturelle Praktiken – Kritik. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 426–449.
- Simon, Ralf (2016): Parasit/Gast. In: Liebsch, B./Staudigl, M./Stoellger, P. (Hg.): Perspektiven europäischer Gastlichkeit. Geschichte – Kulturelle Praktiken – Kritik. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 681–697.
- Still, Judit (2016): „Welcoming Animals“ bei Derrida und Irigary – unter besonderer Berücksichtigung des Hundes in Marie NDiaynes Roman *Ladivine*. In: Liebsch, B./Staudigl, M./Stoellger, P. (Hg.): Perspektiven europäischer Gastlichkeit. Geschichte – Kulturelle Praktiken – Kritik. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 374–395.
- Szakolczai, Árpád (2015): Marginalitás és liminalitás. Státuszon kívüli helyzetek és átértékelésük. In: Régió. Kisebbség, Kultúra, Politika, Társadalom, 23. Jg. / 2., S. 6–29.
https://regio.tk.hu/wp-content/uploads/SZAKOLCZAI_2015_2_6_29.pdf (letzter Zugriff: 31.08.2025).
- Szakolczai, Árpád (2016): Permanent Liminality and Modernity. Analysis the Sacrificial Carnival through Novels. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315600055>.
- Turner, Victor (1998): Liminalität und Communitas. In: Belliger A./Krieger, D. J. (Hg.): Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden: Opladen, S. 251–262.
https://doi.org/10.1007/978-3-322-95615-6_13.
- Turner, Victor (2000): Das Ritual. Struktur und Antistruktur. Frankfurt a. M.: Campus.
- Waldenfels, Bernhard (1990): Der Stachel des Fremden. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1999): Vielstimmigkeit der Rede. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wierlacher, Alois (2011a): Gastlichkeit und Kulinaristik. Zur Begründung einer kulinaristischen Gastlichkeitsforschung. In: Wierlacher, A. (Hg.): Gastlichkeit. Rahmenthema der Kuliranistik. Berlin: Lit Verlag, S. 5–30.
- Wierlacher, Alois (2011b): Das Gasthaus als kulturelle Zwischenwelt. In: Wierlacher, A. (Hg.): Gastlichkeit. Rahmenthema der Kuliranistik. Berlin: Lit Verlag, S. 137–155.

Nach der Natur. Natur als Wissenschaftsobjekt, Sinnbild und Moralobjekt in Marie Gamillschegs Roman „Aufruhr der Meerestiere“

Edit Kovács 

Károli Gáspár Universität der Reformierten Kirche in Ungarn Budapest
kovacs.edit@kre.hu

Abstract

The present essay offers an interpretation of the novel „Aufruhr der Meerestiere“ (2022) by the Austrian contemporary author Marie Gamillscheg within the context of eco-criticism in literary and cultural studies. The central focus is on how the novel responds to societal and aesthetic challenges „after nature“, a phrase that is understood not only in a temporal sense but also as a reference to an old convention of representation and its potential refiguration under the altered conditions of a reflective Anthropocene. It is argued that Gamillscheg's work deals with the possibilities of a non-instrumental natural science and learning from nature in a new sense not only thematically but also critically engages with the tradition of anthropomorphic and anthropocentric speech in literature.

Keywords

Austrian Contemporary Literature, Ecocriticism, Anthropocene, Representation of Nature, Anthropomorphism, After Nature

In der Literatur der Gegenwart ist eine klare Konjunktur von Werken zu beobachten, die die verschiedenen Erscheinungsformen der Natur sowie deren Darstellbarkeit thematisieren. Die immer mehr vom Verschwinden bedrohte Natur wird zunehmend zu einem ausgezeichneten Thema der Literatur und Gegenstand literarischer Reflexion, wobei es oft die Gegenständlichkeit selbst ist, die problematisiert wird. Auch die Maxime einer Orientierung „nach der Natur“ scheint in der Gegenwartsliteratur in einem neuen Sinn, dem des Gerechtwerdens, zurückzukehren, der auch ethische und gesellschaftskritische Aspekte enthält. Die Natur fungiert nicht mehr bloß als Hintergrund, Realitätseffekt oder Spiegelbild menschlicher Emotionen, sondern tritt vermehrt als selbstständig handelnde kultur- und gesellschaftsformende Kraft auf, deren nicht-anthropomorphe und nicht-hierarchische Darstellung ganz deutlich als Aufgabe und Verantwortung der Literatur wahrgenommen wird. Diese Tendenz ist auch für die österreichische Literatur zu verzeichnen, von den Neuerscheinungen der letzten Jahre ließe sich eine beträchtliche Liste von Büchern zusammenstellen, die diese Sensitivität zeigen.¹ Unter ihnen ist sicherlich einer der interessantesten Versuche der Roman „Aufruhr der Meerestiere“ (2022) der jungen Autorin Marie Gamillscheg. So neu und aktuell diese Denkweise zu sein scheint, so knüpft sie doch gleichwohl an eine wichtige Traditionslinie in der modernen Literatur und eine

¹ Um nur einige Beispiele zu nennen: Brunner (2024); Kaiser-Mühlecker (2024); Freudenthaler (2023); Volkmann (2024).

Problemstellung in der Philosophie an, die seit spätestens der 1990er Jahre permanent neue Ergebnisse bringt.

Natur als Vorbild und Nachbild

Francis Ponge formuliert im Vorwort zu seinem „Notizbuch vom Kiefernwald“ von 1952, in dem er versucht, dem Wald schreibend gerecht zu werden, die Grundsätze seiner Literatur folgenderweise:

Nichts mehr soll mich abbringen von meiner Bestimmung: das Objekt meiner Wißbegierde keinem Vorzeigen irgendeines gelegentlichen Wortfonds zu opfern, auch nicht dem Arrangieren einiger solcher Funde zu einem Poem. / Immer wieder zurückkommen auf das Objekt selbst, auf das Rohe an ihm, auf das, was es *unterscheidet*. [...] Das Objekt ist immer wichtiger, interessanter, rechts-fähiger (voll ausgestattet mit Rechten): es hat mir gegenüber keinerlei Pflicht, ich bin es, der im Blick auf es alle Pflichten hat. / Was die obigen Zeilen nicht klar genug sagen: ich darf auf eine *poetische* Form nie *aus* sein, nie dabei stehenbleiben – und doch ist diese ein *notwendiger* Moment im Verlauf meines Wissen-Wollens, weil sie ein Spiegelspiel ermöglicht, das gewisse verborgene Aspekte des Objekts zum Vorschein bringen kann. Der Zusammenstoß der Wörter, die verbalen Analogien sind eines der Mittel, das Objekt zu erforschen. (Ponge 1982: 7, Hervorhebung i. O.)

Die Angst, von der Sprache, das heißt aber auch, vom Analogiezwang, von metaphorischen Konzepten, von Konventionen der Symbolik, von Anthropomorphismen und Sinnerwartungen, von eingefahrenen Denkmustern verleitet zu werden und dadurch gerade das Objekt der „Wißbegierde“ zu verfehlen, wird hier nur durch die Einsicht gemildert, dass unter anderem gerade die verbalen Analogien (das „Spiegelspiel“ zwischen Wort und Objekt, Subjekt und Objekt, poetischer Form und Rohmaterial) zu Erkenntnissen über den erforschten Naturgegenstand führen, dessen verborgene Aspekte aufzeigen können. Seit Ponges respektvollen Versuchen sind 70 Jahre vergangen, in denen in Philosophie, Kunst und Literatur immer mehr von den Rechten des Objekts und den Pflichten der Darstellenden die Rede war, aber auch immer mehr Zweifel an der Objekthaftigkeit des Objekts selbst, an der Gültigkeit der Subjekt-Objekt-Relation aufgekommen sind.

Die dualistische Auffassung von einer gesetzmäßigen Natur und einem beobachtenden, erkennenden Menschen, also die epistemische Auszeichnung des Menschen als Gegenüber und Betrachter der Dinge, die Bruno Latour in seinem 1991 erschienenen, inzwischen bereits als Klassiker geltenden Werk „Wir sind nie modern gewesen“ als den Wesenszug der Moderne schlechthin (vgl. Latour 2008) und Hartmut Böhme als die Basis der modernen Naturästhetik beschrieben hat (vgl. Böhme 2010: 486), stellte sicherlich bereits die Alteritätsphilosophie stark in Frage. Zur gänzlichen Unhaltbarkeit dieser Vorstellung führte aber erst das Bewusstwerden bestimmter ökologischer Entwicklungen und in der Folge die Theoretisierung einer neuen Konstellation im Verhältnis von Mensch und Natur im Begriff des Anthropozän. Die Analyse dieser neuen Konstellation begann mit der Konstatierung vom Ende der Natur, wie die Modernität sie konzipiert hatte, und obwohl die einzelnen Theoretiker (vgl. z. B. Latour 2008, McKibben 1990 oder bereits Beck 1986) durchaus etwas anderes unter diesem Ende verstehen, tendieren sie alle, wie Ursula K. Heise in ihrem Buch „Nach der Natur. Das Artensterben und die moderne Kultur“ bemerkt, zu ganz ähnlichen Erzählmustern, nämlich zu der Kernidee, dass

die Modernisierung eine Zerstörung der Natur ausgelöst habe, die in gegenwärtigen Umweltkrisen einen entscheidenden Wende- oder Endpunkt erreicht habe. In vielen dieser Interpretationen der Gegenwartsgesellschaft ist zudem ein gemeinsames Empfinden spürbar, dass diese Situation nicht nur wie auch immer geartete politische und wirtschaftliche Maßnahmen erfordert, sondern eine grundlegende Rekonzeptualisierung des Menschen selbst. (Heise 2010: 16 f.)

Wir könnten hinzufügen: und auf der Ebene der Ästhetik das grundlegende Überdenken von Darstellungskonventionen des Nicht-Menschlichen, die in der abendländischen Literatur- und Kunstgeschichte bisher vor allem zwischen zwei Denkmustern hin- und her pendelten, nämlich zwischen der Vorstellung von Natur als *Vorbild* beziehungsweise als *Nachbild* menschlicher Kultur. Martin Seel entfaltet diese seit der Antike gültige Grundpolarität auf folgende Weise:

Entweder die Natur ist ein handelndes Subjekt, an dem sich alle menschliche Vernunft ein Beispiel nehmen muß, oder das Beispiel der Vernunft liegt in der Fähigkeit, die Natur zum verfügbaren Objekt allen Tuns zu machen. Entweder müssen wir der Natur das Geheimnis ihrer Gesetze ablauschen, oder wir zwingen sie durch unsere Gesetze zum Geständnis ihrer Konstitution. Entweder folgen die Erfindungen der Künstler den Schöpfungen der Natur, oder die Betrachtung der Natur folgt den Erfindungen der Künstler. Entweder erfüllen sich Freiheit und Glück des einzelnen in der Befreiung seiner inneren Natur oder aber in ihrer Bändigung und Sublimation. Entweder ist der Schutz der Umwelt im Namen eines Rechts der Natur geboten, oder er ist im Namen unseres Interesses an einer bekömmlichen Umwelt empfohlen. Entweder, so scheint es, sind die verbindlichen Formen des Lebens dem Menschen durch die Natur *gegeben*, oder aber sie sind vom Menschen auch gegenüber der Natur *gesetzt*. Entweder, so scheint es, ist die Natur ein Vorbild, oder sie ist ein Nachbild der Kunst. (Seel 1991: 11 f., Hervorhebung i. O.)

Seel konstatiert das Überhandnehmen des kulturalistischen Standpunktes in der Moderne, das heißt, dass selbst die Möglichkeit einer Orientierung an der Natur notwendig an menschliche Zugangsweisen und Zuschreibungen gebunden ist, weist aber gleichzeitig den Widerstand der Natur als Bedingung dieser Orientierung aus. Diese kann nur geleistet werden, „weil sie auf etwas stößt, das nicht geleistet ist“ (ebd.: 14). In den neueren Entwicklungen des Ökokritizismus zeichnet sich deutlich eine Suche nach Möglichkeiten ab, die Natur wieder stärker als Vorbild menschlichen Tuns und kultureller Praxis zu etablieren, jedoch geschieht dies gepaart mit einer kritischen Haltung gegenüber anthropozentrischen und anthropomorphisierenden Praktiken. Der Ausdruck „nach der Natur“ verweist also, wie ich meine, gerade im letzteren Zusammenhang auch auf die Frage, ob Natur noch als Vorbild, Muster oder Analogon für unsere Denkmodelle über Kultur und Gesellschaft *und* folglich für Sprache und Form funktionieren kann, ohne dass sie bloß in der Rolle des Vorbilds, Musters oder Analogons aufgeht, *ob und mit welchen Modifikationen* also das von Ponge beschriebene wechselseitige „Spiegelspiel“ in der neuen Konstellation funktioniert.

Krise des anthropozentrischen Sprechens

Der Roman „Aufruhr der Meerestiere“ von Marie Gamillscheg hat die beschriebenen Entwicklungen zur Grundvoraussetzung und weiß auch sehr wohl um sie. Die Grundproblematik des Romans besteht in der Verunsicherung einer Wissenschaftlerin, deren Subjektposition angesichts der von ihr erforschten Tierart und damit auch ihre Vorstellung von einer gesetzmäßigen Natur und ihres Gegenübers, des erkennenden, beschreibenden Menschen, ins Wanken gerät. Mit der Figur der Luise hat der Roman eine Meeresbiologin zur Protagonistin, die ihren For-

schungsgegenstand als eine Herausforderung für die Beschreibungskategorien und Denkmuster der Wissenschaft, für die Ethik der Forschung, für die Selbstreflexion heutiger Gesellschaften und auch für sich selbst als leidende Privatperson betrachtet. Ihr Forschungsthema bildet eine invasive Qualle, die sogenannte Meerwalnuss, die sich nun, weltweit verschleppt durch Containerschiffe, auch in nördlichen Gewässern erfolgreich vermehrt. Als die erfolgreiche junge Forscherin dazu eingeladen wird, eine Kooperation zwischen ihrem Forschungsinstitut in Deutschland und dem Zoo ihrer Heimatstadt Graz aufzubauen und sich nicht nur wieder in der Vaterstadt, sondern auch in der leeren Wohnung ihres erkrankten Vaters wiederfindet, verflechtet sich ihr Unbehagen an der Arbeit mit unverarbeiteten Kindheitstraumata und Entfremdungsgefühlen zu ihrem abwesenden Vater. Dank der personalen Erzählperspektive fließen rationale Reflexionen über Beruf, Forschung, Umwelt, Familie etc. mit unreflektierten körperlichen Befindlichkeiten und halluzinatorisch wirkender Verlorenheit in der Welt zusammen, so dass ein Teil des Geschehens nur vage zu rekonstruieren ist beziehungsweise es teilweise dem Leser überlassen ist, Vermutungen über die Verbindung zwischen der Vergangenheit der Hauptfigur und ihrem aktuellen Zustand, zwischen den Verunsicherungen in Beruf und Privatleben, schlussendlich zwischen dem Zustand der Umwelt und dem in ihr eingebetteten Menschen herzustellen.

Diese Offenheit des Romans ergibt sich aber nicht bloß aus der personalen Perspektive, sondern ebenso sehr aus seiner poetischen, bilderreichen Sprache, die scheinbar ganz in der Tradition der modernen Sprachskepsis der Jahrhundertwende steht. Wenn die Forscherin Luise beispielsweise inmitten eines Vortrags verstummt: „Die Meerwalnuss führt das Fortschrittsdenken des Menschen ad absurdum, sagte sie, und gleich überfiel sie ein Ekel vor dem Wort Fortschritt, weil sie nicht wusste, wer es schon vor ihr in den Mund genommen hatte“ (118)² oder wenn sie konstatiert, „[d]ass die Worte an dem Tier scheiterten“ und das Tier „ihr am Ende doch immer wieder durch die Finger und durch die Worte geglitten“ (117) worden sei, zitiert sie ganz eindeutig Hofmannsthals „Chandos-Brief“. Gamillscheg schafft es einmal sogar, in einem einzigen Satz Anspielungen auf Nietzsches Münzen-Metapher und das von Maeterlinck stammende Motto aus Musils „Törleß“ unterzubringen:

Auf jeden Fall sah Luise im Wasser schwebende, leuchtende Fussel, während die Menschen vor ihr das Wort Schwarm in die Notizblöcke und Laptops schrieben, Buchstabe für Buchstabe wie Geldmünzen, die übers Papier kullerten, ein Wort, das in dem Moment, als es das Wasser verließ, schon seine Farbe und Klänge verlor. (118)

Diese Sprachkrise hat jedoch eine andere Quelle als die um die Jahrhundertwende. Sie resultiert aus der Einsicht in die Inadäquatheit der anthropozentrischen Betrachtung und Beschreibung der Natur angesichts der aus diesen resultierenden, also vom Menschen verursachten Katastrophen (im Roman sind es Überfischung, Verschleppung von invasiven Arten, Erwärmung der Meere etc.), aber auch aus der gleichzeitigen Unmöglichkeit, aus dem in der Sprache kodierten anthropomorphen Denken herauszukommen. Der Romansprache ist die ständige Bemühung um eine Figuration anzumerken, die nicht auf einer Anthropomorphisierung der Natur, sondern auf der Übertragung von Beobachtungen der Natur auf die menschliche Welt basiert. Die „Ver-

² Im Folgenden wird mit den Seitenzahlen in Klammern auf die oben angegebene Ausgabe (Gamillscheg 2022) verwiesen.

knüpfung ästhetischer und biologischer Wissensfelder mittels metaphorischer Übertragungen“, die die Romansprache konsequent praktiziert, ist, wie Anja Zimmermann in einem anderen Zusammenhang (2014) ausführt, an und für sich nichts Neues, biologische Metaphern würden geradezu auf einen „operativen Modus westlicher Geistesgeschichte“ (Zimmermann 2014: 7) verweisen und Diskursfelder bezeichnen, in denen Übertragungen zwischen Natur und Kultur „imaginiert, forciert oder legitimiert werden sollen“ (ebd.). Der Grund der Sprachkrise besteht also anders formuliert auch in der Schwierigkeit, die geforderte „Rekonzeptualisierung des Menschen“ (Heise 2010: 17) und deren Imagination, Forcierung und Legitimierung in einer ‚alten‘ Sprache vollziehen zu müssen.

Lernen von der Natur?

Gamillscheg wählt mit der Meerwalnuss eine Tierart zum Zentrum ihres Buches, die alle drei „fundamentalen Schwierigkeiten einer Ästhetik des Anthropozäns“ (Horn/Bergthaller 2019: 130) veranschaulicht. Nach Eva Horn handelt es sich erstens um die „*Latenz*“, also den „Entzug der Darstellbarkeit und Wahrnehmbarkeit“ (ebd., Hervorhebung i. O.) gerade wegen der allzu großen Nähe. „*Wie kann ich Nähe zu einem Wesen herstellen, das sich mir stetig entzieht? Wie kann ich Verantwortung für dieses Wesen übernehmen, wenn es mir doch immer fremd bleiben wird?*“ (135, Hervorhebung i. O.), heißt es in einem Briefentwurf an den Zoo-Direktor Schilling, den Tierschutz-Helden und die Vaterfigur von Luises Kindheit. Das Sprachproblem kommt auch in der fragmentarischen Form dieser Briefentwürfe zum Ausdruck:

Sehr geehrter Herr Doktor Schilling, das Verhältnis zwischen Mensch und Tier ist ein unmögliches ... seltsam erotisches, über das niemand spricht ... es liegt nicht in der Nähe, sondern in dem ewig Fremden, aber ... Worte für etwas, das sich allen Zuschreibungen ... und überhaupt irgendein erstes Wort! Müssen wir ... sind wir nicht ... erst lernen, den Tod zu ...? (133, Hervorhebung i. O.).

Zweitens ist es die „*Verstrickung*“ (vgl. Horn/Bergthaller 2019: 130, Hervorhebung i. O.), also das Bewusstsein von der folgenreichen Ko-Existenz mit diesem Tier und seiner Immanenz im menschlichen Leben bei gleichzeitigem Kontroll- und Distanzierungsverlust, das sich im Roman in einer Mischung von Schuldbewusstsein, Sehnsucht und Angst manifestiert. Drittens demonstriert der Roman das sogenannte Skalenproblem, oder „*clash of scales*“ (vgl. ebd., Hervorhebung i. O.), also einerseits, dass es um ein Tier geht, dessen Benennung und Betrachtung in Singular unzureichend ist („Die Meerwalnuss war doch immer nur der Schwarm!“, 117), und andererseits dass diese zarte und verletzbare, unbedeutend scheinende Art in globaler Perspektive eine fundamentale Erschütterung der Ökosysteme herbeiführen kann. Die Meerwalnuss, wie sie im Roman dargestellt wird, ist schön und gut, aber gleichzeitig wüst, chaotisch und gefährlich, gehört also sowohl dem Kosmos als auch dem Chaos an und schillert für die menschliche Betrachtung zwischen diesen beiden Polen.

Unter diesen Bedingungen gerät die Maxime des „Lernens von der Natur“, ihre adäquate Betrachtung und Darstellung – auch wegen der radikal personalen Perspektive, aus der die Geschichte von Luise erzählt wird – zu einer parallelen Herausforderung für die Figur und für den literarischen Text. Dies führt Marie Gamillschegs Roman sehr anschaulich vor Augen.

Luises Reflexionen konturieren im Prinzip zwei Möglichkeiten, wie die Wissenschaft im Zeitalter nach der Natur von der Natur lernen kann. Die erste Möglichkeit, die im Roman sehr kritisch dargestellt wird, repräsentiert eine anthropozentrische, ausbeuterische Variante, die noch an der neuzeitlichen Vorstellung von der Natur als einer einwandfrei funktionierenden Maschine festhält und der es einzig darum geht, die Methoden der Natur gegen diese selbst einzusetzen, im Roman z. B. die invasive Quallenmasse als Filter für Mikroplastik zu verwenden. Luise glaubt nicht mehr „an die Wissenschaft, die so tut, als ginge es ihr um die Zukunft, wo sie sich doch die ganze Zeit bemüht, die Gegenwart festzuschreiben“. (248) Das moralische Bedenken, mit ihren Forschungen zum Angst- und Feindbild Meerwalnuss und implizit zu deren Bekämpfung beizutragen, bewegt sie dazu, die symbolischen Orte dieser Wissenschaft, das Forschungslabor und den Zoo zu verlassen. Die wirkliche Zukunft, so können wir das dem Roman entnehmen, sollte von einem mimetischen Impuls geleitet werden, der, besonders auf dem Gebiet der Wissenschaft, durchaus auf Rationalität basieren kann, aber diese Rationalität sollte nicht auf die instrumentelle Verfügung der Natur aus sein. Diese neue Art der Wissenschaft ginge aber, wie Marie Gamillscheg es nahelegt, weit über die Grenzen der Naturwissenschaften im engeren Sinne hinaus und wäre mit utopischen Gesellschaftsvorstellungen verschwistert. Luise praktiziert nämlich mit einem Ausdruck von Birgit Recki einen „reflektierten Naturalismus“, einen Naturalismus von innen, eine „Lern- und Imitationsbereitschaft, die auf die unter der Oberfläche wirkenden Kräfte geht“ (Recki 1991) und „etwas Größeres“ entdeckt, das sie immer schon in den Wissenschaften gesucht hatte. Dieses „Größere“ nimmt im Roman immer wieder in der Gestalt einer ansatzweisen Gesellschaftsutopie konkrete Form an. Nicht im Labor, aber im Meer selbst fände man, sagt Luise,

eine Welt vor, in der Körper und Geschlecht keine Rolle spielten, in der man sich gegenseitig fraß, um das Überleben aller zu sichern und so den Tod zu überdauern, in der in jedem Wesen die Weisheit des ganzen Universums steckte. Eine Welt, in der man wirklich keine Entwicklung kannte, kein Kräftiger, kein Größer, kein Mehr, kein Besser, sondern nur die Bewegung und das Singen der Sirenen, in der Zeit nur aus dem Rhythmus des Wellenschlags bestand. Alles, was war, war Bewegung. Alles, was zählte, war der Schwarm (65 f.).

Aber trotz aller Schönheit dieser Vorstellungen, die eine implizite Kritik des Fortschrittsdenkens und der kapitalistischen Leistungsgesellschaft und eine große Sehnsucht nach kollektiven Formen enthalten, ist dies jedoch auch eine provokative und erschreckende Gesellschaftsutopie, die alle Errungenschaften der emanzipatorischen Moderne verwirft und das Selbstopfer des Einzelnen für die Masse als wünschenswert hinstellt. Die Natur war von jeher normative Folie für die Gesellschaft (die Vorstellung der *scala naturae* für die feudale Hierarchie, die Evolutionstheorie für den Sozialdarwinismus oder die Selbstregulierung für die liberale Demokratie; vgl. Horn/Bergthaller (2014: 69)), im Roman ist dies jedoch ein Denkmuster, das nicht nur auf der Nachahmung der Natur, sondern im Gegenzug auch auf der soziomorphen Übertragung der Eigenschaften menschlicher Gesellschaften auf die Natur basiert. Man spürt in Gamillschegs Roman, dass dieses „Spiegelspiel“ eben nicht mehr ganz aufgeht, weil die normative Folie viel zu verwegen gerät, indem sie zwar soziomorphe, nicht jedoch anthropomorphe Züge trägt: Was die Quallen auszeichnet – kein distinkter Körper, kein Bewusstsein, keine Angst vor dem Tod – macht sie gleichzeitig zu untauglichen Vorbildern menschlicher Sozietät. Hier zeigt sich auch der Widerstand der Natur gegenüber den Kriterien kultureller Praxis, von dem auch Martin Seel

spricht: Indem der Leser „die *Differenz* von Natur und menschlicher Leistung“ anerkennt, praktiziert er „das genaue Gegenteil jener Haltung der *Indifferenz*, der die Natur als das bloße Material praktischer Verfügung erscheint.“ (Seel 1991: 15, Hervorhebung i. O.)

„Strategischer Anthropomorphismus“

In ihrer Wahrnehmung der sie umgebenden Menschen mobilisiert die Biologin ebenfalls Naturvergleiche, die teilweise etwas erzwungen wirken. Ihr Vater schwimmt in der Wohnung wie ein Fisch im Aquarium herum, Leos aufrechte Haltung lässt Luise sofort an das Kollagen in den Quallen assoziieren (vgl. 166) und beim warmen Händedruck der Freundin, so heißt es, „musste sie an die Meerwalnuss denken“ (168). Ihre Mutter kann wie ein Wal singen (vgl. 131) und ihre eigene Figur schlägt Wellen im Glas der Auslage (vgl. 220). Für die Darstellung der privaten Krise spielt das Bild der Haut die wichtigste Rolle, als Metapher für die mehr oder weniger durchlässige Grenze zwischen Außen- und Innenwelt und als Metonymie für die Befindlichkeit der Hauptfigur. Luise hat eine dermatologische Krankheit, die offensichtlich auf ihre Schwierigkeiten verweist, Anschluss an andere Menschen zu finden und eine echte Bindung aufzubauen. Sie empfindet ihre Haut als einen dünnen Film, „der jede Fähigkeit zur Abwehrreaktion verloren hatte, durch den alles in sie hineinging, aber sie niemals hinaus“ (211). Diesen dünnen Film versucht sie jeden Tag mit einer dicken Schicht von Schminke zu verstärken, die außerdem die sichtbaren Zeichen ihrer Hautprobleme verdecken soll. Auf Dummheiten anderer Menschen oder unangenehme Situationen reagiert sie mit unstillbarem Jucken. Durch diese konsequent durchgehaltene Bildlichkeit werden die Figur von Luise und die von ihr untersuchte Tierart wiederum zu gegenseitigen Spiegelflächen und Luise wird quasi so lange als eine Meerwalnuss im Trockenen dargestellt, bis sie ihre inneren Spannungen und Traumata zu verarbeiten beginnt. Die durchlässigen und durchsichtigen Rippenquallen, die über ihre Haut kommunizieren und ineinander übergehen, ineinander aufgehen, bieten hier wiederum scheinbar das Vorbild, dessen Nachahmung zuerst nur im Traum gelingt, in dem die Teilnehmer einer Partygesellschaft statt Worte über Gesten und Berührungen kommunizieren. Dann aber, im intim-freundschaftlichen Zusammensein, im „Körperkollektiv“ mit Leo wird es zur Wirklichkeit und Luise wesensgleich mit der Qualle:

[E]infach alles wild ineinanderknoten, sodass möglichst viele Körperteile andere Körperteile berührten, möglichst viel Haut auf Haut. Luises eigene wurde immer dünner und dünner. Immer durchlässiger wurde sie, und Luise spürte, wie sich ihre Körperbeulen denen Leos anpassten (178).

Ebenso sehr kann man aber davon ausgehen, dass ihr Hass auf ihren eigenen Körper, ihre Einsamkeit und Introvertiertheit, ihre Sehnsucht nach symbiotischen Beziehungen und, ja, sogar nach einem todgleichen Aufgehen in einer Sozietät auf den Gegenstand ihrer Forschung übertragen und in diesem gerade die Wesenszüge erblickt werden, derer sie ermangelt. Durch diese Darstellungsweise, die man seit Ruskin „the pathetic fallacy“ (vgl. Ruskin 2012: 152–168) nennt, also die Zuschreibung von menschlichen Gefühlen oder Sehnsüchten den Dingen in der Natur, die nicht menschlich sind, wird das Tier auch zur Bildfläche für Veränderungen im menschlichen Selbstverständnis.

Der Roman kommt in seinem poetischen Schluss noch einmal auf das Problem des Anthropomorphismus zurück und signalisiert in der Szene mit dem beobachteten Affen implizit seine Intention, die Welt nicht mehr als eine Bühne menschlicher Existenz und Erfahrungen betrachten zu wollen, jedoch auch die Einsicht, dass der menschliche Blick in der Sprache kodiert ist, weshalb es einer bewussten Anstrengung bedarf, wie Ponge sagt, „das Objekt meiner Wißbegierde keinem Vorzeigen irgendeines gelegentlichen Wortfunds zu opfern“ (Ponge 1982: 7). In dieser Szene blickt die Hauptfigur gemeinsam mit dem Affen auf die Menschen zurück und übernimmt dessen Perspektive und Wahrnehmungsweise. Hier und an vielen anderen Stellen des Romans wird vielleicht das verwirklicht, was Jane Bennett einen „strategischen Anthropomorphismus“ (Bennett 2009: 98) nennt, dem nicht mehr die epistemische Auszeichnung des Menschen als Gegenüber der Dinge zugrunde liegt. Bennett formuliert die Hoffnung, dass uns der Anthropomorphismus, indem er Ähnlichkeiten über kategoriale Grenzen hinweg aufzeigt und strukturelle Parallelen zwischen materiellen Formen in „Natur“ und „Kultur“ ausleuchtet, tatsächlich auch „Isomorphismen“ bewusst machen kann (vgl. ebd.: 99). Im Roman „Aufruhr der Meerestiere“ wird dieser strategische Anthropomorphismus mit einem strategischen Biologismus ergänzt und also das Ponge'sche „Spiegelspiel“ würdig fortgesetzt.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bennett, Jane (2010): *Vibrant Matter. A Political Ecology of Things*. Durham/London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822391623>.
- Böhme, Hartmut (2010): Natürlich/Natur. In: Barck, H./Fontius, M./Schlenstedt, D./Steinwachs, B./Wolfzettel, F. (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Studienausgabe. Bd. 4: Medien – Populär*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 432–497.
- Brunner, Helwig (2024): *Flirren*. Graz: Droschl.
- Freudenthaler, Laura (2023): *Arson*. Salzburg: Jung und Jung.
- Gamillscheg, Marie (2022): *Aufruhr der Meerestiere*. München: Luchterhand.
- Heise, Ursula K. (2010): *Nach der Natur. Das Artensterben und die moderne Kultur*. Berlin: Suhrkamp (= edition unseld 34).
- Horn, Eva/Bergthaller, Hannes (2019): *Anthropozän zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Kaiser-Mühlecker, Reinhard (2024): *Brennende Felder*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Latour, Bruno (2008): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- McKibben, Bill (1990): *Das Ende der Natur*. München: List.
- Ponge, Francis (1982): *Das Notizbuch vom Fichtenwald und La Mounine*. Deutsch von Peter Handke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Recki, Birgit (1991): *Mimesis: Nachahmung der Natur. Kleine Apologie eines mißverstandenen Leitbegriffs*. In: *Kunstforum*, Bd. 114. Imitation und Mimesis, S. 116–126. Zitiert nach der Online-Ausgabe: <https://www.kunstforum.de/artikel/mimesis-nachahmung-der-natur-kleine-apologie-eines-misverstandenen-leitbegriffs/> (letzter Zugriff: 21.10.2024).

- Ruskin, John (2012 [1856]): *Modern Painters*. Vol. III. New York/Chicago: Nation Library Association.
- Seel, Martin (1991): *Eine Ästhetik der Natur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Volkman, Jana (2024): *Der beste Tag seit langem*. Salzburg/Wien: Residenz.
- Zimmermann, Anja (2014): *Biologische Metaphern. Zu einem Denkstil der Moderne zwischen Kunst, Kunstgeschichte und Biologie*. In: Zimmermann, A. (Hg.): *Biologische Metaphern. Zwischen Kunst, Kunstgeschichte und Wissenschaft in Neuzeit und Moderne*. Berlin: Dietrich Reimer, S. 9–33.

Das „übergreifende Moment“. Georg Lukács‘ Begründung einer marxistischen Literaturtheorie am Ende der Weimarer Republik*

Max Emunds 

Friedrich-Schiller-Universität Jena
max.emunds@uni-jena.de

Abstract

Despite the recent interest literary criticism has shown in Georg Lukács‘ literary theory, his essays from the early 1930s – most of which appeared in „Die Linkskurve“ – have remained largely overlooked. Yet it is precisely in these texts that his aesthetic concept of *Gestaltung* takes shape, grounded in a literary theory influenced by the tradition of *Geistesgeschichte*. I argue that Lukács not only draws on aesthetic concepts, but more importantly, on modes of justification that reveal the central role the concept of *Leben* plays in his aesthetic theory.

Keywords

Georg Lukács, Form, Marxist Literary Theory, intellectual history

Georg Lukács hat in den vergangenen Jahren eine – erneute – Renaissance in den Literaturwissenschaften erlebt, das belegt die jüngste Konjunktur an Forschungsbeiträgen eindrücklich. Angeregt durch Judith Butlers Vorwort zur englischsprachigen Neuausgabe von „Die Seele und die Formen“ (2010) ist dabei insbesondere das prä-marxistische Frühwerk Lukács‘ in den Blick geraten. Im Zuge der „reemergence of Marxist literary studies“ (Eiden-Offe/Gindner 2023: 2) sind aber auch gerade im anglophonen Sprachraum seine literaturhistorischen und -theoretischen Studien aus den 30er und 40er Jahren zum Ausgangspunkt poetologischer und gattungstheoretischer Reflexionen geworden. Häufig geht es dabei, an die vielzitierte Studie von Caroline Levine (2015) anschließend, um die Frage, wie sich ein ästhetischer Formbegriff entwickeln lässt, der diesen auch als ein *soziales* Phänomen ernst zu nehmen gestattet, ohne aber diese soziale Valenz gegen ihre ästhetische auszuspielen. In dieser Dimension geraten dann Lukács‘ Texte auch aus den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts als frühe Entwürfe eines solchen Verständnisses ästhetischer und literarischer Form in den Blick.¹

In der jüngsten Forschungsrenaissance stehen also vor allem *theoretische* Fortsetzungen und Auseinandersetzungen mit Lukács‘ Texten im Vordergrund; bedeutend seltener sind Versuche, sie zu kontextualisieren und in Bezug zu zeitgenössischen Diskursformationen zu setzen. Das führt aber dazu, dass gerade solche Texte von Lukács, die in stärkerem Maße kontextgebunden sind, etwa weil sie explizit als Debattenbeiträge in zeitgenössischen Diskussionen entworfen waren, tendenziell außer Acht bleiben. Das gilt vor allem auch für seine Texte aus der „Links-

* Dieser Artikel beruht auf meiner Masterarbeit, die ich im Dezember 2023 unter der Betreuung von Prof. Dr. Gregor Streim an der Friedrich-Schiller-Universität Jena abgeschlossen habe.

¹ Vgl. etwa: Kornbluh (2019: 43–48); Davies (2023); Tihanov (2020); Fusillo (2019); Lietz (2023: 47–90). Für einen Überblick über die (englischsprachige) Forschung siehe Eiden-Offe/Gindner (2023).

kurve“, mit denen er sich Anfang der 30er Jahre einerseits in den Diskurs um die Reportage als Literaturform, wie sie in der Weimarer Republik seit den frühen 20er Jahren geführt wurde,² einschrieb, und andererseits Position bezog in den Debatten um eine proletarisch-revolutionäre Literatur, wie sie insbesondere seit den späten 20er Jahren im „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ geführt wurden.³

Ich möchte in diesem Beitrag den Versuch unternehmen, einerseits die Theoretisierungsleistung dieser stärker kontextgebundenen Texte von Lukács herauszuarbeiten und sie andererseits diskurshistorisch zu verorten. Ausgehen werde ich dabei von dem Befund, dass der seit dem Ende des 1. Weltkriegs und der erfolgreichen Revolution in Russland Fahrt aufnehmende poeto-politische Diskurs um die proletarische respektive proletarisch-revolutionäre Literatur von Anfang an ein spannungsvolles Verhältnis zu den ästhetischen Qualitäten von Literatur unterhält. Insbesondere an die sowjetische Proletkult-Bewegung anschließend, werden die „Kulturaufgaben der Arbeiterklasse“ (Lunačarskij 1919) im Spannungsfeld einer klassenkämpferischen Rhetorik einerseits und der Emphase kultureller Erneuerung andererseits verortet. Die Blaupause für diese epochale Deutung der Gegenwart als Prozess der auch kulturellen Erneuerung liefert Lenins Imperialismus-Buch; die Gegenwart wird darin als „Übergang vom Kapitalismus zu einer höheren Ordnung“ (1960: 200) gedeutet. Davon ausgehend wird die Logik des Klassenkampfes auf das Feld der Literatur übertragen (vgl. Hildebrandt 2022: 430–434) und das poetische Signum dieser proletarisch-revolutionären Literatur gerade in der Politisierung des Ästhetischen gesehen. Ein wunder Punkt dieses Diskurses bleibt dabei aber, ob das Ästhetische als eine Funktion des Politischen anzusehen ist oder nicht. Diese Fragen kulminieren, insbesondere für Lukács, in der Frage der Wirklichkeitsdarstellung der Reportage.

Das Ziel meines Beitrags ist es *einerseits*, an exemplarischen Texten von Lukács herauszuarbeiten, worin ihre Theoretisierungsleistung in Hinsicht auf diesen Diskurs und seine zentrale Fragestellung besteht. Im Hintergrund steht dabei die Frage, wie in einem dezidiert marxistischen Diskurs der Gegenstand Literatur entworfen und mit spezifischen politischen Anforderungen versehen wird, wie er sich vom im engeren Sinne ästhetischen und poetologischen Diskurs über Literatur differenziert und wie er sich zu dem Begriff verhält, mit dem historisch vor allem die ästhetischen Qualitäten von Literatur erfasst wurden: dem der Form. *Andererseits* möchte ich aber auch nachzeichnen, dass und wie Lukács bei dieser Theoretisierungsleistung auf ein literaturtheoretisches Modell zurückgreift, das von der sogenannten Geistesgeschichte seit der Jahrhundertwende entwickelt wurde. Zeigen möchte ich dabei, dass die Geistesgeschichte ein Modell entwickelt, das den Bezug von Literatur auf größere, „übergreifende“ Kulturformen als originären Bestandteil von Literatur selbst entwirft, und damit diesen Bezug theoretisch von ihrem Gegenstand her rechtfertigt. Der zentrale Begriff, der dieses Modell ermöglicht, ist der des Lebens. Ich möchte rekonstruieren, wie Lukács wichtige Implikationen dieses Lebensbegriffs in seinem Theorieangebot für den Diskurs um die proletarische Literatur aufgreift und mit marxistischen Theoremen verbindet.

² Vgl. dazu grundlegend Uecker (2007: 67–124).

³ Vgl. zu dieser Debatte Gallas (1971); zum poetologischen Diskurs um die proletarisch-revolutionäre Literatur vgl. Fähnders/Safranski (1995).

In einem ersten Schritt werde ich dafür einen kurzen Text von Lukács heranziehen, der noch vor der Gründung der „Linkskurve“ erscheint. Deutlich werden soll dabei, wie sich auf der Grundlage marxistischer Theoreme eine soziale Semantisierung literarischer Formen herausbildet, die mit ihrer ästhetischen kurzgeschlossen wird. Anschließend wird es darum gehen, mit der Geistesgeschichte der Jahrhundertwende eine entscheidende Quelle für diesen Kurzschluss und seine Verortung im Begriff der Gestaltung zu rekonstruieren; dabei wird nachzuzeichnen sein, wie die Geistesgeschichte ein Interpretationsmodell bereitstellt, das den Bezug von Literatur auf größere Kulturformen erlaubt. In einem dritten Schritt werde ich dann an einem exemplarischen Text von Lukács aus der „Linkskurve“ die marxistische Adaption dieses Modells erläutern.

1. Krise der Gestaltung: „L’art pour l’art und proletarische Dichtung“

1926 veröffentlicht Lukács unter dem Titel „L’art pour l’art und proletarische Dichtung“ einen kurzen Artikel in der Zeitschrift „Die Tat“. Der Text ist nicht nur aufgrund des Erscheinungs-ortes und -datums bemerkenswert,⁴ sondern auch, weil er vergegenwärtigt, auf welcher inkompatiblen Weise Lukács ästhetische und sozial-politische Dimensionen von Literatur verhandelt.

Lukács erzählt darin eine konzentrierte Geschichte vom Ende der Kunst in der kapitalistischen Moderne. Genau wie im Gründungstext dieses „Gerüchts“ (vgl. Geulen 2002), der Hegelschen Ästhetik, endet sie, weil das, was sie darzustellen berufen ist – die Idee bei Hegel (vgl. 1993: 151), „die menschlichen Betätigungen, die Beziehungen der Menschen zueinander“ bei Lukács (1990: 196) – dem sinnlichen Darstellungsmedium derselben entzogen, d. h. abstrakt wird.⁵ Nach Lukács muss diese Entwicklung in die Aporien des L’art pour l’art führen, das dieses Ende in eine „hochmütige Theorie von der Kunst um der Kunst willen“ (ebd. 197) umdeutet, damit aber doch nur die Krise der Kunst in der Moderne verschärft; einen Ausweg aus ihren „Antinomien“ kann einzig „die revolutionäre Entwicklung des Proletariats“ (ebd. 199) weisen.

Die Ursache für das Ende der Kunst bildet bei Lukács in erster Linie eine soziale Entwicklung: Die „Entwicklung des Kapitalismus“ macht die „künstlerische Einstellung zur Wirklichkeit [...] unmöglich“ (ebd. 196). In der Rede von der „künstlerischen Einstellung“ klingt schon an, dass es nicht produktionsästhetische Prozesse im engeren Sinne sind, die verunmöglicht werden, sondern dass es um die Unterstellung einer bestimmten, spezifisch künstlerischen Verhaltensdisposition geht, deren Bezugsobjekt gerade nicht ein ästhetisches ist, sondern die „Wirklichkeit“ überhaupt. Die Diagnose einer Krise der Kunst in der Moderne wird so mit einer Entgrenzung ästhetischer Praktiken, die nicht mehr in erster Linie der Herstellung eines Kunstwerks dienen, sondern einen künstlerischen Lebensstil formen, enggeführt.⁶

⁴ Für die werksgeschichtliche Kontextualisierung des Textes siehe Hemingway (2011). Nach Klein (1990: 17) entstand der Text im Zusammenhang mit Bemühungen Lukács’ um eine Dozentur an der Jenaer Universität.

⁵ Siehe allgemein zur Metaphorisierung ästhetischer Formen als abstrakt Schmitz-Emans (2022: 88–92); Lukács kennt über Hegel hinausgehend eine Tragik dieses Prozesses, in der man den vermittelnden Einfluss Nietzsches erkennen kann. Vgl. dazu Geulen (2002: 61–88).

⁶ Vgl. zu dieser Universalisierung ästhetischer Praktiken in der Moderne allgemein Reckwitz (2012: 75–81).

Denn der Künstler nimmt das Leben stets unmittelbar. [...] Er mag an Menschen, Gruppen, Institutionen usw. eine noch so derbe Kritik ausüben, zu den grundlegenden Gegenständlichkeitsformen, in denen sich ihm das Leben seiner Zeit darbietet, muss er, um Künstler bleiben zu können, stets in sinnlich-naiver Unmittelbarkeit stehen. (Ebd. 195)

Der künstlerischen Verhaltensdisposition wird eine grundsätzliche Spannung unterstellt: Einerseits unterstellt ihr Lukács einen kritischen Impetus, dem aber andererseits Grenzen gesetzt werden, die in dieser Verhaltensdisposition selbst begründet liegen. Lukács bestimmt als Ziel des künstlerischen Verhaltens die Verfertigung einer „alles Wesentliche umfassenden sinnlichen *Gestaltung* des Lebens“ (ebd. 196, Hervorhebung M. E.). „Gestaltung des Lebens“ ist dabei als *genitivus subjectivus* und *objectivus* gleichermaßen zu verstehen: das Leben soll gestaltet werden und, vermittelt durch den Künstler, *agens* dieser Gestaltung sein. Die Aporie, die Lukács in der Entwicklung der Moderne auszumachen meint, hängt direkt mit dieser Doppelstruktur der Gestaltung zusammen. Das Leben soll, vermittelt durch die „sinnlich-naive[“ Verhaltensweise des Künstlers, am Gestaltungsprozess aktiv beteiligt sein. Die oben zitierte künstlerische Verhaltensdisposition ist eben eine „Einstellung *zur* Wirklichkeit“ und nicht eine selbstbezügliche, ästhetizistische, die Lukács mit dem Begriff des *L'art pour l'art* belegt. Das Leben liefert in dieser aktiven Rolle die „Gegenständlichkeitsformen“, innerhalb derer die „Gestaltung des Lebens“, seiner selbst also, realisiert werden soll, d. h. einen Rahmen an Möglichkeiten, wie es selbst zu einem Objekt, einem Gegenstand der Gestaltung werden kann.

Die Diagnose einer ästhetischen Krise in der Moderne verbindet sich daher eng mit dem Konzept der Gestaltung.⁷ Über die Verfertigung eines ästhetischen Gegenstandes hinaus schließt Gestaltung immer auch eine künstlerische Verhaltensdisposition ein, die die poetischen Prozesse zuallererst motiviert und ermöglicht. Diese Verhaltensdisposition wird ihrerseits mit den „Gegenständlichkeitsformen“ des Lebens kurzgeschlossen: Sie bestimmen, wie sich die „künstlerische Einstellung zur Wirklichkeit“ in einem Kunstwerk realisieren kann, indem sie die Art und Weise vorgeben, wie das Leben zu einem Objekt der künstlerischen Gestaltung werden und damit eine „sinnliche[] Gestaltung des Lebens“ geleistet werden kann. „Gegenständlichkeitsformen“ sind also allgemein Möglichkeitsbedingungen für Formen der Auseinandersetzung mit dem, was Lukács Wirklichkeit nennt, Verhaltensdispositionen also, aber nicht in einem psychologischen, sondern in einem sozialen Sinne; sie stellen soziale Strukturmuster dar, die bestimmen, auf welche Art und Weise es überhaupt möglich ist, sich zur Wirklichkeit als einem Gegenstand zu verhalten. Unter diesen allgemeinen Verhaltensdispositionen ist nun die „sinnlich-naive“, die den Künstler auszeichnet, nur *eine*, allerdings eine solche, die in der kapitalistischen Moderne prekär wird.⁸

Was Lukács damit also in erster Linie diagnostiziert, ist eine Produktionskrise der Kunst in der Moderne. Obgleich er meint, dass diese Produktionskrise zunächst „den Stoff der Dichtung“

⁷ Das deutet Lukács schon in einem sehr kurzen Zeitungsartikel aus dem Jahr 1923 an: „[...] jene Dichter, die das Leben der Arbeiter zu *gestalten* unternehmen, [sind] vor eine vollkommen neue Aufgabe gestellt. Es wäre daher interessant und lohnend, die Möglichkeiten dieser Gestaltung und das bisher Erreichte an der Hand der Werke wirklicher Dichter zu analysieren (Gorki, Andersen-Nexö, Leonhard Frank). Es würde sich dann zeigen, *wie eng diese Grenzen der Gestaltung – heute noch – gezogen sind.*“ (1923: 2, Hervorhebung M. E.)

⁸ In dieser Diagnose klingt auch das marxistische Entfremdungstheorem an, wonach „Warenfetischismus und Verdinglichung in ihren unterschiedlichen Formen die sozialen Beziehungen in der Gesamtgesellschaft“ (Oppolzer 1997: 463) prägen.

(ebd. 196) betrifft, spielt bei dieser Diagnose das Formkonzept eine entscheidende Rolle. Lukács' Text kreist um die Frage nach den sozialen Möglichkeitsbedingungen von Literatur und ihrer Veränderung in der kapitalistischen Moderne und ruft mit den „Gegenständlichkeitsformen“ einen vor-ästhetischen Formbegriff auf, insofern er zur Analyse der Entstehungsbedingungen von Literatur in der Moderne dienen soll.

Dieser Diagnose schließt sich dann aber eine an, die sich an einem ästhetischen Formbegriff im engeren Sinne orientiert. Nicht nur die „künstlerische Einstellung zur Wirklichkeit“, auch die „Existenz des Dichters“ selbst wird „problematisch“ (ebd. 197). Die „zunehmende Kapitalisierung der Gesellschaft“ löst „das wirkliche, lebendige Bedürfnis nach Dichtung“ auf: „Der Dichter weiß immer weniger, für wen er dichtet“ (ebd.).⁹ Diese „soziale Wurzellosigkeit“ des bürgerlichen Künstlers produziert wiederum eine „innere[] Wurzellosigkeit der Kunst“ (ebd.). Das Bild der Wurzel imaginiert dabei die Beziehung zwischen sozialen und ästhetischen Phänomenen als chthonische Verbundenheit, und die biologische Metapher macht deutlich, dass die künstlerische Verhaltensdisposition mit dem Interesse an „Dichtung“ ihre sozialen Ermöglichungsbedingungen verliert. Aufgegriffen wird damit zum einen eine vitalistische Denkfigur, wonach Kulturgegenstände eine „wurzelhafte[] Tendenz“¹⁰ natürlicher Gegenstände erfüllen, zum anderen klingt darin eine Differenzierung ästhetischer Form in innere und äußere an, insofern sich die „soziale“ in eine „innere Wurzellosigkeit der Kunst“ übersetzt. Deutlich wird damit, dass ästhetische Formen für Lukács einen sozialen Kern haben:

Die künstlerischen Formen, wie dies Goethe und Schiller klar erkannt haben, entstehen aus bestimmten Bedürfnissen des Erlebens, wobei die typischen Möglichkeiten der stärksten sinnlichen Erfüllung sich zu den künstlerischen Formen (Epos, Drama usw.) verdichten. Die kapitalistische Entwicklung mit ihrer die menschlichen Beziehungen abstrahierenden Arbeitsteilung usw. vernichtet aber nicht bloß, wie bereits gezeigt wurde, den Stoff der Dichtung, sondern zerreibt auch ihre Formen, indem sie in den abstrakt gewordenen gesellschaftlich atomisierten Menschen so chaotische Bedürfnisse nach gesteigertem Erleben des Lebens erzeugt, dass diese, von welcher Form immer, aber von keiner in angemessener, in wirklich künstlerischer Weise erfüllbar sind. (Ebd.)

Die Formen, die der sozial isolierte Künstler hervorbringt, können nur „innerlich formlos“ (ebd. 198) sein, da sie die Verbindung zum schöpferischen Quell der Formen verloren haben. Ästhetische Formen konstituieren sich für Lukács als Formen, als geordneter, geformter Zusammenhang, erst in Rücksicht auf eine soziale Welt, deren „typische[] Möglichkeiten“ der Befriedigung von „Bedürfnissen des Erlebens“ sie vorstellen. Die Entwicklung der modernen Gesellschaft schafft nun in Lukács' Augen eine so diffuse soziale Welt, dass sich diese Bedürfnisse nicht länger zu „künstlerischen Formen“ verdichten lassen – womit aber ausdrücklich nicht gesagt ist, dass sie sich nicht zu Formen überhaupt verdichten ließen. Innere Formlosigkeit tritt also dort auf, wo die ästhetischen Formen ihren künstlerischen Zweck, die „Bedürfnisse des

⁹ Lukács' Diagnose entspricht im Wesentlichen dem, was Alfred Weber schon 1923 in „Die Not der geistigen Arbeiter“ formulierte: „Das Rentenintellektuellentum im Ganzen bildete gleichzeitig, auch trotz aller inneren Gegensätze, immer noch eine Art von geistiger Einheit, auf die sich die geistige und künstlerische Produktion in der allgemeinen Auflösung als auf ihr erstes und wesentliches Publikum beziehen konnte.“ (1999: 608) Die ältere, sozialgeschichtliche Forschung hat diese Diagnose auch übernommen. Vgl. dazu auch Peukert (1987: 71–76); Kaes (1995: 43 f.).

¹⁰ In derselben Metaphorik etwa beschreibt Georg Simmel Kultur – und damit implizite auch Kunstprodukte – als Entwicklung, die „ihren Gegenstand zu dem für ihn determinierten, in der eigentlichen und wurzelhaften Tendenz seines Wesens angelegten Vollendung führe“ (1999b: 365 f.).

Erlebens“ zu erfüllen, nicht mehr erreichen, und sie werden diesen Zweck genau dann nicht mehr erreichen, wenn sie nicht aus diesen Bedürfnissen selbst als „typische[] Möglichkeit“ ihrer Befriedigung hervorgehen. Was so entsteht, ist eine zwar ästhetische Form, die aber darum noch keine künstlerische ist, weil das ästhetische nur als Vehikel der „sinnlichen Erfüllung“ der Erlebnisbedürfnisse begriffen wird.

Der Formbegriff, den Lukács hier in Anschlag bringt, stellt darauf ab, ästhetische Formen als Formen der Bedürfnisbefriedigung in einem sozialen Sinn zu verstehen. In den Fokus rückt damit ihre gesellschaftliche Funktion, die sozialpsychologisch ausgelegt wird. Auf diese sozialpsychologische Auslegung der Formen zielt auch Lukács' Unterscheidung von künstlerischen und ästhetischen Formen, und damit von innerer und äußerer Form ab. Deutlich wird also, dass der Begriff der Gestaltung, wie ihn Lukács in „L'art pour l'art und proletarische Dichtung“ gebraucht, auf ein komplexes Formkonzept verweist, das einen sozialphilosophisch-gesellschaftstheoretischen Formbegriff mit einem ästhetischen verbindet. Zum einen verweist Gestaltung auf die „grundlegenden Gegenständlichkeitsformen“ des sozialen Lebens, die, wie gezeigt wurde, als soziale Strukturmuster auch die „künstlerische Einstellung“ als eine Form sozialer Verhaltensweisen bestimmen. In die künstlerische „Gestaltung des Lebens“ finden sie als Ermöglichungsbedingungen eben dieser Gestaltung Eingang – sie bilden als Möglichkeiten, die die „Beziehungen der Menschen zueinander“ annehmen können, das, was Lukács den „Stoff der Dichtungen“ nennt. Für den ästhetischen Formbegriff im engeren Sinne, der bei Lukács „künstlerisch“ heißt, bilden sie den Referenzpunkt. Als „typische Möglichkeit der stärksten sinnlichen Erfüllung“ von Erlebnisbedürfnissen soll die künstlerische Verhaltensdisposition nicht nur eine *mögliche* „Einstellung zur Wirklichkeit“ unter anderen sein, sondern eine solche, die soziale Verbindlichkeit besitzt. Gestaltung meint hier, dass die künstlerischen Formen ihre ästhetische Funktion der Befriedigung von Erlebnisbedürfnissen nicht nur für die „künstlerische Einstellung zur Wirklichkeit“, sondern für alle *möglichen* Einstellungen erfüllen sollen. Das Konzept der Gestaltung, das macht der doppelte Genitiv in „Gestaltung des Lebens“ deutlich, entwirft dieses Verhältnis als genetische Relation.

2. Einheitsfigur ‚Leben‘: Das geistesgeschichtliche Paradigma

Deutlich wird nicht nur, dass Lukács' Text an der Konjunktur einer „Semantik des gesunden, allverbindenden Lebens“ (Löwe 2022: 181), wie sie nach dem 1. Weltkrieg einsetzt, partizipiert, sondern auch an lebensphilosophische Poetiken der Jahrhundertwende anknüpft. Das macht vor allem die enge Verbindung des Formbegriffs mit dem Erlebnisbegriff deutlich. In Diltheys „Die Einbildungskraft des Dichters“ heißt es etwa analog, dass es die „Energie des Erlebens“ ist, die im schöpferischen Prozess die „Anschauung“ des Autors mit dem „Gehalt des Lebens“ füllt und darin das „wesenhafte Merkmal aller Poesie“ (1990: 130 f.) vorführt. Aufgerufen ist damit ein zentraler Kontext für das ästhetische Konzept der Gestaltung. Es wird im Folgenden darum gehen, nachzuzeichnen, wie Lukács mit der Gestaltung nicht nur ein ästhetisches Konzept, sondern zugleich auch ein literaturtheoretisches Modell des sich im Gefolge Diltheys herausbildenden, geistesgeschichtlichen Paradigmas adaptiert, das den Bezug von Literatur und größeren Kulturformen begründet.

Ideengeschichtlich orientierte Forschungsbeiträge leiten die Entstehung des geistesgeschichtlichen Paradigmas mittelbar aus dem Zusammenbruch der philosophischen Systeme des deutschen Idealismus ab, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine anthropologisch fundierte Erkenntnistheorie auf den Plan rufe, in Folge welcher dann eine neue, am Schöpfungsprozess von Literatur interessierte Poetik entstehe (vgl. Klausnitzer 2007: 93). Auf diese Weise lässt sich die Abhängigkeit geistesgeschichtlicher Erklärungsansätze von einer vitalistischen Kulturtheorie zeigen, die den historischen Wandel der Kulturformen auf das Leben als dynamisches Wachstumsprinzip zurückführt (vgl. Schneider 2020: 135–137). In sozialgeschichtlich orientierten Darstellungen dagegen steht die Rückkopplung von gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen und wissenschaftlichen Erklärungsansprüchen im Vordergrund – die Geistesgeschichte, mit ihrer ostentativen Forderung nach einer Synthese des spezialisierten wissenschaftlichen Wissens, erscheint dann als Reaktion auf das allgemeine „Sinnstiftungsdefizit“ (Thomé 2000: 18) der modernen Wissenschaften. Sie bildet damit jedoch keine Opposition gegen den „Aufbruch der Moderne“ (vgl. Willems 1989: 346–348) allgemein, sondern ein notwendiges Korrelat desselben. Das geistesgeschichtliche Paradigma wird insbesondere von der neueren Forschung nicht mehr als Abkehr von fachwissenschaftlicher Spezialisierung und mit ihr der im 19. Jahrhundert entstandenen philologischen Forschung als solcher begriffen, sondern als Wandel innerhalb der modernen Literaturforschung.¹¹

Dennoch lässt sich eine Auseinandersetzung mit dem Wissenschaftsbegriff als konstitutiv für das geistesgeschichtliche Paradigma nachweisen. Im Rekurs auf Diltseys Erkenntnistheorie gilt ihr die „Antinomie des Lebens- und Erkenntnisdranges“ als das „methodische Grundproblem aller geisteswissenschaftlichen Arbeit“ (Unger 1929: 53). Impliziert ist in dieser epistemologischen Grundannahme auch eine unmittelbare gesellschaftliche Bedeutung der eigenen Forschungsarbeit (vgl. Hahne 2009: 197; Kolk 1993) – ja der Versuch, das kommunikative Band, das noch im 19. Jahrhundert zwischen akademischer Disziplin und poetischer Praxis bestanden hatte, wieder anzuknüpfen und dem „poeto-philologische[n] Wissen“ des Fachdiskurses zu praktischer Wirksamkeit zu verhelfen, muss als eines ihrer zentralen Anliegen betrachtet werden (vgl. Nebrig 2013: 19–22).

Vor dem Hintergrund dieses Anspruchs auf gesellschaftliche Wirksamkeit muss auch das ästhetische Konzept der Gestaltung betrachtet werden. Für dessen Entwicklung spielt zunächst die Differenzierung des Gegenstandes literatur- und allgemein geisteswissenschaftlicher Forschung durch Wilhelm Dilthey eine wichtige Rolle. Nach Dilthey baut sich dieser aus der Trias von Leben, Ausdruck und Verstehen auf (vgl. Schnädelbach 1983: 75f) – die Geisteswissenschaften, so Dilthey, begnügen sich daher nie mit dem positiven Beschreiben dessen, was sie als Ausdruck an ihren Gegenständen erkennen, sondern suchen „das Schaffende, Wirkende, Handelnde, Sichausdrückende, Sichobjektivierende“ (Dilthey 1992: 87 f.) *hinter* diesem Ausdruck zu rekonstruieren. Bei dieser Rekonstruktion kommt der Lebensbegriff zum Tragen, wie

¹¹ Alexander Nebrig differenziert daher begrifflich zwischen dem Philologischen, das als grundlegende Praxis textbasierter Wissenschaft gelten kann, und der Philologie als einer „bestimmte[n] methodische[n] Formation“ dieser Praxis im Rahmen einer wissenschaftlichen Disziplin. Auf diese richte sich die Kritik der geistesgeschichtlichen Wende (vgl. 2013: 20–27). Ähnlich bei Dainat, der die Produktivität der Spezialisierung der Philologie Ende des 19. Jahrhunderts in einen Relevanzverlust umschlagen sieht, auf den die Geistesgeschichte mit der Forderung nach Synthesen reagiere (vgl. 2007: 252–257).

er von einer vitalistischen Kulturtheorie um 1900 geprägt wird. Als neuer, prozessualisierter Totalitätsbegriff (vgl. Schnädelbach 1983: 179–181) wird Leben verstanden als „ein fortwährendes Hinausgreifen des aktuellen Lebens über sich selbst“ (Simmel 1999a: 221). Dieses ‚Hinausgreifen‘ verstehen die Geisteswissenschaften – und mit ihnen die Geistesgeschichte – als epistemologische Begründung ihrer „Tendenz [...], jede Lebensäußerung für die Erfassung des Innern“ (Dilthey 1992: 82) zu gebrauchen. Begründet wird damit nicht nur die Art und Weise, wie geisteswissenschaftliche Forschung an ihre Gegenstände herantritt, sondern sie sehen in diesem ‚Hinausgreifen‘ gerade ihren ureigensten Gegenstand. Dadurch entsteht eine Spannung zu ästhetischen Formkonzepten, weil das Leben als ‚Hinausgreifen über sich‘ zwar immer wieder zu Formen gerinnt, doch in keiner dieser Formen Platz findet.¹²

Um dieses gleichermaßen formschaffende und -zerstörende vitalistische Prinzip mit dem ästhetischen Formkonzept in Einklang zu bringen, greift die Geistesgeschichte auf ein um 1800 entwickeltes Konzept ästhetischer Form zurück. Das notwendigerweise raumzeitlich begrenzte, künstlerische Werk wird dort qua formaler Geschlossenheit als ein Symbol des Naturganzen verstanden (vgl. Wellbery 2014: 31). An diese „Ganzheitsemphase“ (ebd. 34) knüpft die Geistesgeschichte mit dem Konzept der Gestaltung an, verlagert ihr Interesse aber von der raumzeitlichen Abgeschlossenheit des Werks auf die es produzierenden, schöpferischen Kräfte.¹³ Dieter Burdorf hat in diesem Zusammenhang gezeigt, wie sich in Diltseys Poetik die Diagnose einer Formkrise der eigenen Gegenwart mit einem formästhetischen „Paradigmenwechsel“ verbindet, der „Ausdrucksabsicht“ und „Schaffensprozess“ in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses am literarischen Kunstwerk rückt – aus dem Befund einer allgemeinen Formzertrümmerung wird die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Rekonstruktion der formschaffenden Kräfte abgeleitet (vgl. Burdorf 1999: 250–252; Dilthey 1924: 103–109). Besonders deutlich wird das in der ostentativen Zurückweisung eines rhetorischen Formkonzepts, in dem Formprozesse handwerklich metaphorisiert werden (vgl. Schmitz-Emans 2022: 79); ausdrücklich werden Aspekte „künstlerischer Übung“ und „dichterischen Schaffens“ (Walzel 1923: 7; vgl. auch Unger 1929a: 151) voneinander differenziert und die Aufgabe geistesgeschichtlicher Forschung in der wissenschaftlichen Analyse des letzteren gesehen. Der durch die Psychologie der Jahrhundertwende geprägte Begriff der Gestalt erfüllt in dieser Hinsicht eine „Brückenfunktion“ (Simonis 2014: 253), indem er nicht nur Wahrnehmung und Produktion, *aisthesis* und *poiesis*, miteinander verbindet, sondern auch Machen (*poiesis*) und Werden (*genesis*) von Literatur verknüpft (Geulen et. al. 2022: 114). Der Gestaltbegriff ermöglicht es, den künstlerischen „Schaffensprozess“ zu analysieren, weil und insofern er in der geistesgeschichtlichen Forschung dazu gebraucht wird, die handwerkliche Hervorbringung von Literatur gegenüber ihrer biographischen und kulturgeschichtlichen Genese abzuwerten und diese Genese zugleich an Rezeptionsprozesse des Künstlers/Autors zurückzubinden (Simonis 2014: 256 f.).

In Bezug auf Lukács ist nun vor allem wichtig, wie dieses ästhetische Konzept der Gestaltung von der geistesgeschichtlichen Forschung epistemologisch begründet wird. Dabei kehrt

¹² Das wird insbesondere von Simmel prägnant herausgearbeitet: Neben dem zitierten ‚Hinausgreifen‘ kennt Simmel noch ein anderes „weltgestaltendes Prinzip“: die „Form“ (1999a: 225). Leben stellt ein Wechselspiel von Formbildung und -zerstörung dar, gerade weil es, als dynamisches, kontinuierliches, prozessuales Prinzip selbst in keiner dieser Formen Platz findet (vgl. ebd. 230 f.).

¹³ Vgl. zum Konzept der ‚Lebenskraft‘ und ihrer Erweiterung des Lebensbegriffs um 1800 Reisener (2021).

die bereits zitierte Gegenüberstellung von Lebens- und Erkenntnisdrang produktiv wieder. Die Frage, wie die mit dem Begriff der Gestalt verbundene Entdifferenzierung zu begründen sei, wird methodologisch gelöst, indem „Leben selbst als Inhalt der Kunst“ (Meyer 1990: 184) begriffen wird. Werk und Interpretation, „dichterisches Schaffen“ und dessen analytische Rekonstruktion sind dann nicht zwei prinzipiell verschiedene Vorgänge, sondern *beide* mit dieser Antinomie durchsetzt. Die zentrale, methodologische Konsequenz dieser Identifikation ist, dass das Erkenntnisinteresse der Geistesgeschichte am literarischen Kunstwerk auf etwas abzielt, was es ihrer eigenen, interpretatorischen Methode verwandt macht: es gilt ihr als eine „Lebensinterpretation“ (Unger 1929a: 155), Literatur insgesamt als „Organ des Weltverständnisses“ (Dilthey 1924: 116). Den epistemologischen Horizont ihrer interpretativen Methoden bildet daher weniger das richtige Verständnis eines Werkes als vielmehr die Rekonstruktion der schöpferischen Prozesse, denen es seine Existenz verdankt. Die Geistesgeschichte rekonstruiert also den Prozess der Werkgenese, seiner Entstehung; sie tut dies vor dem Hintergrund einer *beide* „übergreifende[n] Einheit“ (Unger 1929b: 217, Hervorhebung M. E.), die es ihr ermöglicht, dennoch von *nur einem* Gegenstand ihrer Forschung zu sprechen. Die Form dieses ihres Gegenstandes – in der Terminologie aus Lukács’ Text: seine Gegenständlichkeitsform – muss daher eine sein, die vor allem die Formgenese, die *forma formans* privilegiert.

Genau dies greift Lukács auf, wenn er seinen literarischen Formbegriff auf die sozialen Ursprünge als *forma formans* abstellt. Es wird im Folgenden exemplarisch zu zeigen sein, wie Lukács in den Diskussionen der „Linkskurve“ entlang des Begriffs der Gestaltung die Begründung einer marxistischen Literaturtheorie entwirft, die zugleich der sozialen wie ästhetischen Dimension von Literatur Rechnung trägt; entscheidend wird dabei diese anhand der Geistesgeschichte vorgestellte Logik des ‚Hinausgreifens‘ sein, in der gerade die – postulierte wie eingeforderte – ästhetische Einheit des *Werks* konstruiert wird.

3. Das „übergreifende Moment“ bei Lukács

Leben als Gegenstands- und Beobachtungsperspektive „übergreifende Einheit“ eröffnet damit die Möglichkeit, ästhetische und soziologische Fragestellungen theoretisch zusammenzufassen, ohne auf die idealistische Ästhetik und ihr insbesondere in marxistischer Theoriebildung indigniertes Einheitsprinzip der Idee zurückgreifen zu müssen. In Lukács’ Text „Aus der Not eine Tugend“, der 1932 in der „Linkskurve“ erscheint, lässt sich die Adaption dieses geistesgeschichtlichen Modells exemplarisch vorführen. Dabei wird deutlich, dass die Rede vom ‚Übergreifen‘ auch hier dazu dient, eine bestimmte, nun nicht geistesgeschichtliche, sondern marxistische Herangehensweise an literarische Werke epistemologisch zu begründen.

Den weiteren Kontext dieses Artikels bildet der Diskurs um die Reportage, der sich bereits in den 20er Jahren intensiviert hatte und sich vielfach mit der Frage nach der Poetik proletarischer Literatur überkreuzte. So betonte etwa Egon Erwin Kisch 1928 in der „Neuen Bücherchau“ den dokumentarischen Charakter proletarischer Literatur und sah ihre Tatsachentreue als Hauptunterscheidungsmerkmal gegenüber bürgerlicher Literatur (vgl. Gallas 1971: 91 f.; Schaub 2019: 193–203). Auch Johannes R. Becher feierte in einem Artikel von 1928 die Reportage als Inbegriff progressiver Literatur, die einzig in der Lage sei, mit den politischen und

gesellschaftlichen Entwicklungen der Gegenwart Schritt zu halten (vgl. Becher 1928). Gegen solche Auffassungen schrieb Lukács schon Anfang der 20er Jahre an; in der „Linkskurve“ hatte er bereits mit seinem Artikel „Willi Bredels Romane“ entschieden Stellung gegen die Reportage bezogen und das Konzept der Gestaltung explizit als Gegenentwurf dazu lanciert.¹⁴

In „Reportage oder Gestaltung“ nahm Lukács dann Ernst Ottwalts Justizroman „Denn sie wissen was sie tun“ zum Anlass für eine Grundsatzkritik an neusachlichen Schreibweisen, insbesondere der Reportageliteratur. Dabei klingt die aus „L’art pour l’art und proletarische Dichtung“ bereits bekannte Diagnose der sozialen Wurzellosigkeit wieder an, wenn Lukács hier die „soziale Herkunft“ (Lukács 1971c: 36) der Reportageform im „kleinbürgerlich-radikalen“ (ebd. 38) Milieu verortet; wieder geht es also um die Frage nach den sozialen Ursprüngen einer literarischen Form, die Rückschlüsse auch auf ihre ästhetische – von Lukács rigoros verworfene – Beschaffenheit liefern soll. Den Gegenentwurf der Gestaltung untermauert Lukács mit Verweisen auf Tolstois Roman „Auferstehung“. Dieser gestalte die „lebendige Wechselwirkung lebendiger Menschen“ (ebd. 50), indem er eine spannende Handlung erzähle, die um den Konflikt zwischen zwei Figuren kreist, die zugleich individualisiert (für Lukács heißt das in erster Linie: psychologisiert) und gesellschaftlich repräsentativ sind. Auf diese Weise behandle Tolstois Roman durch die Darstellung des „rein persönlichen [...] Schicksals seiner Gestalten eine Reihe der entscheidenden Fragen seiner Zeit“ (ebd.). Im Vergleich dazu erscheint Ottwalts Roman als bloßes „Rechenexempel“ (ebd. 47).

Ernst Ottwalt antwortete auf Lukács’ Kritik mit dem Vorwurf, er übergehe die „Wechselbeziehungen, die zwischen einem Literaturwerk und der Wirklichkeit bestehen“ im Namen der „schöpferischen Methode“ und ihrer Analyse (vgl. Ottwalt 1967: 464). Lukács reagiert in „Aus der Not eine Tugend“ mit der Behauptung, dass die „schöpferische Methode“, nach welcher ein Werk geschaffen wurde, in der Tat dessen „Wirkung“ (Lukács 1971a: 56) determiniert – also mit der bereits bekannten Entdifferenzierung produktions- und rezeptionsästhetischer Dimensionen. Der Nachweis dieser Determination ist daher nichts anderes als eine Explikation des ästhetischen Konzepts der Gestaltung, mit dem genau diese Determination ja impliziert ist.¹⁵ Was Lukács gegenüber Ottwalt betont, kann daher als eine Essentialisierung von Wirkungspotenzialen beschrieben werden: demnach erschließen sich Möglichkeiten der Wirkung nicht über die Funktion, die ein Werk in bestimmten Wirkungszusammenhängen erfüllt und von der die *Realisierung* seiner Eigenschaften erst abhängt; vielmehr fallen die Möglichkeiten der Wirkung mit den Merkmalen des Werks selbst zusammen, die in ihrer Gesamtheit als Determinante seiner Wirkung auftreten, d. h., um die oben erwähnte Entdifferenzierung hervorzuheben: Die Bestimmung der Merkmale eines Werks bedeutet zugleich die Erfassung seiner möglichen Wirkungen.

Dabei bleibt aber die Frage offen, mit welcher *Berechtigung* dieses Gestaltungskonzept nun der ästhetischen Analyse von Ottwalts Justizroman unterlegt wird; ja mit welcher Berechtigung

¹⁴ Der Artikel schließt mit der Frage: „Worüber diskutiert werden müsste, ist dies: kann Bericht oder Reportage die Gestaltung ersetzen? Ist etwa Reportage [...] die richtige ‚zeitgemäße‘ Methode unserer Literatur?“ (Lukács 1971c: 22)

¹⁵ Vgl. dazu den Eintrag im „Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft“: „Auf poetische Texte, Gattungen und Grundformen bezüglicher Inbegriff formaler Merkmale, insofern diese, ganzheitlich wahrgenommen, Gehalt ästhetisch vermitteln.“ (Hahl 1997: 720)

es überhaupt als ein ästhetisches Konzept auch einer marxistischen Analyse von Literatur gebraucht werden kann und muss. Lukács' Argumentation in „Aus der Not eine Tugend“ behandelt daher auch diese Frage, und zwar in Rekurs auf eine dem Marxismus unterstellte Epistemologie, die auf das aus der Geistesgeschichte bekannte Theorem des ‚Hinausgreifens‘ oder ‚Übergreifens‘ verweist:

Dasselbe Außerachtlassen der entscheidenden dialektischen Vermittlungen veranlasst Ottwalt, die Totalität mit der Summe der ‚Tatsachen‘ (in seinem Sinne) zu verwechseln. [...] Nach seinen Forderungen könnte man über Totalität praktisch nie sprechen, denn Totalität könnten allenfalls Enzyklopaedien, Lexika etc. geben. Auch hier ist der Standpunkt der Marxisten ein diametral entgegengesetzter. [...] Wir [...] fügen noch hinzu, dass Marx und Lenin uns genau den Weg gewiesen haben, wie man – trotz der Unvollständigkeit unserer Erkenntnisse – doch dieser Forderung der Erkenntnis der Totalität nachkommen kann. Marx spricht oft von dem ‚*übergreifenden Moment*‘, der in einem dialektischen Wechselverhältnis objektiv vorhanden und von Erkenntnis und Praxis herauszuholen ist. (Lukács 1971a: 66, Hervorhebung M. E.)

In diesem Zitat kehrt die Frage nach den Gegenständlichkeitsformen aus „L'art pour l'art und proletarische Dichtung“ wieder, reformuliert in einer marxistischen Terminologie. Geklärt werden soll also die Frage, in welcher *Form* einem „Marxisten“ seine Umwelt erscheinen soll,¹⁶ welche Stellung er zu ihr einzunehmen hat – ganz gleich, ob er nun politischer Funktionär oder Autor ist, wie im Falle Ottwalts. Diese offenkundig erkenntnistheoretische Argumentation hat also für Lukács eine unmittelbar auch ästhetische Bedeutung; die eingeforderte Totalität lässt sich bei Tolstoi finden, „bei Ottwalt nicht“ (ebd.). Wenn Lukács hier auf eine epistemologische Position, auf eine „Erkenntnis der Totalität“ Bezug nimmt, um eine ästhetische Frage zu klären, dann ist a) die Art und Weise, wie dieser Bezug hergestellt wird, und b) wie diese Position als eine für die Ästhetik anschlussfähige entworfen wird, relevant.

Dabei fällt auf, dass mit dem „übergreifenden Moment“ nicht nur ein Zitat von Marx,¹⁷ sondern auch ein Intertext zum geistesgeschichtlichen Paradigma auftaucht. Man kann leicht erkennen, dass dieses „übergreifende Moment“ Lukács dazu dient, Ottwalts „Antigestaltungstheorie“ (ebd. 63) zu diskreditieren. Dies aber nicht in erster Linie in *ästhetischer*, sondern in *epistemologischer* Hinsicht. Zwar benennt das „übergreifende Moment“, analog dem Begriff der Gestalt, das Phänomen der „Übersummativität“,¹⁸ das heißt einer qualitativen Differenz von Ganzem und Teilen. Allerdings ist damit nicht in erster Linie ein ästhetisches Phänomen gemeint, wonach das Ganze eine von der Summe seiner Teile nicht gedeckte Wahrnehmungsqualität gewinne, sondern eine epistemologische Bestimmung. Die „Erkenntnis der Totalität“ erreicht dort ihr Ziel, wo in der Addition von Einzelerkenntnissen – „Tatsachen“ – ein Zusammenhang erkannt wird, der die Summe dieser Tatsachen ‚übergreift‘. Dabei wird aber die „Totalität“ nur in einer attributiven Form des ‚Übergreifens‘ an einem „Moment“ im Erkenntnisprozess erkannt. Es ist ja gerade in der Formulierung des „übergreifenden Moments“ angelegt, dass die Totalität den der Erkenntnisleistung zugänglichen Momenten ebenso inhärent wie transzendent ist: inhärent, insofern sie als Moment im Erkenntnisprozess auftaucht; transzen-

¹⁶ Die Frage nach den ‚Tatsachen‘ treibt Lukács schon in „Geschichte und Klassenbewusstsein“ um: „Tatsachen“ [...] sind – gerade in der Struktur ihrer Gegenständlichkeit – Produkte einer bestimmten Geschichtsepoche: des Kapitalismus.“ (2013: 178, Hervorhebung i. O.)

¹⁷ So etwa in der „Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie“. Vgl. Marx (1961: 625 f.)

¹⁸ Der Begriff geht auf Ehrenfels Aufsatz „Über Gestaltqualitäten“ zurück und benennt dort gerade den „qualitative[n] Mehrwert“ der Gestalt gegenüber ihren Elementen. Vgl. Simonis (2014: 248 f.)

dent aber, da sie als „übergreifendes Moment“ über den Erkenntnisprozess als solchen hinausführt und auf dessen anderes verweist. Im obigen Zitat tritt an diese Stelle die „Praxis“.

Damit zeigt sich: Lukács' Argumentation verknüpft im Begriff der Gestaltung ästhetische mit epistemologischen Fragestellungen, wobei aber die zugrundeliegende Epistemologie selbst so entworfen wird, dass sie im Ausgehen auf Totalität zu ihrer eigenen Auflösung im „übergreifenden Moment“ geführt wird: Erkenntnis geht dann notwendigerweise in Praxis über. In „Aus der Not eine Tugend“ zieht Lukács Tolstois „Auferstehung“ Ottwalts „Tatsachenroman“ vor, weil er die gesellschaftliche Totalität „in lebendiger Wechselwirkung“ gestalte, wogegen „bei Ottwalt gerade dieses bewegende, belebende, zusammenhaltende und zusammenfassende Prinzip“ (Lukács 1971d: 66) fehle. Das macht deutlich, dass mit dem „übergreifenden Moment“ eben dasselbe Einheitsprinzip anvisiert wird, als welches in der geistesgeschichtlichen Literaturforschung der Begriff des Lebens fungierte. Es ist die lebensphilosophische Figur des ‚Hinausgreifens‘, die hier von Lukács für einen marxistischen Diskurs als Praxis reformuliert und als axiomatische Grundlage der Literaturtheorie unterlegt wird.

Sie leistet damit zweierlei: Zum einen formalisiert sie eine äußerst ambivalente Haltung zum Ästhetischen, das als „Oberflächenrechnung“ (ebd.) geradezu die Negativfolie abgibt, zu der der ästhetische Diskurs des Marxismus auf Distanz geht. Das „übergreifende Moment“ begründet daher die literarische Ästhetik in einer epistemologischen Bewegung, die von einem Erkenntnisprozess zur Praxis führt; als „bewegendes Prinzip“ bildet sie die paradigmatische Struktur, über die die diversen binären Oppositionen, die Lukács in der Analyse ästhetischer Gebilde aufbaut – „Zufall und Notwendigkeit“ (Lukács 1971c: 47), „Form und Inhalt“ (ebd. 51), „Reportage und Gestaltung“ (ebd. 35) – koordiniert werden. Zum anderen, und eng damit verbunden, rechtfertigt die Rede vom „übergreifenden Moment“ auch die Applikation marxistischer Theoreme auf Literatur. Indem die epistemologischen Grundlagen des Marxismus in einer Suche nach Ganzheitszusammenhängen verortet werden, die den Marxismus und seine Erkenntnisprozesse selbst ‚übergreifen‘, werden diese Grundlagen *mutatis mutandis* an diesen übergreifenden Horizont zurückgebunden. Bei Lukács erhält dieser Horizont den Namen Totalität, wie das obige Zitat deutlich macht.¹⁹ Das „übergreifende Moment“ ordnet den Marxismus in diesen Horizont ein, der, wie gezeigt, der Erkenntnistätigkeit immanent und transzendent zugleich ist.

4. Zusammenfassung

Es ist eben dieses Zugleich, das weiter oben auch als Spezifikum von Lukács' doppeltem Formbegriff in „L'art pour l'art und proletarische Dichtung“ herausgearbeitet wurde und das deutlich macht, dass Lukács nicht nur die epistemologische Grundlage des Marxismus auf das ästhetische Konzept der Gestaltung überträgt, sondern umgekehrt diese Grundlage auch von ästhetischen Konzepten, insbesondere dem auf soziale Phänomene abgestellten Formbegriff beeinflusst ist.

¹⁹ Vgl. zum Begriff der Totalität und seiner Funktion insbesondere bei Hegel, Marx und Lukács (Müller 2022).

Die aus dem lebensphilosophischen Diskurs bekannte Figur des ‚Hinausgreifens‘ koordiniert damit die beiden Dimensionen des Formbegriffs, die in Lukács‘ Konzept der Gestaltung impliziert sind. Wie im ersten Abschnitt gezeigt wurde, dient ihm dieses Konzept dazu, ästhetische Formen in eine Beziehung zu sozialen Strukturen zu setzen. Dabei wird das Verhältnis zwischen beiden doppeldeutig verstanden: Einerseits als kausales Wirkungsverhältnis – soziale Strukturen bedingen ästhetische Formen –, und einmal als funktionale Relation – ästhetische Formen ermöglichen die Befriedigungen sozialer Bedürfnisse. Aufgehoben und fundiert ist diese Doppeldeutigkeit der Gestaltung im Begriff des Lebens, auf welchen Lukács seine Konzeptualisierung explizit bezieht. Im Rekurs auf den Diskurs der Geistesgeschichte konnte gezeigt werden, worin diese Fundierung genau besteht. Sie leitet sich einerseits aus der Epistemologie der Lebensphilosophie ab, in der ‚Leben‘ einen übergeordneten Bezugsrahmen darstellt, und andererseits aus der Semantisierung von Leben als zugleich biologisch-materiellem und kulturell-historischem Prozess. In dieser letzteren Dimension zeigt sich, dass der Lebensbegriff prädestiniert ist für Lukács Projekt, die „gesellschaftlich-geschichtliche[] Notwendigkeit“ (Lukács 1971b: 205 f.) literaturgeschichtlicher Entwicklungen nachzuweisen. In seinen Texten aus der „Linkskurve“ zeigte sich schließlich, dass Lukács *sowohl* das Postulat einer realistischen Darstellungsweise proletarisch-revolutionärer Literatur als auch die epistemologischen Grundlagen des Marxismus in diesem Lebensbegriff begründet.

Diese Formulierung einer marxistischen Literaturtheorie entlang der epistemologischen Grundlagen des geistesgeschichtlichen Paradigmas bleibt für Lukács folgenreich, da sie den Weg vorzeichnet, auf dem er seine literaturtheoretischen Arbeiten in den 1930er- und 1940er-Jahre weiterführt. Immer geht es dabei um den Versuch, die Analyse der ästhetischen Beschaffenheit literarischer Formen mit der Analyse ihrer sozialen Funktion, die im Rahmen einer marxistischen Gesellschaftstheorie bestimmt wird, zu verknüpfen. Zwar wechseln die zentralen Begriffe, die Lukács dafür gebraucht – die Bedeutung des Konzepts der Gestaltung wird etwa durch den Typus-Begriff abgelöst.²⁰ Sein Interesse gilt aber weiterhin dem Verhältnis von literarischen Formen und sozialer Wirklichkeit, und für diesen Bezug bleibt die Figur des ‚Übergreifens‘ stets das zentrale Begründungselement.

Literatur

Primärliteratur

- Becher, Johannes R. (1928): Wirklichkeitsbesessene Dichtung. In: Die Neue Bücherschau 6 (10), S. 491–494.
- Dilthey, Wilhelm (1990): Die Einbildungskraft des Dichters. Bausteine für eine Poetik. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 6. Hg. von G. Misch. 6. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 103–242.
- Dilthey, Wilhelm (1992): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 7. Hg. von B. Groethuysen. 8. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 79–190.

²⁰ Am deutlichsten wird diese Ablösung vielleicht in „Der historische Roman“, wo Lukács die Differenzierung von dramatischer und Romanform entlang ihrer Beziehung zum Typus entwickelt. Vgl. Lukács (1965: 106–206).

- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1993): Vorlesungen über die Ästhetik I. In: Ders.: Werke. Bd. 13. Hg. von E. Moldenhauer und K. M. Michel. 10. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Herrmann-Neiße, Max (1922): Die bürgerliche Literaturgeschichte und das Proletariat. Berlin: Verlag der Wochenschrift Die Aktion (= Der rote Hahn 55/56).
- Lenin, Wladimir Iljitsch (1960): Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Gemeinverständlicher Abriss. In: Ders.: Werke. Bd. 22. Hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU. Berlin: Dietz, S. 189–309.
- Lukács, Georg (1923): Upton Sinclair. In: Rote Fahne 6, S. 2.
- Lukács, Georg (1965): Der historische Roman. In: Ders.: Werke. Bd. 6. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 15–430.
- Lukács, Georg (1971a): Aus der Not eine Tugend. In: Ders.: Werke. Bd. 4. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 55–68.
- Lukács, Georg (1971b): Erzählen oder Beschreiben? Zur Diskussion über den Naturalismus und Formalismus. In: Ders.: Werke. Bd. 4. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 197–242.
- Lukács, Georg (1971c): Reportage oder Gestaltung? Kritische Bemerkungen anlässlich eines Romans von Ottwalt. In: Ders.: Werke. Bd. 4. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 35–55.
- Lukács, Georg (1971d): Willi Bredels Romane. In: Ders.: Werke. Bd. 4. Berlin/Neuwied: Luchterhand, S. 13–22.
- Lukács, Georg (1990): L'art pour l'art und proletarische Dichtung. In: Klein, A. (Hg.): Georg Lukács in Berlin. Literaturtheorie und Literaturpolitik der Jahre 1930/32. Berlin/Weimar: Aufbau, S. 195–200.
- Lukács, Georg (2013): Geschichte und Klassenbewusstsein. In: Ders.: Werke. Bd. 2. Bielefeld: Aisthesis, S. 161–518.
- Lunačarskij, Anatolij Vasil'evič (1919): Die Kulturaufgaben der Arbeiterklasse: allgemeinemenschliche Kultur und Klassen-Kultur. Berlin: Verlag der Wochenschrift Die Aktion (= Der rote Hahn 36).
- Marx, Karl (1961): Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie. In: Ders./Engels, F.: Werke. Bd. 13. Hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Berlin: Dietz, S. 615–644.
- Meyer, Theodor A. (1990): Das Stilgesetz der Poesie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ottwalt, Ernst (1967): „Tatsachenroman“ und Formexperiment. Eine Entgegnung an Georg Lukács. In: Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland. Eine Auswahl von Dokumenten. Hg. von der Deutschen Akademie der Künste, Abteilung Geschichte der Sozialistischen Literatur. 2. Aufl. Berlin/Weimar: Aufbau, S. 463–472.
- Simmel, Georg (1999a): Lebensanschauung. Vier Metaphysische Studien. In: Ders.: Gesamtausgabe. Bd. 16. Hg. von G. Fitzi und O. Rammstedt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 209–425.
- Simmel, Georg (1999b): Vom Wesen der Kultur. In: Ders.: Gesamtausgabe. Bd. 8. Hg. von A. Cavalli und V. Krech. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 363–373.
- Unger, Rudolf (1929a): Literaturgeschichte als Problemgeschichte. In: Ders.: Aufsätze zur Prinzipienlehre der Literaturgeschichte. Berlin: Junker und Dünnhaupt Verlag, S. 137–170.
- Unger, Rudolf (1929b): Literaturgeschichte und Geistesgeschichte. Ein Vortrag. In: Ders.: Aufsätze zur Prinzipienlehre der Literaturgeschichte. Berlin: Junker und Dünnhaupt, S. 212–225.
- Walzel, Oskar (1923): Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters. Berlin: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion.
- Weber, Alfred (1999): Die Not der geistigen Arbeiter. In: Alfred-Weber-Gesamtausgabe. Bd. 7. Hg. von E. Demm und R. Bräu. Marburg: Metropolis, S. 601–640.

Sekundärliteratur

- Bajohr, Hannes/Geulen, Eva/Haas, Claude/Shokri, Diba (2022): Gestalt. In: Dies. (Hg.): Formen des Ganzen. Göttingen: Wallstein. S. 103–140. <https://doi.org/10.46500/83533990>.
- Burdorf, Dieter (1999): Poetik der Form. Zur Genese und Entfaltung einer ästhetischen Kategorie. Jena: Hochschulschrift.
- Butler, Judith (2010): Introduction. In: Georg Lukács: Soul and Form. Hg. von J. T. Sanders und K. Terezakis. New York: Columbia University Press, S. 1–16.
- Eiden-Offe, Patrick/Gindner, Jette (2023): Introduction. Aesthetic and social form after Lukács. In: New German Critique 50 (2), S. 1–8. <https://doi.org/10.1215/0094033X-10459898>.
- Dainat, Holger (2007): Ein Fach in der ‚Krise‘. Die ‚Methodendiskussion‘ in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft. In: Oexle, O. G. (Hg.): Krise des Historismus Krise der Wirklichkeit. Wissenschaft, Kunst und Literatur 1880–1932. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 247–272.
- Davies, Luke Lewis (2023): György Lukács and the Eighteenth-Century Novel. In: Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik 71 (1), S. 127–144. <https://doi.org/10.1515/zaa-2023-2014>.
- Fähnders, Walter/Safranski, Rüdiger (1995): Proletarisch-revolutionäre Literatur. In: Weyergraf, B. (Hg.): Literatur der Weimarer Republik 1918–1933. München/Wien: Hanser (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 8), S. 174–231.
- Friedrich, Gerhard (1981): Proletarische Literatur und politische Organisation. Die Literaturpolitik der KPD in der Weimarer Republik und die proletarisch-revolutionäre Literatur. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Fusillo, Massimo (2019): Hierarchies, Details, Fetishes. On Lukács *Narrate or Describe?* In: Revue internationale de philosophie 288 (2), S. 181–197. <https://doi.org/10.3917/rip.288.0181>.
- Gallas, Helga (1971): Marxistische Literaturtheorie. Kontroversen im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Berlin/Neuwied: Luchterhand.
- Geulen, Eva (2002): Das Ende der Kunst. Lesarten eines Gerüchts nach Hegel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hahl, Werner (1997): Gestalt. In: Braungart, G. et. al. (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 1. Berlin/Boston. de Gruyter, S. 720–722. <https://doi.org/10.1515/9783110914672>.
- Hahne, Nina (2009): Geistesgeschichte (Ideen-/Problem-/Form-/Stilgeschichte). In: Grundmann, R./Schneider, J. (Hg.): Methodengeschichte der Germanistik. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 195–224. <https://doi.org/10.1515/9783110217438.195>.
- Hemingway, Andrew (2011): The Historical and Political Context of Lukács’s ‚Art for Art’s Sake and Proletarian Writing‘. In: Bewes, T./Hall, T. (Hg.): Georg Lukács: The Fundamental Dissonance of Existence. Aesthetics, Politics, Literature. New York: Continuum, S. 164–177.
- Hildebrandt, Annika (2022): Neue Menschen, neue Poeten. Expressionismus, Genie und Arbeiterdichtung. In: German Life and Letter 75 (3), S. 430–447. <https://doi.org/10.1111/glal.12342>
- Kaes, Anton (1995): Schreiben und Lesen in der Weimarer Republik. In: Weyergraf, B. (Hg.): Literatur der Weimarer Republik 1918–1933. München/Wien: Hanser (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 8), S. 38–64.
- Klausnitzer, Ralf (2007): Institutionalisierung und Modernisierung der Literaturwissenschaft seit dem 19. Jahrhundert. In: Anz, T. (Hg.): Handbuch Literaturwissenschaft. Stuttgart: Metzler, S. 70–146.
- Klein, Alfred (1990): Georg Lukács in Berlin. Literaturtheorie und Literaturpolitik der Jahre 1930/32. In: Ders. (Hg.): Georg Lukács in Berlin. Literaturtheorie und Literaturpolitik der Jahre 1930/32. Berlin/Weimar: Aufbau, S. 5–194.

- Kolk, Rainer (1993): Reflexionsformel und Ethikangebot. In: König, C./Lämmert, E. (Hg.): Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 38–45.
- Kornbluh, Anna (2019): The Order of Forms: Realism, Formalism, and Social Space. Chicago/London: Chicago University Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226653488.001.0001>.
- Levine, Caroline (2015): Forms. Whole, Rhythm, Hierarchy, Network. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9781400852604>.
- Lietz, Jan (2023): ‚Haltung‘ und Realismus. Zur Theorie poetischer Verallgemeinerung. Baden-Baden: Rombach. <https://doi.org/10.5771/9783968219806>.
- Löwe, Matthias: Dionysos versus Mose. Mythos, Monotheismus und ästhetische Moderne 1900–1950. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann (= Das Abendland, Neue Folge 48).
- Müller, Ernst (2022): Totalität. In: Geulen, E./Haas, C. (Hg.): Formen des Ganzen. Göttingen: Wallstein, S. 55–64. <https://doi.org/10.46500/83533990>.
- Nebrig, Alexander (2013): Disziplinäre Dichtung. Philologische Bildung und deutsche Literatur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Berlin/Boston: de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110314328>.
- Oppolzer, Alfred (1997): Entfremdung. In: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Bd. 3. Hg. von W. F. Haug. Hamburg: Argument Verlag, S. 460–469.
- Peukert, Detlev J. K. (1987): Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin: Suhrkamp.
- Reisener, Marius (2021): Von der Lebenskraft zur Emergenz. Konzepte der biologischen und kulturellen Formgenese im 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: Weimarer Beiträge 67 (3), S. 445–463.
- Schaub, Christoph (2019): Proletarische Welten. Internationalistische Weltliteratur in der Weimarer Republik. Berlin/Boston: de Gruyter (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 150). <https://doi.org/10.1515/9783110668087>.
- Simonis, Annette (2014): ‚Gestalt‘ als ästhetische Kategorie. Transformationen eines Konzepts vom 18. bis 20. Jahrhundert. In: Maatsch, J. (Hg.): Morphologie und Moderne. Goethes ‚anschauliches Denken‘ in den Geistes- und Kulturwissenschaften seit 1800. Berlin: de Gruyter, S. 245–266. <https://doi.org/10.1515/9783110368673>.
- Schmitz-Emans, Monika (2022): Begriffsgeschichten der Form: Ein metaphorologischer Ansatz. In: Erdbeer, R. M./Klaeger, F./Stierstorfer, K. (Hg.): Grundthemen der Literaturwissenschaft: Form. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 75–111. <https://doi.org/10.1515/9783110364385-002>.
- Schneider, Jens-Ole (2020): Aporetische Moderne. Monistische Anthropologie und poetische Skepsis 1890–1910. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann (= Das Abendland, Neue Folge 45). <https://doi.org/10.5771/9783465111498>.
- Thomé, Horst (2000): Modernität und Bewusstseinswandel in der Zeit des Naturalismus und des Fin de siècle. In: Mix, Y.-G. (Hg.): Naturalismus, Fin de siècle, Expressionismus 1890–1918. München/Wien: Hanser (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 7), S. 15–28.
- Tihanov, Galin: Revisiting Lukács’ theory of realism. In: Thesis Eleven 159 (1), S. 57–63. <https://doi.org/10.1177/0725513620945557>.
- Uecker, Matthias (2007): Wirklichkeit und Literatur. Strategien dokumentarischen Schreibens in der Weimarer Republik. Oxford u. a.: Peter Lang.
- Wellbery, David E.: Form und Idee. Skizze eines Begriffsfeldes um 1800. In: Maatsch, J. (Hg.): Morphologie und Moderne. Goethes ‚anschauliches Denken‘ in den Geistes- und Kulturwis-

senschaften seit 1800. Berlin/Boston: de Gruyter (= Klassik und Moderne 5), S. 17–42.
<https://doi.org/10.1515/9783110368673>.

Willems, Gottfried (1989): Anschaulichkeit. Zu Theorie und Geschichte der Wort-Bild-Beziehungen und des literarischen Darstellungsstils. Tübingen: Max Niemeyer.

Sprachwissenschaft

Was die maschinelle Übersetzung (MÜ) nicht kann: Übersetzung des grammatischen Genus am Beispiel des Sprachenpaares Deutsch ⇔ Ungarisch

Edit Németh  & Ottó Korencsy 

Eötvös-Loránd-Universität Budapest
berzenemeth@student.elte.hu
korencsy.otto@btk.elte.hu

Abstract

This article examines the challenges faced by machine translation (MT) systems in handling grammatical gender when translating between German and Hungarian, with a focus on the linguistic representation of natural gender (sexus). While German employs a tripartite gender system, Hungarian lacks grammatical gender entirely. This asymmetry leads to significant translation issues, particularly in rendering personal or occupational references where the target language (German) requires gender-specific forms. Through empirical analysis of translations generated by DeepL and Google Translate, the study demonstrates that both systems tend to default to masculine forms when explicit gender markers are absent and struggle to interpret contextual clues accurately. Key problem areas include pronominal reference and coreference, proper names with lexical ambiguity, translation of gender-neutral occupational terms, and what the authors term „gender-based valency“ – the culturally conditioned association of certain activities with a specific gender. The findings reveal inconsistent strategies and stereotypical mappings, which may result in semantic inaccuracies or misinterpretation. Translations between German and Hungarian in neural networks are not made directly but via English as an intermediate step. This circumstance, too, makes post-editing indispensable. The paper concludes that in sensitive contexts, MT systems cannot ensure adequate semantic and stylistic precision without human post-editing. It argues for a critical engagement with MT in professional translation and underscores the importance of integrating post-editing skills into translation training curricula.

Keywords

Machine Translation; Grammatical Gender; German–Hungarian; Gender-inclusive Language; Pronominal Reference and Coreference, Proper Names with Lexical Ambiguity, Translation of Gender-neutral Occupational Terms, Artificial Intelligence; Post-editing; Context Sensitivity; Occupational Terms

1. Einleitung

1.1. Abgrenzung des Themas

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit einem wohlbekannten und mitunter herausfordernden translatologischen Problem im Sprachenpaar Deutsch–Ungarisch: der Übersetzung von Konstruktionen, die das im Deutschen vorhandene, im Ungarischen jedoch fehlende grammatische Genus – das den Sexus sprachlich realisiert – enthalten. Unter *Sexus* oder *Geschlecht* (wenn nicht anders angegeben) wird im Folgenden das natürliche Geschlecht eines Menschen verstanden, das sprachlich durch das grammatische *Genus* realisiert wird, das in den meisten indoeuropäischen Sprachen vorhanden ist (eine Ausnahme stellt u. a. das Englische dar; vgl. „neighbour“ im Englischen („Nachbar“ oder „Nachbarin“ im Deutschen). Die Untersuchung konzentriert sich auf das Sichtbarmachen des Sexus bei Menschen als grammatisches Genus, da die maschinelle Übersetzung – dank der Programmierung und des selbständigen Lernens – das gramma-

tische Genus bei unbelebten Substantiven immer erkennt („a fa“ wird demzufolge nie als „das*“ oder „die* Baum“ übersetzt, da die Maschine auf diese Option nicht programmiert wurde). In der empirischen Untersuchung wird anhand zweier Übersetzungsplattformen – DeepL und Google Translate – einerseits untersucht, wie diese Systeme mit der Angabe des grammatischen Genus als Mittel zum Sichtbarmachen des natürlichen Geschlechts im Deutschen und der fehlenden Genusangabe im Ungarischen bei Übersetzungen umgehen. Andererseits wird analysiert, ob die Plattformen ungarische weibliche Namen erkennen und ob diese im Deutschen tatsächlich als solche erkannt wiedergegeben werden. Einen weiteren Schritt stellen ungarische geschlechtsneutrale Nomina agentis, konkrete Berufsbezeichnungen dar, die in deutschen Ausgangstexten in den meisten Fällen geschlechtsspezifisch angegeben werden müssen, und letztendlich erfolgt eine geschlechtsspezifische Zuschreibung bestimmter Tätigkeiten. In diesem Kontext wird überprüft, wie die Übersetzungsprogramme im jeweiligen Zieltext diese Tätigkeiten mit männlichen oder weiblichen Pronomen in Zusammenhang bringen.

Ziel des Beitrags ist es einerseits, herauszufinden, wie die maschinelle Übersetzung (MÜ) mit der wohlbekannten translologischen Herausforderung umgeht, in Übersetzungen aus der ungarischen Sprache, die die sprachliche Wiedergabe des natürlichen Geschlechts durch das grammatische Genus nicht kennt, im deutschen Zieltext dem Ausgangstext inhaltlich getreue Formen zu generieren, die auch ohne menschliche Kontrolle als korrekt und zuverlässig gelten können, oder aber, ob der deutschsprachige Text menschlicher Überprüfung (Post-Editing) bedarf. Andererseits soll untersucht werden, wie die MÜ deutsche ausgangssprachliche Begriffe, in denen der Sexus durch grammatisches Genus mitgeteilt wird, im Ungarischen wiedergibt.

Die Aktualität der vorliegenden Analyse lässt sich aufgrund der generellen Feststellung belegen, dass Übersetzungen zwischen Sprachen mit und ohne grammatisches Genus, das das natürliche Geschlecht sprachlich realisiert, mehrere Herausforderungen, insbesondere in den folgenden Bereichen, mit sich bringen: Bei einer fehlenden grammatischen Genusmarkierung – nicht nur im Ungarischen, sondern auch im Estnischen, Türkischen und weiteren Sprachen (vgl. Forssman 2023) – fehlen oft Artikel oder Pronomen, die das natürliche Geschlecht einer Person anzeigen. Beim Übersetzen aus einer Sprache mit grammatischem Genus (z. B. Deutsch) kann dies zu Mehrdeutigkeiten führen, wie wir es in der empirischen Untersuchung auch sehen werden. Personalpronomen müssen kontextabhängig konkretisiert werden, wie z. B. „Er arbeitet als Übersetzer > A férfi fordítóként dolgozik.“ Ohne eine Konkretisierung bleibt das natürliche Geschlecht unklar, was zu Missverständnissen führen kann. Wenn ein ungarischer Satz mit der gleichen Bedeutung geäußert wird: „Fordítóként dolgozik“, bleibt das natürliche Geschlecht des Subjektreferenten unmarkiert, und aus dem Kontext lassen sich die notwendigen Informationen auch nicht immer gewinnen: „Az unokatestvérem külföldön él. Fordítóként dolgozik > Mein(e) Cousin(e) lebt im Ausland. Er/sie arbeitet als Übersetzer(in).“ Mitunter ist eine längere Recherche nötig, um im Text Hinweise auf den Sexus und somit für das im Deutschen notwendige Pronomen zu finden. Das Gleiche gilt auch für Possessivpronomen: „Fitzpatrick a legjelentősebb kutató ezen a téren. Megjelent az új könyve > Fitzpatrick ist der/die bedeutendste Forscher/in auf diesem Gebiet. Sein/ihr neues Buch ist erschienen.“ Ohne eine Recherche kann die Übersetzung in diesem Fall auch nicht eindeutig sein. Morphologische Subjektrealisierungen im Ungarischen und deren syntaktische, pronominale Entsprechungen im Deutschen stellen ebenfalls eine Fehlerquelle dar: „Element. > Er/Sie ist gegangen.“ Wer?

Ebenso problematisch sind generische Formen im Ungarischen: „A szakértő késett > Der Experte/Die Expertin hat sich verspätet.“

Wie wir im empirischen Teil der Arbeit zeigen werden, hat die maschinelle Übersetzung (MÜ) oft Schwierigkeiten mit diesem Problem. Die für unsere Analyse relevanten maschinellen Systeme, DeepL und Google Translate, müssen ‚raten‘ und es dem humanen Übersetzer überlassen, welches Geschlecht gemeint ist. Ohne Kontext werden sie dazu tendieren, in ihrer Datenbank gespeicherte Informationen widerzuspiegeln. Unserer Hypothese nach können Übersetzungsprogramme (noch) keine kontextuellen Aspekte und Zusammenhänge erkennen und berücksichtigen; diese müssen der menschlichen Intelligenz anvertraut werden.

1.2. Geschichte der MÜ

In diesem Abschnitt möchten wir eine kurze Einführung in die Geschichte der MÜ geben, die einen Hintergrund für unsere Analyse liefert.

Übersetzen war bis zum Erscheinen der maschinellen Übersetzung in den 1950er Jahren eine rein menschliche Tätigkeit, deren Domäne in der Gegenwart in vielen Bereichen von computerbasierten Systemen übernommen oder gar bedroht wird (vgl. Moorkens 2022). Die MÜ beeinflusste auch die Übersetzungstheorie bereits in den 1950er und 1960er Jahren; nach Oettinger z. B. bestehe die Übersetzung aus einer Ersetzung von Zeichen der Ausgangssprache durch Zeichen der Zielsprache, was Computer wohl auch zustande bringen können (Oettinger 1960: 104). Koller sieht darin den Zeitgeist: „A. G. Oettingers Übersetzungsdefinition, in der Faktoren wie Text und Empfänger überhaupt nicht erscheinen, widerspiegelt den Optimismus der Mitarbeiter an Projekten zur automatischen Übersetzung in den 50er und 60er Jahren.“ (Koller 2001: 90). Einen ähnlichen Ansatz vertritt auch Catford mit seinen *Translation shifts*, indem er in der Übersetzung die Ersetzung eines Ausgangstextes durch einen äquivalenten Zieltext sieht, wobei die Bedeutung seiner Ansicht nach ein einzelsprachliches Phänomen sei (vgl. Catford 1965: 35). Weniger optimistisch äußert sich Bar-Hillel (1967): „Eine vollautomatische, qualitativ hochwertige Übersetzung ist kein vernünftiges Ziel, nicht einmal für wissenschaftliche Texte.“ (Bar-Hillel 1967: 214)

Mit der zunehmenden Leistung der Computer wurden statistische maschinelle Übersetzungssysteme entwickelt; ein bekanntes Beispiel dafür war Google Translate (2006), das bereits auch für die breite Öffentlichkeit erreichbar war. Obwohl diese Systeme zuverlässigere Ergebnisse lieferten als die regelbasierten, war die Qualität der Übersetzungen nach wie vor mangelhaft.

In den 2010er Jahren wurde die MÜ mittels neuronaler Netzwerke und Deep Learning im Vergleich zu früheren Versuchen geradezu revolutioniert. Mit der zunehmenden Vernetzung der Welt durch Globalisierung und Digitalisierung wird der Austausch von Informationen, Ideen und Wissen immer wichtiger für die internationale Zusammenarbeit und das interkulturelle Verständnis, wobei der Zweck der Übersetzung der gleiche bleibt: „Ziel des Übersetzungsprozesses ist es, eine Äquivalenzbeziehung oder, anders ausgedrückt, eine Beziehung von ‚gleichem kommunikativen Wert‘ zwischen den beiden Texten herzustellen.“ (Nord: 2012: 204)

Die Qualität der maschinellen Übersetzung ist durch den Einsatz der modernsten Technologien in den vergangenen Jahren erheblich gestiegen, was auf der einen Seite zu ihrer breiten Anwendung, aber auf der anderen auch zu heftigen Debatten geführt hat. Befürchtungen, dass

die MÜ sogar humane Übersetzungen ersetzen könne, erscheint zurzeit jedoch (noch) keinesfalls realistisch. Zweifelsohne bietet die MÜ viele Vorteile, beispielsweise Zeit- und Kostenersparnisse, die vor allem für Wirtschaftsunternehmen bei der schnellen Erschließung globaler Märkte von Bedeutung sind. MÜ kann sich auch für professionelle Übersetzer als eine große Hilfe erweisen, die sich – im Gegensatz zu „Laien“ – über Vor- und Nachteile dieser Technologie im Klaren sind. Die vermeintlichen Vorteile maschineller Übersetzungen können sich jedoch rasch ins Gegenteil verkehren – insbesondere dann, wenn sie unprofessionell gehandhabt und ohne Post-Editing eingesetzt werden.

Die Qualität der maschinellen Übersetzungen variiert außerdem sehr stark nach dem vorgegebenen Sprachenpaar: wie sich aus den folgenden Übersetzungsbeispielen herausstellen wird, bietet die MÜ mitunter englischsprachige Lösungen an, was die Schlussfolgerung nahe legt, dass in den neuronalen Netzen Übersetzungen zwischen Deutsch und Ungarisch nicht direkt, sondern durch die Einschaltung des Englischen erfolgen. Auch dieser Umstand macht Post-Editing unverzichtbar.

2. Methodologische Hinweise

Wie bereits in der Einführung erwähnt, wird in der vorliegenden Arbeit der Frage nachgegangen, ob die maschinelle Übersetzung in der Lage ist, das natürliche Geschlecht in einer Äußerung zu erkennen, richtig zu interpretieren und somit zielsprachlich korrekt wiederzugeben. Als Grundlage dazu dienen deutsch- und ungarischsprachige Beispiele, bei denen die Identifizierung des durch das grammatische Genus markierten Sexus maßgebend für eine adäquate zielsprachliche Interpretation ist. Die Beispiele wurden – wenn nicht anders angegeben – vom Verfasserteam ausgewählt.

Vor der Analyse konkreter genusbezogener Beispiele sollte ein kurzer Text, ein Vorstellungsbrief einen Einblick in die Problematik geben. Der Ausgangstext ist ungarisch, allgemeiner Natur und enthält keine Merkmale, die einem humanen Übersetzer Schwierigkeiten bereiten würden:

Tárgy: B e m u t a t k o z á s
Kedves Munkatárs!
Szeretnék Neked bemutatkozni.
Üdvözlettel
Edit

Übersetzung ins Deutsche mit DeepL:

Thema: Bemutation
Sehr geehrter Mitarbeiter!
Ich möchte mich Ihnen vorstellen.
mit freundlichen Grüßen
Bearbeiten
(letzter Zugriff: 10.09.2024)

Ein erneuter Zugriff am 03.01.2025 ergab folgendes Ergebnis:

Betrifft: B e m u t a t i o n

Lieber Kollege!

Ich möchte mich gerne bei Ihnen vorstellen.

Mit freundlichen Grüßen

Bearbeiten

Eine kurze Auswertung der Übersetzungen soll die Problematik verdeutlichen: „Bemutatkozás“ mit Leertasten geschrieben wird nicht als „Vorstellung“ identifiziert, was darauf hindeutet, dass nur „erwartungsgemäß“ formatierte Texte von der KI erkannt werden. Das ungarische generische Maskulinum als sprachlicher Normalfall hat nicht den gleichen pragmatischen und sprachpolitischen Stellenwert wie das generische Maskulinum im Deutschen. Anstelle von Duzen wird Siezen verwendet, da Ungarisch hier wohl nicht direkt ins Deutsche (und umgekehrt), sondern durch das dazwischengeschaltete Englisch übersetzt wird. Schließlich wird der weibliche Personenname „Edit“ nicht als solcher erkannt, stattdessen steht im Zieltext – vermutlich wieder wegen der dazwischengeschalteten englischen Datenbasis – „Bearbeiten“. Die Identifizierung von „Tárgy“ als „Betrifft“ in der zweiten Version könnte ein Resultat des Deep-Learning sein, und ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Übersetzungen ist „gerne bei Ihnen“ statt „Ihnen“, was aber den Inhalt des Zieltextes nicht beeinflusst.

Nach diesem ersten Einblick in die MÜ wird sich die Untersuchung auf folgende Fälle konzentrieren, in denen die zielsprachliche Realisierung des Geschlechts eine maßgebende Rolle für eine äquivalente Übersetzung spielt.

- Pronominale Referenz und Koreferenz
- Anreden mit Eigennamen
- Nennung von Berufsbezeichnungen
- Genderbasierte Valenz (Zuordnung von Tätigkeiten zu einem bestimmten natürlichen Geschlecht)

3. Untersuchung der Übersetzungen im Einzelnen

3.1. Pronominale Referenz und Koreferenz

Der Ausgangstext für diese Übersetzung ist ein ungarischer Artikel über eine wissenschaftlich tätige Person,¹ deren Geschlecht nicht explizit erwähnt wird:

Renée Hlozek, kozmológus

A dél-afrikai kutató a kozmikus sugárzások háttérét kutatja, vagyis azt a sugárzást, ami a Nagy Bumm után maradt, mindezt azért, hogy jobban megértsük, hogyan is alakult ki világunk. A területén különböző kérdéseket tesz fel természettel és az univerzum fejlődésével kapcsolatban, hogy jobban megértsük magunkat. Ugyan már több a csillagász nő, ezzel a témával kevesen foglalkoznak. Hlozek ennek ellenére megtalálta a pályáján a

¹ <https://www.glamour.hu/monitor/12-noi-tudos-akik-ledontik-a-sztereotipiaikat/phdh751> (letzter Zugriff: 30.08.2024).



hangját és büszke arra, hogy példakép lehet fiatal lányoknak. Reméli, hogy egy nap ugyanannyi férfi és nő lehet a kozmológusok és asztrofizikusok között.

DeepL (Hervorhebungen vom Verfasserteam):

Renée Hlozek, Kosmologin (Alternativen: Renée Hlozek, Kosmologe; Renée Hlozek, Kosmologin, und andere)

Ein südafrikanischer Forscher untersucht den Hintergrund der kosmischen Strahlung, also die Strahlung, die nach dem Urknall übrig geblieben ist, um besser zu verstehen, wie unsere Welt entstanden ist. Auf seinem Gebiet stellt er verschiedene Fragen über die Natur und die Entwicklung des Universums, um uns selbst besser zu verstehen. Obwohl es inzwischen mehr Astronominen gibt, studieren nur wenige dieses Fach. Hlozek hat dennoch ihre Stimme auf ihrem Gebiet gefunden und ist stolz darauf, ein Vorbild für junge Mädchen zu sein. Sie hofft, dass es eines Tages ebenso viele Männer und Frauen geben wird wie Kosmologen und Astrophysiker.

Google Translate (Hervorhebungen vom Verfasserteam):

Renée Hlozek, Kosmologin

Der südafrikanische Forscher erforscht die Hintergründe der kosmischen Strahlung, also der Strahlung, die nach dem Urknall übrig blieb, um besser zu verstehen, wie unsere Welt entstanden ist. In seinem Fachgebiet stellt er verschiedene Fragen zur Natur und zur Entwicklung des Universums, um uns selbst besser zu verstehen. Obwohl es mehr Astronominen gibt, beschäftigen sich nur wenige Menschen mit diesem Thema. Trotzdem hat Hlozek ihre Stimme auf dem Feld gefunden und ist stolz darauf, ein Vorbild für junge Mädchen zu sein. Er hofft, dass es eines Tages unter Kosmologen und Astrophysikern gleich viele Männer und Frauen geben wird. (letzter Zugriff: 15.10.2024)

Beide Programme erkennen das Geschlecht der genannten Person anhand ihres Namens, wobei DeepL zusätzlich alternative Vorschläge anbietet. Dennoch wird die Person in beiden Übersetzungen zunächst als männlich interpretiert – erst als die KI das Wort „Astronomin“ erkennt, erfolgt eine Korrektur. Während DeepL diese Anpassung konsequent beibehält, kehrt Google Translate am Ende überraschenderweise zur männlichen Form zurück. Ohne nachträgliches Post-Editing wirken die Übersetzungen daher inkonsistent und potenziell verwirrend. Dieser Problemfall ist als Fehler in der Koreferenz zu betrachten.

3.2. Anreden

Die Anrede von Frauen stellt im Ungarischen eine besondere Herausforderung dar, wie auch die Ungarische Akademie der Wissenschaften betont: „...a hölgyekre nézve nincs egy bizonnyos, mindig alkalmazható jó megoldás (mint például a Tisztelt Uram!).“² Während das Deutsche die Anrede mit „Herr“ oder „Frau“ relativ unkompliziert und neutral handhabt – etwa in der Form „Sehr geehrte Frau Kovács“ – sorgt die Übersetzung dieser Höflichkeitsformel ins

² <https://helyesiras.mta.hu/helyesiras/blog/show/nok-megszolitasa> (letzter Zugriff: 02.10.2024).

Ungarische nicht nur bei maschinellen, sondern auch bei menschlichen Übersetzern häufig für Kopfzerbrechen.

Ein entscheidender Vorteil des Menschen gegenüber der Maschine liegt jedoch in der Möglichkeit zur Recherche. So ist es im Ungarischen normgerecht, eine Berufsbezeichnung in die Anrede einzubeziehen, beispielsweise in der Form „Tisztelt Osztályvezető Asszony“ (vgl. Anm. 2). Doch nicht nur die fehlende direkte Entsprechung für eine geschlechtsneutrale oder standardisierte Anrede stellt ein Problem dar, sondern auch eine weitere sprachliche Besonderheit des Ungarischen: Verheiratete Frauen können den vollständigen Namen ihres Ehemannes übernehmen, wobei der männliche Vorname durch das Suffix *-né* moviert wird. Dies führt oft zu Missverständnissen, da ein movierter männlicher Vorname von nicht-ungarischsprachigen Personen leicht als weiblicher Vorname fehlinterpretiert werden kann.

Während menschliche Übersetzer die Möglichkeit haben, gezielt nach dem Vornamen einer Frau zu fragen, steht eine Übersetzungsplattform vor einer weitaus größeren Herausforderung. Besonders relevant wird diese Problematik in formellen Kontexten, etwa bei Einladungen, Teilnehmerlisten oder offiziellen Schreiben deutschsprachiger Institutionen in Ungarn. Gerade bei Einladungen, die als stark standardisierte Textsorte oft maschinell übersetzt werden, besteht die Gefahr, dass diese Übersetzungen fehlerhafte oder unangemessene Anredeformen erzeugen. Da solche Dokumente zunehmend der KI überlassen werden – wohl in der Annahme, dass sie unproblematisch seien –, erscheint die Untersuchung maschineller Übersetzungen von Anreden als besonders aufschlussreich für die vorliegende Analyse.

Der Zugriff auf die Übersetzungsplattformen erfolgte am 14.10.2024. Im ersten Schritt übersetzt die Maschine ungarische Anreden ins Deutsche.

DeepL:

- Kedves Kovács Istvánné > Liebe/Sehr geehrte Frau István Kovács
- Kedves Kovács Éva > Liebe/Sehr geehrte Éva Kovács
- Kedves Vásárhelyi Istvánné > Liebe/Sehr geehrte Frau István Vásárhelyi
- Kedves Vásárhelyi Virág > Liebe Blume des Messegeländes/des Messeplatzes/vom Messegelände
- Kedves Nagy Eperke > Liebe Big Strawberry/Liebe Große Erdbeere
- Kedves Nagy Iringó > Lieber Iringo der Große/Großartige

Google Translate:

- Kedves Kovács Istvánné > Lieber István Kovács
- Kedves Kovács Éva > Liebe Eva Kovács
- Kedves Vásárhelyi Istvánné > Sehr geehrte Frau István Vásárhelyi
- Kedves Vásárhelyi Virág > Lieber Vásárhelyi Virág
- Kedves Nagy Eperke > Liebe große Erdbeere
- Kedves Nagy Iringó > Lieber Iringó Nagy

Im zweiten Schritt werden ungarische Frauennamen aus deutschsprachigen Anreden, die aus Einladungen in Ungarn ansässiger deutschsprachiger Institutionen stammen, ins Ungarische übersetzt. Die Namen der Gatten wurden nicht mit eingegeben, diese wurden von der KI willkürlich generiert.

DeepL:

- Liebe Frau Kovács > Kedves/Tisztelt Kovácsné
- Liebe Frau Sóvágó > Kedves/Tisztelt Sóvágó asszony, Tisztelt Sóvágó Istvánné
- Liebe Frau Nagy: Tisztelt Nagy Józsefné, Kedves Nagy Ferencné
- Liebe Frau Pullay > Tisztelt Mrs. Pullay
- Liebe Frau Daróczi > Kedves/Tisztelt Daróczi Józsefné, Daróczi Ferencné
- Liebe Frau Bányai > Kedves/Tisztelt Bányai Jánosné

Google Translate:

- Liebe Frau Kovács > Tisztelt Kovácsné
- Liebe Frau Sóvágó > Tisztelt Sóvágóné
- Liebe Frau Nagy > Tisztelt Nagyné
- Liebe Frau Pullay > Kedves Pullay asszony
- Liebe Frau Daróczi > Kedves Daróczi asszony
- Liebe Frau Bányai > Tisztelt Bányainé

Zwischenbilanz: Die Übersetzungsprogramme sind mit Frauennamen im Ungarischen anscheinend überfordert. Ein deutlicher Unterschied zwischen den beiden ist, dass DeepL mehrere Optionen anbietet, womit dem Anwender überlassen wird, welche Option zwischen „Liebe“ und „Sehr geehrte“ bzw. „Kedves“ und „Tisztelt“ bevorzugt wird. Die Formen, die den männlichen Vornamen mit *-né* verbinden, werden ausnahmslos als Männernamen identifiziert. Familiennamen und Vornamen, die außer als Eigennamen auch eine Bedeutung als Gattungsname haben, werden inkonsequent behandelt und nicht immer als Eigennamen identifiziert: „Vásárhelyi“, „Virág“, „Eperke“. Die als ‚Zwischenstation‘ gespeicherte englische Datenbank lässt sich auch hier bemerkbar machen, wie bei „Mrs. Pullay“ oder „Big Strawberry“. Seltene Vornamen werden als maskulin wahrgenommen, wie im Falle von „Iringó“. Wohl am verblüffendsten ist, dass DeepL auch mögliche Namen des Ehegatten generiert, z. B. wird „Frau Bányai“ zu „Bányai Jánosné“, aber mitunter werden sogar zwei Namen für den vermeintlichen Ehegatten erdichtet. Auch diese Beispiele machen deutlich, dass maschinelle Übersetzungen in diesem Fall nicht als zuverlässig gelten können.

3.3. Nennung von Berufsbezeichnungen

Für diesen Abschnitt wurden bei der Übersetzung aus dem Ungarischen ins Deutsche folgende geschlechtsneutrale Berufsbezeichnungen gewählt: „ügyvezető“, „ápoló“, „légiutas-kísérő“, „politikus“, „pénztáros“, die nicht allein, sondern in einem Satz mit „egy fél órát késett“ („war eine halbe Stunde zu spät“) vorkommen. Die KI hat bei der Übersetzung aus dem Ungarischen ins Deutsche folgende Ergebnisse geliefert.

DeepL:

- Az ügyvezető egy fél órát késett > Der Manager war eine halbe Stunde zu spät
- Az ápoló... > Die Krankenschwester...
- A légiutas-kísérő... > Die Flugbegleiterin...
- A politikus... > Der Politiker...
- A pénztáros... > Der/Die Kassierer_in...

Google Translate (nur die Unterschiede):

- A légiutas-kísérő... > Der Flugbegleiter...
- A pénztáros... > Die KassiererIn...

Bei der Übersetzung aus dem Deutschen ins Ungarische haben wir nur die weiblichen Formen angegeben. Das Ergebnis muss nicht detailliert angegeben werden, da die ungarischen Formen – wie erwartet – geschlechtsneutral sind, bis auf „Krankenschwester“, die ins Ungarische als „nővér“ übersetzt wird.

Bei einem anderen Versuch wurden männliche und weibliche Berufsbezeichnungen im Deutschen angegeben, und zwar in Kontexten, in denen im Deutschen der Sexus der handelnden Personen angegeben wird, weil er im gegebenen Kontext relevant ist. Es bieten sich folgende Lösungen:

DeepL:

- Die Ärztin wollte die Kranke operieren, der Arzt nicht. > Az orvos meg akarta operálni a beteget, az orvos nem.
- Die Flugbegleiterin war hinten, der Flugbegleiter vorne > Az utaskísérő hátul ült (!), az utaskísérő elöl.

Google Translate:

- Die Ärztin wollte die Kranke operieren, der Arzt nicht. > Az orvos meg akarta műteni a beteget, az orvos nem.
- Die Flugbegleiterin war hinten, der Flugbegleiter vorne > A légiutas-kísérő hátul, a légiutas-kísérő pedig elöl volt.

Als vorläufiges Zwischenergebnis lässt sich festhalten, dass bei der Übersetzung aus dem Ungarischen ins Deutsche die männlichen Formen deutlich überwiegen. Eine Ausnahme bildet hierbei lediglich das Wort „pénztáros“ (Kassierer/KassiererIn): Während DeepL in diesem Fall zwei mögliche Varianten anbietet, entscheidet sich Google Translate für die weibliche Form.

Besonders auffällig wird die Unfähigkeit der MÜ, zwischen Sexus und somit grammatischem Genus zu unterscheiden, wenn im Deutschen sowohl eine männliche als auch eine weibliche Form angegeben werden. In solchen Fällen geraten die Übersetzungsplattformen schnell an ihre Grenzen. Statt eine geschlechtsspezifische Differenzierung vorzunehmen, greifen sie zweimal auf die geschlechtsneutrale Form des Ungarischen zurück, ohne dabei weitere kontextuelle Informationen zu berücksichtigen. Dies führt dazu, dass wichtige Unterscheidungen, die in der Zielsprache von Bedeutung sein könnten, nicht getroffen werden. Gerade in professionellen oder offiziellen Kontexten kann dies zu Missverständnissen führen, da die korrekte Wiedergabe des Geschlechts in bestimmten Situationen von hoher Relevanz sein kann. Ein humaner Übersetzer hätte das im Deutschen im grammatischen Genus erkennbare natürliche Geschlecht erwähnt, z. B. „A doktornő meg akarta műteni a beteget, férfi kollégája/a férfi orvos nem.“

3.4. Genderbasierte Valenz

Für die gesellschaftlich verankerte sprachliche Zuordnung bestimmter Tätigkeiten zu einem biologischen Geschlecht, die in diesem Fall als soziales Geschlecht (Gender) erscheint, möchten wir den Begriff *genderbasierte Valenz* einführen. In diesem Zusammenhang seien Bezeichnungen wie „Waschfrau“ (im deutschen Kontext ohne „Waschmann“, wohl aber in Indien, vgl. Mainpost: 2009) oder „mosónő“ ohne „mosóférfi“ zitiert. Dabei handelt es sich um ein Konzept, das sich von der grammatischen Valenz deutlich unterscheidet. Während die grammatische Valenz als relativ stabil betrachtet werden kann, ist die genderbasierte Valenz weit weniger konstant, da sie in erster Linie auf gesellschaftlichen, kulturellen, historischen oder sogar sexusbasierten Vorstellungen beruht. Diese geschlechtsspezifische Kategorisierung ist stark kontextabhängig; sie zeigt erhebliche Unterschiede zwischen verschiedenen Gesellschaften und Kulturen und unterliegt einem stetigen Wandel im Laufe der Zeit. Geschlechterrollen und -merkmale, die in einer bestimmten Zeit oder Kultur als typisch gelten, können in einem anderen historischen oder kulturellen Kontext als obsolet erscheinen. Beispiele dafür könnten sein: „Krankenschwester“ > „Krankenpfleger_in“ > „Pflegekraft“/„Pflegefachperson“ oder „óvónő“ > „óvodapedagógus“.

Während in vielen europäischen Gesellschaften Berufe wie Arzt, Ingenieur oder Politiker früher fast ausschließlich mit Männern assoziiert wurden, während Pflegeberufe oder Tätigkeiten im Haushalt als typisch weiblich galten, haben sich diese Vorstellungen in den letzten Jahrzehnten erheblich verändert. Im folgenden Abschnitt wird der Frage nachgegangen, ob Berufe oder Tätigkeiten für die Künstliche Intelligenz geschlechtsneutral sind oder durch Programmierung oder Selbstlernen Geschlechtern zugeordnet werden.

Diese Problematik wird insbesondere in Übersetzungen sichtbar, wenn sprachliche Strukturen auf gesellschaftliche Konzepte treffen. Sprache ist nicht nur ein neutrales Kommunikationsmittel, sondern auch ein Spiegel gesellschaftlicher Normen und Vorstellungen. Während einige Sprachen, wie das Deutsche, zwischen männlichen und weiblichen Berufsbezeichnungen unterscheiden (z. B. „Arzt“ vs. „Ärztin“, „Geschäftsführer“ oder „Geschäftsführerin“), gibt es in anderen Sprachen, darunter auch im Ungarischen, häufig keine geschlechtsspezifische Differenzierung. Die Möglichkeit, eine solche Differenzierung sprachlich zu realisieren, ist auch im Ungarischen vorhanden, wird jedoch nicht immer verwendet. Dies könnte durch folgendes Beispiel aus einem anderen Bereich, der Dolmetscherpraxis, verdeutlicht werden: Bei einem Meeting mit ungarisch$\leftrightarrow$deutscher Verdolmetschung wurde angekündigt, „az ügyvezető“ (der/die Geschäftsführerin) komme gleich. Die Verdolmetschung ins Deutsche lautete: „der Geschäftsführer kommt gleich“, und es erschien eine Frau. Die ungarischen Teilnehmer hielten es nicht für wichtig, den Sexus explizit deutlich zu machen. Bei einer schriftlichen Übersetzung durch einen humanen Translator wäre dieses Missverständnis dank Recherche nicht aufgetreten.

In ungarischen Ausgangstexten bleibt das Geschlecht der handelnden Personen in vielen Fällen – wie wir gesehen haben – offen. Die Akteure sind häufig „neutral“ formuliert, sodass ihr Geschlecht nicht unmittelbar erkennbar ist. Sollte aber eine explizite Zuordnung zu einem bestimmten Geschlecht erfolgen, kann dies durch Hinzufügung weiterer Elemente erreicht werden. Während die geschlechtsneutrale Formulierung im Ungarischen unproblematisch er-

scheint (sonst würde man beispielsweise auf einer Konferenz zwischen „felszólaló“ [Redner] und „felszólónő“ [Rednerin] differenzieren), kann es in der Zielsprache, insbesondere im Deutschen, zu Herausforderungen führen. Denn je nach Kontext kann die Notwendigkeit bestehen, eine geschlechtsspezifische Differenzierung vorzunehmen, wenn ein Bericht über die oben geschilderte Konferenz erstellt wird: „Az első felszólaló hangsúlyozta, hogy...“ (Der/die erste Redner/in betonte, dass...).

Dadurch entstehen bei der Übersetzung unweigerlich Interpretationsspielräume: Soll das Geschlecht der handelnden Person explizit gemacht werden, auch wenn es im Originaltext nicht eindeutig ist? Wenn ja, auf welcher Grundlage soll diese Entscheidung getroffen werden? Oder sollte die geschlechtsneutrale Formulierung erhalten bleiben, selbst wenn sie in der Zielsprache unüblich oder ungewohnt erscheint („die redende Person“)? Dieser Herausforderung kann unseres Erachtens gegenwärtig nur durch menschliche Eingriffe begegnet werden.

Die Übersetzungen:

DeepL:

- A párod mit csinál? Éppen pelenkázza a gyereket. > Was macht Ihr (!)Partner? Er wickelt das Baby.
- Éppen vacsorát főz. > Er kocht Abendessen.
- Éppen vasal. > Er bügelt.
- Éppen meccset néz. > Er sieht sich das Spiel an.
- Juli mit csinál? Vacsorát főz. > Was macht Juli? > Er kocht Abendessen.
- Mit csinál Éva? Javítja az autót. > Was macht Eva? Sie repariert das Auto.

Google Translate:

- A párod mit csinál? Éppen pelenkázza a gyereket. > Was macht Ihr Partner? Sie ist gerade dabei, das Baby zu wickeln.
- Éppen vacsorát főz. > Sie kocht das Abendessen.
- Éppen meccset néz. > Er schaut sich ein Spiel an.
- Éppen vasal. > Er bügelt.
- Juli mit csinál? Vacsorát főz. > Was macht Juli? Sie kocht das Abendessen.
- Mit csinál Éva? Javítja az autót. > Was macht Eva? Er repariert das Auto.

Zwischenbilanz: Bei der Übersetzung von Sätzen, in denen das Geschlecht der handelnden Person nicht explizit angegeben ist, zeigt sich, dass DeepL unabhängig von der ausgeübten Tätigkeit eher eine männliche Form wählt. Auffällig ist zudem, dass das Programm bei weiblichen Vornamen keine einheitliche Strategie verfolgt: Während es bei dem Verb „kocht“ die männliche Variante verwendet, wird bei „repariert“ hingegen die weibliche Form gewählt. Dies deutet darauf hin, dass die Entscheidung nicht auf einer konsistenten Regel basiert, sondern möglicherweise zufällig oder von anderen, nicht transparenten Faktoren beeinflusst wird. Google Translate hingegen folgt einer anderen Strategie und scheint sich stärker an gesellschaftlich geprägten Rollenvorstellungen zu orientieren. Tätigkeiten wie „wickelt“ und „kocht“ werden in der deutschen Übersetzung mit einem weiblichen Subjekt in Verbindung gebracht, während „schaut sich ein Spiel an“ einer männlichen Person zugeordnet wird. Interessanterweise fällt jedoch auf, dass das Subjektspronomen bei „bügelt“ ein Maskulinum ist – ein unerwartetes Ergebnis, das auf eine inkonsistente Umsetzung hindeutet. Noch deutlicher zeigt sich diese Un-

stimmigkeit bei der Übersetzung von Sätzen mit explizit weiblichen Vornamen: Während „kochte“ in der Zielsprache korrekt mit einem Subjektpronomen im Femininum erscheint, wird „repariert“ als männliche Tätigkeit dargestellt.

Diese Beobachtungen lassen darauf schließen, dass maschinelle Übersetzungsprogramme Schwierigkeiten haben, der zu übersetzenden Tätigkeit ein männliches oder ein weibliches Agens zuzuordnen. Die hier analysierten Beispiele sind zwar nur eine kleine Auswahl und erlauben keine weitreichenden Schlussfolgerungen über die allgemeine Funktionsweise der Programme, doch sie verdeutlichen ein zentrales Problem: Künstliche Intelligenz erweist sich sowohl bei der Zuordnung des Geschlechts als auch bei der Interpretation geschlechtsspezifisch konnotierter Handlungen (z. Z. noch?) als unzuverlässig. Diese Unzuverlässigkeit kann insbesondere in sensiblen Kontexten problematisch sein, etwa in offiziellen Dokumenten, wissenschaftlichen Arbeiten oder journalistischen Texten, in denen eine korrekte und differenzierte Darstellung geschlechtsspezifischer Aspekte häufig erforderlich ist. Wenn maschinelle Übersetzungen stereotype Geschlechterrollen reproduzieren oder unlogische Zuordnungen vornehmen, kann dies nicht nur zu Missverständnissen führen, sondern auch bestehende gesellschaftliche Klischees unbewusst verstärken. Die Ergebnisse zeigen somit, dass eine kritische Auseinandersetzung mit automatischen Übersetzungen notwendig bleibt.

4. Anmerkungen zum Post-Editing

Post Editing (PE) bezeichnet die Nachbearbeitung von maschinell erstellten Übersetzungen durch menschliche Übersetzer. Ziel ist es, die Qualität der MÜ zu verbessern und diese auf ein semantisch und stilistisch äquivalentes Niveau zu bringen.

Wie sich aus den oben dargestellten Beispielen herausgestellt hat, enthalten rein maschinell erstellte Übersetzungen irreführende Fehler: semantische Ungenauigkeiten, Stilfehler, ungebotene und falsche Hinzufügungen sowie kontextuelle Unstimmigkeiten. In diesen Fällen ist PE notwendig, um sicherzustellen, dass die Übersetzung die gewünschte Qualität erreicht, vor allem wenn sie nicht für den Eigenbedarf oder den internen Gebrauch erstellt wurde.

Post Editing kann je nach Bedarf ein leichtes oder ein vollständiges sein. Bei der leichten Art erfolgen minimale Korrekturen, um die Verständlichkeit zu gewährleisten, d. h. Korrekturen schwerwiegender Fehler (falsche Bedeutungen, unvollständige Sätze), wobei Stil und Ausdruck weitgehend unverändert bleiben. Leichtes PE kommt vor allem in Dringlichkeitsfällen vor, beispielsweise bei der Übersetzung von Nachrichtmeldungen. Über vollständiges PE spricht man, wenn das Translat für grammatikalische Korrektheit und stilistische Qualität umfassend bearbeitet oder an spezifische Terminologie bzw. Zielgruppenanforderungen angepasst wird. Dabei spielt die Sicherstellung einer natürlichen und flüssigen Sprache auch eine wesentliche Rolle. Wie der Post-Editor André Hansen bemerkt: „Im Gegensatz zu einem klassischen Lektorat, bei dem ein menschlich übersetzter Text optimiert wird, kommt Post-Editing eher einer Neuübersetzung gleich, sowohl hinsichtlich des Arbeitsaufwands als auch in Bezug auf die Verantwortung, die eine Post-Editorin oder ein Post-Editor trägt.“ (zitiert nach Fiedler-Tresp 2025)

Post-Editing umfasst mehrere Schritte: Die Analyse der MÜ, Bewertung der Qualität und Identifikation typischer Fehler, die Korrektur von Fehlern (Verbesserung von Grammatik, Ter-

minologie und Stil), Anpassung an den Kontext (Sicherstellen, dass die Übersetzung zur Zielgruppe und zum Verwendungszweck passt) und die abschließende Qualitätskontrolle.

Da sich PE in der übersetzerischen Praxis rasend schnell verbreitet, sollte es auch im universitären Bereich vermittelt und Teil des Curriculums werden. Hierbei können folgende Schritte eingeführt werden:

- Unterschiede zwischen maschineller und menschlicher Übersetzung sollen den Studierenden bewusst gemacht werden.
- Praktische Übungen, in denen maschinelle Übersetzungen aus verschiedenen Bereichen in den Lehrveranstaltungen bearbeitet werden.
- Verschiedene Übersetzungstechnologien sollen bezüglich Stärken und Schwächen verglichen werden.

Auf diese Weise lernen Studierende, maschinelle Übersetzungen effizient zu verbessern und den wachsenden Anforderungen des Übersetzungsmarktes gerecht zu werden. Die in der vorliegenden Abhandlung vorgestellten Beispiele können zur Erkennung der Schwächen der MÜ beitragen und Studierenden bewusst machen, wie unerlässlich Post-Editing ist.

5. Fazit

Die Analyse der Übersetzungen mit maschineller Übersetzung Deutsch <> Ungarisch hat folgende Ergebnisse erbracht:

- Die für die Untersuchung verwendeten Plattformen, DeepL (Bezahlversion) und Google Translate, weisen hinsichtlich der Übersetzung des durch das grammatische Genus sprachlich ausgedrückten natürlichen Geschlechts bis auf wenige Fälle kaum Unterschiede auf.
- Wenn der ungarische Ausgangstext den Sexus einer Person nicht spezifiziert, verwendet die MÜ im Deutschen in den meisten Fällen ein Maskulinum. Bei der MÜ ungarischer generischer Formen kann sich im Deutschen der pronominale Verweis auf den gleichen Referenten auch innerhalb eines Textes im gleichen Kontext ändern und eine falsche Koreferenz ergeben.
- Eigennamen werden von den Programmen ungenügend identifiziert. Eigennamen werden nicht erkannt, wenn diese auch als Gattungsnamen vorkommen. Die Programme lösen die Aufgabe manchmal auch mit englischen Elementen. Ungarische Frauennamen mit dem Suffix *-né* nach einem männlichen Vornamen gelten für die KI als Männernamen. Auf der anderen Seite dichtet DeepL auch einen (oder sogar zwei) Männernamen mit *-né* als ungewollte Ergänzung zu einem Familiennamen bei der Übersetzung aus dem Deutschen ins Ungarische hinzu.
- Geschlechtsneutrale, generische ungarische Berufsbezeichnungen werden im deutschen Zieltext bis auf einige – wohl kontextbedingte – Ausnahmen in der Regel zu Maskulina. Geschlechtsspezifische deutsche Berufsbezeichnungen werden im Ungarischen nicht unterschieden (Arzt/Ärztin > orvos/orvos), obwohl eine Unterscheidung durch zusätzliche Informationen möglich wäre.
- Bei Tätigkeiten, die im europäisch geprägten Kulturkreis traditionell dem einen oder dem anderen Geschlecht zugeordnet wurden/werden, schwanken die Übersetzungen zwischen männlichen und weiblichen Zuordnungen, wenn das Geschlecht des handelnden

den Subjektes nicht angegeben wird, aber selbst bei eindeutigen Angaben zur Person (Vorname) können inkonsequente Übersetzungen vorkommen.

Aufgrund der oben geschilderten Analysen lässt sich eindeutig feststellen, dass die künstliche Intelligenz selbst mit den fortschrittlichsten Deep-Learning-Algorithmen gegenwärtig kaum in der Lage ist, das natürliche Geschlecht einer Person zuverlässig zu erkennen und zielsprachlich korrekt mit einem entsprechenden grammatischen Genus zu übertragen. Während auch menschliche Übersetzer bei diesem Problem vor Herausforderungen stehen, können sie diese durch gezielte Recherchen lösen und kontextuelle Feinheiten berücksichtigen.

Maschinelle Übersetzungsplattformen könnten durch Programmierung oder Selbstlernen bei der Identifikation von Vornamen genauere Ergebnisse erzielen. Dazu wäre jedoch eine umfangreichere Datenbasis erforderlich, die eine größere Vielfalt u. a. an Vornamen berücksichtigt. Dennoch bleibt fraglich, ob eine solche Optimierung allein ausreicht, um die strukturellen Herausforderungen der geschlechtsneutralen Übersetzung zu bewältigen. Hinzu kommt, dass das in maschinellen Übersetzungsprozessen häufig zwischengelagerte Englische keine zusätzliche Klarheit schafft – im Gegenteil: Gerade weil das Englische im Vergleich zu vielen anderen Sprachen tendenziell weniger morphologische Informationen trägt, etwa in Bezug auf Genus, und so werden in der englischen „Zwischenstufe“ oft bedeutungsrelevante Details ausgeblendet. Wörter wie „partner“ oder „teacher“ sind zwar praktisch, da sie generisch bleiben, doch genau diese generische Offenheit führt in der zielsprachlichen Übersetzung schnell zu Unschärfen oder gar Missverständnissen. Aus dem englischen „partner“ wird im Deutschen beispielsweise nicht klar, ob es sich um einen beruflichen Geschäftspartner oder eine Lebensgefährtin handelt. Ähnlich verhält es sich mit „teacher“, das im Englischen geschlechtsneutral bleibt, im Deutschen jedoch in „Lehrer“ oder „Lehrerin“ differenziert werden muss. Die Folge ist, dass maschinelle Übersetzungen auf Basis solcher Zwischenschritte nicht nur an Präzision verlieren, sondern auch potenziell falsche Konnotationen erzeugen können. Während im Englischen eine neutrale Formulierung gewählt wird, zwingt das Deutsche häufig zu einer Entscheidung, die ohne Kontext und humane Kontrolle kaum zuverlässig getroffen werden kann. Damit entsteht eine systematische Fehlerquelle, die sich durch den gesamten Übersetzungsprozess ziehen kann und gerade in sensiblen Textsorten – etwa in juristischen oder literarischen Kontexten – problematisch wird. Dies zeigt, dass die Problematik nicht nur auf eine unzureichende Datengrundlage zurückzuführen ist, sondern auch auf die Art und Weise, wie Sprache funktioniert und in den Algorithmus integriert wird.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass maschinelle Übersetzungen in diesem Bereich weiterhin erhebliche Defizite aufweisen. Die Unfähigkeit der KI, den Kontext situationsabhängig korrekt zu erfassen und geschlechtsspezifische Differenzierungen zuverlässig vorzunehmen, macht deutlich, dass menschliches Eingreifen nach wie vor unerlässlich ist. Im Interesse eines präzisen, zielsprachlich adäquaten Textes ist daher ein professionelles Post-Editing durch menschliche Übersetzer unverzichtbar. Auch wenn maschinelle Übersetzungssysteme stetig weiterentwickelt werden, bleibt Sprache ein hochkomplexes System, dessen feine Nuancen und kulturelle Implikationen nur mit menschlichem Sprachgefühl vollständig erfasst werden können.

Literatur

- Bar-Hillel, Yehoshua (1967): Die Zukunft der maschinellen Übersetzung oder warum Maschinen das Übersetzen nicht erlernen. In: *Sprache im technischen Zeitalter* 21, S. 210–238.
- Catford, John C. (1965): *A Linguistic Theory of Translation. An Essay in Applied Linguistics*. London: Oxford University Press.
- Ertel, Wolfgang (2016): *Grundkurs Künstliche Intelligenz. Eine praxisorientierte Einführung*. 4., überarbeitete Aufl. Wiesbaden: Springer Vieweg.
- Fiedler-Tresp, Sonja (2025): Wie umgehen mit Aufträgen zum Post-Editing? <https://lektorenverband.de/interview-mit-vdue-mitglied-andre-hansen-und-janine-malz-zum-post-editing/> (letzter Zugriff: 13.03.2025).
- Forssmann, Berthold (2023): Sprachen ohne Genus – wie geht das? <https://forssmannuebersetzer.de/baltikum/sprachen-ohne-genus/> (letzter Zugriff: 04.05.2025).
- Hauenschild, Christa (2004): Maschinelle Übersetzung – die gegenwärtige Situation“. In: Kittel, H. et al. (Hg.): *Übersetzung. Translation. Traduction*. 1. Teilband: Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. Berlin/New York: de Gruyter Mouton, S. 756–766. <https://doi.org/10.1515/9783110137088.1.9.756>
- Heinisch, Barbara (2020): Werden Übersetzer*innen in Zukunft durch maschinelle Übersetzung ersetzt? Universität Wien. <https://blog.univie.ac.at/forschung/maschinelle-uebersetzung/> (letzter Zugriff: 03.12.2024).
- Koller, Werner (2001): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. 6., durchgesehene und aktualisierte Aufl. Wiebelsheim: UTB.
- Łopuszańska, Grażyna (2019): Maschinelle Übersetzung – Grenzen und Möglichkeiten. In: *Linguistische Treffen in Wrocław* 15 (1), S. 145–156.
- [Mainpost] (2009): Europa-Union Hammelburg bereiste Nordindien. <https://www.mainpost.de/regional/bad-kissingen/europa-union-hammelburg-bereiste-nordindien-art-5056583/> (letzter Zugriff: 22.04.2025).
- Massion, François (2020): Maschinelle Übersetzung. <https://www.dog-gmbh.de/wp-content/uploads/2022/05/Whitepaper-Maschinelle-Übersetzung-D.O.G.-GmbH.pdf> (letzter Zugriff: 22.04.2025).
- Moorkens, Joss (2022): The translator, an endangered species? In: *The Unesco Courier*. <https://courier.unesco.org/en/articles/translator-endangered-species> (letzter Zugriff: 05.02.2025). <https://doi.org/10.18356/22202293-2022-2-10>.
- Nord, Chirstiane (2012): Functionalism in translation studies. In: Millán, C./Bartrina, F. (Hg.): *The Routledge Handbook of Translation Studies*. London/New York: Routledge, S. 201–212. <https://doi.org/10.4324/9780203102893-24>.
- Neidhardt, Miriam (2022): Kann man ein Buch mit DeepL übersetzen? https://www.miriam-neidhardt.de/2022/07/29/uebersetzung-eines-romans-mit-deepl-ein-selbstversuch/?fbclid=IwAR2TET6XvfoZb_i3CNNLoTD2M2IHuk0q1XFTbEk1hMuwXIm41i-DfMqCg8_aem_ASCXlnHpBuADVGty1MW8UGj0J6WYydm8cd11r6oR0csMULh2tQEJx5ij0oKOp9AqLP2lxTjIxNc46Y-9Qi1M3CKn (letzter Zugriff: 05.02.2025).

- Oettinger, Anthony G. (1960): Automatic Language Translation: Lexical and Technical Aspects, with Particular Reference to Russian. Cambridge/Massachusetts. <https://doi.org/10.4159/harvard.9780674421974>.
- Prószéky, Gábor (2023): Terminológia és neurális hálók. In: Prószéky, G. et al. (Hg.): A magyar terminológiastratégia kialakítása. Zöld könyv. Budapest: Nyelvtudományi Kutatóközpont, S. 185–197.
- Rivera-Trigueros, Irene (2022): Machine translation systems and quality assessment: a systematic review. In: Lang Resources & Evaluation 56, S. 593–619. <https://doi.org/10.1007/s10579-021-09537-5>.
- Rothkegel, Annelie (2004): Geschichte der maschinellen und maschinenunterstützten Übersetzung. In: Kittel, H. et al. (Hg.): Übersetzung. Translation. Traduction. 1. Teilband: Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. Berlin/New York: de Gruyter Mouton, S. 748–756. <https://doi.org/10.1515/9783110137088.1.9.748>.

Deutsch als Fremdsprache

Reflektiertes Lernen im universitären DaF-Unterricht

Erzsébet Pintye-Lukács 

Universität Debrecen
pintye.erszsebet@arts.unideb.hu

Abstract

The aim of the present article is to highlight the importance of promoting language awareness in teaching German as a foreign language (GFL). Reflecting on one's own learning process plays a significant role in developing communicative language competence. Promoting language reflection or language awareness helps learners consciously think about language, its structures, its relationship to other languages, and their own language learning process. The first part of the article focuses on describing language awareness and reflection, as well as their importance in foreign language teaching. After defining the key concepts, the second part presents practical examples from university seminars that can develop reflective foreign language learning. The study primarily concentrates on developing language learning awareness, which was accomplished by learning journals and online questionnaires.

Keywords

language awareness, language learner awareness, reflection, German as a foreign language

1. Einleitung

Der moderne Fremdsprachenunterricht setzt sich mit dem Einsatz von verschiedenen didaktisch-methodischen Prinzipien zum Ziel, dass sich Lernende die jeweilige Fremdsprache effizient aneignen können. Eines der wichtigsten didaktisch-methodischen Prinzipien der Fremdsprachendidaktik bezieht sich auf die Lernerorientierung, die ermöglicht, dass Lernende in den Mittelpunkt des Fremdsprachenunterrichts gestellt werden. Die Förderung der Sprachreflexion und der Sprach(lern)bewusstheit trägt dazu bei, dass Lernende, ihre Sprache(n), ihr Verhältnis zur jeweiligen Fremdsprache und ihr eigener Lernprozess Beachtung finden. Der Gemeinsame Europäische Referenzrahmen (GER) weist darauf hin, dass der Fremdsprachenunterricht den Schwerpunkt neben der Förderung der Sprachhandlungsfähigkeit auf die Entwicklung der mehrsprachigen Kompetenz legen sollte, wobei die jeweiligen Sprachen nicht isoliert gelernt werden (vgl. Europarat 2001: 17). Die bereits vorhandenen Sprachlernerfahrungen können nämlich beim Erlernen weiterer Fremdsprachen eine große Hilfe sein und ermöglichen, dass dadurch die Sprachbewusstheit der Lernenden gefördert wird. Aus diesem Grund wäre es empfehlenswert, neben der Vermittlung des jeweiligen Lehrstoffes großen Wert auf die Reflexion über den Lehr- und Lernprozess zu legen, was dazu beitragen könnte, dass die wesentlichen Aspekte des Fremdsprachenlernens wie Methoden, Strategien beim Lernen, oder auch Erfahrungen mit dem Lernen überdacht werden.

In dem vorliegenden Beitrag wird der Schwerpunkt auf die Relevanz der Förderung der Sprach(lern)bewusstheit bei Jugendlichen und Erwachsenen gelegt. In dem ersten Teil des Beitrags wird der Versuch unternommen, den Begriff Sprach(lern)bewusstheit und ihre Relevanz im Fremdsprachenunterricht zu beschreiben. Nach der Darstellung des Begriffes werden im

zweiten Teil des Beitrags Praxisbeispiele aus dem universitären DaF-Unterricht angeführt, die zeigen, wie die Sprach(lern)bewusstheit der Student:innen gefördert werden kann.

2. Zielsetzungen im Fremdsprachenunterricht

Der Fremdsprachenunterricht verfolgt das Ziel, dass Lernende in der Lage sind, in der jeweiligen Fremdsprache sprachliche Handlungen durchzuführen. Da der GER (Europarat 2001; 2020) die Förderung der Sprachhandlungsfähigkeit der Lernenden als eine der wichtigsten Aufgaben des Fremdsprachenunterrichts betrachtet, sollten Lehrende solche didaktisch-methodischen Prinzipien im Lehr- und Lernprozess einsetzen, die zum Erreichen der genannten Ziele einen Beitrag leisten können. Im Gegensatz zu den alten Methoden des Fremdsprachenunterrichts, die den Schwerpunkt auf die Vermittlung von grammatischen Strukturen und die Einübung der Grammatik durch Übersetzungen legten, und dadurch das Sprachwissen – und nicht das Sprachkönnen – in den Vordergrund stellten, plädiert der GER (Europarat 2001; 2020) für den Einsatz des handlungsorientierten Ansatzes im Fremdsprachenunterricht. Mit der Handlungsorientierung als Prinzip kann das Ziel verfolgt werden, dass Lernende mit ihren Interessen und Bedürfnissen in den Mittelpunkt des Lehr- und Lernprozesses gestellt werden. Während sich die traditionelle Fremdsprachendidaktik vor allem den Lehrstoff und die Lernkontrolle vor Augen hielt (vgl. Neuner 2003: 13), versucht der moderne Fremdsprachenunterricht mithilfe der didaktisch-methodischen Prinzipien, großen Wert auf die lernerorientierte Perspektive zu legen, wobei die Vorkenntnisse, Lernerfahrungen, Vorstellungen, Motivation und Ziele der Lernenden berücksichtigt werden sollten.

Der Fremdsprachenunterricht sollte den Lernenden nicht nur den jeweiligen Lehrstoff beibringen, sondern auch Wege, Methoden, Strategien zum erfolgreichen Lernen bieten. In Anlehnung an Ballweg et al. (2013: 67) vertrete ich den Standpunkt, dass „das Bewusstsein für das eigene Lernen eine zentrale Voraussetzung für den Lernerfolg ist“. Um den ganzen Lernprozess zu verstehen, ist es äußerst wichtig, dass Lernende wissen, wie, auf welche Weise, und mit welchen Strategien und Methoden sie am liebsten lernen. Eine wichtige Aufgabe des Fremdsprachenunterrichts ist meines Erachtens, dass Lernende befähigt werden, die Verantwortung für ihr eigenes Lernen zu übernehmen, was am besten dadurch erreicht werden kann, dass die Sprach(lern)bewusstheit im Fremdsprachenunterricht gefördert wird. Der bewusste Umgang mit der Sprache als System und mit dem eigenen Lernen kann dazu beitragen, dass Lernende die Besonderheiten der jeweiligen Sprache und der eigenen Muttersprache besser verstehen, durch den Sprachvergleich Gemeinsamkeiten und Unterschiede identifizieren, Zusammenhänge besser verstehen und ihren eigenen Lernprozess kennen lernen, was das effiziente Fremdsprachenlernen begünstigen kann.

Im folgenden Teil des Beitrags wird auf die Relevanz der Förderung der Sprach(lern)bewusstheit ausführlich eingegangen.

3. Sprachbewusstheit und Sprachlernbewusstheit im Fremdsprachenunterricht

Das Language-Awareness-Konzept (LA-Konzept) entwickelte sich in den 1960er/1970er Jahren in Großbritannien. In den 1980er Jahren wurde das Konzept in dem Grundlagewerk von Hawkins (1984) ausführlich erörtert. Die in Hawkins' Konzept dargestellten Gedanken wurden 1992 von James und Garrett (1992) mit fünf Domänen weiterentwickelt. Die verschiedenen Ebenen des LA-Konzeptes werden im Folgenden anhand der Arbeit von James und Garrett (1992) und Gnutzmann (1997) dargestellt:

1) affektive Ebene

Die affektive Ebene bezieht sich auf die emotionale Ebene des Sprachlernens. Wichtig ist auf dieser Ebene, dass Lernende Freude am Lernprozess und eine positive Einstellung zur jeweiligen Sprache und ihrer Kultur haben.

2) soziale Ebene

Die soziale Ebene untersucht die Beziehung von Sprecher:innen und Hörer:innen zueinander und deren sprachliches Verhalten als Konsequenz. Zu dieser Ebene gehört auch die Reflexion über die Varietäten der jeweiligen Sprache bzw. die Mehrsprachigkeit.

3) politische Ebene

Diese Ebene setzt sich zum Ziel, Lernende zu befähigen, mit Texten kritisch umzugehen und zu erkennen, dass Sprache auch als ein Manipulationsmittel fungieren kann.

4) kognitive Ebene

Die kognitive Ebene bezieht sich vor allem auf das Erkennen von Regelmäßigkeiten, Gemeinsamkeiten und Kontrasten der sprachlichen Einheiten und Strukturen zwischen den jeweiligen Sprachen.

5) Performanzebene

Die Performanzebene geht der Frage nach, „inwieweit sprachliches Wissen zu sprachlichem Können, deklaratives also zu prozeduralem Wissen werden kann“ (Morkötter 2023: 323).

Das im Jahre 1994 gegründete Association for Language Awareness vertritt den Standpunkt: „Language Awareness can be defined as explicit knowledge about language, and conscious perception and sensitivity in language learning, language teaching and language use“.¹ (ALA, O.D. Hervorhebung i. O.; zit. nach Morkötter 2023: 315) Daraus lässt sich schlussfolgern, dass das LA-Konzept alle Bereiche des Sprachenlernens, einerseits das Wissen über Sprache, andererseits das bewusste Sprachenlernen und den bewussten Sprachgebrauch umfasst. Auch Ram-

¹ „Sprachbewusstheit kann als explizites Wissen über Sprache sowie als bewusste Wahrnehmung und Sensibilität im Sprachenlernen, Sprachunterricht und Sprachgebrauch definiert werden“, übersetzt von der Verfasserin des Beitrags.

pillon (1997) vertritt den Standpunkt, dass das LA-Konzept drei Komponenten berücksichtigen sollte:

- 1) linguistic awareness (sprachliche Kenntnisse und Fertigkeiten)
- 2) communication awareness (Kommunikationsstrategien)
- 3) learning awareness (Sprachlernbewusstheit)

Im Einklang mit Morkötter (2005: 29) halte ich es für wichtig zu betonen, dass

das Konzept der LA keine Rückkehr zu einem Sprachunterricht darstellt, der eine formale Grammatikvermittlung und sprachliche Korrektheit in den Vordergrund stellt, sondern ein ganzheitliches Konzept, das unterschiedliche Dimensionen von Sprache(n) und Sprachenlernen sowie diesbezügliche Kognitionen, Reflexionen, Einstellungen, Emotionen von Sprachbenutzern und Sprachenlernern umfasst.

In diesem Beitrag wird daher unter dem LA-Konzept sowohl die Sprachbewusstheit (explizites Wissen über Sprache) als auch die Sprachlernbewusstheit (bewusste Organisation des eigenen Lernprozesses) verstanden, wobei die Reflexion eine bedeutende Rolle spielt. Denn durch die Reflexion besteht erst die Möglichkeit, dass „Handlungen und Erfahrungen überdacht und kritisch beleuchtet werden“ (Ballweg et al. 2013: 67). Myczko (2015: 46) betrachtet die Reflexion als einen Prozess, „der zur Strukturierung des Wissens oder der Erfahrungen führen kann. Die Erkenntnis kann aber auch zugleich das Ergebnis der Reflexion sein, denn das bewusste Nachdenken kann zu konkreten Schlussfolgerungen führen“.

Die Reflexion zum Sprachenlernen kann nach Ballweg et al. (2013: 67) auf drei Ebenen stattfinden:

- 1) kognitive Ebene
- 2) metakognitive Ebene
- 3) affektive Ebene

Die kognitive Ebene der Reflexion legt den Schwerpunkt auf das bereits erworbene Wissen und bereits vorhandene Erfahrungen mit dem Lernen. Die metakognitive Ebene versucht der Frage nachzugehen, welche Schritte zum Erfolg des Lernens getan werden müssen. Die dritte Ebene der Reflexion berücksichtigt die Gefühle gegenüber dem Lernen sowie den Einstellungen zum Lernen. Die drei Ebenen ergänzen sich und sollten beim Lernprozess beachtet werden, da das Nachdenken über die genannten Aspekte des Lernens zum besseren Verständnis des eigenen Lernens beitragen kann. Dies ermöglicht, dass solche Ziele gesetzt und dementsprechend solche Methoden und Lerntechniken gewählt werden, die den Erfolg des Lernens begünstigen können. Die Reflexion im Fremdsprachenunterricht kann auf verschiedene Art und Weise stattfinden. Die folgenden Beispiele stellen mögliche Formen für die Reflexion nach Ballweg et al. (2013: 69–70) im Fremdsprachenunterricht dar:



Abb. 1: Einige Möglichkeiten der Reflexion im Fremdsprachenunterricht

Diskussionen im Plenum und der Austausch in Kleingruppen bieten die Möglichkeit dafür, dass sowohl die Sprache als auch das Sprachlernen reflektiert werden. Sprachvergleiche können dazu einen Beitrag leisten, dass Lernende die Sprachen analytisch betrachten, Besonderheiten der eigenen Muttersprache und der jeweiligen Fremdsprache(n) erkennen und verstehen, und die Lernenden somit darauf aufmerksam werden, dass Sprachen nicht nur Gemeinsamkeiten, sondern auch Unterschiede aufweisen können. Mit dem Einsatz von Fragebögen, Portfolios und Lerntagebüchern können vor allem die zwei Ebenen der Reflexion, die metakognitive Ebene und die affektive Ebene gefördert werden, indem gezielte Fragen zum Lernprozess bezüglich der Einstellungen, Methoden, Strategien und Vorlieben gestellt und beantwortet werden. Die im Lerntagebuch gestellten Fragen ermöglichen, dass sich Lernende nach der Behandlung des jeweiligen Lehrstoffes Zeit zum Nachdenken nehmen und über den eigenen Lernprozess reflektieren. Das Lerntagebuch kann sich auf verschiedene Aspekte des Lernprozesses beziehen (z. B. Strategien und Techniken, Aneignung des Lehrstoffes, Schwierigkeiten beim Lernen usw.). Da die Reflexion nicht in Form eines Klassengesprächs stattfindet, können alle Lernenden „zu Wort kommen“ und ihre Gedanken und Erfahrungen in Bezug auf das eigene Lernen beschreiben. Es ist zu betonen, dass der Einsatz des Lerntagebuches im Fremdsprachenunterricht dazu beitragen kann, dass Lernende mit einem „Lernpartner“ das Gelernte systematisieren, zusammenfassen und sich anhand der Antworten weitere Ziele setzen. Wenn Lernende über die einzelnen Schritte des Lernprozesses reflektieren und dabei die Schwierigkeiten, erfolgreiche Strategien, Lernziele und Lernergebnisse notieren, können sie einen Überblick über ihren Lernprozess erhalten, was das erfolgreiche Lernen begünstigen kann. Bei der Reflexion im Lerntagebuch sollten meines Erachtens die folgenden Fragen berücksichtigt werden:

- Was will ich erreichen?
- Was weiß/kann ich jetzt?
- Was ist mein nächstes Ziel?
- Welche Schritte brauche ich, um das nächste Ziel zu erreichen?

Die Reflexion im Lerntagebuch sollte sich dementsprechend drei Aspekte vor Augen halten, die in der folgenden Abbildung dargestellt werden.

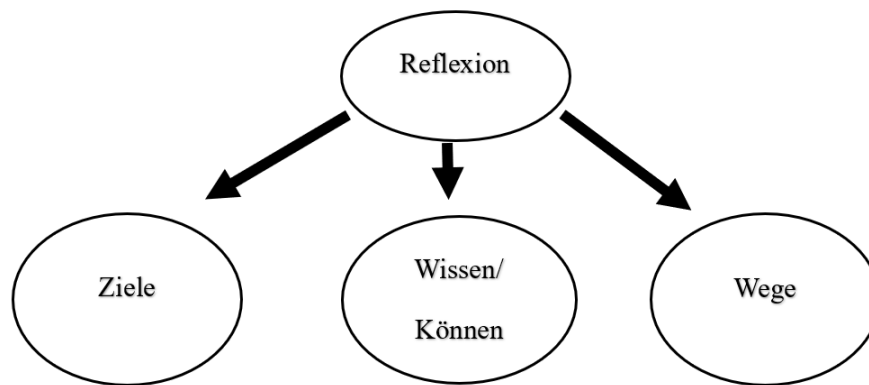


Abb. 2: Aspekte der Reflexion

Neben den genannten Möglichkeiten der Reflexion halte ich es für wichtig, die didaktischen Implikationen von Gnutzmann (1997: 338) im Fremdsprachenunterricht in Erwägung zu ziehen, aus welchen die wichtigsten hier zitiert werden:

1) Stärkere Lernerorientierung im Fremdsprachenunterricht

- Intensivere Erforschung und Berücksichtigung der Bedürfnisse und Interessen der Lernenden im Unterricht
- Kommunikation über Lernprozesse [...] – also mehr Metakognition

2) Methodische Akzentverschiebung

- Höherer Stellenwert der Kognition und der Sprachbetrachtung (Entdeckendes Lernen, Kontrastives Lernen)
- Positiver Zusammenhang zwischen sprachlichem Wissen und Sprachperformanz bzw. ‚Kennen‘ und ‚Können‘
- Modifizierte Einsprachigkeit durch positive Sicht der Muttersprache

3) Andere Akzente für die sprachlich-inhaltliche Seite des Unterrichts

- Stärkere Berücksichtigung des Sprachvergleichs, auch mit Blick auf Interkulturalität und interkulturelles Lernen
- Legitimation für Fehleranalyse und -reflexion.

Mit den genannten Vorschlägen für den Fremdsprachenunterricht kann das Ziel verfolgt werden, dass Lernende einen Überblick über den ganzen Lehr- und Lernprozess erhalten, wobei einerseits die sprachlichen Aspekte, andererseits die den Lernprozess bestimmenden Faktoren beachtet werden können. Anhand der dargestellten Konzepte lässt sich feststellen, dass sich die Sprachbewusstheit nicht nur auf das explizite Wissen über Sprache, sondern auch auf das bewusste Nachdenken über die Organisation des eigenen Lernprozesses sowie der Gefühle beim Lernen beziehen sollte, was dazu beitragen kann, dass das Gelernte, Erfahrungen und das erworbene Wissen bzw. die Fertigkeiten systematisch betrachtet werden.

4. Reflexion über den eigenen Lernprozess

Im folgenden Teil des Beitrags werden Praxisbeispiele aus dem universitären DaF-Unterricht vorgestellt, die Möglichkeiten des reflektierten Lernens darstellen. Die Unterrichtseinheiten wurden im Schuljahr 2024/2025 an einer ungarischen Universität abgehalten. An der Untersuchung nahmen insgesamt 14 Studierende (neun Germanistikstudent:innen und fünf Lehramtsstudent:innen) teil, die sich im zweiten Semester befanden. Das Ziel des DaF-Unterrichts, in dem die Untersuchung durchgeführt wurde, bestand darin, die schriftliche Kompetenz der Student:innen zu entwickeln, wobei eine wichtige Aufgabe war, den Schwerpunkt auf die Förderung der lexikalischen Kompetenz zu legen. Da lexikalisches Wissen bei jeder Teilfertigkeit eine bedeutende Rolle spielt und eine wichtige Voraussetzung für die erfolgreiche Kommunikation darstellt, hat sich das Seminar zum Ziel gesetzt, die Förderung der lexikalischen Kompetenz der Student:innen in den Mittelpunkt zu stellen, was zur Verbesserung der sprachlichen Qualität der Textproduktionen beitragen kann. Im Laufe des Semesters sind zu diesem Zweck verschiedene Themen behandelt worden (Stellungnahme, Motivationsschreiben und Bewerbungsschreiben), die zur Förderung der schriftlichen Kompetenz einen Beitrag leisten konnten. Nach jedem behandelten Thema hatten die Studierenden die Aufgabe, mithilfe eines Lerntagebuches (siehe Anhang) über das gelernte Thema zu reflektieren. Im Einklang mit Gnutzmann (1997: 338) halte ich es für wichtig, im Fremdsprachenunterricht zu betonen, dass nicht nur der Lehrstoff in den Mittelpunkt des Lehr- und Lernprozesses gestellt wird, sondern auch die Förderung der Metakognition. Die im Lerntagebuch gestellten Fragen legten den Fokus auf alle drei Ebenen der Reflexion (siehe Ballweg et al. 2013: 67 in Kapitel 3: kognitive Ebene, metakognitive Ebene, affektive Ebene). Die Student:innen hatten die Möglichkeit, über ihr eigenes Sprachwissen und Sprachkönnen, ihre Strategien und ihre Vorlieben beim Lernen zu reflektieren. Die Fragen im Lerntagebuch dienten dem Ziel, Lernende zum Nachdenken über den Lernprozess, Erfahrungen mit dem behandelten Thema und Gefühle anzuregen.

Im Laufe des Semesters sind die folgenden Methoden eingesetzt worden:

Forschungsinstrumente	Zeitpunkt der Datenerhebung
Online-Fragebogen	Woche 1
Lerntagebücher	Woche 4
	Woche 8
	Woche 12
Online-Fragebogen	Woche 13

Tab. 1: Methoden zum reflektierten Lernen

In der ersten Woche des Semesters wurde ein Online-Fragebogen im Seminar eingesetzt, mit dem das Ziel verfolgt wurde, einen Überblick über die Vorkenntnisse, Lernerfahrungen, das Lernverhalten und die Lerngewohnheiten der Studierenden zu erhalten. Durch die Antworten wurde anschließend ein Portfolio über die am Seminar teilnehmenden Student:innen erstellt.

4.1. Ergebnisse des Online-Fragebogens

Aus den Antworten der Student:innen stellte sich heraus, dass sie Deutsch als Fremdsprache im Durchschnitt seit acht Jahren lernen. Neben Deutsch gaben alle Student:innen an, dass sie über Englischkenntnisse verfügen. 57% der Student:innen lernen Deutsch als erste Fremdsprache und 43% der Studierende lernen Deutsch als zweite Fremdsprache nach Englisch.

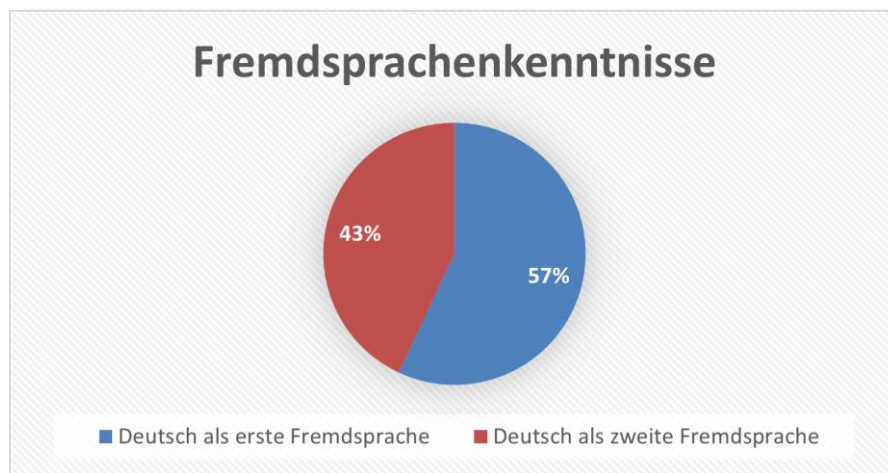


Diagramm 1: Fremdsprachenkenntnisse der Student:innen

Lehrwerke, mit denen sie im schulischen DaF-Unterricht arbeiteten, sind im ungarischen DaF-Unterricht gängige Lehrwerkreihen, wie *Kon-Takt* und *Ideen*.

57% der Student:innen denken, dass sie über das Sprachniveau B2 verfügen, 29% der Student:innen schätzen, dass sie das Sprachniveau C1 beherrschen und 14% der Student:innen finden, dass sie B1-Deutschkenntnisse besitzen. Auf die Frage, wie viele Stunden die Student:innen mit dem Deutschlernen außerhalb des Unterrichts verbringen, wurden verschiedene Antworten gegeben. Im Durchschnitt beschäftigen sie sich mit dem Deutschlernen 2-3 Stunden pro Woche. Als Ziele, warum sie Deutsch lernen, gaben die meisten Student:innen an, dass sie das Germanistikstudium/Lehramtsstudium gewählt haben, um später bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu haben oder im Ausland zu arbeiten. Den Antworten ist es zu entnehmen, dass Student:innen außerhalb des Unterrichts ihre Deutschkenntnisse vor allem mit Filmen, Videos oder Serien in der Originalsprache vertiefen, also die audiovisuellen Medien bevorzugen.

Aus den Antworten bezüglich der Schwierigkeiten mit dem Deutschlernen stellte sich heraus, dass Student:innen vor allem mit dem Wortschatz, der Grammatik und der Fertigkeit Sprechen Schwierigkeiten haben, weshalb es wichtig wäre, den Schwerpunkt auf die Förderung der genannten Bereiche zu legen.



Diagramm 2: Schwierigkeiten beim Deutschlernen

Da das Seminar neben der Förderung der schriftlichen Kompetenz großen Wert auf die Förderung der lexikalischen Kompetenz zu legen versuchte, wurde im Fragebogen der Frage nachgegangen, welche Strategien Student:innen beim Wortschatzlernen bevorzugen. Die folgende Tabelle fasst die Antworten der Student:innen zusammen.

	sehr oft	oft	manchmal	selten	nie
Ich schlage die Bedeutung der unbekannten Wörter/ Ausdrücke im einsprachigen Wörterbuch nach.	-	14%	50%	22%	14%
Ich schlage nicht nur Einzelwörter (z. B. die Entscheidung), sondern auch feste Wortverbindungen (z. B. eine Entscheidung treffen) im Wörterbuch nach.	7%	36%	29%	29%	-
Ich schreibe die unbekannten Wörter mit der ungarischen Entsprechung in mein Vokabelheft.	43%	29%	-	7%	21%
Ich vergleiche die unbekannten Wörter/ Ausdrücke mit anderen Sprachen.	14%	21%	37%	14%	14%

Ich wiederhole die neuen Wörter/ Ausdrücke laut.	21%	29%	21%	14%	14%
Ich schreibe mit den neuen Wörtern/ Ausdrücken Sätze.	-	7%	43%	36%	14%
Ich schreibe die neuen Wörter/ Ausdrücke mehrmals ins Heft.	21%	21%	29%	21%	7%
Ich erstelle eine Vokabelkartei.	21%	7%	29%	21%	21%
Ich schreibe Übungen für mich, um die neuen Wörter/ Ausdrücke einzuüben.	29%	-	36%	29%	14%
Ich benutze Online-Plattformen zum Lernen von neuen Wörtern/Ausdrücken.	29%	43%	29%	7%	-

Tab. 2: Strategien beim Wortschatzlernen

Der Tabelle ist zu entnehmen, dass sich Student:innen beim Wortschatzlernen vor allem auf die Einübung der Wörter/Ausdrücke mithilfe von Online-Übungen bzw. auf das Notieren der neuen lexikalischen Elemente sowohl in der Fremdsprache als auch in der Muttersprache beschränken. Erfreulich ist die Tatsache, dass einige Student:innen (36%) beim Wortschatzlernen nicht nur Einzelwörter, sondern auch Wortverbindungen nachschlagen. Die Kenntnis und der Gebrauch von festen Wortverbindungen spielen beim Fremdsprachenlernen eine besonders wichtige Rolle, da sie ermöglichen, dass sich Lernende der sprachlichen Norm entsprechend ausdrücken und erfolgreiche sprachliche Handlungen durchführen können.² Es kann anhand der Antworten festgestellt werden, dass lautes Wiederholen der neuen lexikalischen Elemente beim Lernen eine wichtige Rolle spielt. Eine zukünftige Aufgabe der Student:innen wäre, dass sie sich dessen bewusst werden, dass Wörter/Ausdrücke am besten im Kontext gelernt und gespeichert werden können und dementsprechend solche Übungen und Aufgaben eingesetzt werden sollten, die die Kontextualisierung ermöglichen.

Im Folgenden werden die ausgewählten Unterrichtseinheiten bzw. die Ergebnisse der Lernstagebücher ausführlich dargestellt.

² Zur Relevanz der Förderung der lexikalischen Kompetenz bzw. der Kollokationskompetenz siehe Stojić und Košuta (2020) und Pintye-Lukács (2024).

4.2. Reflexion zum Thema „Gesunde Lebensweise“ – erste Annäherung

Das Ziel der vier Unterrichtseinheiten bestand darin, Student:innen mit Argumentationstechniken vertraut zu machen. In Form einer Stellungnahme hatten Studierende die Aufgabe, Argumente sowohl für als auch gegen das behandelte Thema abzuwägen und ihre Erfahrungen mit dem Thema zum Ausdruck zu bringen. Eine wichtige Zielsetzung der Unterrichtseinheiten war, dass zur Stellungnahme mögliche Redemittel und zum Thema „Gesunde Lebensweise“ feste Wortverbindungen (z. B. „ausgewogene Ernährung“, „gesunde Ernährung“, „Sport treiben“, „Stress abbauen“, „seelische Gesundheit“, „den Arzt aufsuchen“, „Vitamine nehmen“ usw.) vermittelt werden, die zur sprachlichen Qualität der Textproduktion beitragen können. Bei der Vermittlung von lexikalischen Elementen wurde großer Wert darauf gelegt, dass die lexikalischen Elemente im Kontext präsentiert, eingeübt und zum Schluss mithilfe von kommunikativen Aufgaben angewendet werden. Neben der Vermittlung der festen Wortverbindungen wurde das Ziel verfolgt, Studierende auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede bezüglich der Erstsprache und der Fremdsprache aufmerksam zu machen, damit sie sich durch den Sprachvergleich dessen bewusst werden, dass die Sprachen neben den Gemeinsamkeiten auch Kontraste aufweisen können (dazu siehe die didaktischen Implikationen von Gnutzmann 1997: 338 in Kapitel 3). Eine weitere Zielsetzung der Unterrichtseinheiten bestand in der Vermittlung von Wortschatzlernstrategien. Im Seminar sind mögliche Strategien vermittelt worden, die Studierende ausprobieren konnten. Nach der Behandlung des Themas hatten Studierende die Möglichkeit, eine Reflexion in Form eines Lerntagebuchs zu schreiben. Aus den Antworten der Studierende geht hervor, dass sie in der Lage sind, einen Überblick über das behandelte Thema zu geben (siehe Abb. 3.).

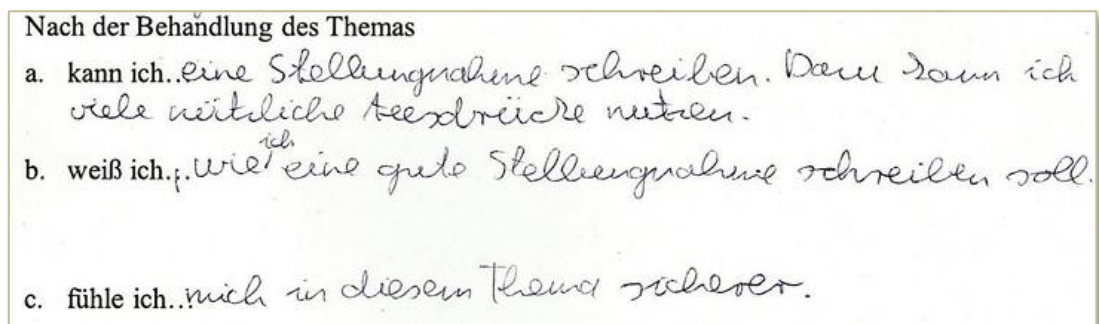


Abb. 3: Lerntagebuch - Stellungnahme

Die Antworten beleuchten, dass die Student:innen ihrer Meinung nach zu der Behandlung des Themas imstande sind, verschiedene Argumente für und gegen das jeweilige Thema aufzulisten und ihre Erfahrungen mit dem Thema zu teilen. Sie wissen, wie eine Stellungnahme aufgebaut und verfasst werden soll und haben positive Gefühle nach dem Abschluss des Themas. Die Schwierigkeiten, die die Student:innen nannten, bezogen sich auf die Argumentation. Die von den Student:innen selbst erstellten Vokabellisten zum Thema zeugen davon, dass Student:innen das Wissen und den Gebrauch von festen Wortverbindungen für wichtig halten. Erfreulich ist die Tatsache, dass sie die im Seminar erprobten Strategien zum Wortschatzlernen in die Praxis umsetzen und versuchen, beim Lernen den Schwerpunkt nicht nur auf Einzelwörter, sondern auch auf feste Wortverbindungen zu legen.

4.3. Reflexion zum Thema „Studium“ – zweite Annäherung

Die Unterrichtseinheiten, die um das Thema Studium herum aufgebaut wurden, hatten das Ziel, Studierende mit dem Verfassen eines Motivationsschreibens vertraut zu machen, wobei sie die Möglichkeit hatten, sich über die aktuellen Stipendienausschreibungen zu informieren. Die Unterrichtseinheiten legten großen Wert auf die Vermittlung von lexikalischen Elementen, festen Wortverbindungen (z. B. „ein Praktikum absolvieren“, „Kenntnisse vertiefen“, „das Studium absolvieren“, „einen Eindruck gewinnen“, „die Chancen verbessern“ usw.). Mit der Vermittlung von festen Wortverbindungen wurde das Ziel verfolgt, Studierende auf dem Weg zur Zielaufgabe zu begleiten. Die Einübung der vermittelten sprachlichen Mittel ermöglichte den Studierenden, die sprachliche Qualität ihrer Textproduktion zu verbessern. Die Zielaufgabe der Unterrichtseinheiten bestand darin, dass die Studierenden in der Lage sind, sich um ein aktuelles Stipendium zu bewerben. Zu diesem Zweck hatten sie die Aufgabe, ein Motivationsschreiben zu verfassen. Nach der Behandlung des Themas mit den geplanten vier Unterrichtseinheiten hatten die Studierenden die Aufgabe, ihre Erfahrungen mit dem behandelten Thema sowie den Methoden und Strategien mithilfe des Lerntagebuches zu erörtern. Aus den Antworten der Studierenden lässt sich schlussfolgern, dass sie das behandelte Thema nützlich fanden, besonders, weil sie bei der Behandlung des Themas das Gefühl hatten, dass sie den gelernten Lehrstoff einfach in die Praxis umsetzen können. In Anlehnung an Gnutzmann (1997: 338) vertrete ich den Standpunkt, dass es eine wichtige Aufgabe des Fremdsprachenunterrichts ist, die Interessen und Bedürfnisse der Lernenden bei der Unterrichtsplanung zu berücksichtigen. Daher wurden im Seminar solche Themen behandelt, die für die Student:innen einerseits interessant sein können, andererseits in ihrem Berufsleben eine Relevanz haben können. Die Antworten deuten darauf hin, dass die Student:innen bei der Behandlung des Themas mehr Schwierigkeiten mit dem Lernen der vermittelten Wortverbindungen hatten als bei der Auseinandersetzung mit der Stellungnahme. Beim Lernen der lexikalischen Elemente versuchten sie, selbst gemachte Wortschatzkarten einzusetzen und die gelernten Wortverbindungen durch Satzbildung im Kontext einzuüben (siehe Abb. 4.).

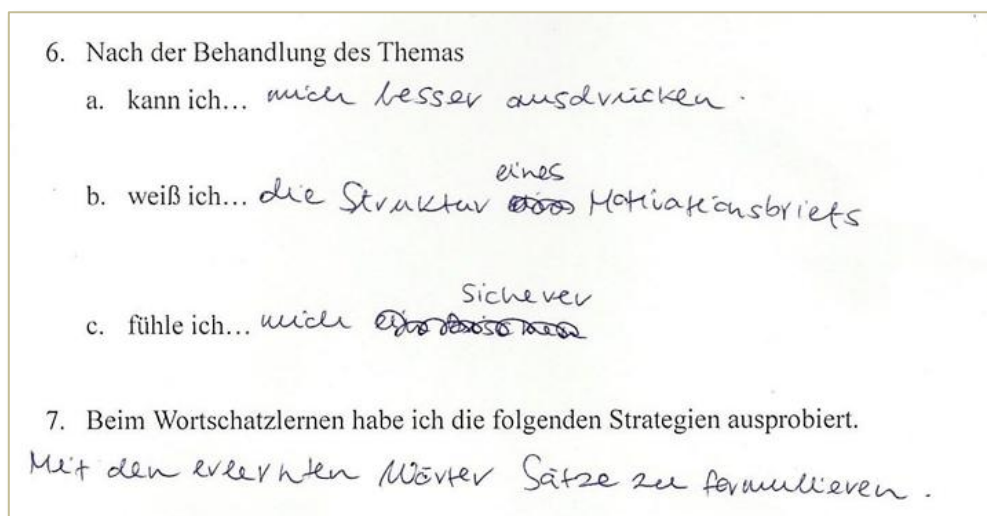


Abb. 4: Lerntagebuch - Motivationsschreiben

4.4. Reflexion zum Thema „Arbeit“ – dritte Annäherung

Das dritte Thema, das in diesem Beitrag ausführlich dargestellt wird, legte den Fokus auf die Welt der Arbeit. Innerhalb des Themas wurde das Verfassen eines Bewerbungsansprechens in den Mittelpunkt gestellt, wobei es von großer Relevanz war, feste Wortverbindungen (z. B. „feste Arbeitszeiten“, „flexible Arbeitszeiten“, „das Interesse wecken“, „einen Beruf zu erlernen“, „einen Lebenslauf verfassen“, „die Bewerbung einreichen“ usw.) und Redemittel zum Thema Arbeit und Bewerbung zu vermitteln, die in dem Bewerbungsanschreiben eingesetzt werden können. Mit der Wortschatzvermittlung wurde das Ziel verfolgt, Studierende mit den einzelnen Schritten der Arbeitssuche vertraut zu machen. Die vermittelten festen Wortverbindungen wurden in der nächsten Phase der Unterrichtseinheit mithilfe von verschiedenen Übungen eingeübt. Die Zielaufgabe der Unterrichtseinheit bestand darin, ein Bewerbungsschreiben zu verfassen. Die Student:innen erhielten von der Seminarleiterin ein aktuelles Stellenangebot, um das sie sich schriftlich bewerben mussten. Die Unterrichtseinheiten wurden mit dem Lerntagebuch abgeschlossen. Den Antworten der Student:innen ist es zu entnehmen, dass sie die behandelten vier Unterrichtseinheiten äußerst nützlich fanden, da sie durch die Behandlung des Themas auf das Berufsleben vorbereitet werden konnten (siehe Abb. 5.).

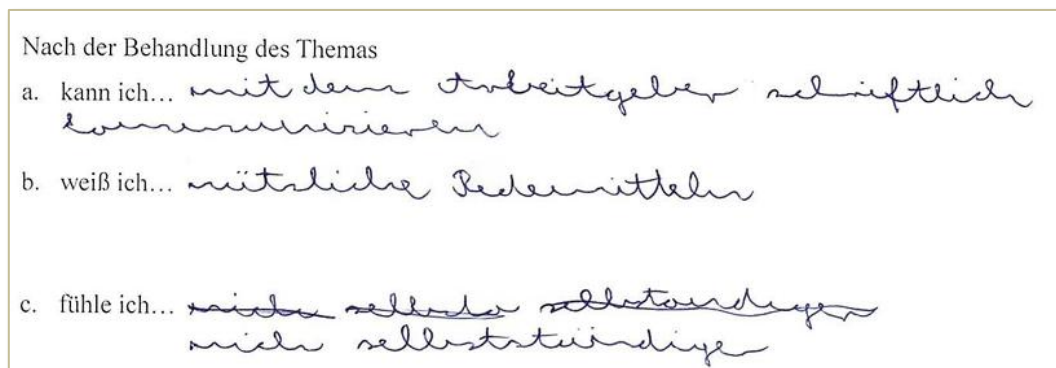


Abb. 5: Lerntagebuch - Bewerbungsschreiben

Die Unterrichtseinheiten ermöglichten, dass sie sich in die Rolle eines Arbeitnehmers versetzen, der auf der Suche nach einem passenden Job ist. Das Verfassen des eigenen Lebenslaufs bzw. des Bewerbungsschreibens konnte dazu beitragen, dass sie sich noch vor der Arbeitssuche auf die Probe stellen und sich wichtige Kompetenzen aneignen, die sie nach dem Studienabschluss anwenden können. In den Antworten zeigte sich, dass sie die im Laufe des Semesters eingesetzten Strategien nach wie vor verwenden, d. h. Wortschatzkarten erstellen und Sätze, Texte mit den gelernten Wortverbindungen formulieren.

4.5. Ergebnisse des Online-Fragebogens nach dem Lehrprozess

Nach der Behandlung des letzten Themas wurde der Lehr- und Lernprozess mit einem Online-Fragebogen abgeschlossen, um die Erfahrungen der Student:innen mit dem Verfassen des Lerntagebuchs zu untersuchen. In dem Fragebogen wurden insgesamt sieben Fragen hinsichtlich Zielsetzungen mit dem Deutschlernen, Meinungen über den Lehr- und Lernprozess und Erfah-

rungen gestellt. Diese Fragen dienten dazu, die Student:innen zum Nachdenken anzuregen. Die Reflexion ermöglicht, dass die Student:innen mit dem Lernprozess bewusster umgehen. Bezüglich der Zielsetzungen beschrieben die Student:innen, dass sie vor allem ihre schriftliche Kompetenz und ihren Wortschatz verbessern wollten. Aus den Antworten geht hervor, dass die gesetzten Ziele erfüllt wurden. Nur zwei Student:innen antworteten, dass sie ihrer Meinung nach ihre eigenen Ziele nicht verwirklichen konnten. Auf die Frage, was sie im Lehr- und Lernprozess gut fanden, wurden verschiedene Antworten gegeben. Demnach hielten die Student:innen die Vokabelkarten, die verschiedenen Übungen zur Festigung des Wortschatzes sowie die verschiedenen Aufgaben zum Anwenden des gelernten Wortschatzes für nützlich. Außerdem wurde in den Antworten hervorgehoben, dass sie mithilfe von den lebensnahen Aufgaben die sprachlichen Mittel einfacher einüben konnten.

[Es gab viele Übungen zur Vertiefung der festen Wortverbindungen] (übersetzt von P.L.E.).

[Wir haben uns nicht auf die Klausuren vorbereitet, sondern es spielte eine wichtigere Rolle, dass wir uns im Leben behaupten können] (übersetzt von P.L.E.).

Der Einsatz des Lerntagebuchs erfreute sich, wie anhand der Antworten erkennbar ist, großer Beliebtheit. Die Antworten deuten darauf hin, dass Student:innen anschließend an die Behandlung des jeweiligen Themas mithilfe der selbst verfassten Lerntagebücher Raum hatten, ihre Gedanken bezüglich des gelernten Lehrstoffes zu ordnen, das Gelernte zu systematisieren, sich ihre eigene Entwicklung vor Augen zu halten und sich weitere Ziele zu setzen.

[Das Lerntagebuch hat mir dabei geholfen, eine Selbstreflexion zu bekommen] (übersetzt von P.L.E.).

[Das Lerntagebuch hat mir dabei geholfen, dass ich zusammenfassen und darüber nachdenken kann, was wir gelernt hatten] (übersetzt von P.L.E.).

[Durch das Lerntagebuch kann ich mich daran erinnern, was ich gelernt habe] (übersetzt von P.L.E.).

Bezüglich der weiteren Zielsetzungen mit dem Deutschlernen beschrieben die Student:innen, dass sie ihre Sprachkenntnisse verbessern möchten, um sie später im Berufsleben verwenden zu können.

	sehr oft	oft	manchmal	selten	nie
Ich schlage die Bedeutung der unbekannten Wörter/ Ausdrücke im einsprachigen Wörterbuch nach.	-	14%	57%	29%	-

Ich schlage nicht nur Einzelwörter (pl. die Entscheidung), sondern auch feste Wortverbindungen (z. B. eine Entscheidung treffen) im Wörterbuch nach.	21%	50%	14%	14%	-
Ich schreibe die unbekannten Wörter mit der ungarischen Entsprechung in mein Vokabelheft.	21%	50%	7%	7%	14%
Ich vergleiche die unbekannten Wörter/ Ausdrücke mit anderen Sprachen.	36%	14%	14%	21%	14%
Ich wiederhole die neuen Wörter/ Ausdrücke laut.	57%	14%	14%	7%	7%
Ich schreibe mit den neuen Wörtern/ Ausdrücken Sätze.	14%	50%	14%	14%	7%
Ich schreibe die neuen Wörter/ Ausdrücke mehrmals ins Heft.	21%	43%	21%	7%	7%
Ich erstelle eine Vokabelkartei.	21%	43%	21%	7%	7%
Ich schreibe Übungen für mich, um die neuen Wörter/Ausdrücke einzuüben.	21%	29%	36%	-	14%
Ich benutze Online-Plattformen zum Lernen von neuen Wörtern/Ausdrücken.	43%	29%	14%	14%	-

Tab. 3: Wortschatzlernstrategien beim Deutschlernen

Anhand der Antworten der Student:innen lässt sich feststellen, dass das Ziel des Seminars, das – neben der Förderung der schriftlichen Kompetenz – auch in der Strategievermittlung zum Wortschatzlernen bestand, erreicht werden konnte. Erfreulich ist die Tatsache, dass Student:innen nach den behandelten Themen mehr Wert auf das Lernen von festen Wortverbindungen, den Sprachvergleich und das Lernen und Einüben im Kontext legen als am Anfang des

Semesters (siehe Tab. 3.). Durch das Anwenden der gelernten Wörter und festen Wortverbindungen können die Student:innen die gelernten lexikalischen Elemente im Kontext einsetzen, was beim Lernen eine große Hilfe leisten kann. Eine zukünftige Aufgabe ist es, Student:innen mit weiteren Wortschatzlernstrategien vertraut zu machen und sie für den bewussten Umgang mit den sprachlichen Mitteln zu sensibilisieren.

5. Fazit

Der vorliegende Beitrag versuchte, den Schwerpunkt auf die Relevanz der Förderung der Sprach(lern)bewusstheit im Fremdsprachenunterricht zu legen. Der Fremdsprachenunterricht sollte neben der Berücksichtigung der Förderung der Sprachhandlungsfähigkeit großen Wert darauf legen, dass der Lehr- und Lernprozess auf keinen Fall unreflektiert bleibt. Wie es den Ergebnissen des Online-Fragebogens zu entnehmen ist, kann die Reflexion am Ende des Lehr- und Lernprozesses dazu beitragen, dass Student:innen über ihren eigenen Lernprozess und den gelernten Lehrstoff nachdenken, was das erfolgreiche Sprachlernen begünstigen kann. Die Antworten der im DaF-Seminar eingesetzten Lerntagebücher bzw. die Ergebnisse des Fragebogens am Ende des Semesters zeugen davon, dass die Student:innen das Verfassen von Lerntagebüchern nützlich fanden, da sie durch das Nachdenken die Möglichkeit hatten, nach dem Lernprozess ihre Gedanken zu ordnen, das Gelernte zu systematisieren. Meines Erachtens sollten nicht nur Lehrende über die Kompetenz verfügen, nach der abgehaltenen Unterrichtseinheit über den Lehr- und Lernprozess zu reflektieren. Sowohl Lehrende als auch Lernende sollten in der Lage sein, über das Gelernte nachzudenken, die eigenen Zielsetzungen mit dem Lernen und die Vorlieben und Strategien beim Lernen kennen zu lernen und zu formulieren. Die Bewusstmachung mit den Besonderheiten der Sprachen und der bewusste Umgang mit dem Lehr- und Lernprozess können zum effizienten Sprachlernen beitragen und ermöglichen, dass Lernende ihre eigenen Lernwege, Motivation, Strategien in den Mittelpunkt des Lernprozesses stellen können.

Literatur

- Association for Language Awareness: <https://languageawareness.org/> (letzter Zugriff: 05.06.2025).
- Ballweg, Sandra et al. (2013): *Wie lernt man die Fremdsprache Deutsch? [Deutsch lehren und lernen 2]*. München: Klett-Langenscheidt.
- Europarat (Hg.) (2001): *Gemeinsamer Europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lehren, lernen, beurteilen. Begleitband*. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen.
- Europarat (Hg.) (2020): *Gemeinsamer Europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lehren, lernen, beurteilen. Begleitband*. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen.
- Gnutzmann, Claus (2007): *Language Awareness, Sprachbewusstheit, Sprachbewusstsein*. In: Bausch, K.-R./Christ, H./Krumm, H.-J. (Hg.): *Handbuch Fremdsprachenunterricht*. 5. Aufl. Tübingen: Francke, S. 335–339.

- Hawkins, E. (1984): *Awareness of Language. An introduction.* Cambridge/New York: Cambridge University Press.
- James, Carl/Garrett, Peter (1992): The scope of Language Awareness. In: Dies. (Hg.): *Language Awareness in the Classroom.* London/New York: Longman, S. 3–23.
- Morkötter, Steffi (2005): *Language Awareness und Mehrsprachigkeit. Eine Studie zu Sprachbewusstheit und Mehrsprachigkeit aus der Sicht von Fremdsprachenlernern und Fremdsprachenlehrern.* Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Morkötter, Steffi (2023): Fremdsprachenunterricht und Sprachbewusstheit. In: Wildemann, A./Bien-Miller, L. (Hg.): *Sprachbewusstheit. Perspektiven aus Forschung und Didaktik.* Gießen: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-39229-1_10.
- Mycko, Kazimiera (2015): Wie viel Reflexion braucht der Fremdsprachenlerner? How much reflection does a foreign language learner need? In: *Glottodidactica* 42 (2), S. 45–59. <https://doi.org/10.14746/gl.2015.42.2.4>.
- Neuner, Gerhard (2003): Mehrsprachigkeitskonzept und Tertiärsprachendidaktik. In: Hufeisen, B./Neuner, G. (Hg.): *Mehrsprachigkeitskonzept – Tertiärsprachen – Deutsch nach English.* Strasbourg: Council of Europe Publishing, S. 13–34.
- Pintye-Lukács, Erzsébet (2024): Die Relevanz von Kollokationen und ihre Vermittlung im Fremdsprachenunterricht. In: *Linguistik Online* 131 (7), S. 37–48. <https://doi.org/10.13092/lo.131.11410>.
- Rampillon, Ute (1997): Be aware of awareness – oder Beware of awareness? Gedanken zur Metakognition im Fremdsprachenunterricht der Sekundarstufe I. In: Rampillon, U./Zimmermann, G. (Hg.): *Strategien und Techniken beim Erwerb fremder Sprachen.* 1. Auflage. Ismaning: Max Hueber, S. 173–184.
- Stojić, Aneta/Košuta, Nataša (2020): Kollokationen in der fremdsprachigen Textproduktion – Am Beispiel des Sprachenpaares Kroatisch – Deutsch. In: *Fluminensia* 32 (2), S. 7–31. <https://doi.org/10.31820/f.32.2.4>.

Anhang

Lerntagebuch

1. Welches Thema haben wir behandelt?
2. Was haben wir innerhalb des Themas gelernt?
3. Womit hatte ich Schwierigkeiten?
4. Was hat mir am besten gefallen?
5. Meine Vokabelliste zum Thema.
6. Nach der Behandlung des Themas
 - a. kann ich...
 - b. weiß ich...
 - c. fühle ich...
7. Beim Wortschatzlernen habe ich die folgenden Strategien ausprobiert.
8. Die erfolgreichste Strategie für mich war:

Deutsch als L3 nach Englisch als L2. Eine Analyse der Lernaltersprache anhand schriftlicher Textproduktion von Deutschlernenden mit Ungarisch als L1*

Viktória Lantos 

Universität Szeged
lantosviktoria97@gmail.com

Abstract

In today's multilingual Europe, the ability to use multiple foreign languages has become increasingly important. In Hungary, students must learn two foreign languages during their secondary education. English is typically taught first and functions as a lingua franca, while German is often introduced as a second foreign language. This study explores the acquisition of German as a third language (L3) following English as a second language (L2), a context referred to as DaFnE (Deutsch als Fremdsprache nach Englisch). The aim is to examine the influence of English on written German language production among Hungarian learners. The research analyzes the interlanguage elicited through written student texts, focusing on errors from a DaFnE perspective. Additionally, a questionnaire highlighted challenges and opportunities in second foreign language acquisition. The study investigates whether English is a bridging language and identifies lexical, grammatical, and orthographic transfer areas in learners' writing.

Keywords

Interlanguage, German as L3, written text production, transfer

1. Einleitung

Die Mehrsprachigkeitsdidaktik hat in jüngerer Zeit erheblich an Relevanz gewonnen. Die Bedeutung der nutzbaren Fremdsprachenkenntnisse ist unbestritten, vor allem in der Europäischen Union (EU), die ein mehrsprachiges Kollektiv bildet. Der Europarat stellte die Forderung auf, dass die Bürger:innen der EU in drei Sprachen (d. h. neben der Erstsprache auf zwei weitere Fremdsprachen) kommunizieren können (vgl. Neuner et al. 2005: 20).

Die Wichtigkeit des Sprachenlernens wurde auch in Ungarn erkannt, deshalb ist die Förderung des Fremdsprachenunterrichts eine zentrale Aufgabe des ungarischen Schulsystems. Spätestens in der vierten Klasse der Grundschule¹ sollen alle ungarischen Kinder das Lernen der ersten Fremdsprache beginnen und in den Gymnasien ist die Aneignung zweier Fremdsprachen obligatorisch (vgl. Nat 2020). Wegen der weiten Verbreitung der englischen Sprache wird das

* Dieser Beitrag wurde mit fachlicher Unterstützung des vom Nationalen Forschungs-, Entwicklungs- und Innovationsfonds finanzierten Programms des Ungarischen Ministeriums für Kultur und Innovation erstellt.



¹ Die Grundschule in Ungarn dauert gewöhnlich 8 Jahre, unterteilt in die Primastufe (1–4) und die Sekundarstufe (5–8).

Deutsche immer seltener als erste Fremdsprache von ungarischen Lernenden gewählt. Darüber hinaus zeigt sich die Tendenz, dass sich der DaF-Unterricht in Ungarn in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt hat und die meisten Lernenden heute an sog. DaFnE-Unterricht teilnehmen, d. h. erst in der Mittelschule mit dem Lernen des Deutschen anfangen, wenn sie davor Englisch gelernt haben.

Die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit ist es, die Besonderheiten vom Lernen des Deutschen als zweite Fremdsprache (L3) in Ungarn in Bezug auf schriftliche Textproduktion zu erforschen. Der Beitrag untersucht folgende Forschungsfragen: (a) Gibt es Situationen bei der schriftlichen Textproduktion, in denen Englisch als erste Fremdsprache (L2) an die Stelle von Ungarisch als Erstsprache (L1) tritt und als Transferquelle fungiert? (b) Auf welchen sprachlichen Ebenen des Deutschlernens wird der Einfluss des Englischen als L2 deutlich, und an welchen Stellen sind Transferphänomene zu erwarten?

Meine Hypothesen im Sinne der obigen Fragen sind die Folgenden: (a) Beim Erlernen des Deutschen als L3 kann man solche Strukturen in Bezug auf Rechtsschreibung, Lexik oder Grammatik entdecken, in denen die mit dem Deutschen verwandte englische Sprache an die Stelle von Ungarisch als L1 tritt. Dies ist darauf zurückzuführen, dass das Ungarische, als tatsächliche L1, weder genetisch mit dem Deutschen verwandt noch typologisch nahestehend ist. (b) Der Einfluss des Englischen kann auf allen sprachlichen Ebenen auftreten. Transferphänomene können sowohl in Bezug auf die Lexik als auch in Bezug auf die Grammatik und Rechtsschreibung vorkommen. Auch auf der Textebene greifen die Lernenden auf ihre Englischkenntnisse zurück.

Als methodische Basis der Untersuchung gelten die Elizitierung von Lernersprache aufgrund von schriftlichen Schüler:innentexten und eine Fehleranalyse aus der DaFnE-Perspektive. Die Proband:innen der Untersuchung sind 15–18-jährige Lernende mit Ungarisch als L1, die am DaFnE-Unterricht an der Sekundarstufe teilnehmen, und deren Sprachkompetenz im Deutschen dem Niveau A2 entspricht.

Der Beitrag gliedert sich in fünf Teile. Nach der Einleitung werden die wichtigsten Merkmale von Deutsch als Fremdsprache nach Englisch dargestellt. Dann werden die Begriffe der Lernersprache und Fehlerklassifikation umrissen. Daraufhin wird die Forschung vorgestellt, dabei wird auf die Forschungsmethoden, die Forschungsfragen und -hypothesen eingegangen. Auf die Vorstellung der Proband:innen, der Instrumente der Datenerhebung und der Datenanalyse folgt die Reflexion der Forschungsergebnisse.

2. Deutsch als Fremdsprache nach Englisch (DaFnE)

Im Bereich des Fremdsprachenunterrichts lässt sich die Dominanz der englischen Sprache gegenüber anderen wählbaren Fremdsprachen eindeutig feststellen. Es entspricht einem klaren Trend, dass Lernende Englisch als erste zu erlernende Fremdsprache wählen – eine Entwicklung, die kaum überrascht, da Englisch gegenwärtig als die primäre internationale Verkehrssprache gilt. Die überwiegende Mehrheit der medialen und digitalen Inhalte – etwa Fachartikel, Filme, Bücher oder Computerspiele – ist primär in englischer Sprache verfügbar.

Aufgrund der sinkenden Zahl von Schüler:innen, die sich bereits im Grundschulalter für das Deutsche entscheiden, ist der Deutschunterricht in Ungarn vor allem dadurch geprägt, dass die meisten Lernenden erst im Sekundarbereich I oder II nach dem Englischunterricht mit dem Erwerb der deutschen Sprache beginnen. Diese Lernenden nehmen in der Regel am sog. DaFnE-Unterricht (Deutsch als Fremdsprache nach Englisch) teil. Da sie bereits über Erfahrungen im Erlernen einer Fremdsprache verfügen, sollten sie – im Sinne eines sprachendidaktisch reflektierten Ansatzes – anders unterrichtet werden als Lernende, die sich noch in der Phase des Erstfremdsprachenerwerbs befinden (vgl. Hufeisen 2003a: 7).

Die theoretische Grundlage der vorliegenden Untersuchung bildet das Faktorenmodell von Hufeisen (vgl. 2003a, 2003b, 2010; Hufeisen/Gibson 2003, 2019), das – in Übereinstimmung mit der Einschätzung von Berényi-Nagy (vgl. 2017: 1) – als besonders relevant für den Bereich des DaFnE-Unterrichts angesehen werden kann. Innerhalb dieses Modells unterscheidet Hufeisen (vgl. 2003a, 2003b, 2010, 2019; Hufeisen/Gibson 2003) folgende Erwerbsstufen:

- (a) den Erwerb der Erstsprache (L1),
- (b) den Erwerb der Zweitsprache bzw. ersten Fremdsprache (L2),
- (c) den Erwerb der Drittsprache bzw. zweiten Fremdsprache (L3),
- (d) sowie den Erwerb weiterer Fremdsprachen (Lx).

Die zentrale Aussage des Faktorenmodells in diesem Zusammenhang besteht darin, dass sich die Faktoren, die den Erwerb der ersten und der zweiten Fremdsprache beeinflussen, sowohl qualitativ als auch quantitativ unterscheiden (vgl. Hufeisen 2010: 201). Beginnen Lernende mit dem Erwerb einer zweiten Fremdsprache, so wiederholen sie zugleich den Prozess des Sprachenlernens (vgl. ebd.: 203). Dabei treten zu den bereits beim Erwerb der ersten Fremdsprache wirksamen Faktoren – wie physiologische, lernerexterne, kognitive, emotionale sowie sprachliche Einflussgrößen – zusätzliche, sog. fremdsprachenspezifische Faktoren hinzu. Die im Rahmen des Erstfremdsprachenerwerbs entwickelten Lernstrategien und -erfahrungen können beim Lernen der zweiten Fremdsprache produktiv genutzt werden. Lernende müssen sich sprachliche Strukturen und Lernmechanismen somit nicht vollständig neu aneignen, sondern können auf bereits vorhandenes Wissen zurückgreifen. Zudem erfolgt die Anbindung neuer sprachlicher Inhalte nicht mehr ausschließlich über die Erstsprache, sondern auch über die bereits erworbene erste Fremdsprache (vgl. Hufeisen/Gibson 2003: 18). Daraus ergibt sich ein klarer positiver Effekt der individuellen Mehrsprachigkeitsentwicklung, der sich lernpsychologisch und didaktisch vorteilhaft auf weitere Spracherwerbsprozesse auswirkt.

3. Umgang mit Fehlern in der Lernersprache

3.1. Lernersprache

Oft wird über die sog. fehlerhafte Lernersprache gesprochen, die eine Menge Fehler beinhaltet und die immer korrigiert und entwickelt werden muss. Lange Zeit wurden Fehler in der Forschung und im schulischen Kontext überwiegend negativ bewertet, und Fehler wurden oft bestraft. „Ein Glück, daß Schüler Fehler machen“ (Krumm 1990: 99) – mit dieser Aussage plädierte Krumm für einen anderen Umgang mit Fehlern und initiierte damit eine neue Diskussion. Heute wird in der Forschung zunehmend eine differenziertere Perspektive eingenommen: Fehler

und Abweichungen werden als notwendige Bestandteile individueller Lernprozesse verstanden und gelten als normaler Bestandteil der Entwicklung (vgl. Kast 1999: 170; Kleppin 1995: 37, Sárvári 2024: 107–108).

Die Sprache der Lernenden wird als Lernersprache, als Interlanguage oder auch als Interimsprache bezeichnet (vgl. Kleppin 1995: 36). Nach Vertreter:innen der Interlanguage-Hypothese (vgl. Selinker 1992) enthält diese Sprache sowohl erst- als auch zweitsprachige Merkmale (vgl. Fekete 2014: 31), und steht zwischen Sprachen. Sie ist „nicht etwas, was sich linear und gleichmäßig entwickelt, von einem Nullpunkt an, bis hin zur Perfektion“ (ebd.), sondern sie ist ein spezifisches, von Lernenden entwickeltes Sprachsystem, das neben erst- (beziehungsweise zweit-, dritt- usw.) und zielsprachlichen Merkmalen auch eigene, spezifische Merkmale besitzt, die von beiden unabhängig sind (vgl. Fekete 2014: 31). Dieses System ist im ständigen Wandel und verändert sich in Richtung Zielsprache. Darüber hinaus kann es jedoch auch wieder in ein Stadium zurückfallen, das bereits als überwunden galt (vgl. Kleppin 1995: 36, Sárvári 2022: 26).

Gerade die Fehler verdeutlichen, wie sich die Lernersprache entfaltet und wie sich Lernende dabei ihr eigenes sprachliches System aufbauen, in dem bestimmte Fehler regelmäßig und systematisch auftreten (vgl. Kleppin 1995: 36). Mittlerweile betrachtet die Forschung Fehler in einem anderen Licht: Sie gelten als entwicklungsspezifische Notwendigkeiten und werden als selbstverständlicher Bestandteil des Lernprozesses anerkannt (vgl. Kast 1999: 170). Im Rahmen der Interlanguage-Hypothese werden die Lernenden als kreative und kognitiv aktive Subjekte betrachtet, die sprachliche Informationen bewusst verarbeiten. Die Entwicklung der Lernersprache wird dabei als ein dynamischer Prozess verstanden, in dem Lernende fortlaufend Hypothesen über Strukturen und Regularitäten der Zielsprache aufstellen und diese durch deren Anwendung überprüfen (vgl. Kleppin 1995: 36).

3.2. Fehlerklassifikationen

Bei der Elizitierung der Lernersprache können Fehler als bedeutende Indikatoren für den aktuellen Entwicklungsstand der Interimsprache betrachtet werden. Ihre systematische Klassifikation kann daher aus forschungsbezogener Perspektive von großem Nutzen sein. Obwohl Fehler sehr unterschiedliche Ursachen haben können, ist ihre eindeutige Kategorisierung nicht immer einfach (vgl. Chlosta / Schäfer / Baur 2018: 267). Nach Kleppin (1995: 29–36) lassen sich Fehlerursachen in folgende Kategorien einteilen:

- (a) Einfluss der Muttersprache oder anderer (Fremd-)Sprachen: Interferenz
- (b) Teile der Fremdsprache selbst als Fehlerursache: Übergeneralisierung, Regularisierung und Simplifizierung
- (c) Kommunikationsstrategien
- (d) Lernstrategien
- (e) Elemente des Fremdsprachenunterrichts
- (f) Persönliche (Stör-)Faktoren
- (g) Sozio-kulturelle Faktoren.

Interferenzfehler entstehen durch negativen Transfer und können auf allen Sprachebenen auftreten (vgl. Chlosta/Schäfer/Baur 2018: 267). Vertreter einer kontrastiven Erwerbstheorie (vgl. z. B. Lado 1957; Fries 1945) plädierten dafür, dass Fehler voraussagbar wären, wenn man die

Unterschiede zwischen Ausgangs- und Zielsprache analysieren würde. Sie gingen davon aus, dass bei Elementen, die in den zwei Sprachen gleich sind, wegen der Wirkung positiven Transfers kaum Fehler aufträten, aber die Unterschiede zwischen den Sprachen zu Lernschwierigkeiten führten (vgl. Kleppin 1995: 30). Obwohl die vorliegende Arbeit in erster Linie auf solche Transfererscheinungen fokussiert, werden auch die anderen Kategorien kurz beschrieben, weil unbedingt darauf hingewiesen werden muss, dass nur ein Teil der Fehler in der Interimsprache auf Interferenzen zurückzuführen ist.

Übertragungen innerhalb der Zielsprache können auch für Fehler verantwortlich sein (vgl. ebd. 31). Zu dieser Kategorie gehören Übergeneralisierungen, Regularisierungen und Simplifizierungen. Übergeneralisierungen sind meist intralinguale Interferenzen, bei denen korrekt gelernte sprachliche Regeln falsch auf andere Strukturen übertragen werden. Typische Beispiele betreffen regelmäßige Formen, die auf unregelmäßige Verben, Pluralformen, Präpositionen, Kasus oder feste Wendungen angewendet werden. Auch der fehlerhafte Gebrauch des Infinitivs mit „zu“ nach Modalverben gehört dazu (vgl. Chlosta/Schäfer/Baur 2018: 268). „Eine Regularisierung liegt dann vor, wenn ein unregelmäßiges Phänomen zu einem regelmäßigen gemacht wird“ (Kleppin 1995: 31). Daneben treten Simplifizierungen vor allem im Bereich Morphologie und Syntax auf. Lernende vereinfachen komplexe Strukturen, z. B. durch Verwendung von Grundformen statt Kasusformen oder durch den Einsatz von Infinitiven statt finiter Verbformen. Auch lexikalisch zeigen sich Vereinfachungen, etwa durch Platzhalterwörter („Ding“, „Sache“) oder durch häufigen Gebrauch einfacher Wendungen wie „machen + Nomen“ (vgl. Chlosta/Schäfer/Baur 2018: 269).

Auch außersprachliche Faktoren können einen Einfluss auf Interimsprache haben, wie z. B. Elemente des Fremdsprachenunterrichts. So kann es vorkommen, dass viel intensiver geübte sprachliche Phänomene in der Interimsprache überrepräsentiert werden (vgl. Kleppin 1995: 35).

Daneben ist auch eine Aufteilung in Kompetenz- und Performanzfehler möglich. Kompetenzfehler (engl. „error“) sind Verstöße, die vom Lernenden nicht selbst erkannt werden können. Performanzfehler (eng. „mistakes“) können die Lernenden dagegen selbst korrigieren, wenn sie ihnen bewusstgemacht werden (vgl. Kleppin 1995: 39, Europarat 2001: 151–152, Sárvári 2024: 112).

In der Fachliteratur wird eine Klassifizierung von Fehlern häufig nach sprachlichen Ebenen vorgenommen (vgl. Kleppin 1995: 40). Demnach lassen sich phonetisch-phonologische Fehler unterscheiden, die sich in der Aussprache oder Orthografie äußern können. Hinzu kommen morpho-syntaktische Fehler, welche die Bereiche Morphologie und Syntax betreffen, sowie lexiko-semantische Fehler, die auf Wortwahl oder Bedeutungszuordnung zurückgehen. Ergänzend werden pragmatische Fehler beschrieben, die sich beispielsweise in Form von Stilbrüchen oder kulturell unangemessenem Sprachgebrauch zeigen. Schließlich wird auch die Kategorie der inhaltlichen Fehler berücksichtigt, die die sachliche Richtigkeit einer Äußerung betreffen.

Diese Kategorien lassen sich auch mit den Erwartungen des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen (GER) (vgl. Europarat 2001) auf Niveau A2 verknüpfen. Laut „Profile deutsch“ (Glaboniat et al. 2017) können Lernende auf A2-Niveau:

- (a) mit einfachen Ausdrücken und kurzen Sätzen über alltägliche Themen schreiben,
- (b) vertraute Inhalte mit begrenztem Repertoire darstellen,

- (c) Ereignisse mit einfachen Signalwörtern („zuerst“, „dann“, „zum Schluss“) zeitlich strukturieren,
- (d) einfache Sätze mit Konnektoren wie „und“, „aber“, „weil“ verbinden,
- (e) orthographische Grundregeln einigermaßen korrekt anwenden,
- (f) einfache Strukturen verwenden, wobei sie elementare Fehler machen, aber in der Regel wird klar, was sie ausdrücken wollten,
- (g) gelernte Wendungen kombinieren, um Ausdrucksmöglichkeiten zu erweitern.

Fehler auf diesem Niveau gelten also als normal und sind nicht zwangsläufig kommunikationsbehindernd. Vielmehr spiegeln sie typische Phasen des Zweit- oder Fremdspracherwerbs wider und sollten differenziert betrachtet werden.

4. Vorstellung der empirischen Untersuchung

4.1. Forschungsmethode

Den Forschungsgegenstand stellt die Lernersprache ungarischer DaF/E-Lernenden dar, die im Rahmen einer fremdsprachendidaktisch angelegten qualitativen Forschung untersucht wurde. Dabei kommt die Fehleranalyse zum Einsatz, bei der Transferfehler und andere Abweichungen systematisch klassifiziert und analysiert werden, um Einsichten in typische Lernerschwierigkeiten sowie in den Einfluss der Erstsprache auf den Zweitspracherwerb zu gewinnen. Ergänzend wird eine kontrastive Analyse der beteiligten Sprachsysteme (Deutsch, Englisch, Ungarisch) herangezogen, um strukturelle Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Sprachen aufzuzeigen. Auf diese Weise lassen sich potenzielle Transferquellen identifizieren, die zur Entstehung bestimmter Fehler beitragen können, beispielsweise im Bereich der Morphologie, Syntax oder Wortstellung.

4.2. Forschungsfragen

1. Gibt es Situationen bei der schriftlichen Textproduktion, in denen Englisch als L2 an die Stelle von Ungarisch als L1 tritt und als Transferquelle fungiert?
2. An welchen Stellen des Deutschlernens wird der Einfluss des Englischen als L2 deutlich, und an welchen Stellen sind Transferphänomene zu erwarten?

4.3. Hypothesen

1. Beim Erlernen des Deutschen als L3 kann man solche Strukturen in Bezug auf Rechtschreibung, Lexik oder Grammatik entdecken, in denen die mit dem Deutschen verwandte englische Sprache an die Stelle von Ungarisch als L1 tritt.
2. Der Einfluss des Englischen kann auf allen sprachlichen Ebenen auftreten. Transferphänomene können sowohl in Bezug auf die Lexik als auch in Bezug auf die Grammatik vorkommen. Auch auf der Textebene greifen die Lernenden auf ihre Englischkenntnisse zurück.

4.4. Proband:innen

An der Forschung haben 35 Lernende mit Ungarisch als L1 teilgenommen, die Deutsch als L3 nach Englisch als L2 in einem Gymnasium einer ungarischen Kleinstadt lernen, vier Personen haben keinen Text verfasst. 13 Personen besuchen die 10. Klasse und 22 Personen sind Elfklässler:innen, d. h. die Proband:innen beschäftigen sich seit zwei oder drei Jahren mit der deutschen Sprache. Der Anteil der Geschlechter der Proband:innen war bei der Datenerhebung annähernd ausgeglichen, es gab 19 weibliche und 16 männliche Teilnehmende. Das Durchschnittsalter der Lernenden beträgt 16 Jahre.

4.5. Instrumente

Die Datenerhebung erfolgte mittels einer schriftlichen Textproduktionsaufgabe (vgl. Abb. 1.), die das Verfassen einer mitteilungsbezogenen E-Mail beinhaltete. Nach Profil Deutsch (vgl. Géaboniat et al. 2017) können Lernende auf Niveau A2 „einfach über vertraute Themen und persönliche Interessengebiete mit einem sehr begrenzten Repertoire an Wörtern und Strukturen schreiben“ (ebd. 125). Daher war es wichtig, dass sich die Schreibaufgabe mit einem Thema beschäftigt, zu dem die Lernenden vermutlich bereits über den entsprechenden Wortschatz und die notwendigen grammatikalischen Kenntnisse verfügen. Das Thema „Sommererlebnisse“ bietet in dieser Hinsicht eine geeignete Grundlage, da es im Fremdsprachenunterricht erfahrungsgemäß häufig thematisiert wird.

Aufgabe:

Dein Freund aus Deutschland hat dir eine E-Mail geschrieben.
Er fragt nach deinen Sommererlebnissen. Antworte ihm.

Bedanke dich für seine letzte E-Mail und drücke deine Freude darüber aus.
Informiere ihn darüber, wo du im Sommer warst und was du dort gemacht hast.
Frage nach seinen Sommerferien.

Schreib 30-60 Wörter.
Schreib zu allen 3 Punkten.

Abb. 1. Aufgabe zur Untersuchung: Mitteilungsbezogene E-Mail (erstellt von der Autorin, V.L.)

4.6. Datenerhebung

Die Datenerhebung fand zwischen dem 4. und dem 28. Februar 2025 statt und erfolgte durch eine von mir erstellte Aufgabe. Die Teilnehmenden bekamen die Aufgabe auf einem Blatt. Deshalb war es möglich, auch die Selbstkorrekturen wahrzunehmen. Die Teilnahme an der Untersuchung war freiwillig und anonym. Wie in der Einleitung dargestellt wurde, setzt sich die Forschung zum Ziel, die Besonderheiten vom Lernen des Deutschen als L3 in Ungarn in Bezug auf schriftliche Textproduktion zu erforschen. Die von Lernenden produzierten Texte wurden digitalisiert, um die Analyse zu erleichtern. Im vorliegenden Beitrag werden die von Schüler:innenaufsätzen erhobenen Daten ausgewertet. Durch die Analyse dieser Daten können

wertvolle Schlussfolgerungen in Bezug auf die Lernersprache ungarischer Deutschlerner, die an einem DaFnE-Unterricht teilnehmen, gezogen werden.

4.7. Datenanalyse

Die Datenanalyse sowie die Darstellung der erhobenen Daten basieren auf einer Fehleranalyse. Aus insgesamt 31 digitalisierten Schüler:innentexten wurden sämtliche Fehler (insgesamt 462 Items) extrahiert und in eine Excel-Tabelle eingetragen. Diese wurden anschließend entsprechend der vermuteten Fehlerursache kategorisiert. Insgesamt lassen sich 71 Fehler auf sprachliche Einflüsse aus der Erstsprache oder der zuerst erlernten Fremdsprache zurückführen – es handelt sich dabei um sogenannte negative Transfers. Dieser Beitrag beschäftigt sich ausschließlich mit Transferphänomenen, weshalb im Rahmen der Analyse nur diese Fehlertypen berücksichtigt und gemäß den sprachlichen Ebenen systematisiert wurden.

5. Forschungsergebnisse

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Forschung dargestellt und reflektiert. Diese Untersuchung konzentriert sich ausschließlich auf die Fehler, die auf negativen Transfer zurückzuführen sind, weil dieser Ansatz im Kontext des Lernens von Deutsch als L3 als besonders relevant gilt. Dies lässt sich durch das Faktorenmodell von Hufeisen (vgl. 2003a, 2003b, 2010; Hufeisen/Gibson 2003, 2019) untermauern, da es darauf hinweist, dass beim Erwerb einer zweiten Fremdsprache neben der Erstsprache auch die zuvor gelernte Fremdsprache – im Sinne der sogenannten linguistischen Faktoren – eine Rolle spielt und somit die Entwicklung der Lernersprache mitprägt.

Die in der Untersuchung betrachteten Transferfehler werden gemäß den linguistischen Ebenen (z. B. Phonetik und Phonologie, Morphologie und Syntax, Lexik und Semantik) kategorisiert. Da die sich die Kategorien nach Kleppin (vgl. 1995: 40) im Rahmen der vorliegenden Analyse als zu eng erweisen und in den Schüler:innenaufsätzen Fehler auftreten, die sich nicht eindeutig der Lexik oder der Grammatik zuordnen lassen, erfolgt die Behandlung dieser Phänomene in einem gesonderten Unterkapitel mit dem Titel „Lexiko-grammatische Transferfehler“. Auf der phonetisch-phonologischen Ebene können Aussprachefehler bei der schriftlichen Textproduktion nicht untersucht werden, deshalb befasst sich die vorliegende Arbeit mit Orthografiefehlern. Transferbedingte Fehler können zwar auch auf der Textebene sowie im Bereich der Pragmatik auftreten. Dieser Beitrag geht jedoch auf deren Analyse nicht ein, da eine detaillierte Untersuchung dieser Aspekte eine umfassende Analyse der gesamten Texte voraussetzen würde, was den hier vorgegebenen Rahmen übersteigen würde. Auf dem Sprachniveau A2 stehen vor allem orthografische, lexikalische und grammatische Fehler im Vordergrund, da sie besonders häufig vorkommen. Für weiterführende Untersuchungen wäre eine vertiefte Analyse textueller und pragmatischer Phänomene jedoch ausdrücklich empfehlenswert.

5.1. Phonetisch-phonologische Transferfehler: Orthografiefehler

Bei der schriftlichen Textproduktion können die Rechtsschreibfehler auf der phonetisch-phonologischen Ebene untersucht werden. Orthografische Transferfehler stellen eine häufige Her-

ausforderung beim Erwerb des Deutschen als Fremdsprache dar, insbesondere bei mehrsprachigen Lernenden. Diese Fehler entstehen, wenn Schreibgewohnheiten oder orthografische Regeln aus bereits bekannten Sprachen – etwa der Erstsprache oder einer zuvor gelernten Fremdsprache – unbewusst auf das Deutsche übertragen werden. In diesem Kapitel werden typische orthografische Transferfehler bei Lernenden untersucht, die an einem sogenannten DaFmE-Unterricht teilnehmen. Ziel ist es, die Einflüsse der ungarischen und englischen Orthografie anhand von Lernenden produzierten Beispielen zu analysieren und aufzuzeigen, wie diese das Schreiben im Deutschen beeinflussen können. Bei der Auswahl der Beispiele war das Hauptkriterium, dass sie repräsentativ sind und den Einfluss des Englischen bzw. des Ungarischen auf die deutsche Rechtschreibung deutlich veranschaulichen.

Das von Hall und Ecke (2003) entwickelte „Parasitic Model“ bietet einen theoretischen Rahmen zur Erklärung von Transferphänomenen in der Rechtschreibung, die insbesondere im Umgang mit Kognaten häufig auftreten. Das Modell beschreibt den Erwerb neuer lexikalischer Einheiten in einer weiteren Fremdsprache (z. B. L3) als parasitären Prozess, der auf bereits bestehenden Repräsentationen in L1 oder L2 aufbaut. Der zentrale Gedanke ist, dass Lernende neue Wortformen nicht isoliert abspeichern, sondern sie zunächst an bekannte Strukturen „andocken“. Dadurch entstehen Übergangsverbindungen, die den Abruf erleichtern, jedoch auch fehleranfällig sind. Das Modell erklärt, warum formbasierte Fehler (z. B. falsche Kognaten, Lautähnlichkeiten) besonders in frühen Erwerbsstadien auftreten. Im Rahmen des „Parasitic Model“ verläuft der Erwerb neuer L3-Wörter in mehreren Phasen. Zunächst werden neue Wortformen im Arbeitsgedächtnis gespeichert und mit phonologisch oder orthografisch ähnlichen Einträgen aus L1 oder L2 verknüpft. Diese „Gastgeberwörter“ fungieren als Ankerpunkte im mentalen Lexikon, doch können dabei Unterschiede zwischen der neuen Form und dem Ankerwort unzureichend verarbeitet werden, was zu fossilen Fehlrepräsentationen führt. In einem weiteren Schritt werden syntaktische Strukturen und Bedeutungszuordnungen häufig parasitär von der L1 oder L2 übernommen. Treten dabei Inkonsistenzen auf, greifen Lernende auf alternative Konzepte zurück oder konstruieren vorläufige Strukturen. Mit zunehmender Exposition und Übung entwickeln sich die Verbindungen schließlich zu eigenständigeren Repräsentationen: Parasitäre Zugriffe können durch stabilisierte, autonome Form-Frame-Konzept-Triaden ersetzt werden. Dennoch bleiben häufig Reste der parasitären Strukturen erhalten, die zu Interferenzen oder Transferfehlern führen können.

Einige Wörter in den Schüler:innenaufsätzen werden nach den Regeln der englischen oder der ungarischen Rechtschreibung geschrieben. Das Wort „Program“ (P02) (dt. „Programm“, eng. „program“ oder „programme“, ung. „program“) wird vielleicht mit großem Anfangsbuchstaben wie ein deutsches Wort geschrieben, aber enthält nur ein ‚m‘ am Ende wie im Englischen oder im Ungarischen und kann als Transfererscheinung betrachtet werden.

Die Schreibweise des Wortes „Buck“ (P09) (dt. „Buch“, eng. „book“, ung. „könyv“) sollte eine Transfererscheinung aus dem Englischen sein. Da das ungarische Wort nicht mit dem deutschen verbunden ist, kann hier die Ähnlichkeit zwischen den deutschen und den englischen Varianten eine Hilfe bedeuten und das Englische kann hier die Rolle einer Transferquelle übernehmen, obwohl es zu einem Transferfehler führt. Der Fehler kann auf mehrere Gründe zurückgeführt werden: Entweder haben die Lernenden nur Probleme mit der Schreibweise des Gra-

phems ‚ch‘ oder ist es auch ein Aussprachefehler, und dies führt zu einer falschen Phonem-Graphem-Zuordnung.

Bei Länder- und Städtenamen, die in den meisten Sprachen ganz ähnlich aussehen, kommt es häufig vor, dass sie mit dem englischen Namen beschrieben werden, z. B. bei dem Wort „Croatien“ (P08) (dt. „Kroatien“, eng. „Croatien“, ung. „Horvátország“) steht ein englisches ‚C‘ statt dem deutschen ‚K‘. Entweder haben die Lernenden hier Probleme mit der Phonem-Graphem-Zuordnung wegen des Einflusses der englischen Sprache, oder es wird einfach ein englisches Wort statt des deutschen gewählt, und dieser Fehler gehört zu der lexiko-semantischen Ebene.

Beim Schreiben kommen Buchstabenvertauschungen und Buchstabenauslassungen als temporäre Schwierigkeiten sehr häufig vor. Die Schreibweise der Diphthonge (z. B. „diener“ [P15], „Fraunden“ [P06]), bzw. der Di- und Trigraphen („Schüss“ [P29], „scriben“ [P35]) kann zu Schwierigkeiten führen, besonders bei den Anfänger:innen. Der Buchstabe ‚ß‘ ist auch sehr oft problematisch, weil die Lernenden diesen in anderen Sprachen nicht antreffen (z. B. „Viele Liebe grüße!“ (P05), „Viele liebe grüße“ [P07]).

Die meisten orthografischen Fehler stammen aus der Groß- und Kleinschreibung der Substantive. Da die Gattungsnomen sowohl im Ungarischen als auch im Englischen klein geschrieben werden, bedeutet diese Rechtschreibregel ein großes Problem beim Schreiben (z. B. „tag“ [P28], „wetter“ [P29], „zeit“ [P29]). Oft haben die Lernenden Schwierigkeiten mit dem Wort E-Mail, und sie schreiben es so auf: „E-mail“ (P20, P21, P29). „E-Mail“ ist aber auch im Ungarischen problematisch, weil nach den ungarischen Rechtschreibregeln mehrere Formen erlaubt sind („e-mail“, „email“, „ímél“).

Der regelmäßige Transferfehler in Bezug auf die Orthografie, der aus dem Englischen stammt, ist die Großschreibung des Personalpronomens „ich“, weil in dieser Sprache das Personalpronomen erste Person Singular „I“ immer großgeschrieben ist.

Interpunktionsfehler und Fehler bei der Orthografie bestimmter Textsorten (hier: informeller Brief) gehören nicht zu der phonetisch-phonologischen Ebene, deshalb werden sie nicht in diesem Kapitel betrachtet, sondern auf der syntaktischen und auf der Ebene des Textes.

5.2. Lexiko-semantische Transferfehler

Beim Erlernen einer Fremdsprache spielen transferbedingte Fehler eine zentrale Rolle, insbesondere auf der lexikalisch-semantischen Ebene. Der Fokus dieses Kapitels liegt auf der Frage, inwiefern sprachliche Strukturen und Bedeutungszuweisungen aus dem Ungarischen und Englischen die Wortwahl im Deutschen beeinflussen. Ziel der Untersuchung ist es, typische Fehlermuster zu identifizieren und deren Ursachen im Sprachkontakt und in der Mehrsprachigkeit der Lernenden zu analysieren. Bei der Auswahl der Beispiele stand im Vordergrund, dass diese möglichst repräsentativ sind und typische lexikalisch-semantische Transferfehler veranschaulichen, die auf den Einfluss der Erstsprache bzw. der zuvor gelernten Fremdsprache beim Erwerb des Deutschen zurückzuführen sind. Ziel war es, anhand charakteristischer Fehlleistungen aufzuzeigen, wie die Bedeutungszuweisungen und Wortverwendungen der bekannten Sprachen die Wortwahl im Deutschen beeinflussen können.

In den von den Schüler:innen verfassten Texten kommt es wiederholt vor, dass deutsche Wörter durch ungarische oder englische ersetzt werden. Dabei stellt sich die Frage, inwiefern

es sich in diesen Fällen um bewusste Ersetzungen handelt. Im Fall ungarischer Wörter ist davon auszugehen, dass sich die Lernenden der Unangemessenheit der gewählten Form bewusst sind, da diese nicht zum deutschen Wortschatz gehört. Vermutlich möchten sie einen Begriff ausdrücken, der ihnen gedanklich bereits zur Verfügung steht, für den ihnen jedoch noch die entsprechenden sprachlichen Mittel im Deutschen fehlen, wie bei den folgenden Beispielen:

- (1) Wir sehr *sok* schwimmen in den Balaton. (P10)
- (2) Hast du lernen *valami* neu? Und hast du gemacht interessant *dolgok*? (P33)

Bei der Verwendung englischer Wörter hingegen ist die Frage der Bewusstheit weniger eindeutig zu klären. Zum einen kann es sich um eine Lernstrategie handeln, bei der die Lernenden hoffen, dass das englische Wort auch im Deutschen verständlich oder korrekt ist – was angesichts der Vielzahl an Anglizismen (z. B. „juice“ [P17]), Internationalismen (z. B. „spezialist“ [P16], „fantastic“ [P30]) sowie lexikalischer Gemeinsamkeiten germanischer Herkunft (z. B. „salad“ [P16] „in Sea“ [P31]) durchaus eine erfolversprechende Strategie sein kann. Zum anderen ist nicht auszuschließen, dass die Wahl des englischen Wortes unbewusst erfolgt. Dieses Phänomen kann auch bei zusammengesetzten Wörtern vorkommen, wie zum Beispiel „zweizimmer room“ (P16) oder „fußball game“ (P04).

Städte und Ländernamen, z. B. „Venice“ (P09) (dt. „Venedig“, ung. „Velence“) oder „Greek“ (P22) (dt. „Griechenland“, ung. „Görögország“), sind im Allgemeinen sehr ähnlich in den verschiedenen Sprachen. Die Lernenden kennen schon diese Ähnlichkeiten und greifen zu den englischen Varianten, wenn ihnen die Deutschen nicht einfallen.

Beispiel (3) zeigt deutlich, dass die zuvor erlernte englische Sprache den Lernprozess des Deutschen unterstützen kann, da ähnliche Wortformen leichter abgerufen werden können – auch wenn das Ergebnis fehlerhaft ist. Die teilnehmende Person erinnerte sich vermutlich daran, dass das englische Verb „to see“ dem deutschen „sehen“ ähnelt, weshalb sie dieses Verb zunächst korrekt notierte. Später wurde die Form ins Präteritum überführt, jedoch ersetzte sie die korrekte Form „sah“ durch „saß“, das jedoch ein anderes Verb darstellt. Es lässt sich nicht eindeutig klären, ob es sich hierbei um einen rein orthografischen oder auch um einen lexikalischen Fehler handelt. Aber es ist festzustellen, dass Präsensform des Verbes zuerst auf Englisch geschrieben wurde.

- (3) Ich ~~see~~ *saß* viele *fußball game*. (P03)

Die sogenannten falschen Freunde sind Wörter aus verschiedenen Sprachen, die ähnlich oder gleich aussehen, aber eine unterschiedliche Bedeutung haben. Ein gutes Beispiel für ein solches Transferphänomen ist die Verwendung des deutschen Wortes „also“ anstelle von „auch“. Der Grund dafür liegt häufig in einer fehlerhaften Assoziation mit dem englischen Wort „also“, das lautähnlich ist, jedoch eine andere Bedeutung hat. Diese formale Ähnlichkeit führt dazu, dass Lernende das deutsche „also“ fälschlicherweise als Entsprechung von „auch“ verwenden und es entsprechend falsch im Text einsetzen, wie folgend:

- (4) *Also* Ich habe viel in Computer gespielt. (P22)
- (5) Ich *also* kann lange geschlafen. (P29)

Die Verben „lernen“ und „studieren“ weisen auf den ersten Blick eine große Ähnlichkeit mit den englischen Entsprechungen „learn“ und „study“ auf (vgl. Lantos 2024: 155 f.). Im Ungarischen existiert für beide Konzepte lediglich ein einziges Verb: „tanulni“. Dies lässt zunächst vermuten, dass ungarische Lernende mit Englischkenntnissen keine Schwierigkeiten haben sollten, die beiden deutschen Verben korrekt zu verwenden. Diese Annahme erweist sich jedoch nicht als durchgehend zutreffend. Im Deutschen bezeichnet „lernen“ im Allgemeinen den Prozess des Wissenserwerbs, während „studieren“ überwiegend im Zusammenhang mit dem Hochschulstudium gebraucht wird. Auch im Englischen unterscheiden sich „learn“ und „study“ semantisch: „learn“ drückt in erster Linie den Erwerb von Wissen oder Fähigkeiten aus, während „study“ stärker auf den Lernprozess selbst bezogen ist (vgl. ebd.). Dieses Phänomen kommt auch als Transferfehler bei dem folgenden Beispiel vor:

(6) Ich bin viele *studieren* im Sommer und reiten viele. (P17)

5.3. Lexiko-grammatische Transferfehler

Es ist nicht einfach, die lexiko-semantischen und die morpho-syntaktischen Fehler zu unterscheiden, weil sie oft eine Beziehung haben. Die folgenden Fehler konnten auch in dem vorherigen Kapitel betrachtet werden und werden hier als lexiko-grammatische Fehler dargestellt. Sárvári geht davon aus, „dass sich Lexik und Grammatik nicht eindeutig voneinander trennen lassen“ (2023: 102), und bei der Produktion wohlgeformter Ausdrücke benötigen die Lernenden Wortschatz und Grammatik als lexiko-grammatische Einheiten. Die ausgewählten Beispiele veranschaulichen sprachliche Phänomene, bei denen grammatikalische Fehler auf Lücken im lexikalischen Wissen der Lernenden zurückzuführen sind. Es handelt sich dabei um Fälle, in denen die unzureichende Beherrschung des Wortschatzes grammatische Strukturen beeinträchtigt.

Besonders problematisch ist das deutsche Wort „Ferien“, da es im Ungarischen und Englischen sowohl im Singular als auch im Plural verwendet werden kann, im Deutschen jedoch ausschließlich im Plural vorkommt. Da somit Lernende die Sommerferien gedanklich im Singular konstruieren, kommt es in der Textproduktion zu einem Flexionsfehler (P02) oder zu Fehler bei der Artikeldeklinaton (P06):

(7) So wird die *Ferien* immer abwechslungsreich und schön. (P02)

(8) In der ~~Ferinen~~ *Ferien* ich und meine Familie ~~gehen~~ zu Balaton gehen. (P06)

Im Ungarischen und Englischen lässt sich die Bedeutung des Fahrradfahrens synthetisch, also mit einem einzigen Verb, ausdrücken – etwa „biciklizik“ im Ungarischen oder „to cycle“ im Englischen. Zwar existiert im Englischen auch die analytische Variante „to ride a bike“, jedoch ist im Deutschen ausschließlich die zweiteilige Konstruktion Fahrrad fahren üblich. Diese strukturelle Abweichung kann bei Lernenden zu Unsicherheiten oder Fehlern in der Verbbildung führen:

(9) Ich *fahrad* mit meine freund. (P03)

Bei diesem Beispiel ist es auffällig, dass die teilnehmende Person ein Substantiv in der Stellung des Verbes verwendet, das wie ein Verb klein geschrieben ist (zwar auch andere Substantive werden in diesem Text klein geschrieben), aber nicht konjugiert wird. Wenn sie diesen Satz produziert, stützt sie sich vermutlich auf ihre ungarischen Sprachkenntnisse. Es ist anzunehmen, dass sie den Satz zunächst auf Ungarisch konstruiert, da ihr die entsprechende deutsche analytische Ausdrucksweise nicht einfällt – obwohl diese bereits auf Anfängerniveau vermittelt wird und auf dem Niveau A2 keine Schwierigkeiten mehr bereiten sollte. In diesem Fall könnte der ebenfalls analytisch aufgebaute englische Ausdruck „to ride a bike“ ein potenzielles Hilfsmittel sein, um die Logik der deutschen Wendung zu verstehen. Dabei ist jedoch zu betonen, dass im Deutschen – anders als im Englischen – kein unbestimmter Artikel erforderlich ist. Die Lernenden könnten annehmen, dass ein Artikel notwendig sei, da dieser im Englischen häufig verwendet wird, jedoch fehlt er im Deutschen in vielen Fällen – wie auch in diesem Beispiel. Dieser strukturelle Unterschied kann häufig zu Transferfehlern führen.

Auch die Wahl der korrekten Rektionen kann für Sprachlernende erhebliche Schwierigkeiten bereiten, da sich häufig keine direkte Entsprechung zwischen den Sprachen herstellen lässt, welche Präpositionen oder welcher Kasus ein bestimmtes Verb verlangt. Eine der häufigsten Transferfehler resultiert genau aus dieser Problematik. Die Verwendung von Präpositionen wird zwar in der Regel der Grammatik zugeordnet, doch da die Rektion in der Semantik des jeweiligen Kopfes verankert ist und eine zentrale Rolle bei der Bedeutungsbildung spielt, werden solche Fehler im Rahmen der lexiko-grammatischen Phänomene behandelt.

Einer der auffälligsten Transferfehler tritt im Zusammenhang mit dem Verb „treffen“ auf. Ungarische Lernende verwenden es häufig fälschlicherweise mit der Präposition mit und dem Dativ, da das ungarische Suffix („-val/-vel“) in vielen Fällen mit der deutschen Präposition mit korrespondiert. Das Verb „treffen“ regiert jedoch den Akkusativ.

(10) Im Sommer konnte ich Ich *mit meiner Freunde* sehr viel treffen und sprechen. (P19)

Zwar existiert auch die reflexive Konstruktion „sich treffen mit + Dativ“, die eine mögliche Alternative darstellen könnte, dennoch ist hervorzuheben, dass die Verwendung reflexiver Verben auf dem Niveau A2 tendenziell problematischer ist als der Gebrauch transitiver Verben.

5.4. Morpho-syntaktische Transferfehler

Morpho-syntaktische Transferfehler zählen zu den häufigsten und zugleich komplexesten Fehlerarten im Fremdspracherwerb. Sie entstehen, wenn Lernende grammatische Strukturen aus ihrer Erstsprache oder einer zuvor gelernten Fremdsprache auf die Zielsprache übertragen. Besonders im Deutschen, das ein ausgeprägtes System von Flexion, Wortstellung und Kasusmarkierung aufweist, kann dies zu typischen Fehlern führen. Diese Untersuchung widmet sich morpho-syntaktischen Transferfehlern bei ungarischsprachigen Deutschlernenden, die Englisch als erste Fremdsprache gelernt haben. Ziel ist es, wiederkehrende Fehlermuster zu identifizieren und deren Ursachen im Zusammenspiel der beteiligten Sprachsysteme zu analysieren. Zur Veranschaulichung morpho-syntaktischer Transferfehler wurden gezielt solche Beispiele ausgewählt, die charakteristische Fehlermuster auf Wort- und Satzebene repräsentieren. Diese Beispiele ermöglichen nicht nur einen differenzierten Einblick in die Art und Weise, wie struk-

turelle Eigenschaften des Ungarischen oder des Englischen den Erwerb morpho-syntaktischer Strukturen im Deutschen beeinflussen, sondern dienen zugleich als Ausgangspunkt für die qualitative Analyse wiederkehrender Fehlerquellen.

Ein typischer Transferfehler ungarischer Deutschlernender beruht darauf, dass im Ungarischen das Substantiv in quantifizierenden Konstruktionen im Singular steht, während im Deutschen in solchen Fällen ein Substantiv im Plural verwendet werden muss. Das folgende Beispiel veranschaulicht dieses Phänomen deutlich:

(11) Ich lerne nicht viele, und lese *drei Buch*. (P07)

Syntaktische Strukturen werden auch aus L1 oder aus L2 transferiert. Ein prägendes Merkmal der ungarischen Sprache ist, dass ein Prädikat auch durch ein Nomen ausgedrückt werden kann, sodass grammatikalisch korrekte Sätze ohne Verb im Ungarischen existieren. Im Deutschen (ebenso wie im Englischen) ist in solchen Fällen jedoch ein Kopulaverb erforderlich. Wenn Lernende diese Kopula im Deutschen weglassen, geschieht dies vermutlich unter dem Einfluss der ungarischen Sprache:

(12) Wenn die Sonne schein und *das Wetter schön* baden wir viel, liege am Strand uns sonne mich. (P06)

(13) Es langweilig für mich. (P18)

In den von den Lernenden verfassten Texten findet sich auch ein Beispiel, bei dem die syntaktische Struktur aus der zuerst gelernten Fremdsprache – dem Englischen – übernommen wurde. Die Konstruktion „There is... / There are...“ wird von der lernenden Person wie folgt in den deutschen Text übertragen:

(14) Die hotel war gut. *Der war* zweizimmer room. (P16)

Zwar existiert eine vergleichbare Struktur auch im Deutschen („Es gibt...“), jedoch wird sie mit einem anderen Verb gebildet. Besonders hervorzuheben ist, dass das Verb „geben“ im Deutschen mit dem unpersönlichen Subjekt „es“ in der dritten Person Singular verwendet wird.

Die größten Schwierigkeiten hatte die Mehrheit der Lernenden mit der korrekten Bildung der Vergangenheitsformen. 42 Prozent der Proband:innen, die einen Text verfassten, konnten ihre Gedanken nur in Präsens formulieren; eine Person (P12) benutzte nur einmal in der E-Mail das Verb „war“ und keine anderen Vergangenheitsformen erschienen im Text. In 18 Schüler:innenaufsätzen sind Vergangenheitsformen zu finden, aber die Produktion dieser Formen ist sehr fehlerhaft. Die Wortstellung in Perfektsätzen stellt in den Texten der Lernenden häufig ein Problem dar:

(15) Ich *habe gekommen* Croatien, Venice und Balaton. (P08)

(16) Wir *gemacht* Volleyball; ~~Kaffe-trunken~~ *getrunkt* Kaffee und sprechte. (P12)

(17) Wir *gefahrt* mit Zug. (P16)

(18) Hast *due gearbeitet* viel auch? (P28)

Zu der syntaktischen Ebene gehörende Interpunktionsfehler kommen sehr oft hervor, obwohl die Regeln im Ungarischen sehr ähnlich sind. (Ich vermute, dass die Lernenden auch im Unga-

rischen Probleme mit der Interpunktion haben, weil sie dazu syntaktische Kenntnisse und die Fähigkeit brauchen, Sätze analysieren zu können.) Darüber hinaus sind die Regeln der Interpunktion im Englischen ganz anders: Vor Bindewörter setzt man zum Beispiel kein Komma in der englischen Sprache.

Wenn die Lernenden über fortgeschrittene Englischkenntnisse und Schreibkompetenzen verfügen, kann es vorkommen, dass sich in ihrem Gebrauch der deutschen Sprache auch diejenigen Interpunktionsregeln zeigen, die sie aus dem Englischen gelernt haben. Zu den auffälligsten Transfererscheinungen zählt der Fall, in dem bei der Hervorhebung eines Satzgliedes im Deutschen unmittelbar nach dem hervorgehobenen Element ein Komma gesetzt wird – ein Phänomen, das eindeutig auf den Einfluss der englischen Interpunktionskonventionen zurückzuführen ist, wie bei dem folgenden Beispiel:

(19) *In die Sommerferien*, habe ich zwei Urlaub gemacht. (P23)

Die teilnehmende Person P23 verfügt über ein Sprachdiplom auf dem Niveau C1 in Englisch. Daraus lässt sich ableiten, dass sie über fortgeschrittene Kompetenzen im schriftlichen Textverfassen in dieser Sprache verfügt. Auf diesem Niveau wird von Lernenden erwartet, dass sie regelmäßig nicht eingebettete Nebensätze verwenden – Satzglieder können nämlich im Englischen nicht in derselben Weise hervorgehoben werden wie im Deutschen. Diese satzstrukturelle Transfererscheinung manifestiert sich bei diesem Beispiel in der Interpunktion. Im Übrigen wendet sie die Regel der Verbzweitstellung (V2-Stellung, auch Inversion genannt) im Deutschen korrekt an.

6. Fazit

In den letzten Jahren hat die Didaktik der Mehrsprachigkeit aus sprachenpolitischen Gründen der Europäischen Union an Bedeutung gewonnen. Auch in Ungarn wurde dieser bildungspolitische Anspruch erkannt: Der Fremdsprachenunterricht stellt eine zentrale Säule des nationalen Bildungssystems dar. Dennoch lässt sich beobachten, dass Englisch als dominante Weltsprache häufig die Rolle der ersten Fremdsprache übernimmt, wodurch Deutsch zunehmend in die Position der dritten erlernten Sprache (L3) rückt. In diesem Zusammenhang gewinnt der sog. DaFnE-Unterricht (Deutsch als Fremdsprache nach Englisch) an Relevanz.

Ziel dieser Arbeit war es, den Erwerb des Deutschen als L3 im Kontext ungarischer Lernender zu untersuchen, wobei besonderes Augenmerk auf schriftsprachliche Leistungen gelegt wurde. Die Analyse konzentrierte sich auf mögliche Transfererscheinungen, die aus der Interaktion zwischen Ungarisch (L1), Englisch (L2) und Deutsch (L3) entstehen können. Dabei wurden typische Fehlerphänomene systematisch den jeweiligen Sprachebenen zugeordnet, um so ein differenziertes Bild der zugrunde liegenden Prozesse zu zeichnen.

Es wurde erläutert, wie und in welchen Formen Transferfehler in der Produktion schriftlicher Texte auftreten. Dabei wurden phonetisch/phonologische, lexikalisch-semantische, morpho-syntaktische, sowie textpragmatische Fehler separat betrachtet. Diese Einteilung ermöglichte eine präzise Klassifikation der beobachteten Abweichungen und trug dazu bei, den Einfluss des Englischen als L2 auf verschiedenen Ebenen zu identifizieren.

Im empirischen Teil der Arbeit wurde nachgewiesen, dass der Einfluss des Englischen besonders im Bereich des Wortschatzes stark zum Tragen kommt. Lernende greifen häufig auf englische Ausdrücke zurück, entweder als bewusste Ersatzstrategie oder mangels entsprechender Kenntnisse im Deutschen. Auch morpho-syntaktische Strukturen zeigen deutliche Interferenzen mit dem Englischen, insbesondere in der Perfektbildung und in der Wortstellung bei Perfektformen.

Als Ausblick kann festgehalten werden, dass die vorliegende qualitative Untersuchung zwar ein genaues, aber nur begrenztes Bild der DaFnE-Situation in Ungarn bietet. Um ein besseres Verständnis für den Erwerb des Deutschen als L3 zu erhalten, wäre es hilfreich, auch quantitative Methoden einzusetzen. Eine größere Datenerhebung könnte zeigen, wie häufig bestimmte Fehlertypen auftreten, und so neue Impulse für die Gestaltung des DaFnE-Unterrichts geben.

Literatur

- Chlosta, Christoph/Schäfer, Andrea/Baur, Rupprecht S. (2008): Fehleranalyse. In: Ahrenholz, B./Oomen-Welke, I. (Hg.): Deutsch als Zweitsprache. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren (= Deutschunterricht in Theorie und Praxis, Bd. 9), S. 265–279. [Online]: https://www.uni-due.de/imperia/md/content/daz-daf/deutschunterricht_dtp_band_9_beitrag_fehleranalyse.pdf (letzter Zugriff: 10.05.2025)
- Fekete, Olga (2014): Komplexität und Grammatikalität in der Lernaltersprache. Eine Längsschnittstudie zur Entwicklung von Deutschkenntnissen ungarischer Muttersprachler. Münster: Waxmann.
- Glaboniat, Manuela/Müller, Martin/Rusch, Paul/Schmitz, Helen/Wertenschlag, Lukas (2017): Profile Deutsch. [CD-ROM]. Stuttgart: Ernst Klett.
- Europarat (2001): Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen. Berlin/München/Wien/Zürich/New York: Langenscheidt.
- Fries, Charles Carpenter (1945): Teaching and Learning English as a Foreign Language. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Hall, Christopher J./Ecke, Peter (2003): Parasitism as a default mechanism in L3 vocabulary acquisition. In: Cenoz, J./Hufeisen, B./Jessner, U. (Hg.): The multilingual lexicon. New York et al.: Kluwer Academic Publishers, S. 71–86.
- Hufeisen, Britta/Gibson, Martha (2003): Zur Interdependenz emotionaler und kognitiver Faktoren im Rahmen eines Modells zur Beschreibung sukzessiven multiplen Sprachenlernens. In: Bulletin VALS-ASLA (Vereinigung für angewandte Linguistik in der Schweiz) 78, S. 13–33.
- Hufeisen, Britta (2003a): Kurze Einführung in die linguistische Basis. In: Hufeisen, B./Neuner, G. (Hg.): Mehrsprachigkeitskonzept – Tertiärsprachenlernen – Deutsch nach Englisch. Strasbourg: Council of Europe Publishing. S. 7–11.
<http://archive.ecml.at/documents/pub112G2003.pdf> (letzter Zugriff: 10.05.2025)
- Hufeisen, Britta. (2003b). L1, L2, L3, L4, Lx – alle gleich? Linguistische, lernerinterne und lerner-externe Faktoren in Modellen zum multiplen Spracherwerb. In: Baumgarten, N./ Böttger, C./ Motz, M./Probst, J. (Hg.): Übersetzen, Interkulturelle Kommunikation, Spracherwerb und Sprachvermittlung – das Leben mit mehreren Sprachen. Festschrift für Juliane House zum

60. Geburtstag. Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht [Online], 8 (2/3), S. 97–109. <https://tujournals.ulb.tu-darmstadt.de/index.php/zif/article/view/537> (letzter Zugriff: 10.05.2025).
- Hufeisen, Britta (2010): Theoretische Fundierung multiplen Sprachenlernens – Faktorenmodell 2.0. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 36, S. 200–207.
- Hufeisen, Britta (2019): Förderung des DaF-Unterrichts durch Mehrsprachigkeitskonzepte. In: Ammon, U./Schmidt, G. (Hg.): Förderung der deutschen Sprache weltweit. Vorschläge, Ansätze, Konzepte. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 337–350.
<https://doi.org/10.1515/9783110479232-020>.
- Kast, Bernd (1999): Fertigkeit Schreiben. Berlin/München/Wien/Zürich/New York: Langenscheidt.
- Kleppin, Karin (1995): Fehler und Fehlerkorrektur. Berlin/Zürich/Leipzig/Wie/Zürich/New York: Langenscheidt.
- Krumm, Hans-Jürgen (1990): „Ein Glück, daß Schüler Fehler machen!“. Anmerkungen zum Umgang mit Fehlern im lernerorientierten Fremdsprachenunterricht. In: Leupold, E./Petter, Y. (Hg.): Interdisziplinäre Sprachforschung und Sprachlehre. Tübingen: Narr, S. 99–105.
- Lado, Robert (1957): Linguistics across Cultures. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Lantos, Viktória (2024): Kontrasztív lexigokrammatika a DaFnE-koncepcióban. In: Karlovitz, J. T. (Hg.): Pedagógiai gondolkodásunk a konfliktusokkal terhelt világban. Marcelová: International Research Institute sro. S. 149–162.
- Nat (2020): Nemzeti alaptanterv (2020). In: Magyar Közlöny 2020/17, S. 290–446.
- Neuner, Gerhard/Hufeisen, Britta/Kursisa, Anta/Koithan, Ute/Erlenwein, Sabine (2005): Deutsch als zweite Fremdsprache. Berlin/München/Wien/Zürich/New York: Langenscheidt.
- Sárvári, Tünde (2024): Evaluation im Fremdsprachenunterricht. Szeged: JGYFK.
- Sárvári, Tünde (2022): Über Sprachaneignung für (angehende) Sprachlehrende. Szeged: JGYFK.
- Sárvári, Tünde (2020): Wie könnte die deutsche Grammatik gezähmt werden? Überlegungen zu einer schülerfreundlichen Grammatikvermittlung im DaF-Unterricht in der Sekundarstufe I. In: Dibóné Borbély, Á./Propst, E./Sárvári, T./Szalai, T. (Hg.): Kulcs a világhoz. Drahotá-Szabó Erzsébet közzöntésére. Schlüssel zur Welt. Festschrift für Erzsébet Drahotá-Szabó. Szeged. JGYPK, S. 211–230.
- Selinker, Larry (1992): Rediscovering interlanguage. New York: Longman Inc.

Werkstatt

„Kleine Literatur“ in der Minderheitenliteraturforschung. Fessel oder Chance?

Kende Lőrinc Varga 

Pannonische Universität
varga.kende@gmail.com

Abstract

This study explores whether Deleuze and Guattari's „minor literature“ theory helps understand the Romanian-German literary scene of the 1970s, specifically the Aktionsgruppe Banat. The paper investigates the theory's three principles: language deterritorialization, political content, and collective enunciation. It first defines „Romanian-German“ as a complex, yet unifying, historical term for diverse German-speaking minorities, highlighting the internal variety within this literary tradition. Applying the „minor literature“ concept, the study shows how the Aktionsgruppe Banat, through experimental and politically charged aesthetics, moved beyond provincial themes to address social structures, using „Kafkaesque“ linguistic forms. Their work exemplifies how individual experiences in a minority context inherently become political, fostering a collective voice that challenges dominant narratives.

While acknowledging criticisms of Deleuze and Guattari's model, the analysis argues its value in illuminating dependency relationships within minority literatures. Instead of viewing it as a restrictive center-periphery opposition, emphasizing the rhizomatic nature of these literatures offers a more nuanced understanding, freeing them from rigid categorizations. The study concludes that Deleuze and Guattari's theory is not a limitation but an opportunity for deeper insight into minority literatures, drawing significant parallels between the Aktionsgruppe Banat and Kafka's literary context.

Keywords

minority literature, „littérature mineure“, Aktionsgruppe Banat, Romanian-German literature, Deterritorialization, Deleuze and Guattari

In der Minderheitenliteraturforschung ist zweifelsohne eine überaus große Vielfalt an Herangehensweisen und Theorien zu bemerken, die ihren Forschungsgegenstand aufgrund von unterschiedlichen Schwerpunkten zu definieren versuchen. Die folgende Fallstudie setzt sich zum Ziel, die Funktionsfähigkeit der von den französischen Philosophen Gilles Deleuze und Félix Guattari entwickelten Theorie der ‚kleinen Literatur‘ für die Analyse der rumäniendeutschen Literaturszene der 1970er Jahre zu untersuchen, insbesondere am Beispiel der Ästhetik des banatschwäbischen Literaturkreises „Aktionsgruppe Banat“. Im Folgenden sollen die drei Grundprinzipien des Theorieansatzes – erstens, die Deterritorialisierung der Sprache, zweitens, der politische Gehalt der kleinen Literaturen und drittens die kollektive Aussageverkettung – dargestellt und die Funktionsfähigkeit dieser Prinzipien für die Analyse der rumäniendeutschen Literatur überprüft werden.

Begriffsproblematik: ‚Rumäniendeutsch‘

Deleuze und Guattari entwickelten ihre Thesen zur ‚kleinen Literatur‘ maßgeblich auf Grundlage von Kafkas literarischer Rolle und seinem Werk. Um dieses Modell auf das Feld der rumäniendeutschen Literatur ausweiten zu können, müssen zunächst die grundlegenden Begriffe dieser Literaturszene und ihre kulturhistorische Entwicklung erläutert werden. Hierbei steht insbesondere die Klärung der Bezeichnung ‚rumäniendeutsch‘ im Fokus.

Ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts etablierte sich für die deutschsprachige Literatur Rumäniens, bedingt durch die Neukonstituierung der Grenzlinien der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie, der Begriff ‚rumäniendeutsch‘. Diese Zuschreibung subsumierte die unterschiedlichen deutschsprachigen Minderheiten – wie beispielsweise Banater Schwaben, Siebenbürger Sachsen oder Bukowina-Deutsche – unter einer mehr oder weniger groben Oberkategorie. Dieser Vereinheitlichungsprozess, der lange Zeit als selbstverständlich galt, prägte auch die Literaturrezeption.

In diesem Sinne stellt das Wort ‚rumäniendeutsch‘ an sich eine literaturgeschichtliche Konfliktzone dar, da es die inhärente Vielfalt der deutschsprachigen Literaturen in Rumänien unangemessen vereinfacht und homogenisiert. Die Genese und Verwendung dieses Phänomens weisen jedoch spannende Facetten auf, zumal es sich dabei primär um ein politisches Konstrukt und weniger um ein selbstorganisiertes Bündnis der Minderheiten handelte. Dennoch führte die so entstandene Situation zu einer Art Schicksalsgemeinschaft, wodurch die gemeinsame Bezeichnung als ‚Rumäniendeutsche‘ eine gewisse Berechtigung erlangte.

Der Soziologe und Schriftsteller Anton Sterbling verknüpfte mit dem Begriff neben der „ideologisch motivierten“ (Sterbling 2022: 96) Zuordnung der deutschsprachigen Minderheiten auch eine analytische Funktion. Aus literaturhistorischer Perspektive „diente [er] zur Verortung einer bestimmten Regional- und Minderheitenliteratur in einem spezifischen zeitgeschichtlichen Kontext und betonte dabei ausdrücklich, dass es sich um eine *deutsche*, nicht rumänische Literatur handelte“ (ebd.). In der vorliegenden Untersuchung wird diese Funktion als primär angesehen und Sterblings Einschätzung zugrunde gelegt, dass der Begriff „eigentlich recht unbelastet und bis heute sinnvoll verwendbar“ (ebd. 97) ist.

Die sich neu formierende rumäniendeutsche Literaturszene bewahrte weiterhin die unterschiedlichen Schwerpunkte der einzelnen deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen. So operierten die Literaturbereiche der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben zwar auf der Ebene staatlicher Presseorgane und Verlage deutschsprachiger Texte (wie Albatros und Kriterion in Bukarest oder Dacia in Klausenburg) als eine übergreifende Einheit, rechneten sich jedoch weiterhin unterschiedlichen Literaturszenen zu.

Zu den wesentlichen Differenzen zwischen den verschiedenen deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen zählen primär die unterschiedlichen Ansiedlungszeiten sowie die abweichenden gesellschaftlichen Strukturen. Während die Banater Schwaben sich erst im 18. Jahrhundert ansiedelten und vornehmlich im Agrarbereich tätig waren, reicht die Geschichte der Siebenbürger Sachsen bis ins 12. Jahrhundert zurück. Darüber hinaus lässt sich feststellen, dass bei den Banater Schwaben eine markante Gegenüberstellung städtischer Zentren und des ländlichen Raumes zu beobachten war, wohingegen die Siebenbürger Sachsen in kohärenten Gemeinden lebten. Diese Gesichtspunkte müssen bei der Untersuchung dieser Literaturen unbedingt

Berücksichtigung finden. Daher lässt sich die multikulturelle pragerdeutsche Literaturszene lediglich unter spezifischen Bedingungen mit der rumäniendeutschen Literatur parallelisieren und das Modell von Deleuze und Guattari in diese integrieren.

„Kleine Literatur“ der Aktionsgruppe Banat

Wendelin Schmidt-Dengler zeigt auf einen interessanten Aspekt der „kleinen Literatur“, indem er darauf aufmerksam macht, dass „Deleuze und Guattari von einer kleinen Literatur [sprechen], nicht aber von deren Geschichte“ (Schmidt-Dengler 2007: 43). Eben dieser Aspekt kann aus der Sicht der Minderheitenliteraturen spannende Forschungsfelder eröffnen.

Nach Deleuze und Guattari hat ein deutschsprachiger Autor unter den Rahmenbedingungen der kleinen Literatur zwei Alternativen:

Entweder wir bereichern dieses papierene Deutsch artifiziell, blähen es auf, indem wir sämtliche Ressourcen eines Symbolismus, einer Hellseherei, einer esoterischen Sinngebung, eines verborgenen Signifikanten ausbeuten [...]. Kafka entschied sich schnell für den anderen Weg – oder besser, er erfand einen anderen: das Pragerdeutsch nehmen, wie es ist, mit all seiner Armut. (Deleuze/Guattari 1976: 28)

Im Sinne des obigen Zitats lassen sich auch in den Strömungen der rumäniendeutschen Literatur ähnliche Muster entdecken. Die rumäniendeutsche Literatur insgesamt war maßgeblich von der Spannung zwischen ihrer Anknüpfung an binnendeutsche literarische Tendenzen und der Notwendigkeit geprägt, Durchsetzungsstrategien für ihre spezifische Provinzliteratur zu entwickeln. Demzufolge dominierte bei einigen Autoren eine identitätsstiftende Funktion, die sich in regional bedingten gesellschaftlichen oder, oft auch, von der sozialistischen Ideologie geprägten Motiven äußerte (vgl. hierzu die späte Lyrik Alfred Margul-Sperbers). Tradition, Bräuche und das ländliche Milieu definierten maßgeblich den Charakter dieser Werke.

Als Beispiel hierfür können die in Mundart verfassten Humoresken von Hans Kehrler genannt werden, die – neben vielen anderen ähnlichen Werken – in der Mundart-Beilage „Pipatsch“ der „Neuen Banater Zeitung“ erschienen (vgl. Streit/Zirenner 1970: 126). Diese Arbeiten verstärkten eindeutig den Provinzstatus der rumäniendeutschen Literatur. Dieser Status wurde jedoch nach einem literarischen Paradigmenwechsel in den 1970er-Jahren in zahlreichen öffentlichen literarischen Diskussionen und von den meisten Akteuren der Literaturszene (Autoren, Rezensenten, Redakteuren) kritisch hinterfragt.

Zu den Kritikern der Ästhetik der älteren Generation gehörte Anfang der 1970-er Jahre auch die literarische Gruppierung unter dem Namen Aktionsgruppe Banat, die aus jungen Autoren – Richard Wagner, Gerhardt Ortinau, Johann Lippet, Werner Kremm, Anton Sterbling, Ernest Wichner, Rolf Bossert und William Totok – bestand. Ihr poetisches Programm war doppelt geprägt: einerseits von der experimentellen deutschsprachigen Avantgarde-Literatur wie z. B. der Wiener Gruppe oder Helmut Heißenbüttels, andererseits von der Poetik Bertolt Brechts und anderer ostdeutschen Autoren wie Johannes Bobrowski oder Volker Braun (vgl. Wagner 1990: 123). Die ästhetischen Grundprinzipien der Gruppe unterschieden sich sowohl von denen der älteren Generationen als auch von vieler Zeitgenossen gleichen Alters. Wagner definierte ihre Position folgendermaßen:

Wir erklärten lauthals, wir seien Marxisten, und wir hielten uns auch dafür. Was wir politisch dachten, war eine schräge Mischung aus Sozialismus mit menschlichem Antlitz, Che Guevara, Marcuse und Leninschen Merksätzen aus dem Vokabular unserer Schulzeit, die eine nicht minder erstaunliche literarische Entsprechung hatte. Wir lasen [...] Autoren, die außer uns an unserem Wirkungsort Temeswar kaum einer kannte. (ebd.)

Ihre provokativ-kritische Ästhetik, in die sich auch politische, gesellschaftskritische Obertöne mischten, wurde vom Ceaușescu-Regime in einer scheinbaren Liberalisierungsphase der Politik geduldet. Doch dies währte nicht lange: Die Aktivitäten der Gruppe wurden 1975 von der Securitate gestoppt und die Gruppe selbst nach monatelangen Schikanen aufgelöst. Trotz ihres kurzen Bestehens zählen die Autoren der Aktionsgruppe jedoch zu den bedeutendsten rumänien-deutschen Autoren, die den Fokus von der Heimat- und Landschaftsliteratur auf Gesellschaftsstrukturen verschoben. Ihre Rolle war dabei auch durch ihre Minderheitenposition bestimmt, die die Richtung ihrer literarischen Weiterentwicklung prägte. Ihre Position bzw. ihr neues Realitätsbewusstsein lässt sich mit dem theoretischen Instrumentarium einer kleinen Literatur gut darstellen.

Das Streben nach neuen Strategien und die Überwindung der Reterritorialisierung durch traditionelle Natur- und Heimatliteratur manifestiert sich in der Literatur der Aktionsgruppe in einer Form „kafkaesker“ Strukturen, im Sinne von „unendlichen Hierarchien und [als] ein unendlicher Aufschub“ (Kaul 2010: 152), wie es Susanne Kaul frei nach Jorge Luis Borges in Bezug auf Kafka formulierte. Diese Hierarchien werden in den Texten der Aktionsgruppe Banat in unterschiedlichen Strategien ersichtlich: sowohl auf der Satzebene durch Wiederholung und Variation als auch auf der Ebene der unterschiedlichen Motive und Inhalte. Ein gutes Beispiel liefert dazu Richard Wagners Gedicht „Dialektik“:

wir haben die verhältnisse erkannt
 wir haben beschlossen sie zu verändern
 wir haben sie verändert
 dann kamen andere
 die haben die veränderten verhältnisse
 erkannt und haben beschlossen
 sie zu verändern
 sie haben die veränderten veränderten verhältnisse
 verändert.
 dann kamen andere
 die haben die veränderten veränderten
 verhältnisse erkannt und haben
 beschlossen sie zu verändern
 sie haben die veränderten veränderten
 verhältnisse verändert
 dann kamen andere
 (Wagner 1972: 128)

In dem Gedicht wird sehr präzise auf die Form und den Aufbau geachtet; die wiederkehrenden Ausdrücke werden kontinuierlich, in regelmäßigen Abständen erweitert. Die Sinnlichkeit, die bei der Wiener Gruppe meistens sehr dominant erscheint, bleibt im Gedicht – wie auch in zahlreichen anderen Werken der Aktionsgruppe Banat – in einer einfach rezipierbaren Form, damit die Bedeutung und eventuell eine allgemeinverständliche Interpretation für das Publikum nicht verlorengehen. Die sich wiederholende Handlung bildet ein Muster, das bestimmte Hierarchien

aufweist bzw. die Dynamik des Textes aufrechterhält. Dabei kann wiederum das – nach Deleuze und Guattari gemeinte – Vorantreiben der Deterritorialisierung erfolgen, bis „nur noch die Intensität übrig bleibt“ (Deleuze/Guattari 1976: 28). Sie beschreiben genau diese Hierarchien als hochintensivierte Sprachsequenzen „aus lauter Intensivzuständen, eine Skala oder einen Stromkreis aus reinen Intensitäten, den man in jeder Richtung, von oben nach unten wie von unten nach oben durchlaufen kann“ (Deleuze/Guattari 1976: 31). Auch der Philosoph Elias Kreuzmair erwähnt diesen Charakter der kleinen Literatur und erläutert dabei die erhöhte Permeabilität des literarischen und des politischen Feldes. Durch die formale Gestaltung der Texte entsteht die Verkoppelung dieser beiden:

Diese Verbindung macht die kleine Literatur politisch im revolutionären Sinne. Hier vollzieht sich ein Werden der Minderheit, in der Literatur wird ihr etwas hinzugefügt, wird ihre Identität erweitert, verändert. Die Sprache, vor allem die Syntax in ganz grundlegender Weise, trägt durch ihre Variationsmöglichkeiten, den Anstoß und das Potenzial zur Veränderung in sich. (Kreuzmair 2010: 38)

Die Eigenschaft der kleinen Literatur, stets in der Lage zu sein, sich fortwährend zu verändern und dadurch eine Unzahl von Variationen darzubieten, ermöglicht gleichzeitig die Demontage der Formen und Strukturen der traditionellen Heimatliteratur der Zeitgenossen.

Der oben skizzierte ‚ausgetrocknete Wortschatz‘, von dem Deleuze und Guattari sprechen, zieht nach der Germanistin Cristina Tudorică im Fall der rumäniendeutschen Literatur den Verlust der Funktionalitätsebene der Sprache nach sich:

Für den deutschen Schriftsteller wird sich der Verlust der Funktionalitätsebenen der Sprache [...] als unüberwindbar erweisen, weil Sprache das Material ist, aus dem er seine Realität formt. Sein Werkzeug wird ihm quasi aus den Händen gerissen. Die Sprache, die ihm gelassen wird, reicht nicht aus, um die rumänische Realität zu bewältigen. (Tudorică 1997: 33)

Als Wirkung der oben erwähnten traditionellen rumäniendeutschen Literatur entsteht eine hochreduzierte, „papierene Sprache“ (Deleuze/Guattari 1976: 24) in der Literatur der Aktionsgruppe, die einerseits ein verändertes Realitätsbewusstsein ergibt und andererseits neue Ausdrucksformen bewirkt. Bei Kafka rückt die Gattungsform ‚Parabel‘ in den Vordergrund, die von Gerhard Neumann präzisiert und als ‚blinde Parabel‘ bezeichnet wurde. Nach Neumann „zeugt [sie] vom Problem der Verständigung unter den Menschen“ (Neumann 2012: 22). Er stellt weiterhin fest, dass die ersten Texte von Kafka „bald aphoristisch zugespitzt, bald ein Detail der Wirklichkeit sorgsam fokussierend“ (ebd. 16) sind. Ähnliche Strukturen sind in zahlreichen Texten der Aktionsgruppe Banat zu beobachten. Besonders stark kommt der aphoristische Charakter zum Vorschein. Ein Beispiel ist Sterblings Text „Legende vom Weisen in der Wüste“:

Winde treiben Wünsche tief in die Wüste
Der Weise verlässt sein Zelt und schreibt
in den Sand: Alle Wüstenbewohner sollen Fischer werden.
Kein Wüstenbewohner ist Fischer geworden.
 Es ist trotzdem gut, dass
 Winde Wünsche tief in die Wüste treiben. (Sterbling 1972: 103)

Durch die rätselhafte Formulierung verwandelt sich der Text in einen verschlüsselten Aphorismus, in eine blinde Parabel. Die Funktion dieser Parabel ist die Darstellung eines detaillierten

Bildes der Realität, eben aus dem Realitätsbewusstsein heraus, aus dem die rumäniendeutschen Autoren ihre Narrative der Wirklichkeit zu beschreiben versuchen. Während im vorigen Text – „Dialektik“ – die sprachlichen Strukturen als sich wiederholende Hierarchien geschildert werden, deutet dieser Text die Unendlichkeit der Handlungen zwar mithilfe einer anderen sprachlichen Gestaltung an, er produziert jedoch ebenfalls die Darstellung einer kafkaesken Realität, eben in seiner parabelhaften Sprache. Zur Parabolik Kafkas stellt Susanne Kaul fest:

Wenn Kafkas Texte, [sic] oder eine Reihe von Texten Kafkas parabolisch sind, dann nicht dergestalt, dass sie ein Gleichnis für etwas benennbares Anderes sind, sondern in dem Sinne, dass sie mehr bedeuten, als sie sagen, nur dass der Schlüssel, mit dem das ‚mehr‘ zu erschließen wäre, nicht zu haben ist. Adorno zufolge gehen Kafkas Texte nicht symbolisch in eine bestimmte Bedeutung über. Sie seien parabolisch, aber dennoch nicht zu entschlüsseln: „Es ist eine Parabolik, zu der der Schlüssel entwendet ward.“ (Kaul 2010: 168)

Die parabelhafte Eigenschaft der eigenen Texte erklärte das Mitglied Anton Sterbling explizit in der Einführung der ersten gemeinsamen Textsammlung aus dem Jahr 1972:

Ihr werdet Gedankenschlupfwinkel im leisesten metapherverdächtigen Wort und parabelverwandten Satz ausfindig machen wollen. Ihr werdet Anspielungen, Zweideutigkeit, eine innere Problematik suchen. Ihr werdet durchschaubare Wirklichkeit vermuten. Ihr werdet glauben, dass ihr euch irrt oder dass sich die Autoren geirrt haben. Ihr werdet zweifeln. Ihr werdet prüfen, vergleichen, Argumente suchen, um diese Texte zu widerlegen. (Sterbling 1972: 3)

Das Beispiel Sterblings bzw. die Werke der Aktionsgruppe Banat kennzeichnet schließlich ihr mal sehr reduzierter, mal überaus metapherverdächtiger oder parabelverwandter Sprachgebrauch; eben ihre Deterritorialisierung, die auf der Ebene der Laute ebenfalls zu entdecken ist, und zwar in den neoavantgardistisch geprägten Sprachspielen und in der Lautpoesie. Erst wenn die Laute ausgesprochen werden, wird die Sprache verortet: „Durch den Mund und die Zähne, die die Laute bilden, territorialisieren sich jene. Die Sprache findet ihren Ort also im Klang. [...] Deterritorialisierung ist also [...] die Befreiung der Sprache.“ (Kreuzmair 2010: 40)

Der politische Gehalt

Das zweite Prinzip der kleinen Literatur ist ihr politischer Gehalt. Deleuze und Guattari formulieren zu den kleinen Literaturen übergreifend die folgenden starken Behauptungen: „In ihnen ist alles politisch“. Und „jede individuelle Angelegenheit [ist] unmittelbar mit der Politik verknüpft.“ (Deleuze/Guattari 1976: 25) Dieser politische Gehalt erscheint in der rumäniendeutschen Literaturszene mit einer erhöhten Intensität. Die Anmerkung der rumäniendeutschen Autorin Herta Müller kann gerade mit Blick auf diesen politischen Charakterzug der Literatur zur Theorie von Deleuze und Guattari in Bezug gesetzt werden:

Sprache war und ist nirgends und zu keiner Zeit ein unpolitisches Gehege, denn sie lässt sich von dem, was einer mit dem anderen tut, nicht trennen. [...] In dieser Unzertrennlichkeit vom Tun wird sie legitim oder inakzeptabel, schön oder hässlich, man kann auch sagen: gut oder böse. In jeder Sprache, das heißt in jeder Art des Sprechens sitzen andere Augen. (Müller 2009: 39)

Dazu taucht noch die Frage auf, ob Literatur überhaupt in der Lage ist, das Private und das Öffentliche, das Politische voneinander getrennt zu behandeln und darzustellen, da sich – wie

es vorhin erwähnt wurde – die individuelle Angelegenheit, die Deleuze und Guattari an einer Stelle „das ödipale Dreieck der Familie“ nennen, „mit den geschäftlichen, ökonomischen, bürokratischen, justiziären Dreieck [verbindet], die seine Werte bestimmen“ (Deleuze/Guattari 1976: 25). Nach Susanne Lüdemann meint auch Elias Canetti im Fall Kafkas, „dass das Öffentliche und das Private sich nicht mehr voneinander trennen lassen, dass sie einander [...] durchdringen.“ (Lüdemann 2019: 14) Seine Behauptung steht mit der Vorstellung Neumanns im Einklang, „dass Macht in den kleinsten Lebenseinheiten, also dort am stärksten ist, wo sie anonym und gewissermaßen ‚unsichtbar‘ bleibt.“ (Neumann 2012: 15) Wenn daher in der kleinen Literatur das Individuelle zugleich auch politisch ist, verweisen die Machtprozesse auf der Ebene des Privaten zugleich auch auf die Machtverhältnisse auf der politischen Ebene.

Ein gutes Beispiel liefert Richard Wagner in seiner kurzen Erzählung „Unser Besucher“, in der er den Besuch eines in den Westen ausgewanderten Verwandten schildert. Die Szene spielt sich zwar im vertrauten Milieu des Gastgebers ab, es entsteht trotzdem eine überaus große Spannung zwischen den Gesprächspartnern, wegen der andersartigen privaten und öffentlichen Situation der Beteiligten. Ein weiteres Beispiel für den politischen Gehalt des Privaten ist Johann Lippets Gedicht „gewesener selbstmordgang der familie“, in dem die Traumata einer Familie dargestellt werden, mit Anspielungen auf gesellschaftliche Ungerechtigkeiten, wie dies das folgende Zitat aus dem Text zeigt:

Es erhängte sich
mein urgroßvater
er war husar gewesen
erzählte mir meine urgroßmutter
er erhängte sich
als einer ihm ins gesicht schlug
als man ihm
seine eggen pflüge und seine sämaschine wegnahm
die er sich aus der schweiz hat schicken lassen (Lippert 1974: 16)

In der kleinen Literatur oder in der Literatur der Minderheit muss daher alles im Bezugssystem der gesellschaftlichen Umstände verstanden werden. Deleuze und Guattari formulieren hierzu folgende These:

In „großen“ Literaturen verknüpft sich die *einzelne Angelegenheit* (das individuelle Geschehen in Familie, Ehe, usw.) tendenziell mit anderen, ebenso einzelnen Angelegenheiten, während das gesellschaftliche Milieu bloß als Umrahmung oder Hintergrund dient [...]. Ganz anders dagegen die „kleine“ Literatur: Ihr enger Raum bewirkt, dass sich jede individuelle Angelegenheit unmittelbar mit der Politik verknüpft. (Deleuze/Guattari 1976: 25)

Diese Hypothese basiert auf dem Inselcharakter der Minderheit, der subjektive Betrachtungen auf der Ebene des Individuums erschwert. So gesehen lässt sich feststellen, dass – laut Elias Kreuzmair – die „Literatur für Deleuze [...] nicht das Erzählen von Erinnerungen, Reiseerlebnissen, seines Liebeslebens, seiner Trauer, Träume oder Fantasmen, also kein reines subjektives Sprechen [ist].“ (Kreuzmair 2010: 38)

Die kollektive Aussageverkettung

Die Behauptung, dass das Subjektive sich zugleich auch auf das Kollektive erstreckt, schließt bereits das dritte Merkmal der kleinen Literatur ein: die Verkettung der einzelnen Subjekte, der unterschiedlichen Erfahrungen, die sich – als eine Art Netzwerk – in ein kollektives Konstrukt verwandelt. Deleuze und Guattari schreiben hierzu: „Was der einzelne Schriftsteller schreibt, konstituiert bereits ein gemeinsames Handeln, und was er sagt oder tut, ist bereits politisch, auch wenn die anderen ihm nicht zustimmen. Das Politische hat jede Aussage angesteckt.“ (Deleuze/Guattari 1976: 26) Die Verkettung der ‚einzelnen Angelegenheiten‘ kann auch in der Lyrik ganz konkret beobachtet werden. Oft geht das lyrische Ich in ein lyrisches Wir über, das solche Erfahrungen thematisiert, die in erster Linie nicht das Individuum, sondern vielmehr die Gemeinschaft betreffen. Die individuelle Perspektive, aus der diese Erfahrungen präsentiert werden, wird dadurch umso bedeutender, da sich die Autoren für eine kollektive Sichtweise der Gemeinschaft engagieren.

Diese Kollektivität wird in Form des Zusammenschlusses der Autoren noch expliziter. Die Aktionsgruppe Banat lässt sich auf diese Weise als eine deklarierte Zunft zur praktischen Verwirklichung von kleiner Literatur deuten. Bemerkenswerterweise beziehen Deleuze und Guattari das letztere Postulat nicht nur auf die Literatur einer sprachlichen Minderheit, sondern auch auf das Schaffen einer literarisch andersartigen Gruppe innerhalb einer ‚großen‘ Literatur:

So gefasst, qualifiziert das Adjektiv „klein“ nicht mehr bloß bestimmte Sonderliteraturen, sondern die revolutionären Bedingungen jeder Literatur, die sich innerhalb einer sogenannten „großen“ (etablierten) Literatur befindet. Auch wer das Unglück hat, in einem Land mit großer Literatur geboren zu sein, muss in seiner Sprache schreiben wie ein tschechischer Jude im Deutschen oder ein Usbeke im Russischen. (Deleuze/Guattari 1976: 27)

Einschränkend weisen Deleuze und Guattari allerdings auf den Talentmangel in Minderheitenliteraturen hin, der die „Bedingungen für individuelle Aussagen“ (Deleuze/Guattari 1976: 25) verschlechtert. Der rumäniendeutsche Publizist Gerhardt Csejka nuanciert die rumäniendeutsche Lage hinsichtlich der Thesen von Deleuze und Guattari, indem er meint, dass die Analyse „selbstverständlich nicht telquel auf rumäniendeutsche Verhältnisse übertragbar [sei], doch wirft sie ein in manchen Bezügen erhellendes Licht auf unsere Literatur“ (Csejka 1990: 97). So stimmt er beiden zu, dass wegen der festen gesellschaftlichen Grenzen einer Minderheit „in den kleinen Literaturen nicht viele ‚Kafkas‘ geboren werden“ (zit. nach Tudorică 1997: 31), das heißt also, dass die von Deleuze und Guattari betonten besseren Chancen der Umsetzung eines ‚intensiveren‘ Sprachgebrauchs nicht unbedingt realistisch sind.

Kritik

Als Beispiel für die kritische Lesarten der Theorie von Deleuze und Guattari soll der Sammelband zur Kafka-Rezeption „Franz Kafka. Wirkungen und Wirkungsverhinderung“ von Steffen Höhne und Ludger Udolph (Höhne/Ludger 2014) stehen. Im Aufsatz des Bandes mit dem Titel „Franz Kafka als Schutzpatron der minoritären Literaturen – eine französische Erfindung aus den 1970-er Jahren“ werden von der Wissenschaftlerin Marie-Odile Thirouin die wichtigsten

kritischen Fragestellungen bezüglich des Modells von Deleuze und Guattari formuliert. Diese Kritikpunkte sollen jedenfalls auch bei der Behandlung der rumäniendeutschen Literatur in Betracht gezogen und reflektiert werden. Als Erstes stößt man auf das Problem des Übersetzens. Kafkas Tagebucheinträge werden aus dem Deutschen ins Französische zuerst von Marthe Robert übersetzt, die die Bezeichnung ‚klein‘ absichtlich oder unabsichtlich als ‚mineure‘ deutete, was zuletzt zu einem ersten Missverständnis führen kann:

Denn das Adjektiv mineur, das sich von der lateinischen Komparativform minor ableitet, bedeutet im Französischen nicht klein, sondern kleiner, also zweitrangig, und hat im Unterschied zu petit, das rein quantitativ und nicht unbedingt abwertend ist, eine negative Konnotation. (Thirouin 2014: 335)

Freilich stellt sich aus dem Konzept von Deleuze und Guattari eindeutig heraus, dass es sich nicht um eine qualitative Einordnung der literarischen Werke handelt. Bereits die Bezeichnung selbst weist auf die möglichen Stellen des Missverstehens, der „Sinnverschiebung“ (ebd.) hin. Als ‚klein‘ kann vielmehr – wie vorhin schon angedeutet – das Verhältnis der Literatur einer Minderheit zur Literatur der Mehrheit, bzw. zur Literatur im Heimatland beschrieben werden.

Durch die kritische Auseinandersetzung mit dem vorhin erwähnten Inselcharakter der Prager deutschsprachigen Minderheit wird von Thirouin ein weiteres Problemfeld angedeutet. Die von Deleuze und Guattari behandelten und als Beispiel herangezogenen Minderheiten in Prag bildeten kein homogenes Feld, keine einheitlichen Gruppen, sondern waren sogar auch örtlich sehr zerstreut und gerieten demnach leicht in Kontakt zueinander. Die eher schematische Skizzierung der unterschiedlichen Völker und Kulturen entsprach den wahren Umständen darüber hinaus eher weniger (vgl. ebd. 338). Der Topos des Inselcharakters bzw. des Ghetto-Vergleichs wird bei Deleuze und Guattari mit dem ebenfalls angedeuteten Bild des Deutschen als eine papierene, d. h. eine verarmte, reduzierte Sprache, verbunden. Thirouin behauptet aber, dass diese papierene Sprache nach Deleuze und Guattari mit einem „künstliche[n], rein mechanische[n], abgeleitete[n] und zum Thema unreine[n], leblose[n] Produkt eines abseits vom Volk geführten Daseins“ (ebd. 342) gleichgestellt werden kann.

Im Konzept von Deleuze und Guattari handelt es sich zwar in Form von ‚großen‘ und ‚kleinen‘ Literaturen um ein Zentrum-Peripherie-Verhältnis, es lassen sich dennoch einige Bemerkungen hinsichtlich ihrer Thesen formulieren, die die Theorie der kleinen Literatur im Spiegel der Kulturwissenschaft präzisieren bzw. aus einer neuen Perspektive beleuchten. Das von Deleuze und Guattari modellierte Konzept setzt eine doppelte Abhängigkeit der kleinen Literatur voraus: einerseits von der großen Literatur, und andererseits von der Literatur der territorialen Mehrheit, das heißt, von den gesellschaftlichen, politischen Umständen und Systemen ihrer Umgebung. Der rumäniendeutsche Essayist Gerhardt Csejka verwendet dafür den Begriff der „erhöhten Unselbstständigkeit“ (Csejka 1990: 94) und verweist dabei auch auf die sprachliche Situation der Minderheit: Sie „verliert an Boden, wird ‚deterritorialisiert‘, und dies bleibt für die Literatur nicht ohne Folgen.“ (ebd.) Die Germanistin Tudorică beschreibt diesen Abhängigkeitsumstand wie folgt:

Im Laufe der literarischen Entwicklung von Minderheiten ist die Beziehung Rand-Mitte eindeutig einseitig bestimmt: vom Rand der Mitte zur Mitte des Randes. Der Rand braucht die Mitte, um seine Identität zu erhalten [...]. Die Anziehungskraft der Mitte erklärt teilweise auch die Aufnahme literarischer Strömungen,

die Wahl der Vorbilder und selbst die sogenannte heimatverbundene Literatur als Versuche der Reterritorialisierung. (Tudorică 1997: 31 f.)

Im Sinne des Mitte-Rand-Modells lässt sich die Dynamik kleinerer Literaturen mit Herders Kugelmodell der Kulturen vergleichen. Dieses Modell, das Wolfgang Welsch in seinem bekannten Essay „Was ist eigentlich Transkulturalität?“ beschreibt, charakterisiert Kulturen als eigenständige Kugeln, die sowohl ein internes Homogenitätsgebot als auch ein externes Abgrenzungsgebot aufweisen (vgl. Welsch 2014: 40). Eine vergleichbare Absicht offenbart sich in der rumäniendeutschen Literatur und, darüber hinaus, in Minderheitenliteraturen im Allgemeinen: Die Kriterien und Möglichkeiten der literarischen Adaption werden regelmäßig in zahlreichen deutschsprachigen Periodika erörtert. Dabei steht die Problematik der territorialen Bezüge – sei es politischer, kultureller oder gesellschaftlicher Natur – stets im Vordergrund. Csejka meinte diesbezüglich, „der Rand träumt davon, sich selbst als Rand aufzugeben, mit der ‚Mitte‘ in eins zu fallen.“ (Csejka 1990: 97) Die Integration der rumäniendeutschen Literatur in den Kanon der binnendeutschen Literatur wurde somit gerade durch ihren Inselcharakter erschwert.

Die kleine Literatur selbst kann jedoch auch aus der anderen Perspektive, mit einem Schwerpunkt auf den Rand, auf die Peripherie behandelt werden. Der Germanist Robert G. Elekes verdeutlicht eben diese Perspektive, als er das Rampenlicht von der klassischen Zentrum-Peripherie-Beziehung auf die – nach Deleuze und Guattari formulierte – Rhizom-Eigenschaft (vgl. Deleuze/Guattari 1976: 7) der kleinen Literaturen lenkt. Elekes betont damit die Vernetztheit diverser Machtprozesse oder Machtzentren:

Die kleine Literatur besteht aus einer Vielzahl von unterentwickelten Mitten, von Machtdiskursen ohne Macht, von denen man neu anfangen, auf neue Wege kommen kann, und in dieser Bewegung die herrschenden Formen der Mitte mit sich mitreißen und dadurch entkräften kann. (Elekes 2021: 14)

Bei der genaueren Positionierung der rumäniendeutschen Literatur stellt er fest, dass es hier nicht um eine Über- oder Unterstellung der einen oder anderen – der großen und der kleinen – Literatur gehe: „Wir haben es hier nicht mit einer dialektischen Gegenüberstellung von Rand und Mitte zu tun. [...] Die Annäherung zu Zentrum [war] ein Katalysator für das Vorantreiben der Deterritorialisierung der deutschen Literatur in Rumänien.“ (ebd. 13) Wird die rumäniendeutsche Literatur als ein nach Selbstständigkeit strebendes Forschungsobjekt aufgefasst, so wird ihre untergeordnete, provinzielle Bewertung aufgehoben. Auch Tudorică weist auf die territorialen (Un)Abhängigkeitsbestrebungen hin:

Reterritorialisierung [die die Abhängigkeit verstärkt – K. V.] und absolute Deterritorialisierung sind in den Texten rumäniendeutscher Autoren der letzten Generation sehr eng miteinander verknüpft [...]. Das Ziel dieser literarischen Bestrebungen ist [...] der Versuch, aus einer dreifachen Unmöglichkeit auszubrechen. (Tudorică 1997: 32)

Obwohl sich die Theorie von Deleuze und Guattari hinsichtlich des Kontextes von Kafka und des Prager Deutschen nicht eindeutig als eine adäquate, valide Herangehensweise erweist, ist ihre Beurteilung im Fall der rumäniendeutschen Literaturszene letztendlich doch prinzipiell anders. Denn auch Thirouin bemerkt schließlich:

Es ist nicht zu bestreiten, dass Deleuze und Guattari unter Berufung auf Kafka ein wirkungsmächtiges Modell entwickelt haben, das bis heute entscheidend zur Reflexion über »Literatur[en] [von] Minderheit[en], die sich einer großen Sprache bedienen[en]« (Deleuze/Guattari 1976: 24) beiträgt. (Thirouin 2014: 347)

Aus den vielfältigen kritischen Interpretationen der Theorie von Deleuze und Guattari geht hervor, dass ihr Modell die Art und den Grad von Abhängigkeitsverhältnissen präzise aufzeigen kann. Jedoch erweist sich die Gegenüberstellung von Mitte und Rand, Zentrum und Peripherie oder Kanonliteratur und Provinzliteratur als kontraproduktiv, wenn es um die Analyse einzelner Werke und die Modellierung der Literaturszene einer Minderheit geht. Dieser Ansatz kann die Grenzen traditioneller Kanonisierung nicht überwinden und führt zudem immer wieder zu den einschränkenden Kategorisierungen einer „Provinzliteratur“. Einen möglichen Ausweg bietet jedoch die Akzentuierung des Rhizom-Charakters von Minderheitenliteraturen auf einer transkulturellen literaturhistorischen Basis. Dies würde sie von den Fesseln des Anpassungszwangs befreien. Das Modell von Deleuze und Guattari stellt somit keine Fessel, sondern vielmehr eine Chance für ein umfassenderes Verständnis der Minderheitenliteraturen dar.

Fazit

Schließlich sollen die Parallelen noch einmal erörtert und aufgezählt werden: Die erste These der kleinen Literatur war die mehrfache Deterritorialisierung, die bei Kafka aus der Situation der Juden und des Prager Deutschen entstand. Bei der Aktionsgruppe Banat war das ebenfalls eine dreifache Unmöglichkeit, wie bei Kafka: „[Die] Unmöglichkeit, nicht zu schreiben, [die] Unmöglichkeit, deutsch zu schreiben, und [die] Unmöglichkeit, anders zu schreiben“. (Deleuze/Guattari 1976: 24) Kafka gestaltet seine Texte mit der erwähnten Nüchternheit, die in den Texten der Aktionsgruppe Banat genauso charakteristisch ist.

Die zweite Aussage – in der kleinen Literatur sei alles politisch – kann anhand der Texte der Aktionsgruppe Banat exzellent geprüft und nachgewiesen werden. Schon in den erwähnten wenigen Beispielen, aber auch bei der Untersuchung des ganzen Werks der Aktionsgruppe ist dieses Merkmal überaus bedeutend. Das Engagement der Autoren richtet sich zugleich nach politischen, gesellschaftlichen, kulturellen Bereichen. Die individuelle Angelegenheit nimmt sogar in den kleinsten Lebenseinheiten einen politischen Charakterzug an.

Darüber hinaus kann das dritte Merkmal – die Verkettung und Kollektivierung – am Beispiel der Aktionsgruppe Banat ebenfalls beobachtet werden. Die Annahme von Deleuze und Guattari, dass nämlich der „Schreibende am Rande“ umso mehr in der Lage ist, „eine mögliche andere Gemeinschaft auszudrücken, die Mittel für ein anderes Bewusstsein und eine andere Sensibilität zu schaffen“ (Deleuze/Guattari 1976: 26), scheint auch bei den rumäniendeutschen Autoren der Fall zu sein. Das neue Bewusstsein und die neue Realitätsauffassung gestalten eine Verkettung von Prozessen, Texten, Autoren.

Nicht zu vergessen ist hierbei die kritische Rezeption der Theorie von Deleuze und Guattari in der Literaturgeschichtsschreibung. Letztlich zeigt sich in der aktuellen Literaturforschung, dass Deleuze und Guattaris Modell zwar kaum oder gar nicht direkt übertragbar ist, sich jedoch exzellent weiterentwickeln und an die heutigen literaturtheoretischen Strömungen anpassen

lässt, bzw. sie hervorragend ergänzen kann. Dies belegt das gesteigerte Interesse an dieser Theorie, das auch in den letzten Jahren zu beobachten ist.

Aus dieser vergleichenden Fallstudie lässt sich zum Schluss feststellen, dass die Literaturszene der Aktionsgruppe Banat in vielerlei Hinsicht ähnliche Merkmale aufweist wie die deutschsprachige Literaturszene um Kafka und sich an diese an mehreren Schnittstellen anschließen lässt, was in der weiterführenden Forschung bislang wenig oder gar überhaupt nicht beachtete Aspekte erhellen mag. Insbesondere im Rahmen der transkulturellen Literaturforschung können die aus der oben thematisierten Zentrum-Peripherie-Beziehung resultierenden Spannungen erfolgreich aufgehoben werden. Dies wiederum erlaubt eine distanziertere und umfassendere Betrachtung der Kanonisierungsprozesse und macht sie für eine tiefgreifende Analyse der Literaturen bestimmter Regionen zugänglich.

Literatur

- Am Anfang war das Gespräch. Erstmalige Diskussion junger Autoren / Standpunkte und Standorte. In: Wichner, Ernest (Hg.) (1992): Ein Pronomen ist verhaftet worden. Texte der Aktionsgruppe Banat. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 31–35.
- Csejka, Gerhardt (1990): Der Weg zu den Rändern, der Weg der Minderheitenliteratur zu sich selbst. Siebenbürgisch-sächsische Vergangenheit und rumäniendeutsche Gegenwartsliteratur. In: Neue Literatur 41(5–6), S. 91–103.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1976): Kafka. Für eine kleine Literatur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Elekes, Robert G. (2021): Die rumäniendeutsche Literatur als kleine Literatur. In: Bulletin of the Transilvania University of Braşov Series IV: Philology and Cultural Studies 14 (63) (Special Issue), S. 7–26. <https://doi.org/10.31926/but.pcs.2021.63.14.3.1>.
- Entstehung und Auflösung einer Gruppe. In: Solms, Wilhelm (Hg.) (1990): Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur. Marburg: Hitzeroth, S. 265–287.
- Kaul, Susanne (2010): Einführung in das Werk Franz Kafkas. Darmstadt: WBG.
- Kreuzmair, Elias (2010): Die Mehrheit will das nicht hören. Gilles Deleuze' Konzept der littérature mineure. In: Helikon. A Multidisciplinary Online Journal 1, S. 36–47.
- Lippert, Johann (1974): Gewesener Selbstmordgang der Familie. In: Neue Literatur 25(4), S. 16–18.
- Lüdemann, Susanne (2019): Canettis Kafka. In: Canetti, Elias: Prozesse. Über Franz Kafka. München: Carl Hanser, S. 7–27.
- Müller, Herta (2009): Der König verneigt sich und tötet. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Neumann, Gerhard (2012): Kafka. Experte der Macht. München: Carl Hanser.
- Schmidt-Dengler, Wendelin (2007): Kleine Literatur, ganz groß. In: Brandtner, Andreas/Michler, Werner (Hg.): Zur regionalen Literaturgeschichtsschreibung. Fallstudien / Entwürfe / Projekte. Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich. Freistadt: Land Oberösterreich, Stifter-Haus, Zentrum für Literatur und Sprache, S. 38–44.
- Sterbling, Anton (2022): Banater Schwaben, Donauschwaben, Rumäniendeutsche – Fragen zur kollektiven Identität. In: Ders.: Das Banat, die Deutschen aus Rumänien und die rumänien-

- deutsche Literatur. München: Landsmannschaft der Banater Schwaben (= Banater Bibliothek 22), S. 69–104. <https://doi.org/10.2307/jj.30089680.7>.
- Sterbling, Anton (1972): Diese Texte hier sind Lehrstücke... In: *Neue Literatur* 23(11), S. 3.
- Sterbling, Anton (1972): Legende vom Weisen in der Wüste. In: Schneider, Eduard (Hg.): *Wortmeldungen. Eine Anthologie junger Lyrik aus dem Banat*. Temeswar: Facla, S. 103.
- Streit, Karl/Zirenner, Josef (Hg.) (1970): *Schwowisches Volksbuch. Prosa und Stücke in Banater Schwäbischer Mundart*. Temeswar: Facla.
- Thirouin, Marie-Odile (2014): Franz Kafka als Schutzpatron der minoritären Literaturen – eine französische Erfindung. In: Höhne, Steffen/Ludger, Udolph (Hg.): *Franz Kafka. Wirkungen und Wirkungsverhinderung aus den 1970er-Jahren*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau. <https://doi.org/10.7788/boehlau.9783412217402.333>.
- Tudorică, Cristina (1997): *Rumäniendeutsche Literatur (1970–1990). Die letzte Epoche einer Minderheitenliteratur*. Tübingen/Basel: Francke.
- Wagner, Richard (1972): Dialektik. In: Schneider, Eduard (Hg.): *Wortmeldungen*. Temeswar: Facla, S. 128.
- Wagner, Richard (1990): Die Aktionsgruppe Banat. Versuch einer Selbstdarstellung. In: Solms, Wilhelm (Hg.): *Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur*. Marburg: Hitzeroth, S. 121–129.
- Welsch, Wolfgang (2014): Was ist eigentlich Transkulturalität? In: Darowska, Lucyna/Lüttenberg, Thomas/Machold, Claudia (Hg.): *Hochschule als transkultureller Raum?* Bielefeld: Transcript, S. 39–66. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839413753.39>.

„Die Hölle erkennen wir immer erst rückblickend.“ Hölle und Geschichte in Robert Menasses „Die Vertreibung aus der Hölle“

Gyula Tóth 

Universität Szeged
tgyula9507@gmail.com

Abstract

In the 21st century hell is closer to us than ever before: the countless wars, climate disasters, unsupervised technological progress and economic instability have taken their toll on our world, creating a landscape worthy of being called „hell on earth“. Robert Menasse guides the reader through the all-too-familiar hells of human history, drawing parallels between the life of the Jewish scholar Menasse ben Israel, who lived at the time of the Spanish Inquisition, and that of his descendant, Viktor Abravel, who was born on the day the Austrian State Treaty was signed (1955). The paper aims to thematize how Hell is evoked in Robert Menasse's unusual historical novel, while also analyzing how certain elements of the literary representation of hell (and the epic katabasis) appear in the novel.

Keywords

historical novel, hell, underworld, Katabasis, Chronotope, Bakhtin

1. Einleitung

Robert Menasses „Die Vertreibung aus der Hölle“ (2001) ist ein historischer Roman, der die Jahrhunderte umspannt und die Geschichte des berühmten Denkers und Rabbis, Samuel Manasseh ben Israel, und seines entfernten (fiktiven) Nachfahren Viktor Abravanel erzählt. Viktor ist ein gewöhnlicher, fast langweiliger Mann, der am Tag der Unterzeichnung des österreichischen Staatsvertrags (15. Mai 1955) geboren wurde. „Die Vertreibung aus der Hölle“ lässt sich am besten als eine Kombination aus historischem Roman, Familienroman und Bildungsroman beschreiben. Die Geschichte spielt auf drei Zeitebenen, die sich ständig, oft fast unmerklich, abwechseln: Eine folgt dem Leben des Rabbis, eine der Kindheit Viktors und eine der Gegenwart des Romans, dem Abend von Viktors 25-jährigem Maturajubiläum. Robert Menasse beschreibt seinen Roman folgendermaßen:

So gesehen ist dieser Roman, der im 17. Jahrhundert spielt und die Geschichte eines Flüchtlings aus Portugal in der freien Stadt Amsterdam erzählt, nicht ein historischer Roman im klassischen Sinne geworden, sondern eben ein Roman, der eine ganz zentrale Frage meiner Generation, eine geradezu paradigmatische Frage stellt: Wie gehen wir mit Geschichte um und wie erklären wir mit dem Alb der Geschichte unsere vergleichsweise banalen Albträume? (Menasse 2002b)

Vor dem Abendessen am Abend des Maturajubiläums erzählen die ehemaligen Klassenkameraden der Reihe nach, was sie in den letzten 25 Jahren erreicht haben. Als Viktor an der Reihe ist, beginnt er nicht die Ereignisse der letzten fünfundzwanzig Jahre zu erzählen, sondern präsentiert eine Liste der NSDAP-Mitgliedsnummern seiner ehemaligen Gymnasiallehrer. Die



Anwesenden reagieren zunächst entsetzt, dann empört und es kommt zu diversen Beleidigungen. Schließlich verlassen alle bis auf eine Teilnehmerin das Restaurant: Nur Hildegund, die Jugendliebe Viktors bleibt mit ihm und dem Personal zurück. Dies ist der Auftakt zu einer Nacht des Erinnerns, in der neben dem Leben Viktors auch die Geschichte des Rabbiners aus dem 17. Jahrhundert erzählt wird.

Relativ früh im Roman vergleicht Viktor seine Familiengeschichte mit der Hölle, zu der er im Laufe des Romans Zugang findet, und zwar in einem verborgenen päpstlichen Geheimarchiv im Keller des Vatikans, das ihm als persönlicher Zugang zur Hölle der Vergangenheit dient:

Und? Die Geschichte war die Hölle. Ich sah Spitzelakten und Folterprotokolle. Da wurden Menschen zerbrochen und Seelen neu zusammengesetzt. Eine fast industriemäßige Produktion von Seelen. [...] Es gibt keine Pointe. Sonst wäre doch die Geschichte schon längst zu Ende. Nein, nichts. Hölle – und die Vertreibung aus der Hölle! Und dazu ein kleines Geheimnis. (Menasse 2001a: 169)¹

Der Titel des Romans in Verbindung mit mehreren Anspielungen auf populäre Elemente und Bilder der Höllenvorstellungen des 20. Jahrhunderts und die Tatsache, dass diese in einem historischen Roman mit starken Bezügen zur jüdischen Erfahrung verwendet werden, legitimieren eine Lesart, die auf eine literarische Darstellungen der Unterwelt fokussiert.

Es wäre zwar übertrieben, „Die Vertreibung aus der Hölle“ auf eine Reise in die Unterwelt zu reduzieren, der Roman ruft jedoch bei zahlreichen Gelegenheiten den Chronotopos der Hölle und den höllischen Zustand des sinn- und grundlosen Leidens auf. Auch andere Elemente des Abstiegs in die Hölle (Katabasis) kommen vor. In Menasses Roman geht es jedoch nicht um eine abenteuerliche Reise der Hauptfiguren, auf der sich ihre Persönlichkeiten verändern. Bei der Hölle handelt sich vielmehr um einen dauerhaften oder wiederkehrenden Zustand. Es gibt einen Eingang, einen Führer, einen Talisman, einen Fährmann und sogar „Monster“, aber es gibt keine Anzeichen für einen Ausgang und die damit verbundene Erlösung oder Erleuchtung.

Im Zentrum dieses Beitrags steht die Untersuchung, wie die Hölle und bestimmte Elemente der Katabasis in Robert Menasses Roman zum Tragen kommen. Vor der eigentlichen Analyse des Textes erscheint es mir notwendig, einen kurzen theoretischen Hintergrund zu literarischen Höllendarstellungen zu geben. Dabei wird auf die Theorie des Chronotopos von Michail Bachtin zurückgegriffen. Darauf aufbauend werden einige Teile des Romans auf der Grundlage von Rachel Falconers Ausführungen analysiert. Falconer entwirft einen theoretischen Rahmen für die Analyse literarischer Darstellungen der Hölle und konzentriert sich dabei auf ein literarisches Korpus von sehr unterschiedlichen (zeitgenössischen) Romanen, die durch ihre Beziehung zur Hölle miteinander verbunden sind. Neben Falconer dienen die Arbeiten von Isabel Platthaus als weitere Ergänzungen zum Thema der literarischen Höllendarstellungen.

2. Die literarische Hölle

Nach Isabel Platthaus besitzt die Unterwelt, oder die Hölle als Ort eine ideelle Topografie. Die Hölle organisiert sich anhand einer Kette von Oppositionen: „Vergangenheit und Gegenwart, Innen- und Außenraum, Jenseits und Diesseits. [...] Als Jenseits ist sie nicht nur der Ort der

¹ Dieses Zitat reiht sich in den Kontext von Holocaust-Romanen ein, die das Erleben von Verfolgung und Völkermord als Hölle auf Erden charakterisieren, u. a. die Werke von Primo Levi, W. G. Sebald, Anne Michael.

Vergangenheit, sondern auch der einer Zukunft – der Ort, der jede Person am Ende seines Lebens erwartet.“ (Platthaus 2004: 10)

In der antiken Literatur ist die „Katabasis“, die Reise in die Unterwelt, nicht nur ein gelegentliches Ereignis, sondern im Gegenteil, ein fester Bestandteil des Epos, der nach Hans Blumenberg „ein Obligatorium [...] des epischen Helden [ist]“ (Blumenberg 1971: 21). Trotz des Verschwindens des Heldenepos aus der Gegenwartsliteratur beobachtet Platthaus, dass der Topos der Hölle, „ob als Sujet oder als Tropus, als suggestives Detail oder als grundlegendes Modell des literarischen Unternehmens“ (Platthaus 2004: 10) in der erzählenden Literatur der Gegenwart präsent ist. Das ungebrochene Interesse führt Platthaus auf folgende Gründe zurück: „Sie ist, im Gegensatz zur Welt der Lebenden, die Welt der Toten – ein Ort, an dem sich die Vergangenheit sammelt, sowohl in Gestalt beschädigter Überreste, denen das wichtigste fehlt – das Leben –, als auch in Gestalt einer intakten Kette der Tradition, die die Gegenwart als Nachfolge legitimiert.“ (Ebd.)

Platthaus führt weiter aus, dass es sich bei der Unterwelt sowohl um einen konkreten Ort als auch um einen symbolischen Topos handelt:

In ihr verbinden sich Stofflichkeit und Greifbarkeit der Erde mit deren Unzugänglichkeit und Undurchdringlichkeit. Das Ergebnis ist ein Imaginationsraum, der nah und gegenständlich ist und zugleich völlig entzogen bleibt – the otherworld, die andere Welt schlechthin. (Ebd.)

In der Moderne habe dieser Vorstellungsraum jedoch seine Verbindlichkeit verloren:

Die Unterwelt als Totenreich, als Untergrund für die Wurzeln der Welt, als Tiefendimension der Erde oder als Rückzugsort der ältesten Göttergeschlechter – das sind alles Bedeutungsaspekte des Motivs, die nur mehr historisch relevant sind. Mit der Säkularisierung scheint auch die klare vertikale Trennung der Welt in eine obere und eine untere hinfällig geworden. (Ebd.)

Auch Rachel Falconer betont die Rolle des Topos der Hölle in der Literatur der Moderne, und weist darauf hin, dass literarische Darstellungen der Hölle und ihrer Zustände nicht auf die religiöse oder voraufklärerische europäische Literatur beschränkt sind: „From ‚The Waste Land‘ to the ‚Hell Cantos‘ and the Hades chapter of ‚Ulysses‘, modernist texts have represented the material and spiritual dislocations produced in and by Western capitalism as an infernal condition, often directly comparable to Virgil’s or Dante’s underworlds.“ (Falconer 2007: 27) Seit etwa dem 19. Jahrhundert ist die Hölle allmählich irdisch geworden und hat sich dort ausgebreitet. Für Falconer lässt sich der Hauptunterschied zwischen der Hölle des Mittelalters und der Hölle der (Post-)Moderne wie folgt zusammenfassen:

While this may be partially, or in some cases wholly, true, it was also true to an extent for medieval orthodox texts. Medieval Christians believed Hell to exist, but elsewhere, beyond this life; Hell could only be invoked into the present, then as now, by the power of the imagination. Indeed, it might be argued that although medieval Christians believed in the existence of Hell, only secular moderns believe in Hell. Only for us is Hell actually here, whether in the mind, or in actual, twentieth-century historical events. (Ebd. 14)

Im 21. Jahrhundert scheint uns die Hölle näher denn je: Unzählige Kriege, eine wachsende Zahl von Völkermorden, der Klimawandel, die Folgen eines zu schnellen technischen Fortschritts und wirtschaftliche Instabilität haben unsere Welt in Mitleidenschaft gezogen und eine Landschaft geschaffen, die den Namen ‚Hölle‘ verdient.

3. Raum und Zeit in der Hölle

Wenn man über eine Erfahrung oder ein Ereignis sagt: *Es war die Hölle*, dann ruft das beim Zuhörer oder Leser einen allgemeinen Erwartungshorizont hervor. Nach Michail Bachtin ist der Chronotopos eine formale Komponente der Literatur, die auf die Untrennbarkeit von Raum und Zeit hinweist, und kann, wie Gary Saul Morson es formuliert, nicht nur auf einzelne Werke, sondern auch auf ganze literarische Gattungen angewandt werden, da jede erzählerische Gattung implizit einen bestimmten Modus der Zeitlichkeit (und natürlich der Räumlichkeit) verwendet (vgl. Morson 1994: 5). Mit Bachtins Worten:

Im künstlerisch-literarischen Chronotopos verschmelzen räumliche und zeitliche Merkmale zu einem sinnvollen und konkreten Ganzen. Die Zeit verdichtet sich hierbei, sie zieht sich zusammen und wird auf künstlerische Weise sichtbar; der Raum gewinnt Intensität, er wird in die Bewegung der Zeit, des Sujets, der Geschichte hineingezogen. Die Merkmale der Zeit offenbaren sich im Raum, und der Raum wird von der Zeit mit Sinn erfüllt und dimensioniert. (Bachtin 2008: 7)

Nach Gary Saul Morson ist der bachtinische Chronotopos eine bestimmte Ideologie² zum Verständnis der Natur von Ereignissen und Handlungen, die sich nicht notwendigerweise auf den literarischen Bereich beschränkt (vgl. Morson 1990: 367): „Actions are necessarily performed in a specific context; chronotopes differ by the ways in which they understand context and the relation of actions and events to it“ und „[a]ll contexts are shaped fundamentally by the kind of time and space that operate within them.“ (Ebd.) Bachtin sieht, anders als Kant, Raum und Zeit nicht als transzendente Entitäten, sondern als Formen der unmittelbarsten Wirklichkeit:

Bakhtin's crucial point is that time and space vary in qualities; different social activities and representations of those activities presume different kinds of time and space. Time and space are therefore not just neutral „mathematical“ abstractions. Or, to be more precise, the concept of time and space as mathematical abstractions itself defines a specific chronotope that differs from other chronotopes. (Ebd.)

Falconer weist darauf hin, dass Bachtins Chronotopos im 21. Jahrhundert die Grenzen der Literaturwissenschaft überschritten hat: „It is not only literary texts which have chronotopes, but also private and public opinion, government rhetoric, media representation and military campaigns that retrospectively shape historical events into narrative with distinctive chronotopic characteristics.“ (Falconer 2010: 113) Falconer vertritt die Ansicht, dass wir uns in einem Zeitalter befinden, in dem epische und romanhafte Weltanschauungen (und mit ihnen Chronotope) wiederholt in Konflikt geraten. Sie ist der Auffassung, dass die Art und Weise, wie wir diese narrativen Rahmen nutzen, um Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zu interpretieren, einen entscheidenden Beitrag zur Gestaltung unserer Zukunft leisten kann (vgl. ebd.).

Die Hauptmerkmale des Chronotopos der Hölle lassen sich nach Falconer wie folgt zusammenfassen: Die Enge des Raums schränkt die Bewegungsfreiheit ein, der völlige Verlust der Möglichkeit der Zukunft erzeugt das Gefühl der Trennung und Entfremdung von der Umge-

² „In its primary sense, a chronotope is a way of understanding experience; it is a specific form-shaping ideology for understanding the nature of events and actions.“ (Morson 1990: 367)

bung und anderen Menschen, obwohl die Betroffenen oft in eine ununterscheidbare Masse gezwungen werden (vgl. ebd. 42).³

4. Analyse

In ihrer Untersuchung präsentiert Falconer eine Liste typischer Symbole, Motive und anderer literarischer Mittel bzw. Elemente, die in einem literarischen Werk über eine Reise in die Hölle vorkommen können (vgl. ebd. 43). Dabei ist zu beachten, dass es sich hierbei nicht um eine präskriptive Liste handelt, bei der alle Elemente in einem Werk, das sich mit der Hölle befasst, unbedingt vorkommen müssen. Die Liste umfasst somit die signifikantesten und am häufigsten auftretenden Elemente der Katabasis. Nach Falconer unterliegt die literarische Darstellung der Hölle einem ständigen Wandel und entwickelt sich immer weiter.

To the above collection of traditional underworld topoi and imagery, new motifs that have become generically defining for contemporary literature would have to be added, including images or ideas derived, for example, from Stevenson's „Dr Jekyll and Mr Hyde“ (1886), Eliot's „The Waste Land“ (1922), Conrad's „Heart of Darkness“ (1899), and Lewis Carroll's „Alice in Wonderland“ (1897). (Ebd. 44)

Im Folgenden wird die Beziehung zwischen Raum und Zeit anhand von drei Punkten aus Falconers Liste analysiert, nämlich „A person lost in a wood, labyrinth or trackless ocean“ (Eine Person, die sich in einem Wald, einem Labyrinth oder Ozean spurlos verirrt), „A guide from the otherworld sent to recover the person lost“ (ein Führer aus dem Jenseits, der geschickt wird, um den Verlorenen zu finden) und „Distortions of time“ (Verzerrungen im Lauf der Zeit). Die Auswahl dieser drei Aspekte erfolgte zum einen aufgrund ihrer signifikanten Bedeutung für die Darstellung der infernaln Verhältnisse in dem vorliegenden Roman, zum anderen aufgrund ihrer zentralen Signifikanz bei der Schaffung des Chronotops der Hölle und der Katabasis in einem weiteren Sinne.

Meines Erachtens ordnet Falconer bestimmte Motive und Symbole, die häufig im Zusammenhang mit der Hölle und der Unterwelt auftauchen, fälschlicherweise der Katabasis-Literatur zu, obwohl sie die Hölle als eigenständigen Chronotopos in ihrer Studie nicht ausführlich behandelt, sondern sie durchweg als Teil der Katabasis betrachtet. Flüsse der Unterwelt (Styx, Phlegethon, Lethe, Acheron, Cocytus usw.), Charon-ähnliche Gestalt(en), Ungeheuer und Dämonen (oft eine Kombination aus christlicher und jüdischer Ikonographie), durch Grenzen getrennte Höllenregionen, Schwellen/Grenzübergänge, das gleichzeitige Vorhandensein von Feuer und Eis, leidende schuldige (oder, wie wir sehen werden, manchmal unschuldige) Seelen, Verzerrungen von Zeit und Raum sind alles Motive, die nur indirekt mit der Katabasis in Verbindung gebracht werden können, sie sind in der Tat Elemente des Chronotops der Hölle.

³ Ein Mangel von Falconers Definition des Chronotops der Hölle ist ihre Unvollständigkeit. Das führt dazu, dass stellenweise wichtige Informationen fehlen, die später zwar erwähnt, aber nicht mit der ursprünglichen Definition in Verbindung gebracht werden.

4.1. Der Streuner und sein Führer

Eine Person, die sich in einem Wald, einem Labyrinth oder im unwegsamen Ozean verirrt, ist im vorliegenden Roman natürlich nicht wörtlich gemeint. Viktor und Manasseh wurden über die Vergangenheit ihrer Familien und die Religion ihrer Vorfahren im Unklaren gelassen. Damit wurden ihnen Informationen vorenthalten, die für die Entwicklung einer stabilen Identität und eines Zugehörigkeitsgefühls entscheidend sind. In der Folge beteiligt sich der junge Mané an der Verfolgung der Juden in seiner Heimatstadt, die von den Kindern als „Schweinejagd“ bezeichnet wird. In einer zunächst spielerisch anmutenden Aktion schlagen die Kinder verdächtige jüdische Kinder und ziehen sie nackt aus, merken aber schnell, dass sie die ‚heimlichen Juden‘ allein an ihrem Aussehen nicht erkennen können. Mané schlägt vor, die Verdächtigen zu beobachten und jede ihrer Bewegungen aufzuzeichnen, um die Untergetauchten später leichter identifizieren und verfolgen zu können.

Der Gymnasiast Viktor ist sich der jüdischen Wurzeln seiner Familie nicht bewusst, bis er bei einer Machtdemonstration in der Schule einen Mitschüler antisemitisch beschimpft und schlägt. Erst nach diesem Skandal erzählte ihm sein Vater davon:

„Du hast wirklich dieses Wort gesagt? Du hast wirklich gesagt: –“ und dann, statt dieses Wort zu wiederholen, ihm dieses Wort ins Gesicht zu schleudern, war die Hand des Vaters in seinem Gesicht gelandet. (Menasse 2001a: 118)

Saujud!, hatte sein Vater schließlich zu ihm gesagt, merk dir das: Es gibt nur eine Art von Menschen, zu denen man Saujud sagen darf: nämlich zu Juden, die zu Juden Saujud sagen! [...] Damals hatte er [Viktor; Gy. T.] erst erfahren, daß er sich selbst geschlagen hatte. (Ebd. 119)

Die Bedeutung dieser Szene kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie macht nämlich eine weitere Parallele zwischen den beiden Jungen evident: Aufgrund der mangelnden Information bezüglich ihrer jüdischen Abstammung (in Manassehs Fall erfolgte dies, um ihn und die Familie vor der Inquisition zu schützen, bis er alt genug war, um die Bedeutung seiner Abstammung zu verstehen), ahmten sie die Haltung der vorherrschenden sozialen/religiösen Klasse nach. Das physische Aggressionsverhalten gegenüber dem Mitschüler manifestiert sich für Viktor als eine Art „Schweinejagd“, die sich durch eine von Manasseh abweichende Motivation, jedoch unter Berücksichtigung ähnlicher sozialer Faktoren und Traumata konstituiert.

Auf der Grundlage dieser Informationen lässt sich darauf schließen, dass beide Jungen von ihrer Umwelt getrennt und fast entfremdet waren, was auch für ihr gesamtes Leben gilt. Viktor lebte im Internat in unmittelbarer Nähe zu anderen Kindern, bezeichnete aber nie jemanden als engen Freund oder überhaupt als Freund. Mané auf der anderen Seite wollte, dass Fernando ihn so sehr mochte, dass er mit voller Absicht anfang, unschuldige Menschen in Gefahr zu bringen. Beide Jungen waren praktisch Fremde in ihren Elternhäusern, wo man sie bestenfalls vernachlässigte, schlimmstenfalls aber misshandelte.

Der bereits erwähnte Besuch des Vatikanarchivs wirkte wie ein Katalysator auf das Leben des bis dahin orientierungslosen Viktor. Nach der Durchsicht der Dokumente im Archiv beschloss der junge Mann, sich der historischen Forschung zu widmen, insbesondere der spanisch-portugiesischen Inquisition und der Vergangenheit der Familie Abravanel. Diese Stelle des Romans lässt sich mit einem anderen Punkt von denen Falconers verbinden, nämlich mit „A guide from the otherworld sent to recover the person lost“ (ein Führer aus dem Jenseits, der geschickt wird,

um den Verlorenen zu finden). Diese Rolle übernimmt eine Figur, die aus Viktors Sicht wirklich aus der Unterwelt, oder aus der Vergangenheit kommt, wie etwa Dantes Vergil, und die einen großen Einfluss auf sein ganzes Leben ausübt. Der kleine Mané oder Samuel Manasseh ben Israel führt Viktor wie ein Führer aus dem Jenseits nicht nur durch die Hölle seiner eigenen Familie, sondern auch durch die Hölle der Geschichte. Wie bei Dante, haben wir es hier mit einem Intellektuellen zu tun, der aus der Vergangenheit zurückkehrt, der christlichen Religion verbunden ist,⁴ ohne christlich zu sein und der trotz seiner jüdischen Religion von den christlichen Intellektuellen der frühen Aufklärung geschätzt wurde. Gegen Ende des Romans, kurz vor seinem bevorstehenden Tod, macht sich der alte Manasseh einige sehr wichtige Gedanken über das Wesen der Zeit, die auch die Theorie unterstützen, dass er Viktors Führer ist, der den Jungen, anstelle der Eltern, aus einer Entfernung von fast einem halben Jahrtausend durch das Leben führt:

Er stellte sich plötzlich das Zeitkontinuum vor wie ein Laken – vielleicht war es zusammengelegt, mehrfach gefaltet, so wie die Laken, die seine Frau im Schrank verwahrte, dann müßte man doch durch ein Loch, einen Durchschlupf wieder bei sich selbst landen, vor und zurück, in der Vergangenheit oder in der Zukunft, dann wäre der alte Manasseh der Engel Manés und umgekehrt, dann ist man selbst das Kind, das man am Ende beschützt, und dieses Kind stirbt nicht, solange man lebt. (Menasse 2001a: 573)

Einen Mann wie Menasseh, durch die Hölle führen zu lassen, ist vielleicht nicht so hilfreich, wie es auf den ersten Blick scheint. Er wird als willensschwacher Mann dargestellt, der sich nie für sich oder seine Familie einsetzt und unter schwerem Alkoholismus, Drogenmissbrauch und Spielsucht leidet. Nicht gerade ein typischer Schutzengel. Doch trotz all seiner Fehler und Schwächen gibt seine persönliche Geschichte dem jungen Viktor ein Gefühl von Sinnhaftigkeit und motiviert ihn, eine akademische Laufbahn einzuschlagen.

4.2. Parallele Träume und Schicksale

Im Chronotopos der Hölle, wie es von Falconer beobachtet wird, scheint die Zeit der dominierende Faktor zu sein. Deshalb halte ich es für wichtig, über die Alpträume der beiden Männer zu sprechen, die eng mit dem Bruch der Regeln der Zeit im alltäglichen Sinne verbunden sind. Bereits in dem früher zitierten Interview mit Menasse wurde eine Verknüpfung von Alptraum und Geschichte betont: „Wie gehen wir mit Geschichte um und wie erklären wir mit dem Alb der Geschichte unsere vergleichsweise banalen Albträume?“ (Menasse 2002b)

Zwei sehr ähnliche Alpträume plagen die beiden Kinder. Da diese Alpträume von zentraler Bedeutung sind, folgen nun einige längere Zitate.

[Der Alptraum von Mané:]

Es wird an die Tür gehämmert. Das ist nicht zu hören, der Traum ist lautlos, aber er weiß: Es wird an die Tür gehämmert. Er schaut durch die Ritzen der Fensterläden und sieht viele Menschen vor dem Haus, einige schlagen mit ihren Fäusten gegen die Tür, es ist Nacht, da sind Fackeln, deren Schein grelle Löcher in das Bild brennt, plötzlich fliegen Steine gegen das Fenster, er duckt sich und wird zugleich von seiner Mutter zurückgerissen, die ihn an der Hand zu einem Fenster an der Rückseite des Hauses zerzt. [...] Aber auch dort sind draußen Menschen, sein Impuls ist, zu laufen, wegzulaufen, aber wohin? Es gibt keinen Weg

⁴ Manasseh veröffentlichte ein Werk („The Conciliator of R.“), das die scheinbaren Widersprüche zahlreicher Bibelstellen in Einklang zu bringen suchte und das, obwohl es sich in erster Linie an die jüdische Gemeinschaft richtete, auch in christlichen Kreisen positiv aufgenommen wurde.

mehr, aber doch möchte er laufen, zumindest hin zu der Truhe oder zu dem Schrank, aber er kann sich nicht mehr bewegen, eine ungeheure Schwere hat ihn erfaßt, gegen die er von innen heraus mit aller Kraft drückt, um sie zu brechen, vergebens, während seine Mutter ihn umschlingt, ihn an sich drückt, und er weiß, daß jetzt die Türe der Gewalt nachgibt. (Menasse 2001a: 61)

[Der Alptraum von Viktor:]

Zuerst hörte ich, daß Stiefel im Laufschrift die Treppe des Stiegenhauses hinaufstampfen. Ich weiß nicht, wieso ich wußte, daß es Männer mit Stiefeln waren, aber es waren Stiefelschritte. Dann klopft es an die Tür, ganz heftig, bald so, daß es sich anhört, als wollte man sie eintreten. [...] Es ist dunkel, aber wir erkennen vor dem Haus Männer in langen Ledermänteln. Wir rennen in ein hofseitiges Zimmer, schauen auch dort aus dem Fenster. Auch im Hof stehen Männer. Das waren Männer von der GESTAPO. Ich weiß nicht, warum ich das wußte, aber ich wußte es. Die Nazis kommen uns abholen. (Ebd. 67)

Wie die zitierten Passagen zeigen, träumen die beiden Kinder von vergangenen Judenverfolgungen, insbesondere von sehr jungen jüdischen Kindern und ihren Müttern, wobei die Figur des Vaters verdächtig abwesend ist. Die Abwesenheit des Vaters lässt sich auf die bereits zitierte Stelle zurückführen, in der sich der alte Manasseh selbst als Schutzengel seines eigenen kindlichen Ichs imaginiert. Dieser Teil ist ironisch zu lesen, da Manasseh selbst ein abwesender Vater war.

Viktor und Mané sind nicht in der Lage, eine Erklärung für den Ursprung der Albträume zu finden, da keiner von ihnen von den Verfolgungen gehört hatte und es bereits erwähnt wurde, dass sie nicht einmal wussten, dass sie in eine jüdische Familie hineingeboren wurden. Mané überprüft die möglichen Quellen der Träume, schließt jedoch alle Möglichkeiten aus. Die einzige logische Erklärung, die auch im Roman auftaucht, ist, dass

[s]olche Geschichten [da] waren. Es wurde darüber geredet. Es wurde zu erklären, zu beruhigen versucht. Zugleich waren sie nicht da. Es wurde nicht offen geredet. Es wurde dichtgehalten. Dunkle Worte, Gesten, Tonfälle, Stimmungen hatten ihn phantasieren lassen, herrisch und lustvoll im Spiel mit Fernando, angsterfüllt in diesem Traum. (Ebd. 70)

Es besteht eine evident signifikante Diskrepanz zwischen der Verbindung der beiden Jungen (und ihren Vorfahren) und den herrschenden Normen von Zeit und Raum. Sie sind durch eine Kette sich scheinbar endlos wiederholender gesellschaftlicher Traumata miteinander verbunden. Menasse achtet darauf, dass sich ihre Erfahrungen und Persönlichkeiten nicht zu sehr ähneln, und gewährt den beiden im Rahmen seines Zyklus von Vertreibung und Verfolgung eine gewisse Freiheit. Diese These wird durch das Ende des Romans bestätigt. Die Entscheidung Menasses, den Tod des Rabbiners in die Erzählung zu integrieren, während er gleichzeitig die Möglichkeit einer positiven Zukunft für Viktor in der Geschichte belässt, lässt die Sehnsucht nach einer Welt erahnen, in der Traumata dieser Art keine Rolle mehr spielen.

5. Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass die Lebensgeschichte der beiden Jungen zwei Zwischenstationen einer größeren Kontinuität darstellt. Menasse demonstriert damit, dass sich Geschichte in wiederkehrenden Mustern manifestiert, die einer kontinuierlichen Veränderung entbehren und die menschliche Historie als eine ewige, sich wiederholende Hölle interpretieren lassen. Es sei jedoch angemerkt, dass es von entscheidender Bedeutung ist, sich die Frage zu

stellen, ob sich die Geschichte tatsächlich wiederholen kann oder ob der Mensch darauf konditioniert ist, in allen Epochen der Menschheitsgeschichte Muster von höllenähnlichen Ereignissen zu sehen.

Astrida Ment vertritt die Auffassung, dass sich die Geschichte nicht wiederholt, da sie bereits abgeschlossen ist und nicht mehr verändert werden kann, sie ist aber der Meinung, dass historische Muster sich in der Folge wiederholen und zu ähnlichen Konstellationen verdichten können, sodass die Menschen sie nach dem Raster des kulturellen Gedächtnisses als vergleichbar wahrnehmen (vgl. Ment 2007: 101 f.). Robert Menasse äußerte sich in einer Dankesrede ähnlich über das Wesen der Geschichte: „Es wiederholt sich also nicht die Geschichte, sondern im Wesentlichen der Begriff, den wir für eine je einzigartige historische Situation ausrufen und dekretieren.“ (Menasse 2002a: 42)

Die vermeintliche Kontinuität bleibt bestehen, aber die Wiederholung entpuppt sich als ein durch das kollektive historische Gedächtnis und Traumata sowie durch erzwungene Erinnerung konstruiertes Trugbild, wie die Träume der beiden Kinder zeigen, das sich bei näherer Betrachtung leicht auflösen lässt. Für Menasse ist die erzwungene Erinnerung ebenso idiotisch wie der Ruf nach einem Schlussstrich im Zusammenhang mit historischen Traumata. Er sagt jedoch, dass es seiner Meinung nach ein vernünftiges Drittes gebe:

Sowohl in der Tragik als in der Lächerlichkeit das Fortwirken von Geschichte immer wieder zu erzählen. Darum fallen Kalauer und Schmerz des Viktor am Ende zusammen in dem Satz: Ab wann ist etwas, das geschieht, Geschichte? Einerseits morgen, andererseits nie. (Menasse 2001b)

Als Schlussbemerkung ist festzuhalten, dass Menasse offensichtlich auf Elemente der epischen Katabasis zurückgreift, um die Geschichte der Menschheit als unendliche Hölle darzustellen, aus der es kein Entrinnen gibt. Er kann dem Leser zwar keinen Ausweg aus dieser Hölle aufzeigen, aber den Menschen helfen, die in der Tiefe verborgenen Strukturen zu verstehen, und eine mögliche Lösung für den Umgang mit der Last der Geschichte anbieten.

Literatur

- Bachtin, Michail M. (2008): Chronotopos [1937–1938/1975]. Berlin: Suhrkamp.
- Blumenberg, Hans (1971): Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos. In: Fuhrmann, Manfred (Hg.): Terror und Spiel – Probleme der Mythenrezeption (= Poetik Und Hermeneutik 4). München: Fink, S. 11–66.
- Falconer, Rachel (2005): Hell in Contemporary Literature. Western Descent Narratives since 1945. Edinburgh: Edinburgh University Press.
<https://doi.org/10.3366/edinburgh/9780748617630.001.0001>.
- Falconer, Rachel (2010): Heterochronic Representations of the Fall: Bakhtin, Milton, DeLillo. In: Bemong, Nele/Borghart, Peter/Dobbeleer, de Michel/Demoen, Kristoffel/Temmerman, de Koen/Keunen, Bart (Hg.): Bakhtin's Theory of the Literary Chronotope: Reflections, Applications, Perspectives. Gent: Academia Press, S. 111–131.
- Menasse, Robert (2001a): Die Vertreibung aus der Hölle. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Menasse, Robert (2001b): Die Tragik und die Lächerlichkeit. Robert Menasse im Gespräch über seinen vierten Roman „Die Vertreibung aus der Hölle“.

<https://www.derstandard.at/story/654509/die-tragik-und-die-laecherlichkeit> (letzter Zugriff: 24.05.2025).

Menasse, Robert (2002a): Die Lehre des Rabbi. In: Friedrich-Hölderlin-Preis. Reden zur Preisverleihung am 7. Juni 2002. Bad Homburg: Magistrat der Stadt Bad Homburg v.d. Höhe / Stiftung Cläre Jannsen.

Menasse, Robert (2002b): Wenn die Geschichte mit dem Fuß aufstampft. Robert Menasse über die Prägekraft des Mauerfalls und der Geschichte, über Antisemitismus, Aufklärung und neue Projekte. <https://web.archive.org/web/20211017183310/https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/wenn-die-geschichte-mit-dem-fuss-aufstampft> (vgl. auch: <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/wenn-die-geschichte-mit-dem-fuss-aufstampft>) (letzter Zugriff: 30.08.2025).

Ment, Astrida (2007): Die Wiederholbarkeit des Unwiederholbaren. In: Schörkhuber, Eva (Hg.): Was einmal wirklich war. Zum Werk von Robert Menasse. Wien: Sonderzahl, S. 83–110.

Morson, Gary Saul (1994): Narrative and Freedom. The Shadows of Time. New Haven & London: Yale University Press.

Morson, Gary Saul/Emerson, Caryl (1990): Mikhail Bakhtin. Creation of a Prosaics. Stanford: Stanford University Press. <https://doi.org/10.1515/9780804765961>.

Platthaus, Isabel (2004): Höllenfahrten. Die epische katábasis und die Unterwelten der Moderne. München: Wilhelm Fink.

Bubengeschichten.

Zur Geschichte und Wirkungsgeschichte eines besonderen Genres

Gábor Váradi 

Universität Szeged
hangedman@freemail.hu

Abstract

Before the Golden Age of Comics, at the Turn of the Century, as the Newspaper War in New York City waged on, the first comics came in existence. They were mostly the work of German immigrants, and based on the works of painter and poet Wilhelm Busch. The most common genre was the Trickster-Kid-Story, and all of these stories had some resemblance to Max und Moritz, the most famous trickster-kid-story of the world. Following is a short story of the genre, the creators, the characters, the comics and the newspapers they appeared in. It was the First Age in the history of the American – or it's maybe not an overstatement: the German-American-Comics.

Keywords

Comics, Newspaper war, Trickster-Kid-Stories, Wilhelm Busch, Rudolph Dirks

1. Einleitung – Struwwelpetriaden, Max-und-Moritzaden, Buschiaden

Thema des folgenden Beitrags ist die Gattung der sogenannten Bubengeschichten, ihre Herkunft, Entwicklung und Wirkungsgeschichte zum einen in verschiedenen Medien wie Bilder-geschichte und Comic, zum anderen im deutschsprachigen und (deutsch-)amerikanischen Kon-text. Ich werde den Fragen nachgehen, wo und wie die Gattung entstanden ist, welche Werke ihre wichtigsten Repräsentanten sind, und wie prägend sie in der Entstehung des modernen, vor allem amerikanischen Comics war. Nach Behandlung dieser Themen wird auch zu fragen sein, ob die Gattung in der heutigen Medienkultur noch nachweisbar ist.

Wenn man das Wort Bubengeschichte hört, fällt einem als erstes Wilhelm Buschs Bilder-geschichte „Max und Moritz – Eine Bubengeschichte in sieben Streichen“ als Grundwerk und Namensgeber der Gattung ein. Vorläufer der Bubengeschichten von Busch sind die Kinderfi-guren in Heinrich Hoffmanns „Der Struwwelpeter“, in dem allerdings noch nicht die Streiche oder andere Missetaten der jungen Protagonisten im Mittelpunkt stehen, sondern die die grau-samen Strafen, die sie für ihr Verhalten erhalten.

Zu Weihnachten 1845 erschien „Der Struwwelpeter“ (damals noch unter dem Titel „Lustige Geschichten und drollige Bilder ... von Reimerich Kinderlieb“) zwar nicht als das erste Buch mit moralischen Erzählungen für und über Kinder, doch erwies es sich als gattungsbildend für eine Untergattung der Bubengeschichten, die später Struwwelpetriade genannt wurde. Die tex-tuelle und bildliche Gestaltung dieser Vorlage wurde in der Folgezeit oft nachgeahmt und sie verbreitete sich in verschiedenen Versionen. In Reiner Rühles „Böse Kinder“ (Rühle 1999) sind die Struwwelpetriaden und die Max-und-Moritzaden in über tausend Einträgen in vier Bänden katalogisiert. Rühle untergliedert die Bilderbuch- und Bilderbogen-Struwwelpetriaden in Voll-,

Einzel-, Gegenüberstellungs- sowie Mädchen- und Tier-Struwelpetriaden, und unterscheidet auch Teil- und Zwischenformen wie die Struwel-Max-und-Moritzziaden.

„Max und Moritz: Eine Bubengeschichte in sieben Streichen“ erschien 20 Jahre nach „Der Struwelpeter“ und war so einzigartig, dass es zum Vorläufer eines ganz neuen Mediums, und zwar des Comics wurde. Busch' Werk wirkte aber nicht nur gattungsbildend, sondern auch namensstiftend, und das gleich mehrfach. Der Name Bubengeschichte steht für das Genre und verdrängte Bezeichnungen wie Böse-Buben-Streiche, Lausbuben- (oder Lausmädchen-) Geschichten oder -Streiche. Im englischen Kontext heißt dieses Genre „trickster-kid“, in Anlehnung an „trickster-tales“, und im Ungarischen, wo die ersten Bildergeschichten noch „buschiádák“ (Buschiaden) genannt wurden, hat sich letztendlich die Bezeichnung „csibész történet“ (eine wörtliche Übersetzung von Buben- bzw. Lausbubengeschichte) durchgesetzt.

Am Anfang von „Max und Moritz“ steht „Ach, was muss man oft von bösen Kindern hören oder lesen!“ (Busch 1865a), eine Anspielung auf „Der Struwelpeter“, und der Spruch macht Karriere: Rudolph Dirks „Ach, those Katzenjammer Kids!“ schließt sich schon in der Titelwahl dieser Tradition an. „Katzenjammer Kids“ ist oft als erster Comic der Welt bezeichnet worden (mehr dazu in Kapitel 3). Tatsächlich kann Rudolph Dirks als Vater der Comics bezeichnet werden – wie Wilhelm Busch als deren Großvater¹ –, denn seine Figuren, Hans und Fritz sind direkte Nachfolger von Max und Moritz (mehr dazu in Kapitel 4.2). Rudolph Dirks war zwar nicht der Erste, der Panelraster und Sprechblasen in Comics benutzte, dennoch ist er ein wichtiger Entwickler dieser Elemente und der Comic-Sprache. Er leistete Pionierarbeit bei der Verwendung von Bewegungslinien und Ikonen, wie z. B. „Sterne sehen“ für Schmerz und „Holz sägen“ für lautes Schnarchen. Dabei soll bemerkt werden, dass schon Wilhelm Busch in seiner Bildergeschichte „Der Virtuos“ (1865b) von visuellen Bewegungsdarstellungen Gebrauch machte, die sich erst später als Comic-Sprache etablierten.

2. Was sind Bubengeschichten?

Die Plotstruktur der Bubengeschichten ist vereinfacht wie folgt aufgebaut: Auf eine kindliche Untat folgt eine Art Strafe. Die Untaten in Max-und-Moritzziaden sind meist (aber nicht unbedingt) harmlose Streiche, die immer ein Opfer haben, während sie in den Struwelpetriaden – wie z. B. die Tierquälerei des Bösen Friedrichs (vgl. Hoffmann 1845a) – zwar vorkommen, aber für die Geschichte nicht notwendig sind, denn oft werden die unartigen Kinder selbst zum Opfer ihres Fehlverhaltens.²

In den frühen Bubengeschichten – sowohl in den Struwelpetriaden als auch in den Max-und-Moritzziaden – sind die Strafen im Verhältnis zur Untat oft übertrieben und auch viel zu grausam. Eva Weissweiler schreibt in ihrer Wilhelm-Busch-Biographie:

In den meisten der Bildergeschichten Wilhelm Buschs wird geprügelt, gepeinigt, verletzt und geschlagen: Spitze Bleistifte durchstoßen Malermodelle, Hausfrauen stürzen ins Küchenmesser, Diebe werden von Schirmen aufgespießt, Schneider enthaupten ihre Peiniger mit der Schere, Lausbuben werden in Mühlen

¹ Wilhelm Busch wird allgemein so genannt, wobei z. B. Comicforscher Eckart Sackmann diese Bezeichnung ablehnt (Winzen 2018).

² Vgl. z. B. Paulinchen, Kaspar und Hanns (Hoffmann 1845b,e,f).



zu Korn vermahlen, Betrunkene verkohlen zu einem schwärzlichen Etwas, und Katzen, Hunde, Affen verlieren ihre Gliedmaßen. Pfählungsverletzungen sind häufig. Heute wird Wilhelm Busch deswegen von manchen Pädagogen und Psychologen als verkappter Sadist eingeordnet. (Weissweiler 2007: 94)

Diese Geschichten von Kindern (und nicht immer für Kinder) fanden ihren Weg aus Deutschland in die Vereinigten Staaten von Amerika. Etwa 30 Jahre nach dem Erscheinen von „Max und Moritz“, als sich das neue Medium Comic in New York zu etablieren begann, erschienen die bereits erwähnten „Katzenjammer Kids“, die die New Yorker Leserschaft im Sturm eroberten, und deren etwas holprige Geschichte bis heute nicht abgeschlossen ist:

Max and Moritz, a pair of juvenile pranksters from the pen of German poet and humorist Wilhelm Busch, are the basis for the famed American cartoon characters „Katzenjammer Kids.“ At the time the concept for the U.S. cartoon was pirated from the German author, it was not only the saving of royalty fees that brought about the move but also World War I and that at the time Germany was an „enemy“. The principal difference between the German and U.S. characters was the fact that the German pranksters were involved only in childish mischief and the Katzenjammer Kids engaged in antics considerably more malicious.“ (Sine 1984: 34)

An dieser Aussage aus der „The New York Times“ ist zwar nur richtig, dass die „Katzenjammer Kids“ auf „Max und Moritz“ basieren, aber sie vermittelt, wie man im amerikanischen Kontext darüber denkt. Die erwähnten Bubengeschichten gingen bereits Ende des 19. Jahrhunderts in Serie, als es in den Vereinigten Staaten noch keine Deutschfeindlichkeit gab, waren doch die Comic-Künstler jener Zeit oft selbst deutsche Einwanderer. Dass es sich um eine Raubkopie handelte, ist auch stark übertrieben, nicht weil es keine deutlichen Ähnlichkeiten gäbe, sondern vielmehr, weil die rechtliche Situation damals eine ganz andere war. Dass amerikanische Autoren die Ähnlichkeiten kennen und (zumindest in gewisser Weise) anerkennen, ist wiederum nicht immer selbstverständlich. Und was die Streiche betrifft, so verhält es sich fast umgekehrt: Beide Duos sind auf eine kindliche Weise gefährlich. Max und Moritz töten absichtlich Tiere,³ und bei ihnen gibt es keine Eltern und keine Spur von Erziehung, während Mamma Katzenjammer (und später auch der Captain) Hans und Fritz, die zwar von den Streichen nicht ablassen können, immer wieder den Hintern versohlt (was heute auch zu grausam erscheint).

Hans und Fritz Katzenjammer sind zwar an Max und Moritz angelehnt, aber es gibt einen gravierenden Unterschied: die Anwesenheit einer Familie und deren Versuche, die Kinder zu erziehen. Die Eltern von Max und Moritz und anderen Busch-(Anti)-Helden kommen in den Geschichten fast gar nicht vor, das Publikum erfährt nichts über sie, weder Hintergründe noch Namen oder ob sie überhaupt noch am Leben sind. Die Erwachsenen, die sich um die Kinder kümmern, sind stattdessen Tanten, Onkel, Bedienstete (deren Anwesenheit bereits auf wohlhabendere, bürgerliche Hintergründe schließen lässt), wobei auch diese im Fall von Max und Moritz eher unterrepräsentiert sind. Obwohl in den Streichen ein Onkel auftaucht, scheinen die Kinder nicht mit ihm zusammenzuleben, und er scheint auch nicht ihr Vormund oder Erzieher zu sein. In der früheren Bildergeschichte „Trauriges Resultat einer vernachlässigten Erziehung“ (Busch 1860), die bereits Motive aus dem späteren Max und Moritz aufweist, sind die Eltern

³ Z. B. den Hahn und die Hühner der Witwe Bolte (Busch 1865a), was inhaltlich und visuell an das Eulenspiegel-Volksbuch 1515 angelehnt ist.

Kolbe präsent, die Streiche richten sich aber nicht gegen sie, sondern gegen den Schneider Böckel.

Die Barriere, die Dirks' Comics gegenüber Buschs Bildergeschichten durchbrechen, besteht darin, dass die Lausbubenstreiche (neben vielen anderen Opfern natürlich) direkt gegen die Eltern gerichtet sind. Dieser Unterschied wurde von den späteren Bubengeschichten der amerikanischen Comics (und später auch in anderen Medien) übernommen und zum wichtigen Teil der Dynamik der Gattungsgeschichte, die gerade auf dem immer gleichen Schema beruht. Nur die Umstände (Ort, Opfer) der Streiche und/oder der Bestrafung variierten von Episode zu Episode (mehr dazu in Kapitel 5).

3. Entstehung der ersten Comics

Wenn man die Bildergeschichten von Rodolphe Töpffer, Heinrich Hoffmann, Wilhelm Busch u. a. nicht lediglich als Vorläufer der Comics bezeichnet und die sich aus Karikaturen und Bildserien entwickelnden Illustrationen der europäischen Satirezeitschriften noch zu den Bildergeschichten zählt, so können die in den 1890er Jahren in New York entstandenen, mit Sprechblasen versehenen Wimmelbilder und Comic-Strips als die ersten Comics betrachtet werden. Sowohl technische Innovationen als auch die sich wandelnde Rolle der Zeitschriften in der Massengesellschaft trugen dazu bei, dass einige geschickte Illustratoren mit gutem (oder mindestens gut verkäuflichem) Humor von einem Tag auf den anderen zu überbezahlten Stars wurden und ihre Figuren in den neu erfundenen Humor-Beilagen („Comic-Supplements“) zum Aushängeschild der Zeitschriften avancierten.

Im sogenannten Zeitungskrieg zwischen Joseph Pulitzers „New York World“ und William Randolph Hearsts „New York Journal“ wurden Sensationen und Kampagnen aus Nachrichten entwickelt und ausgebaut, um die Leserzahlen zu steigern, und dabei oftmals Fakten verfälscht. Die Art der Darstellung der Ereignisse – in knappen Texten, mit einfacher Grammatik, ergänzt durch kleinere, lokale Nachrichten – wurde lobend als „New Journalism“ und abwertend als „Sensationsjournalismus“ bezeichnet. Mit der Verfeinerung des Farbdrucks (vgl. Braun/Eckhorst 2022: 63) wurden die Humorbeilagen der Sonntagsausgaben teilweise (bei Pulitzer 4 von 8 Seiten) in Farbe produziert. In diesem medienhistorischen Umfeld entstand eine Comicfigur (oder besser: Vor-Comic-Figur), das „Yellow Kid“ Richard Felton Outcaults,⁴ das für diese Zeitungen so prägend war, dass nach seinem Erscheinungsbild – ein kahlgeschorenes Straßenkind in prallgelbem Nachthemd – der gesamte „New Journalism“ den umgangssprachlichen Namen „Yellow Journalism“ erhielt.

Aber es blieb nicht bei „Yellow Kid“: Plakathafte Wimmelbilder, Bilderreihen, Karikaturen in Panels, Untertitel und Sprechblasen boomten in den Zeitungen der Ära, und da heute viele davon verloren sind, lässt sich nicht mehr nachvollziehen, welches dieser Werke der allererste Comic war. Wenn von der Geburtsstunde des Comics im heutigen Sinne die Rede ist, werden

⁴ „Yellow Kid“ ist eigentlich nur der Spitzname, die Figur in der Serie „Hogan's Alley“ 1895–1897 heißt Mickey Dugan. Outcaults Wimmelbilder und Comic-Strips zeigen Quasi-Bubengeschichten an der Schnittstelle von Struwwelpetriaden und Moritziaden, vielleicht dem ersteren etwas näher, aber ohne jegliche Art von Strafe, die in den Bubengeschichten obligatorisch ist.

entweder Outcault oder Dirks als Konzeptschaffende genannt, was so richtig wie falsch ist. Outcault, die Brüder Dirks und auch viele andere Künstler waren als Pioniere an der Etablierung des neuen Mediums (Comic-Strips) – basierend auf der Mischform von Literatur und Karikaturen bzw. Bildergeschichten – beteiligt. Keinen von ihnen kann man aber als Schöpfer des Comics schlechthin bezeichnen. Die Comic-Sprache wurde nicht auf einmal erschaffen, sie wurde vielmehr entwickelt (vgl. ebd. 204–208), und an dieser Arbeit beteiligten sich viele Künstler verschiedener Zeitschriften, die zur Verbreitung des Comics in ihren „Comic-supplements“ oder Humor-Beilagen beitrugen, bevor es überhaupt eigenständige Comic-Hefte gab. Diejenigen, die im selben „Bulpen“ (dem Raum der Comiczeichner) zeichneten, tauschten Ideen und Konzepte aus und entwickelten sie in Teamarbeit weiter, und die Zeichnergarden ließen sich auch von den Werken ihrer Konkurrenten inspirieren. Es gab auch eine gewisse Fluktuation, bei der Mitarbeiter einer Zeitung zur anderen wechselten und dabei ihren Stil und ihre Ideen mitnahmen.

1897 erschienen die „Katzenjammer Kids“ von Rudolph Dirks, und über diese Serie wurde Einiges behauptet, was sich später als kontrafaktisch herausstellte, wie z. B. dass es diese Serie war, die erstmals das Erscheinungsbild der heutigen Comics realisierte. Oder diese Legende: Rudolph Block, der Chefredakteur der Humorbeilage von „New York Journal“ war es, der Rudolph Dirks als Kenner der Werke von Wilhelm Busch beauftragte, Böse-Buben-Geschichten im Stil von Max und Moritz zu zeichnen, mit dem Versprechen, wenn ihm die Zeichnungen gefielen, können sie in Serie gehen. Laut anderen Quellen erteilte William Randolph Hearst persönlich den Auftrag. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es weder der eine noch der andere. Es könnte auch Rudolph Dirks selbst gewesen sein, der die Initiative ergriff, und die Legende vom Auftrag später erfand.

Dass Dirks damit (Medien-)Geschichte schrieb, geht auf Coulton Waugh zurück. Waugh (geb. in Cornwall, England) war selbst Einwanderer, was seine Haltung gegenüber anderen Einwanderern oft positiv beeinflussen kann. Als Maler und Lehrer, aber auch als Comic-Künstler, war er einer der ersten, der versuchte, die Geschichte der Comics als Medium in Amerika wissenschaftlich aufzuarbeiten. Sein „The Comics“ (1947) ist zwar ein wichtiges Dokument für die Forschung, bietet aber mehr Legenden als Fakten, von denen einige in andere Comic-Geschichtsbücher übernommen wurden. Die Geschichte des gelben Farbdrucks, der Rechtsstreit um die Urheberschaft von „Yellow Kid“ und auch die Legende darüber, dass Hearsts „Journal“ von Dirks ausdrücklich eine Max-und-Moritzade verlangte, sind als Fakten in die Comic-Historie eingegangen. Selbst Dirks' Sohn John, der neben seinem Vater und nach dessen Tod alleine an „Katzenjammer Kids“-Geschichten weiterarbeitete, wusste nicht, was es mit dem Auftrag für den neuen Comic als Hommage an Wilhelm Busch auf sich hatte (vgl. ebd. 95–106). Braun schreibt dazu: „Der bis heute etablierte Kanon von der Entstehung des Comics ist ein Märchen und somit für alle Zeit Makulatur.“ (ebd. 105).

„Yellow Kid“ war also nicht der erste echte Comic-Strip (im heutigen Sinne)⁵ und etablierte das auch heute noch geltende Comic-Format nicht alleine. Die eigentliche Leistung und Neuheit

⁵ Es war eine Zeitspanne von mehreren Jahren, in denen sowohl „Yellow Kid“ (in verschiedenen Versionen) als auch die „Katzenjammer Kids“ mit obligatorischen Elementen der heutigen Comics experimentierten, sie jedoch nicht zwingend benutzten.

der Serie war, so Eckhorst und Braun, dass es sich um eine Serie handelte. Sie führte das Format einer visuell gut erkennbaren Leitfigur ein, deren Abenteuer jede Woche erschienen. Das war so neu, dass die Figur juristisch nicht beanstandet werden konnte, wie es fälschlicherweise in vielen Comic-Geschichten zu lesen ist. Solche Streitigkeiten und Auseinandersetzungen gab es fast ein Jahrzehnt später um eine weitere Figur von Outcault, „Buster Brown“ (vgl. ebd. 65–90). Als die Katzenjammer Kids beim „Journal“ von H. H. Knerr geschrieben wurden⁶ – wobei die Figuren rechtlich noch deren Schöpfer Dirks gehörten –, griff es bereits auf das Serienformat von „Yellow Kid“ zurück. Outcaults Comic „Yellow Kid“ erschien auch nach seinem Wechsel von Pulitzers „World“ zu Hearsts „Journal“ in „World“ unter dem Originaltitel „Hogan’s Alley“. Allerdings erhielt die Serie einen neuen Zeichner, Outcaults ehemaligen Assistenten George B. Luks (geboren in Williamsport, Pennsylvania, ebenfalls Nachkomme polnisch-deutscher Einwanderer).

Bill Blackbeard, dem Eisner-Preisträger von 2004, ist es zu verdanken, dass die ersten Episoden des Comics überhaupt noch existieren und recherchiert werden können. Blackbeard bemerkte Anfang der 60er Jahre, dass amerikanische Bibliotheken bei der Archivierung der Bestände oft die Humorbeilagen ausließen und die Originale entsorgten. Er organisierte die Rettung dieser Zeitschriften, damit sie für spätere Recherchen und potenzielle Neuauflagen erhalten bleiben. Was damals nicht für immer verloren war, bildete den Grundstock eines späteren Comic-Museums, das für Recherchen der Comic-Geschichte der Frühzeit offen steht (vgl. ebd. 106). Viele der in dieser Arbeit behandelten Zeitungs-Strips sind nur dank seinen Bemühungen erhalten geblieben, und er war auch einer der Comic-Historiker, die sich mit der Aufklärung der Legenden um den Zeitungskrieg befassten, so auch über die Einführung der gelben Farbe (vgl. Blackbeard 1995: 32).

3.1. Was ist das Novum: die Serialität oder das Medium?

Als das „Yellow Kid“ 1895 erschien, gab es in den Satirezeitschriften des deutschen (und des ungarischen) Sprachraums schon seit Jahrzehnten sowohl Bildergeschichten als auch feste (Karikatur-)Figuren, die die Kolumnen einleiteten und die Leserschaft schon vor der Lektüre informierten.

Die Figuren des Wochenblatts „ULK“ (Abkürzung für „Unsinn, Leichtsinn und Kneipsinn“), einer Beilage des „Berliner Tageblatts“ (des norddeutschen Pendant zu den süddeutschen „Fliegenden Blättern“) waren dies die von Siegmund Haber entworfenen Eckensteher Nunne, Mamsell Paula Erbswurst und Frau Rentier Schladeberg, denen sein Nachfolger, Richard Schmidt-Cabanis, noch Jeheimrats-Jette, den blinden Seher und Dr. Ulk hinzufügte

⁶ Dass Comics in Amerika nicht nur Kunstobjekte, sondern (oder sogar viel mehr) Geschäftsgüter sind, zeigt, dass die Rechte der „Katzenjammer Kids“ ebenso dem „The New York Journal“ gehörten wie dem Schöpfer Rudolph Dirks. Das Gericht entschied, dass Dirks bei einem neuen Unternehmen, diesmal „New York World“ seine Figuren weiterhin zeichnen darf, der Titel „Katzenjammer Kids“ aber im Besitz des „Journals“ bleibt. So erschienen die späteren Comics von Dirks in der „World“ unter dem Titel „Hans und Fritz“, und später, wegen der deutschfeindlichen Gesinnung im Ersten Weltkrieg als „The Captain and the Kids“. Während dessen wurden die weiteren Episoden von „The Original Katzenjammer Kids“ von Harold Hering (H. H.) Knerr für das „Journal“ produziert. Also gab es parallel zwei verschiedene Ausgaben des Comics, mit verschiedenen Titeln und Künstlern, aber mit denselben Figuren. Der Nachfolger von Rudolph Dirks war sein Sohn, John Dirks, der nach 41 Jahren die Arbeit an den Geschichten von Hans und Fritz übernahm.

(vgl. Koch 1991: 201–263). Berühmte wiederkehrende Figuren in den „Fliegenden Blättern“ waren Eisele und Beisele (Schneider/Braun 1846) des Autors Friedrich Schneider und des Illustrators Kaspar Braun (beide auch Herausgeber der „Fliegenden Blätter“) sowie Gottlieb Biedermaier, dessen Name (eine Anspielung auf zwei frühere Gestalten: Biedermann und Bummelmeier) heute noch weitgehend bekannt ist. Auf diese Figur aus den „Fliegenden Blättern“ geht auch die Epochenbezeichnung Biedermeier zurück.

Einige dieser Figuren wurden auch international bekannt, weil sie Nationalitäten repräsentieren, wie etwa der Deutsche Michel, der in den ungarischen Zeitschriften auch als Vertreter des deutschsprachigen Österreichs erscheint und oft mit „Magyar Miska“⁷ und dem Böhmisches Wenzel oder „Český Vašek“ (vgl. Kořalka 2001: 512–516) in Streit gerät (vgl. Vincze 2022: 50–54). Diese Beispiele zeigen, dass es nicht die serielle Erscheinung einer ikonischen Figur war, das das Novum des „Yellow Kids“ ausmachte, denn die Karikatur-Figuren waren neben den Bildergeschichten in denselben Satirezeitschriften präsent. Was aber in den Satirezeitschriften Deutschlands und Österreich-Ungarns nicht (oder nur in sehr geringem Maße⁸) geschah, in den amerikanischen Zeitschriften aber das eigentliche Novum darstellte, war die Kombination von beidem, also Bildergeschichten mit wiederkehrenden Figuren. Max und Moritz starben am Ende ihres siebten Streiches und wurden von Wilhelm Busch niemals wiederbelebt, während die frühen Bildergeschichten der amerikanischen „Comic-Supplements“ Woche für Woche mit denselben Figuren erschienen.

4. Wie deutsch waren die frühen Comics in Amerika?

Die besondere Großstadtgesellschaft von New York, die technische, politische, wirtschaftliche Situation dieses einzigartigen Ortes zu dieser einzigartigen Zeit und der Zeitungskrieg bereiteten die Bühne für den medialen Wandel. Das in großer Zahl vorhandene, aber als Minderheit unterdrückte Deutschtum stellte einige bedeutende Stars des aufkommenden neuen Mediums auf diese Bühne. Die große amerikanische oder anglophone Comic-Schule wurde im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens tatsächlich von vielen bedeutenden deutschstämmigen oder in Deutschland geborenen Künstlern beeinflusst, diese genuin amerikanische Kunstform aus der deutschen Zeitschrift-Kultur heraus entwickelten.

Rudolph Dirks (geb. in Heide in Holstein, Deutsches Reich) sowie der Verleger Joseph Pulitzer (geb. in Makó, Königreich Ungarn) waren selbst Einwanderer und traten wohl auch deshalb in den Comicgeschichten, die erst Jahrzehnte nach dem Zeitungskrieg erschienen, in den Hintergrund. Im Rampenlicht standen stattdessen die in Amerika geborenen Künstler wie Richard Outcault mit Mickey Dugan („Yellow Kid“) und „Buster Brown“, Winsor McCay und sein „Little Nemo in Slumberland“, George Herriman und sein „Krazy Kat“ sowie Elzie Segar

⁷ Eine Zusammenfassung der Geschichte der Figur und ihrer Wiederbelebung anlässlich ihres 100. Geburtstags ist hier auf Ungarisch zu lesen: <http://verebics.blogspot.com/2013/11/egy-elfeledett-kepregenyhos-magyar-miska.html> (letzter Zugriff: 20.09.2025).

⁸ Es gab einige Bildergeschichten mit „Magyar Miska és Német Miska“, in denen Magyar Miska gegen den Deutschen Michel antrat, und auch andere Figuren tauchten in Bildserien auf. Deswegen wird er im Blogpost <http://verebics.blogspot.com/2013/11/egy-elfeledett-kepregenyhos-magyar-miska.html> (letzter Zugriff: 21.09.2025) auch als Vergessener Comic-Held bezeichnet.

und sein „Popeye“. Der spätere Zeichner der Serie „Katzenjammer Kids“ war H. H. (Harold Hering) Knerr (geb. in Bryn Mawr, Pennsylvania), ebenfalls ein Deutsch-Amerikaner.

Der gebürtige Kalifornier James Swinnerton war Mitarbeiter der Hearst-Zeitungen in San Francisco, lange bevor Hearst nach New York kam und mit dem Kauf von Pulitzers „Journal“ der „World“ den Krieg erklärte. Für Hearsts „San Francisco Examiner“ schuf er 1893 – in Anlehnung an Kaliforniens Wappentier, dem Grizzly – in Form eines Bären eine Art Maskottchen (den späteren „Baby Monarch“). Es folgten weitere Bären, die einfach „Little Bears“ genannt wurden und überall auf den Seiten des „Examiner“ zu sehen waren. Diese steigerten die Verkaufszahlen des „Examiner“, denn diese kleinen Bären symbolisierten in ihrer regelmäßigen Wiederkehr das, was das „Yellow Kid“ in New York tat. Eine freundliche Figur, die zwar nicht echt ist, aber durch die Zeitung bald zur Familie gehört. Die Leserschaft wollte „Yellow Kid“ sowie die „Little Bears“ einfach immer wieder sehen. 1898 folgte Swinnerton Hearst nach New York, wo er seine „Little Bears“ fürs „Journal“ in Form des „Little Tigers“ (vgl. Braun/Eckhorst 2022: 129–133) umgestaltete.

Auf den Tiger kam Swinnerton durch die politischen Karikaturen von Thomas Nast (geboren in Landau, Bayern), der die korrupte und gierige politische Gesellschaft Tammany Hall in Form des „Tammany Tiger“ darstellte. Nast wurde als „Father of the American Cartoon“ (The New York Times 1908) bezeichnet. Zu seinen wichtigsten Werken zählt der Elefant als Symbol der Republikanischen Partei⁹ und die amerikanische Figur des Santa Claus, die auf dem deutschen Weihnachtsmann basiert. Und da macht die Geschichte wieder eine Schleife, diesmal aber nicht zu Wilhelm Busch, sondern zu Heinrich Hoffmann, denn das Erscheinungsbild des Weihnachtsmanns wurde maßgeblich von dem des Nikolaus im Struwwelpeter (Hoffmann 1845c) beeinflusst. So wie Nast Elemente von den deutschen Vor-Comics in Amerika einführte, bearbeiteten später die Brüder Dirks die Werke von Wilhelm Busch. Nast vermischte also den Nikolaus aus dem Struwwelpeter mit dem pfälzischen Weihnachtsmann Belznickel (der ein Gewand aus Pelz trägt) aus seinen Kindheitserinnerungen und benannte ihn nach dem holländischen Sinterklaas, der nicht nur der Weihnachtsmann der in Amerika lebenden Holländer, sondern auch der Schutzpatron von New Amsterdam war.¹⁰ Nast selbst und seit 1898 auch James Swinnerton waren in New York (dem früheren New Amsterdam) ansässig. Swinnerton lehnte seine Tiger-Figuren an Nasts Karikaturen an, aber optisch mehr an seine eigenen „Little Bears“. 1903 wurde aus einem dieser Tiger „Mr. Jack“, der als Dandy dargestellt, drei Jahrzehnte lang als beliebte und wichtige Comicfigur in Zeitungsstrips (und als Buch nachgedruckt) seine Abenteuer erlebte. Er war ein wichtiger Vertreter der Gattung Funny-Animals, die zwar einige Vorbilder und Charakteristika mit Bubengeschichten teilt, sich aber schon früh als eigenständiges Genre etablierte (vgl. Braun/Eckhorst 2022: 129–134).

Frederick Burr Opper (geboren in Madison, Ohio als Kind von österreichischen Einwanderern) war ein weiterer Star der frühen Comic-Welt und arbeitete ebenfalls für Hearsts „New

⁹ Den Esel der Demokratischen Partei hat er dagegen nicht selbst erfunden, wie auch Onkel Sam als männliches und Columbia als weibliches Symbol der Vereinigten Staaten als Figuren schon vorher existierten, bevor Nasts Werk sie weitgehend bekannt und populär machte.

¹⁰ Die Geschichte des amerikanischen Weihnachtsmanns wurde in „Manager Magazin“ (2012) von Kristian Klooß zusammengefasst. <https://www.manager-magazin.de/lifestyle/leute/a-874273.html> (letzter Zugriff: 21.09.2025).

York Journal“. Seine ikonische Figur war der Landstreicher „Happy Hooligan“ mit der Blechdose auf dem Kopf, der so bekannt und beliebt war, dass er auch als Vorbild für Charlie Chaplins „Tramp“ diente. Opper war ungefähr 20 Jahre älter als Swinnerton und die Brüder Dirks, und hatte als Illustrator schon eine Karriere bei Satiremagazinen wie „Puck“ gemacht. Als Hearst ihm eine Stelle anbot, konnte er aber nicht „Nein“ sagen und bekam die Chance, auch eine eigene Figur zu kreieren, die ähnlich wie „Yellow Kid“, die Little Tigers und die „Katzenjammer Kids“ immer wieder auftauchte und zu einem Serienstar wurde. Nach einigen Versuchen gelang ihm der Durchbruch mit „Happy Hooligan“, der mit seinen karikaturhaften Gesichtszügen an eine erwachsene Version von „Yellow Kid“ erinnert. In den Geschichten geht es immer wieder um Missgeschicke des Protagonisten, der diese mit stoischer Gelassenheit hinnimmt. Der später im Film (auch den frühen Zeichentrickfilmen) so beliebte Slapstick- und Screwball-Humor mit dem perfekten Timing war damit geboren. Comichistorisch interessant ist noch, dass schon die frühesten „Happy Hooligan“-Comicstrips (Frühjahr 1900) konsequent mit Sprechblasen kommunizierten, während die Katzenjammer Kids es noch sehr selten taten und eher rein mimisch waren. Die Serie lief dann drei Jahrzehnte lang, bis den alternden Opper schwere Augenleiden an der Arbeit verhinderten. Die nächste große Generation von Comic-Legenden in den 1930er Jahren, wie Herriman („Krazy Kat“), Segar („Popeye“) und Barks („Donald Duck“) nannten alle Oppers „Happy Hooligan“ als ihr wichtigstes Vorbild (vgl. ebd. 139–149).

Rudolph Dirks‘ jüngerer Bruder Gus (Gustav) verkaufte bereits früher einige Karikaturen an Hearsts „Journal“ und als sich sein Bruder zur U.S. Army meldete und 1898 in den spanisch-amerikanischen Krieg nach Kuba zog, zeichnete er einige „Katzenjammer Kids“-Episoden in Rudolphs Abwesenheit. Sein wichtigstes, bekanntestes und beliebtestes Werk war die Comics-trip-Serie „Bugville“, in der anthropomorphe Käfer die Hauptrollen spielen, die sowohl insektentypische als auch sehr menschliche Dinge tun. Und hier ist wieder auf Wilhelm Busch zu verweisen: So wie sein „Max und Moritz“ ein Vorläufer der „Katzenjammer Kids“ war, so war seine Bildererzählung „Schnurrdburr oder Die Bienen“ (Busch 1869) die Grundlage für „Bugville“. Wie Busch, der als Imker die Bienen studierte, war auch Gus von Insekten fasziniert, beobachtete sie auf dem Familiensitz in Wisconsin, hielt sie in verschiedenen Glasbehältern und zeichnete ganz viele Studien neben den karikaturistischen, keineswegs lebensecht dargestellten Figuren seiner Comics.

4.1. Crossovers und Plagiate

Wie wir gesehen haben, war das Medium um die Jahrhundertwende so neu, dass es noch keine gesetzliche Regelung der Urheberrechte im Comicbereich gab. Dies hatte einige interessante Konsequenzen, wie z. B. Plagiate, die damals noch nicht als solche angesehen wurden, oder auch die Zusammenarbeit von Künstlern, zu der es damals noch ganz frei kam. Da die Comic-Supplements von mehreren Künstlern zusammen gestaltet wurden, kam es auch vor, dass diese für die gleichen Comic-Strip-Serien arbeiteten. Häufig zeichnete James Swinnerton die Oberzeile für die „Katzenjammer Kids“, während Rudolph Dirks die ganze Seite mit den neuesten Abenteuern der Katzies füllte.

Zusammen mit Oppers gestaltete Dirks auch die Weihnachtsseite, auf der die Katzenjammer Familie gemeinsam mit der Hooligan Familie feierte (Dirks/Opper 1902; 1908),¹¹ und diese beiden Serien ließen sich gut kombinieren. Die Hooligans sind immer die Opfer, und die Katzenjammer Kids spielen immer böse Streiche, so dass hier ein typisches Bubengeschichtenschema gezeigt wird, das hier die Gastfiguren als Opfer darstellt. Rudolph Dirks und sein Bruder Gus schufen sogar eine Crossover-Geschichte mit James Swinnerton und Frederick Burr Opper, in der Oppers „Happy Hooligan“ auf die „Katzenjammer Kids“ trifft. Mit von der Partie sind die Käfer von Gus Dirks und die lustigen Tiere (diesmal in Form von Hunden) von Swinnerton (Dirks/Opper/Swinnerton/Dirks 1901). Der Mechanismus des Comics ist auch hier der der Bubengeschichten, wobei die Gastfiguren sowohl Opfer als auch Zeugen des Streichs sind.

Andere Kooperationen sind wegen ihrer innovativen Formen interessant: In James Swinnertons Serie „Sam and his Laugh“, deren Titelheld ein Afroamerikaner ist, der durch sein unkontrolliertes Lachen die Leute in seiner Umgebung immer zum falschen Zeitpunkt erschreckt, gibt es ein ähnliches Schema mit ganz ähnlichen Endeffekten, aber es ist keine Bubengeschichte, denn Sam will niemandem einen bösen Streich spielen, sondern wird selbst Opfer seines Lachkrampfes. Eine Episode erschien im Crossover-Format, in der das Opfer ausgerechnet Rudolph Dirks (gezeichnet von sich selbst) ist, der an seiner Staffelei versucht, die „Katzenjammer Kids“ zu malen (vgl. Swinnerton/Dirks 1905). Opper gestaltete eine „Happy Hooligan“-Episode, zwar ohne Rudolph Dirks, aber mit einem Auftritt der „Katzenjammer Kids“, nämlich in der Gestalt von Bill, einem aus einem Irrenhaus entlaufenen Patienten, der sich als Schizophrener sowohl für Hans als auch für Fritz hält (Opper 1915) und dem Bubengeschichtenschema folgend dem Protagonisten einen bösen Streich nach dem anderen spielt, wobei er kein böses Kind, sondern ein geistesgestörter Erwachsener ist. Nachdem Rudolph Dirks' Platz beim Journal von H. H. Knerr übernommen wurde, wurde die Crossover-Zusammenarbeit zwar seltener, hörte aber nicht auf. Knerr und Swinnerton pflegten ein gutes kollegiales Verhältnis, und arbeiteten manchmal an derselben Seite, an demselben Strip (Knerr/Swinnerton 1916).

Auch Swinnerton und Opper hatten einen unverwechselbaren Stil, so wurden ihre Serien „Mr. Jack“ und „Happy Hooligan“ nicht von anderen übernommen, während Rudolph Dirks „Katzenjammer Kids“ einerseits vom Sohn John, andererseits auch von anderen Künstlern, wie Knerr und seinen Nachfolgern weitergeführt wurde. Auch die „Bugville“-Comics von Gus Dirks wurden von anderen fortgeführt, allerdings leider so, dass sein Werk irgendwann in Vergessenheit geriet.

Zur Zeit des Zeitungskrieges waren Comic-Strips eine Neuheit und als solche noch überhaupt nicht urheberrechtlich geregelt. Dies erfolgte erst einige Jahrzehnte später, und in der Zwischenzeit boomten „ähnliche Werke“, die heute eindeutig als Plagiate bezeichnet werden

¹¹ Dirks, Rudolph/Opper, Frederick: „The Katzenjammers Celebrate Christmas“. San Francisco Examiner, 7. 12. 1902, Titelseite. und „The Hooligans Spend Christmas Eve With the Katzenjammers!“: Chicago Examiner, 6. 12. 1908, Titelseite. Diese Seiten mit den Comic-Supplements waren in allen Zeitungen des Hearst-Imperiums gleich und wurden außerdem in viele weitere lizenziert. Da viele dieser Zeitschriften überhaupt nicht erhalten geblieben sind, ist es oft ein Zufall, welches Comic-Supplement unter welchem Zeitungstitel gerettet werden konnte.

können. Bevor H. H. Knerr die „Katzenjammer Kids“ in Hearsts „Journal“ als „The Original Katzenjammer Kids“ übernahm, zeichnete er für „Philadelphia Inquirer“ eine Serie mit dem Titel „Die Fineheimer Twins“, die eine regelrechte Kopie der „Katzenjammer Kids“ war, mit ähnlichen Figuren und dem üblichen Bubengeschichten-Mechanismus. Daneben zeichnete er die Serie „The Irresistible Rag – They Must Dance“, die ebenfalls eine Kopie von Swinnertons „Sam and his Laugh“ war, jedoch mit dem Streich-Aspekt der Bubengeschichten, da hier das Chaos absichtlich mit einem Flötenspiel (anstelle eines unkontrollierbaren Lachens) herbeigeführt wird, das seine Opfer gezielt quält (vgl. Braun/Eckhorst 2022: 320–323).

Für denselben „Philadelphia Inquirer“ fertigte Rudolph Dirks selbst eine Kopie seiner eigenen Serie mit dem Titel „The Pinochle Twins“ an. Die Serie lief etwa ein Jahr lang, und nur die allererste Folge ist erkennbar von Rudolph Dirks selbst, die späteren stammen von namenlosen Zeichnern, die Dirks' Signatur variierten. Braun und Eckhorst vermuten, dass dies ein „strategisches Vehikel“ war, „um bei Hearst den Preis hochzutreiben“ (ebd. 158, 191).

Erwähnenswert ist hier noch eine weitere Serie, „Foxy Grandpa“ von Carl Emil Schultze (geboren in Lexington, Kentucky, sein Vater war Einwanderer aus Preußen), die ein eigenes Konzept hat, das deutlich an die Böse-Buben-Streiche der „Katzenjammer Kids“ angelehnt ist (vgl. ebd. 236–239). Auch hier gibt es zwei Lausbuben, die ebenfalls Hans und Fritz bzw. Max und Moritz nachempfunden sind (auch optisch, aber viel mehr in der Handlung), und meist ihrem Großvater Streiche spielen wollen. Aber der eigentliche Protagonist der Serie ist der Großvater, der diese Streiche immer wieder von sich abwenden und gegen die beiden Jungen richten kann. So sind die Episoden von „Foxy Grandpa“ gleichzeitig Bubengeschichten und in gewisser Weise auch Anti-Bubengeschichten, denn der Mechanismus ist: auf die kindliche Untat folgt zwar Strafe, aber die Strafe ist kein Gewaltakt (wie der ständige Prügel in „Katzenjammer Kids“ oder die noch schlimmeren Racheakten bei Wilhelm Busch).

4.2. Deutschfeindlichkeit, Rassismus und Gewalt

Die Familie Katzenjammer „sprach“ Englisch mit einem deutlichen deutschen Akzent: oft mit deutschen Wörtern unter den englischen Text gemischt, oder englischen Wörtern, die quasi-deutsch sind, und deutschen Wörtern, die wiederum englischer Rechtschreibung folgen. Aber es gab auch eine Version auf Hochdeutsch, und zwar parallel zur englischen Version, in New York: Als Hearst 1895 das „New York Journal“ kaufte, erwarb er auch das „Morgen Journal“, das eine quasiunabhängige deutschsprachige Zeitung für die deutschen Einwanderer in New York war und erst 1918 wegen der Deutschfeindlichkeit eingestellt wurde. Aber bis dahin gehörte es zum Hearst-Imperium und es war selbstverständlich, dass die Humor-Beilagen der Hearst-Zeitungen auch hier erschienen, allerdings in deutscher Übersetzung. Die Comics wurden dadurch für das deutschsprachige Publikum verständlich. Dadurch ging jedoch bei den „Katzenjammer Kids“ der ganze Sprachwitz verloren, was einen gravierenden qualitativen Unterschied bedeutete. Hans und Fritz, die im „Morgen Journal“ mit Verweis auf Busch Max und Moritz (!) genannt wurden, wirkten in ihren ins Hochdeutsche übersetzten Interaktionen mit anderen Figuren (die im Original ein einwandfreies Englisch sprachen) ohne den für sie so charakteristischen Sprachgebrauch weitaus weniger komisch.

Während der deutschfeindlichen Zeit der beiden Weltkriege wurden die Figuren der Katzenjammer Familie in den Hearst-Zeitschriften als Holländer dargestellt. In der Geschichte wendet sich die Familie an einen Richter, der den Namenswechsel beurkundet, und von da an ist auch der Titel der Serie „The Shenanigan Kids“, und Hans und Fritz heißen Mike und Aleck (alles Namen, die überhaupt nichts Niederländisches haben). Diese Änderung erfolgte auf politischen Druck im Juni 1918 und dauerte bis April 1920 (vgl. ebd. 332–335), als alle wieder ihre ursprünglichen Namen wiederbekamen. Die Serie des Autors Rudolph Dirks, die parallel in Pulitzers „World“ erschien, nahm keine solchen Änderungen vor, nur der Titel wurde von „Hans und Fritz“ (gerade Fritz ist auch ein abwertender Ausdruck für Deutsche) in „The Captain and the Kids“ geändert (vgl. ebd. 371–375).

Die frühen Comics der Jahrhundertwende waren in einen kulturellen Kontext eingebettet, der auf Rassismus basierte: Schwarze, Asiaten (vor allem Chinesen) und Weiße (europäische Einwanderer und auch Amerikaner) wurden gleichermaßen karikiert, von Ureinwohnern (Indianern und Polynesiern) ganz zu schweigen. Vor stereotypischen und übertriebenen Darstellungen wurde keiner verschont. Die Künstler waren allerdings durchweg Weiße, nur der aus New Orleans stammende und teilweise afroamerikanische George Herriman bildet eine einzige Ausnahme, der aber auch nur als Weißer durchging, weil er seine etwas dunklere Hautfarbe damit erklärte, er habe Vorfahren aus Griechenland (ebd. 194). Eine der späteren Hauptfiguren der „The Original Katzenjammer Kids“ war King Bongo, ein schwarzer König der Südseeinsel Squee-Jee. Knerr führte ihn als eine Parodie des Archetyps Noble Savage (des Edlen Wilden) ein, als eine interessante Mischung aus rassistischen Stereotypen und deren Gegenteil. King Bongo läuft barfuß und im Lendenschurz herum, trägt dabei aber stets Frack, Zylinder und Monokel, ist König eines technisch unterentwickelten Inselstaates, ist selbst Harvard-Absolvent und spricht (wie sein ganzes Volk) einwandfreies Oxford-Englisch. Die Tatsache, dass es zwei parallel laufende Katzenjammer Kids-Serien gab, lässt sich auch an dieser Figur ablesen. Eine fiktive Insel mit vorwiegend afrikanischen Zügen und einem gebildeten König gab es schon in den 1910er Jahren bei Dirks (mit den Namen Cannibal Island und Cannibal Chief) und auch afrikanische Monarchen, wie König Gloogloo und König Jujiboo. Schon in diesen Darstellungen wurde auf das Klischee des einfältigen Schwarzen verzichtet, vor allem durch die sprachliche Repräsentation. Dirks „Katzenjammer Kids“ hatte von Anfang an eine ganz eigene Sprache, die die Serie unter den Deutsch-Amerikanern sehr beliebt machte, und interessanterweise auch bei denen, die nicht Deutsch sprachen, sie aber vor sprachliche Herausforderungen stellte. Nicht nur für die englischsprachige Mehrheit war das Kauderwelsch der Katzies schwer zu verstehen, sondern auch für andere Minderheiten mit spanischen, italienischen, slawischen oder irischen Wurzeln. Dass die Katzies selbst Einwanderer waren und kein gutes Englisch sprachen, lässt die Darstellung der Schwarzen als Slang sprechende Primitivlinge (was in anderen Comics der Zeit eher üblich war) deutlich weniger rassistisch erscheinen. Dirks wollte sich aber darauf nicht einlassen, und ließ die Farbigen immer die Hochsprache sprechen. Auch Knerr hielt sich stets an diese Vorgabe. Doch als die zwei Serien parallel liefen, baute nicht nur Knerr auf den schon etablierten Figuren und Mustern von Dirks auf, sondern auch umgekehrt. Im Jahre 1931 wurde in „The Captain and the Kids“ Cannibal Island zunächst in Squee-Che, dann in Squee-Jee umbenannt, und der Cannibal Chief hieß von da an auch King Bongo. Da man bei Squee-Jee an Fidschi denkt, wurden die Bewohner der Insel in den folgenden Jahrzehnten zunehmend

als Polynesier und nicht mehr als Afrikaner dargestellt. Was aber in Bezug auf Rassismus in beiden Katzenjammer-Serien feststeht, ist, dass sie im Vergleich zu den damals üblichen Darstellungen verschiedener Ethnien weitaus weniger rassistisch geprägt waren, dass Farbige viel mehr als Angehörige anderer (aber auf keinen Fall minderwertiger) Kulturen gezeigt wurden, die selbst Stärken und Schwächen haben, wie es genauso auch bei den Hauptfiguren der Fall ist, und diese sich dann ausgleichen. Die Kids spielten auch keine Streiche mit rassistischen Untertönen, für sie waren unabhängig von Kultur, Religion, Hautfarbe, gesellschaftlicher und finanzieller Stand alle Schichten potenzielle Zielscheiben.

Die Gewaltdarstellungen in den Katzenjammer-Comics lassen sich durch zwei Momente charakterisieren. Es gibt eine sehr realistische Variante (die Figuren raufen und prügeln sich, die Kids werden auch, oft als Strafe, mit den bloßen Händen und auch mit allen vorstellbaren Gegenständen geschlagen), und eine fiktive, die als Vehikel für Slapstick-Humor dient. Diese zweite Art von surrealen Gewaltakten (heute Zeichentrick-Gewalt genannt) hat andere Folgen als in der realen Welt. So ist es z. B. ein Running-Gag bei den Katzies, dass die Kids Dynamitstangen explodieren lassen, was aber die Opfer lediglich erschreckt und mit rußigem Gesicht dumm aus der Wäsche gucken lässt, anstatt sie zu verstümmeln oder gar zu töten.

Bei diesen Gewalttaten fließt kein Blut, was eine Abkehr von Buschs Bubengeschichten bedeutet, in denen die zwei Arten von Gewalt noch nicht so stark voneinander getrennt wurden.¹² So etwas kam in den amerikanischen Comic-Bubengeschichten nicht mehr vor. In Amerika dagegen waren Prügelstrafen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an der Tagesordnung. Als die Serie startete, empörten daher Gewaltdarstellungen noch niemanden. Selbst noch grausamere Gewalttaten in der Familie wurden dargestellt und Anspielungen darauf wurden bis vor kurzem toleriert. In Matt Groenings „The Simpsons“ enden Barts Geschichten, die oft eindeutig Böse-Buben-Streiche sind, obligatorisch damit, dass Vater Homer ihn würgt. „Interviewed by Dave Shulman for L.A. Weekly (18 July 2007), Matt Groening said that the running gag in ‚The Simpsons‘ where Homer strangles Bart was inspired by a ‚Katzenjammer Kids‘ episode in which the Captain strangles Hans and Fritz.“¹³

5. Wie ging es weiter mit Bubengeschichten?

Wie wir gesehen haben, waren Bubengeschichten um die Jahrhundertwende sowohl in den deutschen Bildergeschichten als auch in den amerikanischen Comics ein beliebtes Genre. Aber sind sie immer noch beliebt oder sind sie inzwischen aus der Mode gekommen?

Mickey Dugan, der Titelheld von „Yellow Kid“, war ein armes Straßenkind, das mit einem deutlichen Akzent ‚sprach‘ und seine Abenteuer in den Slums von New York erlebte. Das war ein Novum, denn die unteren (sogar untersten) Schichten der Gesellschaft waren bis dahin nicht auf diese Weise thematisiert. Buster Brown hingegen war der Sohn wohlhabender Eltern und erlebte seine Abenteuer rund um New Yorks berühmten Central Park. In politischen Karikaturen bediente er sich einer Straßensprache, die der des Mickey Dugan nicht unähnlich war, wäh-

¹² Auf dem letzten Bild der Bildergeschichte „Das Pusterohr“ (Busch 1867) sind z. B. die ausgeschlagenen Zähne des kleinen Jungen in einer Blutlache zu sehen.

¹³ https://www.lambiek.net/artists/d/dirks_r.htm (letzter Zugriff: 20.09.2025).

rend er sich in den Original-Strips eher grammatisch richtig äußert. Er kleidet sich (und benimmt sich anscheinend auch) wie ein anständiges Bürgerkind, was ihn als erste Comic-Figur zur Modeikone werden ließ. Ein Novum war, dass Outcault die Rechte, Busters Konterfei für Werbezwecke zu nutzen, an mehr als 100 verschiedene Geschäfte verkaufte (darunter die bekannteste, die Brown Shoe Company). Doch der Schein trügt, und Buster spielt mitunter ganz böse Streiche, wie sie für Max-und-Moritzaden typisch sind (vgl. Holtz 2012: 93).

Arbeiterklasse und Einwanderer (vor allem die „Katzenjammer Kids“, die als nach Amerika eingewanderte Deutsche dargestellt wurden, und ihre Imitatoren) waren die ersten, die in den frühen Comics auftauchten, und erst mit „Buster Brown“ wurde die bürgerliche Mittelschicht repräsentiert. Lara Saguisag (vgl. 2015: 103–125) berichtet, dass die Zeitungs-Comicfiguren, vor allem aber „Buster Brown“ (als Figur der Mittelschicht) in Percival Chubbs Rede auf der Child Welfare Exhibit in New York 1911 als Wurzel allen Übels und Gefahrenquelle für die Integrität der amerikanischen Familie bezeichnet wurden. Chubbs Ansichten waren demnach schon im Jahr 1911 fast wörtlich die gleichen, die dann 1954 in Fredrick Werthams „Seduction of the Innocent“ zum Ausdruck kamen. Er behauptete, dass die Comics amoralisch und schädlich seien, was zu Massenhysterie und öffentlichen Comic-Verbrennungen führte, die die Comic-Industrie nur durch strikte Selbstzensur überleben konnte. Die Folgen waren in den 1910er Jahren nicht so verheerend und die Bedenken der damaligen Kinderschützer fast völlig vergessen, aber die Parallelen sind doch recht eindeutig. Saguisag vertritt die Ansicht, dass Percival Chubbs Anti-Comics-Kampagne mit den Beschuldigungen völlig daneben lag, da diese vor allem im Fall der „Buster Brown“-Comics überhaupt nicht zutreffen. Erstens, weil Kinder nicht die bevorzugte Lesergruppe waren und zweitens, weil im Gegensatz zu Chubbs Behauptungen die Streiche, die zwar die Schwächen der Familie und ihrer Mitglieder aufdecken, dazu führen, dass diese Schwächen auf humorvolle Weise überwunden werden und der Zusammenhalt der Familie gestärkt wird.

Anfälle von Comic-Feindlichkeit gab es immer wieder, aber dieser Fall ist insofern besonders, als sich die Feindseligkeit direkt gegen das Genre der Bubengeschichten richtet, obwohl zu dieser Zeit bereits andere, gewalttätige Genres (Funny-Animals, Slapstick-Humor, Abenteuer) in den Comics weit verbreitet waren. Allerdings enthalten die Comics zu dieser Zeit die meiste Gewalt, Sci-Fi und Superhelden gerieten erst später (Anfang und Ende der 1930er) ins Rampenlicht, Krimis, Westerns, Kriegs- und Horror-Comics erst Anfang der 1940er Jahre. Wie bereits erwähnt, richteten sich die Comics in erster Linie an Erwachsene, und die dargestellte Gewalt stand in keinem direkten Zusammenhang mit pädagogischen Vorstellungen. Trotz aller Kritik am Medium erlebten die Bubengeschichten jedenfalls in den amerikanischen Comics weiterhin einen Boom.

Ein späterer Nachahmer von Buster Brown war Perry Winkle in den Comics „Winnie Winkle“ („The Breadwinner“), in denen die Hauptfigur zwar die Schwester, Winnie (der Typus ‚working-girl‘) war, die Szenen mit Perry und seiner Bande aber typische Bubengeschichten darstellten (vgl. Holtz 2012: 414). Die Erweiterungen der Bubengeschichten erfolgten mit

Nebenfiguren wie Familienmitgliedern,¹⁴ Freundin, Hund¹⁵ und später auch mit Banden, wie Perry Winkles Bande oder „Die kleinen Strolche“ in „Our Gang“ (vgl. Braun/Eckhorst 2022: 219–228). Die Buster Brown-Filme¹⁶ inspirierten die Filmserien „Our Gang“/„Little Rascals“, deren Regisseur der Deutsch-Amerikaner Gus Meins¹⁷ (geboren als Gustav Luley in Frankfurt am Main, Deutsches Reich) war. In den späteren Bubengeschichten, die immer intermediärer wurden und erst das Kino und dann das Fernsehen eroberten, traten die Figuren fast immer mit ihren ganzen Familien auf, wie es auch von Dennis Mitchell („Dennis The Menace“ – als Comic-Strip seit 1951, später auch als Fernseh-Sitcom und mehr)¹⁸ bis Bart Simpson („The Simpsons“ – als Zeichentrick-Shorts seit 1987, Zeichentrick-Serie seit 1989; vgl. Ortved 2010: 287) üblich war. Eine große Änderung sowohl im primären Repräsentationsmedium als auch inhaltlich gegenüber den genrebildenden Bubengeschichten, in denen die Eltern fast nie dargestellt wurden. Mit dem Aufkommen anderer Genres (wie Sci-fi, Western, Horror und später Superhelden) wurden Bubengeschichten in den Comics deutlich seltener dargestellt, verschwanden aber nie ganz.

Im deutschsprachigen Raum gab es eine Fülle von Bubengeschichten, vor allem Geschichten, die „Der Struwwelpeter“ und „Max und Moritz“ nachempfunden wurden, was die Unterteilung in Struwwelpetriaden und Max-und-Moritzziaden in Reiner Rühles monumentaler Bibliographie erklärt. Michaela Diers (vgl. 2008: 65–67) nennt in ihrem Buch über das Werk Wilhelm Buschs unter den wichtigsten Nachfolgewerken Hulda von Levetzows Mädchen-Max-und-Moritzade „Lies und Lene; die Schwestern von Max und Moritz“ (Levetzow 1896), Walther Günthers „Sigismund und Waldemar, des Max und Moritz Zwillingspaar“ (Günther 1932) und das Punkbuch „Mac und Mufti – Punk in Ebergötzen“ (Ahlers/Dehs 1987). Die Bubengeschichte als literarisches Genre blieb also weiterhin populär, wobei die Werke den intermediären Sprung ganz anders vollzogen als ihre amerikanischen Kollegen. Comics fehlten fast völlig, selbst die „Katzenjammer Kids“ konnten sich in Deutschland nie richtig durchsetzen, während sie sich in anderen europäischen Ländern wie Frankreich, Italien und den skandinavischen Ländern (vgl. Braun/Eckhorst 2022: 398–405) großer Beliebtheit erfreuten. Filme gab es dann wieder, aber vor allem Verarbeitungen des klassischen Stoffes. Die „Max und Moritz“-Verfilmungen waren so zahlreich, dass eine bloße Auflistung den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Dass das Genre noch nicht ausgestorben ist, zeigt z. B. Walter Moers' Serie „Kleines Arschloch“ von 1988 (Moers 2001: 140), die durchaus als eine Reihe von Bubengeschichten verstanden werden kann. Dabei handelt es sich weder um eine Struwwelpetriade noch eine Max-und-Moritzade, und zudem sind die Geschichten erstmals in Comic-Form erschienen.

¹⁴ Z. B. Onkel, Tanten und Vetter, oft aus Übersee – für „Katzenjammer Kids“ waren diese Uncle Heinie, Mamma Katzenjammers Schwester von der Insel Helgoland und Cousin Otto mit seinem übertriebenen Kaiser-Wilhelm-Schnauzer.

¹⁵ Tige ist der erste sprechende Hund als Begleiter von Buster Brown, wobei die Familie Katzenjammer damals ein Känguru als Haustier hatte.

¹⁶ <https://m.imdb.com/search/title/?keywords=buster-brown-series&explore=keywords> (letzter Zugriff: 20.09.2025).

¹⁷ <https://www.imdb.com/name/nm0576940/> (letzter Zugriff: 20.09.2025).

¹⁸ <https://web.archive.org/web/20140705143849/http://dennisthemenance.com/history/> (letzter Zugriff: 20.09.2025)

Literatur

Primärtexte

- Ahlers, Thomas/Dehs, Volker (1987): Mac und Mufti. Punk in Ebergötzen. Göttingen: Satzwerk.
- Busch, Wilhelm (1860): Trauriges Resultat einer vernachlässigten Erziehung. In: Fliegende Blätter 796, S. 108–111. München: Braun und Schneider.
- Busch, Wilhelm (1865a): Max und Moritz. München: Braun und Schneider.
- Busch, Wilhelm (1865b): Der Virtuos. In: Münchener Bilderbogen. Nr. 465. München: Braun und Schneider.
- Busch, Wilhelm (1867): Das Pusterohr. In: Über Land und Meer. Stuttgart: Eduard Hallberger. X. Jahrgang (Oktober 1867 – September 1868), 13/217, 15/249, 17/281.
- Busch, Wilhelm (1869): Schnurrdburr oder Die Bienen. München: Braun und Schneider.
- Dirks, Rudolph/Opper, Frederick (1902): The Katzenjammers Celebrate Christmas. San Francisco Examiner, 7. 12. 1902, Titelseite.
- Dirks, Rudolph/Opper, Frederick (1908): The Hooligans Spend Christmas Eve With the Katzenjammers! Chicago Examiner, 6. 12. 1908, Titelseite.
- Dirks, Rudolph/Opper, Frederick/Swinnerton, James/Dirks (1901): Such a Mix-Up!. Chicago American, 05.05.1901. Titelseite.
- Eichrodt, Ludwig (1853): Gedichte in allerlei Humoren – Hinterlassen vom alten Schulmeister Gottlieb Biedermaier und seinem Freunde Buchbinder Horatius Treuherz. Stuttgart/Lahr: Moritz Schauenburg.
- Günther, Walther (1932): Sigismund und Waldemar, des Max und Moritz Zwillingpaar. Neue lustige Bubenstreiche. Fürth: Löwensohn.
- Hoffmann, Heinrich (1847): Der Struwwelpeter, 5. Auflage, Frankfurt a. Main: Rütten & Loening.
- Knerr, Harold H./Swinnerton, James: The Original Katzenjammer Kids Episode (ohne Titel) vom 04.06.1916.
- Levetzow, Hulda von (1896): Lies und Lene. Die Schwestern von Max und Moritz. Eine Buschiade für Gross und Klein. Hamburg: Gustav Fritzsche.
- Moers, Walter (2001): Schamlos! Das große Buch vom Kleinen Arschloch. Frankfurt a. Main: Eichborn.
- Opper, Frederick: Happy Hooligan – He Almost Was the Katzenjammer Kids and Acts as Best Man. Wahrscheinlich als Sonntagsseite von 31.01.1915.
- Scheffel, Joseph Victor (von) (1848): Bummelmeiers Klage; Biedermanns Abendgemütlichkeit. In: Fliegende Blätter 7 (147), S. 24.
- Schneider, Friedrich/Braun, Kaspar (1846): Des Herrn Barons Beisele und seines Hofmeisters Dr. Eisele Kreuz- und Querzüge durch Deutschland. In: Fliegende Blätter 2 (38), S. 108–109.
- Swinnerton, James/Dirks, Rudolph: And Sam Jes‘ Roared!. Diverse Zeitschriften von Hearst, 1905.
- Volksbuch (1515): Ein kurtzweilig lesen von Dil Ulenspiegel, geboren vß dem land zu Brunßwick, wie er sein leben volbracht hat. Straßburg: Johannes Grüninger.
- Wertham, Fredric (1954): Seduction of the Innocent. New York: Rinehart & Company.
- o. A. (2021): Mühlbeck Károly képregényes fejlécei. Budapest: Nero Blanco Comix.

Forschungsliteratur

- Blackbeard, Bill (1995): The Great Yello Ink Hogwash in M'Googan Avenue (1882–1886). In: R. F. Outcault's The Yellow Kid – A Centennial Celebration of the Kid Who Started the Comics. Kitchen Sink Pr: Northampton, Massachusetts.
- Braun, Alexander/Eckhorst Tim (2022): Katzenjammer. The Katzenjammer Kids – Der älteste Comic der Welt. Berlin: Avant Verlag.
- Diers, Michaela (2008): Wilhelm Busch. Leben und Werk. München: DTV.
- Glackens, Louis M. (1906): Hoist, the friend of the Comic People (Political cartoon). In: Puck magazine, 31. Oktober 1906, o. S.
- Holtz, Allan (2012): American Newspaper Comics: An Encyclopedic Reference Guide. Ann Arbor: The University of Michigan Press. <https://doi.org/10.3998/mpub.2133963>.
- Koch, Ursula E. (1991): Der Teufel in Berlin. Von der Märzrevolution bis zu Bismarcks Entlassung. Illustrierte politische Witzblätter einer Metropole 1848–1890. Köln: Informationspresse Leske.
- Kořalka, Jiří (2001): Tschechen und Deutsche in wechselseitigen Karikaturen von 1848 bis 1938. In: Koschmal, W./Nekula, M./Rogall, J. (Hg.): Deutsche und Tschechen. Geschichte–Kultur–Politik. München, S. 512–516.
- Moers, Walter (2001): Schamlos! Das große Buch vom Kleinen Arschloch. Frankfurt a. Main: Eichborn.
- Ortved, John (2010): The Simpsons: An Uncensored, Unauthorized History. London: Faber & Faber.
- Rühle, Reiner (1999): Böse Kinder – Kommentierte Bibliographie von Struwwelpetriaden und Max-und-Moritzziaden mit biographischen Daten zu Verfassern und Illustratoren. Osnabrück: H. Th. Wenner.
- Sackmann, Eckart (2018): Wilhelm Busch – die falsche Traditionslinie. In: Winzen, M. (Hg.): Wilhelm Busch. Bilder und Geschichten. Oberhausen: Athena, S. 65–110.
- Saguisag, Lara (2015): Family Amusements: Buster Brown and the Place of Humor in the Early Twentieth-Century Home. In: Children's Literature Association Quarterly, S. 103–125. <https://doi.org/10.1353/chq.2015.0014>.
- Sine, Richard L.: A Collection of Parcels Behind Bars. In: The New York Times. December 2, 1984, S. 34.
- Vincze, Ferenc (2022): Képregénytörténetek – Történeti és elméleti közelítések egy médiumhoz. Budapest: Ráció Kiadó – Szépirodalmi Figyelő Alapítvány.
- Weissweiler, Eva (2007): Wilhelm Busch. Der lachende Pessimist. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- o. A. (1908): The Historic Elephant and Donkey; It Was Thomas Nast „Father of the American Cartoon“ Who Brought Them Into Politics. The New York Times, 2. August 1908. S. 9.

Webseiten und Blogs (letzter Zugriff: 29.09.2025)

<http://www.dumboozle.com/katzies/katzdex.html>.

<https://www.manager-magazin.de/lifestyle/leute/a-874273.html>.

<https://georgewbush-whitehouse.archives.gov/news/releases/2006/05/20060507-2.html>.



<https://www.rdklabor.de/wiki/biedermeier>.

<http://verebics.blogspot.com/2013/11/egy-elfeledett-kepregenyhos-magyar-miska.html>.

<https://web.archive.org/web/20140705143849/http://dennisthemenance.com/history/>.

Lambiek-Webseiten (letzter Zugriff: 29.09.2025)

https://www.lambiek.net/artists/d/dirks_r.htm.

<https://www.lambiek.net/artists/b/busch.htm>.

Gus Meins und die Buster Brown Filme (letzter Zugriff: 29.09.2025)

<https://www.imdb.com/name/nm0576940/>.

<https://m.imdb.com/search/title/?keywords=buster-brown-series&explore=keywords>.

Plurizentrität und Pluriarealität in Nachschlagewerken des Deutschen: Ein kontrastiver metalexikografischer Vergleich

Illés Nagy 

Eötvös-Loránd-Universität Budapest
nagy.illes55@gmail.com

Abstract

The representation of the lexical variability of language makes an important part and function of synchronic dictionaries. The macrostructure of a dictionary contains lemmas, which come with articles assigning them to the relevant variety or varieties. This study is on the subject of demonstrating the diatopic variation by studying the marking system by means of which lexical variants can be assigned to centres and regions of the German language. This marking system involves the pluricentric and pluriareal approach, which stand for two different but in dictionaries often combined ways of marking lexical variants. The aim of this study is to observe the marking system based on pluricentric and pluriareal views of the German language in a contrastive dictionary analysis in monolingual and bilingual dictionaries and to illustrate the results getting from such a metalexicographic examination.

Keywords

metalexicography, diasystem, variety, diatopy, pluricentricity, pluriareality, marking system

1. Einleitung

Die deutsche Sprache ist bezüglich ihrer Natur aus einer Variationsperspektive zu beleuchten, denn sie weist eine Varietätsvielfalt auf, die nach verschiedenen Paradigmen in einen Rahmen zu setzen und auf diese Weise in ihrer adäquaten lexikologischen Wirklichkeit zu erfassen ist. Das Deutsche verfügt über verschiedene Variantendomänen, aus denen vor allem die geografischen, sozialen und funktionalen Bereiche zu erwähnen sind, die einzeln mithilfe verschiedener Konzepte zu beschreiben sind. Diese Beschreibung dehnt sich auch auf die Wörterbuchschreibung aus, weil Wörterbücher, die mit einer facettenreichen Struktur ausgestattet sind, die sprachliche Variation auf eine gewisse Art darstellen. In diesen Fällen manifestieren sich lexikologische bzw. varietätenlinguistische Prinzipien in der Wörterbuchstruktur, die das Variationsspektrum der gegebenen Variante bzw. des gegebenen Lemmas darstellen. In diesem Beitrag wird die diatopische, d. h. geografische (in diesem Fall wortgeografische) Variation des Deutschen hervorgehoben, indem der Repräsentation der diatopischen Variation in Wörterbuchartikeln der gewählten Quellen nachgegangen wird. Im Laufe der Untersuchung bzw. der terminologischen Beschreibung dieser wird auf zwei Paradigmen der diatopischen Variation fokussiert, d. h. auf die plurizentrische und pluriareale Perspektive des Deutschen. Diese stehen für zwei, in Wörterbuchartikeln einander oftmals nicht ausschließende, doch unterschiedliche Auffassungen der diatopischen Variation im Deutschen. Demgemäß wird die Art und Weise der diatopischen Markierung (falls diese beim Lemma angegeben ist) in Wörterbuchartikeln betrachtet, die dann in tabellarischer Form und an verschiedenen Diagrammen veranschaulicht werden.

2. Variationsreiches Deutsch

Natürliche Sprachen sind als historische Sprachen zu betrachten, die eine reiche Ausprägungsstruktur und dadurch eine mehrdimensionale (d. h. zeitliche, soziale, geografische usw.) Variation und eine innere Variabilität aufweisen (vgl. Földes 2002: 226). Auch wenn die Variation in Einzelfällen keinen klar erkennbaren Regelmäßigkeiten zu folgen scheint, ist es mithilfe der Linguistik möglich, quantitative Regularitäten der Variation festzulegen, die es erlauben, von einer *geordneten Heterogenität* zu sprechen, in deren Bezug sprachinterne und außersprachliche Faktoren die quantitative Erklärung von Varietäten liefern (vgl. Felder 2016: 261). Im ersten Fall dient der sprachliche Kontext als Kriterium für die Wahl zwischen sprachlichen Varianten, während im Falle außersprachlicher Faktoren u. a. geografische Kriterien eine entscheidende Rolle spielen (vgl. ebd. 262). Die Lexikologie geht der Zerlegung und Gliederung dieser inneren Mannigfaltigkeit der Sprache nach, als deren Ergebnis die Lexikografie als angewandter Bereich das innere Sprachsystem in ein Netz von Lemmata integriert und auf eine adäquate Art markiert. Da die empirische Untersuchung der Forschung z. T. der Markiertheit sprachlicher Elemente und den Markierungsformen bzw. der Markierungspraxis in Nachschlagewerken nachgeht, ist im Folgenden die Diagliederung der Sprache bzw. sprachlicher Varietäten als theoretische Grundlage darzulegen. Bei der Gliederung des sprachlichen Diasystems werden verschiedene sprachliche Diasysteme von oben betrachtet, als dessen Ergebnis konkrete Sprachgebrauchsformen – wie Soziölekte, Dialekte, Funktiolekte (als Elemente der Fachsprache) – als Teile verschiedener Subsysteme erfasst werden (vgl. ebd. 53). Nach einer anderen Formulierung spiegeln sich die Diatypen des gegebenen sprachlichen Repertoires (oder sprachlichen Systems) u. a. in sozialer oder geografischer Hinsicht in Soziölekten, Technölekten, Dialekten, Regiolekten und auch den Standards der sprachlichen Polysysteme wider, die als funktionale Varianten mit spezifischen Kommunikationssituationen korrelieren (vgl. Halwachs 1993: 73). Die Bezeichnung „Lekt“ steht in der Varietätenlinguistik als ein Synonym einer Subsprache und dient der Bestimmung systematischer Sprachgebrauchsformen, indem Lekte systematische bzw. prinzipiengeleitete Variantenrealisierungen darstellen und (metaphorisch gesprochen) verschiedene Variationsräume abstecken bzw. als Variantenmenge oder strukturbildende Variantenbündel die Charakterisierung der zu analysierenden sprachlichen Erscheinungsformen ergeben (vgl. Felder 2016: 53). Die Merkmale verschiedener (ggfs. auch zusammen, z. B. auf arealer und sozialer Ebene auftretender) Bestimmungsfaktoren ermöglichen die Einteilung und Benennung von Subsprachen, weiterhin dienen Lekte – strukturell gesehen – als Mittel zur Kennzeichnung und Modellierung des Varietätenspektrums einer Gesamtsprache, indem durch die vielfältige Verwendung des Grundworts „Lekt“ u. a. Kategorien wie „Regiolekt“, „Soziolekt“, „Idiolekt“ oder „Funktiolekt“ bestimmt werden (vgl. ebd.), in denen der außersprachliche Faktor im Rahmen des Bestimmungswortes die Variantenrealisierung vertritt (vgl. ebd., nach Becker/Hundt 1998: 120).

Geht man vom Begriff der Variation aus, kann man feststellen, dass Variation als das Vorhandensein und die „Wahl verschiedener Möglichkeiten bei gleichbleibender Intention“ (Löffler 2005: 24) zu erfassen ist, die sowohl auf der Sprecherseite als auch auf der Sprachseite beschrieben werden kann (vgl. ebd.). Bei der sprachlichen Variation sind folgende grammatisch-linguistische Bereiche zu unterscheiden: Phonetik/Orthografie, Morphologie, Satzkonstruktion,

Lexik, Phraseologie (vgl. ebd.). Es handelt sich um ein übergeordnetes Diasystem, dem sprachliche Subsysteme zugeordnet werden und das sich demzufolge als eine Art „ganze Sprache“ erfassen lässt, die keine homogene Einheit darstellt, sondern als eine Einheit, die ein Konglomerat bestimmter Varietäten ist, eine Gesamtheit ausmacht (vgl. Rehbein 2014: 17). Aus diesen Domänen des Diasystems wird in diesem Beitrag der Bereich „Lexik“ im Sinne lexikalischer Varianten bzw. Varietäten betrachtet.

Die Bezeichnung „Varietät“ bezieht sich auf Verschiedenheiten der Form und Struktur, daher sind Varietäten durch Besonderheiten (in derselben Sprache) gekennzeichnet und können auf einer oder mehreren Analyseebenen beschrieben werden (vgl. Berruto 1987: 266). Zu den Varietäten des Deutschen gehören eine Vielzahl von Dialekten, Jugendsprachen, Fachsprachen usw. (vgl. Rehbein 2014: 17). Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass dem Deutschen immer wieder ein großer Varietätenreichtum zugeschrieben wird (vgl. Löffler 2005: 52).

In diesem Beitrag wird die Darstellung von diatopischen Varietäten und sprachlicher (lexikalischer) Besonderheiten in gewählten Nachschlagewerken veranschaulicht. In diesem Zusammenhang sind auch nationale Varietäten zu definieren, die aus diatopischer Sicht eine zentrale Funktion haben. Eine „nationale Varietät“ steht nämlich (im Gegensatz zu den Varianten) für ein ganzes Sprachsystem, das aus nationalen Varianten besteht, wofür u. a. das österreichische Standarddeutsch als Beispiel genannt werden kann (vgl. Ammon 2005: 31). Eine nationale Varietät muss tatsächlich zwei entscheidende Kriterien erfüllen, das heißt, sie muss als Standardvarietät spezifische nationale Varianten (oder mindestens eine dieser) enthalten oder Kombinationen bestimmter Varianten aufweisen, die für eine Nation spezifisch sind, diese können allerdings im Einzelnen aber auch als unspezifisch gelten (vgl. Ammon 1995a: 72).

Obwohl „Varietät“ als eines der Kardinaltermini des Bereichs gilt, ist es schwierig, den Varietätsbegriff eindeutig und vollkommen zu beschreiben (vgl. Berruto 1987: 264). Zur Verdeutlichung des Terminus kann der in der Linguistik bewährte, zwischen atomischer und strukturalistischer Betrachtungsweise bestehende Gegensatz beleuchtet werden, indem „Varietät“ – im Gegensatz zu Variablen und Varianten – strukturalistisch als sprachliches und linguistisches System dargestellt ist, während „Variante“ als einzelne Einheit gilt und den Bestandteil des Systems „Varietät“ ausmacht (vgl. Ammon 1995a: 64). Nach der Formulierung von Löffler ist der Begriff Varietät ein „neutraler Terminus für eine bestimmte kohärente Sprachform, wobei spezifische außersprachliche Kriterien Varietäten definierend eingesetzt werden“ (Löffler 2005: 19). In einem anderen Blickwinkel ist Varietät als eine Sprache und eine strukturell abgrenzbare Subsprache oder Teilsprache in einer Gesamtsprache zu beschreiben, die ein Subsystem im sprachlichen Gesamtsystem ausmacht und eine Art Merkmalbündel verschiedener Sprachvarianten aufweist (vgl. Felder 2016: 9). Im Folgenden wird auf die diatopische Variation im Deutschen und auf die Ansätze zur Bearbeitung bzw. Darstellung von diatopischen Varietäten eingegangen.

3. Diatopische Variation im Deutschen

Die Variation – die von linguistischen und extralinguistischen Faktoren abhängig ist – ist allgemein als die Eigenschaft der natürlichen Sprachen zum Erzeugen unterschiedlicher sprachlicher Charakteristiken zu betrachten (vgl. Sinner 2014: 18). Diese Erzeugung unterschiedlicher

Ausprägungen kann (wie im vorherigen Kapitel erwähnt) in mehreren Bereichen – wie Phonetik, Orthografie, Lexik – geschehen. Eine mögliche Klassifizierung von Varietäten basiert auf fundamentalen extralinguistischen Dimensionen, die mit diesen korrelieren, wobei Faktoren wie Zeit, Raum, die soziale Schicht oder die soziale Situation selbst als entscheidende Hauptparameter zu berücksichtigen sind, die sich in Begriffen wie „diachronische“, „diatopische“, „diastratische“ und „diaphasische Varietät“ widerspiegeln (vgl. Berruto 1987: 266). Das Ziel der Analyse ist es, der Frage nachzugehen, wie die diatopische Lexik in ein- und zweisprachigen Wörterbüchern als Subsystem des Gesamten erfasst wird. Der Fokus liegt dabei auf ihrer lexikografischen Realisierung.

3.1. Der plurizentrische Ansatz des Deutschen

Da die Plurizentrik in der vorliegenden Arbeit – mit den zuvor erwähnten Bestimmungen der nationalen Varietäten – eine grundlegende Rolle spielt, ist der Begriff im Hinblick auf das Varietätenprofil dieser Untersuchung hervorzuheben. Die Plurizentrik als Charakteristikum des Deutschen ist als ein wesentlicher Faktor anzusehen, der die moderne Sicht des Deutschen grundlegend bestimmt. Das Thema des plurizentrischen Deutschen ist inzwischen zu einem theoretisch und empirisch gründlich behandelten Forschungsgegenstand geworden (vgl. Ammon 2018: 71). Der Begriff „plurizentrisch“ verweist nicht auf Staaten, sondern – wie man das am Wort selbst erkennen kann – auf *Zentren*, die jene Regionen oder Staaten sind, „die über spezifische standardsprachliche Varianten der betreffenden Sprache verfügen, also gewissermaßen über eine eigene Standardvarietät“ (Ammon 2018: 71).

Als plurizentrisch sind demnach jene Sprachen zu bestimmen, die Gesamtsprachen mit mindestens zwei Standardvarietäten sind, die in verschiedenen Regionen, das heißt Zentren, gültig sind, während parallel dazu auch von plurinationalen Sprachen gesprochen werden kann, die plurizentrischen Charakter haben und sich auf mindestens zwei Nationen (als Zentren) verteilen (vgl. Ammon 2005: 31). Unter den Zentren des Deutschen sind Vollzentren und Halbzentren zu unterscheiden, aus denen jene Staaten die Gruppe von Vollzentren bilden, die einen eigenen Binnenkodex besitzen, der als Sprachkodex einer Standardvarietät im eigenen Sprachzentrum verfasst wurde, während solche Staaten und Regionen (wie Ostbelgien, Luxemburg, Liechtenstein und schließlich Südtirol) als Halbzentren des Deutschen zu identifizieren sind, die über keinen Binnenkodex verfügen bzw. deren Sprecher in sprachlichen Zweifelsfällen den Außenkodex in Anspruch nehmen müssen (vgl. Rehbein 2014: 28 f.). Neben den Vollzentren Deutschland, Österreich und der Schweiz sind im plurizentrischen Paradigma auch Viertelzentren (d. h. Rumänien, Namibia und die Mennonitenkolonien) zu erwähnen, die zwar über eine in einheimischen Modelltexten verwendete und anerkannte Standardvarietät verfügen, aber ihre Varietät keine amtliche Funktion hat, sodass Deutsch in diesen Bereichen nicht den Status einer Amtssprache hat (vgl. ebd. 30).

Die 7 Voll- und Halbzentren decken das Amtssprachgebiet (anders gesagt die Amtssprachregion) des Deutschen ab (vgl. Ammon 2018: 72). Falls man die Plurinationalität des Deutschen auf die drei angegebenen Vollzentren beschränkt, kann man die deutsche Sprache als *trinational* bestimmen, während sie beim Einbeziehen der Halbzentren als *septemnational* zu betrachten ist (vgl. Ammon 1996: 135). Auf jeden Fall ist es eine grobe Simplifizierung, ausschließlich

einem Ansatz zu folgen, nach dem sich die räumliche Differenzierung des Standarddeutschen in den nationalen Varietäten und Varianten erschöpft, denn es gibt sowohl in der Aussprache als auch im Wortschatz weitere regionale Gliederungen (vgl. ebd.).

3.2. Der pluriareale Ansatz des Deutschen

Es ist festzuhalten, dass das Standarddeutsche eine reiche regionale Varianz aufweist, die auf nationaler Ebene, auf subnationaler Ebene (innerhalb einer Nation wie z. B. im Falle der lexikalischen Unterschiede zwischen Ost- und Westösterreich) und gegebenenfalls sowohl in nationaler als auch in subnationaler Hinsicht gültig ist (vgl. Ammon 2005: 29).

Neben dem plurizentrischen Paradigma ist auch eine wichtige terminologische Frage der Forschung, wie das Deutsche als pluriareale Sprache (lexikografisch) zu behandeln ist, wobei ein pluriareales Konzept zugrunde gelegt wird, dessen Vertreter davon ausgehen, dass das Deutsche als pluriareale Sprache – d. h. nach Arealen, die durch dialektale Großräume bestimmt werden – adäquat zu beschreiben ist (vgl. de Cillia 2006: 55; Pohl 1997: 69). Nach dem pluriarealen Ansatz soll berücksichtigt werden, dass der im anderen Paradigma benutzte Terminus „plurizentrisch“ „den arealen Mustern des deutschen Sprachgebietes nicht gerecht werden kann“ (Scheuringer 1996: 151). Die Anwendung des Begriffs auf die deutschsprachigen Staaten hat nämlich nicht Pluralismus, sondern vielmehr einen mehrfachen Zentralismus gebracht, der in der Terminologie nationale und staatlich einheitliche Varietäten suggeriert und diese in einer relativ strikten Abgrenzung der Varietäten voneinander betrachtet, was so nicht der Fall ist (vgl. Scheuringer 1996: 151 f.).

Aus lexikografischer und metalexikografischer Perspektive entfaltet sich die pluriareale Darstellung von Varietäten und Varianten in der Mikrostruktur, in der die Zugehörigkeit eines Lemmas – meistens einer lexikalischen Variante – zu einem Verwendungsgebiet nicht nur in Bezug auf ein Zentrum des Deutschen, sondern auch in Bezug auf Areale, durch territoriale Angaben dargestellt werden kann. So findet man zum Beispiel sowohl Angaben, die ein Lemma Österreich oder der Schweiz zuordnen, als auch Angaben, die Verwendungsareale wie „ostösterreichisch“ oder „süddeutsch“ enthalten. In lexikografischer Hinsicht kann man also die Folgerung ziehen, dass der pluriareale Ansatz nicht nur eine facettenreiche Perspektive ermöglicht, sondern auch das Inventar des Lexikografen erweitert und eine genauere Repräsentation einer Variante in der Mikrostruktur der Wörterbuchartikel fördert.

Das plurizentrische Paradigma wirft auch eine weitere Problematik auf, nämlich das der Identität und der sprachlichen Zugehörigkeit. Die in plurizentrischen Sprachen verwendeten Varianten bestimmen eine Art soziales Symbol, das zum Ausdruck der kollektiven und individuellen Identität dient, als deren Ergebnis Sprachbenutzer die jeweilige Sprache – mit der sie sich identifizieren – als Teil ihres Selbstausdrucks betrachten (vgl. Muhr 1996: 138). Daraus ergibt sich die Folgerung, dass die Sprache nicht nur die Funktion der Informationsweitergabe erfüllt, sondern auch dem Stiften sozialer Kohäsion dient (vgl. ebd.). Diese eher soziolinguistische Fragestellung soll hier aber nur am Rande erwähnt werden, vielmehr beziehen sich die plurizentrischen und pluriarealen Paradigmen im vorliegenden Beitrag auf wortgeografische Bestimmungen und diatopische Kategorien lexikografischer Strukturen.

4. Diatopische Variation in Nachschlagewerken

In den folgenden Kapiteln des Beitrags wird jene Frage berücksichtigt, wie sprachliche Varietäten – in diesem Fall nationale und/oder areale lexikalische Charakteristiken – dargestellt werden. Bei dieser Frage ist von großer Bedeutung, wie die in anderen Kapiteln beschriebenen lexikologischen Prinzipien im angewandten Bereich der Wörterbuchschreibung in die Praxis umgesetzt und zum Einbauen der sprachlichen Spezifika in die Wörterbuchstruktur eingesetzt werden. Dabei soll die Markierungspraxis (vgl. u. a. Ammon 1995b: 3) beleuchtet werden, in deren Formen sich die lexikologischen und varietätenlinguistischen Richtlinien der einzelnen Wörterbuchartikel und des gegebenen Nachschlagewerks widerspiegeln.

Nach der Darstellung der diatopischen Paradigmen soll als eine Art Konklusion bemerkt werden, dass sowohl die plurizentrische als auch die pluriareale Perspektive zur Beschreibung des Varietätenreichtums des Deutschen beitragen, die erste in Bezug auf Standardvarietäten, die zweite hinsichtlich dialektaler Großräume. Diese schließen einander also nicht aus, sondern befinden sich in komplementärer Beziehung, doch stehen sie für andere Konzepte. In der praktischen Lexikografie ist allerdings zu fragen, in welchen Fällen eine plurizentrische und in welchen Fällen eine pluriareale Markierung in die Wörterbuchartikel-Struktur eingebaut wird und wie sich die Kombination dieser Perspektiven in gegebenen Fällen manifestiert.

4.1. Markierungspraxis zur Plurizentrität

In Wörterbüchern lässt sich die gängige Praxis der Markierung von Varianten nach der Zugehörigkeit zu einem sprachlichen Zentrum oder ggfs. sprachlichen Zentren des Deutschen betrachten. In diesen Fällen bilden häufig die Vollzentren des Deutschen die Grundlage der Markierungspraxis, aus denen Österreich und Schweiz am häufigsten als Verwendungsort einbezogen werden (vgl. Abb. 2). Halb- und Viertelzentren bekommen kaum Aufmerksamkeit, sogar das Vollzentrum Deutschland wird – hauptsächlich in zweisprachigen Wörterbüchern – ebenso wenig markiert. Die Halb- und Viertelzentren des Deutschen spielen im Variantenwörterbuch tatsächlich eine bedeutende Rolle. Diese werden wegen seiner Funktion als einer Art Großwörterbuch zur Darstellung von sprachlichen Varianten des Deutschen in die Wörterbuchstruktur aufgenommen. In anderen, eher allgemeinen Wörterbüchern bekommen allerdings hauptsächlich die sprachlichen Vollzentren Österreich und Schweiz eine herausragende Funktion, die wegen der sprachlichen Überlappung, die zwischen den süddeutschen Regionen besteht, oftmals mit einem Hinweis aufs süddeutsche Territorium ergänzt werden.

4.2. Markierungspraxis zur Pluriarealität

Auch wenn die plurizentrische Markierungspraxis die Zugehörigkeit einzelner Varianten zu sprachlichen Zentren darstellen lässt, gibt es einige Punkte, an denen sich diese Art der diatopischen Markierungstechnik kritisieren lässt. Als ein bekannter Vertreter dieser Hinsicht ist Ammon zu erwähnen, der gerade die Markierungspraxis der damaligen Duden-Ausgabe (im Jahre 1995) in der Zeitschrift „Sprachreport“ scharf kritisiert hat: Nach seiner Ansicht war die Markierungspraxis der Dudenredaktion – wie man es ihrer Auffassung nach im Falle der Nachschlagewerke der Zentren von plurinationalen Sprachen bemerken kann – „als Befangenheit in

der Perspektive des eigenen nationalen Zentrums“ (Ammon 1995b: 3) zu beschreiben, die auch als eine Überwertung oder Verabsolutierung des „deutschen Deutsch“ angesehen werden kann (vgl. ebd.). Diese Art der Überwertung weist im Grunde genommen eine lange Tradition auf und manifestiert sich auch im gängigen Ausdruck „Binnendeutsch“, der „in einer Art Selbstunterwertung auch von den österreichischen und schweizerischen Nachschlagewerken verwendet“ (ebd.) wurde. Im Variantenwörterbuch stellt sich Ammon gerade der gängigen, mangelhaften diatopischen Bezeichnungspraxis entgegen und gibt – mithilfe bestimmter Nationen- und Regionsabkürzungen – in der Mikrostruktur der betroffenen Lemmata ihre Zugehörigkeit zur deutschländischen Varietät an, häufig auch mit einer weiteren Differenzierung in Bezug auf adäquate Arealangaben, die tatsächlich die pluriareale Ansicht in die lexikografische Praxis umsetzen und deutsche lexikalische Spezifika identifizieren lassen (vgl. Abkürzungen wie D, D-nordwest, D-ost, D-mittelwest usw. in Ammon et. al. 2016: XXV–XXVI). Einerseits entsteht dadurch bei den Benutzern ein komplexeres Bild über Teutonismen (Deutschlandismen), andererseits bereichert Ammons Vorgehen die lexikografische Praxis der Kategorisierung von lexikalischen Varianten, indem dadurch auf die mannigfaltige regionale Variation des Standarddeutschen Bezug genommen wird.

Auf diese Weise kann die pluriareale Technik den (lexikalischen) diatopischen Varianten ein besser konturiertes Profil verleihen und dadurch die regionale Bestimmtheit des Deutschen adäquater darstellen. Diese Markierungspraxis befindet sich meistens in einsprachigen Wörterbüchern und wird im nächsten Teil des Beitrags an konkreten Beispielen dargelegt.

5. Kontrastiver Vergleich ausgewählter Nachschlagewerke

Die in den vorherigen Kapiteln erwähnten Paradigmen werden im nachfolgenden empirischen Teil des Beitrags am Korpus der Forschung dargestellt und mithilfe verschiedener Tabellen und Diagramme veranschaulicht. Dadurch soll ein Einblick in die lexikografische Bearbeitung des diatopischen Wortgutes in gewählten Nachschlagewerken gegeben werden. Das Ziel ist es, bestimmte Werke der synchronen Wörterbuchlandschaft aus varietätenlinguistischer Hinsicht zu betrachten. Es wird jener Frage nachgegangen, wie sich die diatopische Variation in Wörterbüchern manifestiert, d. h., wie diatopische Varianten in den einzelnen Wörterbuchartikeln markiert werden und welche Ansätze in der Gestaltung der Wörterbuchartikel zu identifizieren sind. Dabei wird das Deutsche als eine varietätenreiche Sprache betrachtet und im Sinne seiner wortgeografischen Vielfalt dargestellt.

Zur Untersuchung werden zwei einsprachige synchrone Wörterbücher und zwei zweisprachige (Deutsch-Ungarische) synchrone Wörterbücher untersucht, die anhand 100 stichprobenartig genommener Lemmata betrachtet bzw. verglichen werden, bei denen ihre diatopische Markierung den Kern der Analyse bildet.

Als Hypothese wird davon ausgegangen, dass die plurizentrische Markierung als die am meisten angewandte Markierungsart der Wörterbücher gilt und dass die Austriaismen – auch mit einer Überlappung mit anderen Zentren bzw. Regionen – die höchste Zahl unter den Varianten einnehmen. Darüber hinaus wird erwartet, dass die Überlappungen zwischen den süddeutschen Regionen die diatopischen Muster der Betrachtung stark beeinflussen werden, weiterhin

wird als nächste Hypothese vor Augen gehalten, dass einsprachige Wörterbücher ein nuanciertes, tiefgehendes Markierungssystem anwenden, während im Falle von zweisprachigen Nachschlagewerken eine Markierungspraxis mit weniger Bezeichnungskombinationen erwartet wird.

Das Ziel der Analyse ist es also, einen Einblick in die diatopischen Perspektiven der gewählten Ausgaben der synchronen Lexikografie zu bieten und diese mithilfe der gewonnenen Daten zu veranschaulichen. Dazu werden zwei einsprachige und zwei zweisprachige synchrone Wörterbücher herangezogen, die folgende sind: DUDEN (duden.de, von der Dudenredaktion, im Folgenden DUWB), DWDS (Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache, dwds.de, im Folgenden DIWB), Német-magyar szótár (Deutsch-ungarisches Wörterbuch, Halász–Földes–Uzonyi 2018, im Folgenden AKWB), Német-magyar kéziszótár (Deutsch-ungarisches Handwörterbuch, Hessky 2020, im Folgenden GHWB). Die einsprachigen Wörterbücher sind online zu erreichen, während die zweisprachigen Wörterbücher Printwörterbücher sind. Das AKWB wurde im Sprachpaar Deutsch-Ungarisch erstellt, enthält 64 000 Lemmata, hat den Umfang von 1036 Seiten und erschien im Jahre 2018, während GHWB über 40 000 Lemmata im Umfang von 1536 Seiten enthält und im Jahre 2020 erschien.

Es wird jenen Fragen nachgegangen, welche Markierungstechniken im Korpus der Forschung zu identifizieren sind und wie die Diatopie des Deutschen dadurch in den gewählten Nachschlagewerken dargestellt wird. Einige der Wörterbücher gehören zwar unterschiedlichen Kategorien an, aber es ist dadurch möglich, jenen Fakt festzustellen, dass der Typ oder Umfang eines Wörterbuchs bzw. einer Datenbank nicht unbedingt mit dem Vorhandensein eines Lemmas oder einer Bedeutung in seiner Struktur zu verbinden ist. D. h., die relevante, diatopische Bezug aufweisende Bedeutung ist bspw. in einem der zweisprachigen Wörterbücher zu finden, in einem der einsprachigen jedoch nicht (z. B. im Fall des Lemmas „Herbst“) oder es kommt an einigen Stellen vor, dass eines der zwei einsprachigen Werke dem Lemma keine diatopische Markierung zuordnet, während die anderen Wörterbücher das Lemma auf eine gewisse Art markieren (z. B. beim Lemma „Mautstelle“). Es wird auf diese Weise möglich, zwei zweisprachige Wörterbücher und zwei einsprachige Wörterbücher einander gegenüberzustellen, während auch die einsprachigen Werke mit den zweisprachigen horizontal zu vergleichen sind und sich die Markierungspraxis bei jedem Wörterbuch auf seine eigene Technik bezogen vertikal beobachten lässt.

Zum Vergleich werden 100 Wörterbuchartikel stichprobenartig genommen, denen das diatopische Paradigma des gegebenen Nachschlagewerks zugeordnet wird. Dazu wird als erstes eine Tabelle erstellt, in der alle vier Wörterbücher nebeneinander aufgeführt werden und in der die Markierungspraxis in diesen zu vergleichen ist. Der Lemmmauswahl lag das AKWB zugrunde, dessen Varianten dann mit denen der anderen Quellen verglichen wurden, als dessen Ergebnis eine Tabelle erstellt wurde. Die Tabelle hat ein für diese Analyse ausgearbeitetes Zeichensystem, das folgendermaßen aussieht:

a = auch

ld = landschaftlich

rg = regional

PZ = plurizentrisch

PA = pluriareal



PA&PZ = pluriareal und plurizentrisch

* = besonders / meist

- = keine diatopische Markierung

v = veraltet / veraltend

s = sonst

o = oft

g = gelegentlich

se = selten

xx = im Lemmabestand nicht vorhanden

x = relevanter semantischer Inhalt nicht vorhanden

Aus diesem Verzeichnis werden nur einige Markierungen erörtert, damit diese eindeutig zu betrachten sind. Die Bezeichnungen „PZ“ und „PA“ machen einen Hinweis auf die Zuordnung zu sprachlichen Zentren oder sprachgeografischen Arealen des Deutschen. Unter den Lemmata befinden sich auch einige, die mit der relevanten (diatopischen Bezug aufweisenden) Bedeutung nicht versehen wurden oder in die Makrostruktur des gegebenen Nachschlagewerks nicht aufgenommen wurden, diese werden mit „x“ und „xx“ markiert. Es gibt einige Stellen, an denen weder eine plurizentrische noch eine pluriareale Markierung zu finden ist, diese werden mit Grau hervorgehoben.

An diesem Punkt werden die Markierungsarten der vier benutzten Wörterbücher zusammen gezeigt, die dann auch einzeln betrachtet werden. Mithilfe der Tabelle soll ein kontrastives Bild zu den in gewählten Artikeln angewandten lexikologischen Paradigmen der Plurizentrität und Pluriarealität gegeben werden und zwei zweisprachige Wörterbücher mit zwei einsprachigen Nachschlagewerken – die in der Analyse auch als Vergleichsbasen genommen werden – verglichen, während die diatopischen Kategorien der Wörterbücher auch unter einem Hut zusammen dargestellt werden. Dazu wird als erstes die mit Markierungskategorien erstellte Tabelle eingefügt.

Lemma ↓	Markierungsart			
	GHWB	AKWB	DUWB	DIWB
aasen	xx	rg	ld	-
Abgang	x	PZ	PZ	*PZ
abschauen	xx	rg	*PA&PZ	ld
abschlecken	xx	PA&PZ	-	ld, *PA
absitzen	PZ	PZ	PZ	PZ
absperren	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ	ld, *PA&PZ
Abtausch	xx	PZ	PZ	PZ
Ade	-	rg / v	v, ld	*PA, PZ, s v
alleinig	PZ	PZ	- (se)	PZ
Altjahrstag	xx	PZ	PZ v	*PZ
Auffahrt	x	PZ / v	PA v, PZ	PA&PZ
bedecken	x	PZ	PZ	PZ

beiläufig	x	PZ	PZ	PZ
beschauen	ld	rg	ld	ld
Backrohr	PZ	PZ	PA&PZ	m PZ, g PA
Beugel	PZ	PZ	PZ	PZ, v
biegen	x	PZ	PZ v	x
Blaukraut	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ	*PA&PZ, g PA
Brotzeit	PA	rg	ld	*PA
Bub	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ	*PZ&PA, o PZ, g PA
buttern	x	rg	ld	x
Cercle	PZ	PZ	PZ	PZ
Cervelat	xx	PZ	PZ	PZ
Chalet	xx	PZ	-	PZ
Christkind	PA&PZ	*PA&PZ	*PA	x
drunten	*PA&PZ	PA&PZ	*PA&PZ	PA&PZ
Effekten	x	PZ	v, PZ	v
ehebaldig	xx	PZ	PZ	PZ
Eichkatze	xx	rg	ld	-
Eingesottene(s)	xx	PZ	PZ v	xx
einhelpen	xx	rg	ld	-
einnachten	xx	PZ	PZ	PZ
einschichtig	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ	ld, *PA&PZ
Föhre	xx	rg	PZ, s ld	*PZ, o PZ, g PA, PA
Gegenstand	PZ	PZ	PZ	PZ
gelt	xx	PA&PZ	PA&PZ	*PZ
Hacke	ld	PA	x	PA
Hackepeter	ld	PA	PA	*PA, g PA
Hafner	xx	PA&PZ	PA&PZ	ld, *PA&PZ
Hauptstraße	PZ	PZ	PZ	PZ
Hausglocke	ld	rg	ld	-
hauslich	xx	PZ	v	xx
Hausmetzgete	xx	PZ	PZ	PZ
Herbst	x	rg	ld	x
hernach	*PA&PZ	rg	ld	-(v)
Herrgott	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ	x
heuer	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ	*PA&PZ
Heuschober	xx	PA&PZ	PA&PZ	-
himmeln	xx	rg	ld	x
Hutzelbrot	xx	PA	-	*PA, o PA
inliegend	xx	PZ	*PZ	-
interurban	xx	PZ / v	v	PZ, v
Jagertee	xx	PZ	*PZ	xx

Jause	PZ	PZ	PZ	PZ
Kaffee	x	rg	ld	-
Kaffeehaus	*PZ	*PZ	*PZ	PZ
Kieker	x	PA	PA	PA
Kirtag	xx	PZ	PZ	PZ
Knödel	*PA&PZ	*PZ&PA	*PA&PZ	*PA&PZ
Kogel	xx	PA&PZ	PA&PZ	xx
Kolloquium	-	PZ	PZ	x
Konfekt	*PA&PZ	*PA&PZ	*PA&PZ	*PA&PZ
Kukuruz	ld, *PZ	PA&PZ	ld, *PZ	*PA
Laibchen	PZ	PZ	PZ	PZ
Lämmerne(s)	*PZ	PZ	*PZ	PZ
lärmig	xx	*PZ	*PZ	*PZ
Leberknödel	xx	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ
Lehne	x	PA&PZ	PZ v, PA	PA&PZ
Lehrbub	xx	PZ	PZ	PZ
Lehrgegenstand	xx	PZ	PZ	PZ
Matura	PZ	PZ	PZ	PZ
Mautstelle	PZ	PZ	*PZ	-
Nachtkästchen	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ	*PA&PZ
Nachtmahl	PA&PZ	PA&PZ	PZ, a PA	PA&PZ
Neugewürz	PZ	PZ	PZ	-
Nikolo	PZ	PA&PZ	PZ	PA&PZ
Obligatorium	xx	PZ	PZ	PZ
öfters	-	rg	PZ, s ld	-
ohne weiters	PZ	PZ	PZ	PZ
oll	xx	rg	ld	ld
Ortspräsident	PZ	PZ	PZ	PZ
Palatschinke	PZ	PZ	PZ	PZ
Pastor	*PA	rg, *PA	rg, *PA	-
Pâtisserie	PZ, v	PZ, v	PZ, v	PZ, v
patzig	xx	PZ	PZ	x
Pech	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ
Pelle	*PA	rg, *PA	ld, *PA	-
pflästern	xx	PA&PZ	PA&PZ	PZ
Plafond	PA&PZ	rg, PZ	PZ, s ld	v PZ
Plaste	x	rg	rg	PA
Speicher	*PA	*PA	*PA	PA
Taxler	PZ	PZ	*PZ	*PZ, o PA
transferieren	PZ	PZ	PZ	PZ
untertags	PA&PZ	PZ	PZ	PA&PZ

Weihnachten	x	rg	ld	s v
Weinbeere	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ	PA&PZ
Würstelbude	*PZ	*PZ	-	xx
Zentner	PZ	PZ	PZ	PZ
Zuseher	PZ	PZ	*PZ	*PZ
Zuspeise	PZ	PZ, v	PZ, s v	ld

Tab. 1. Markierungspraxis im Korpus der Untersuchung

Den diatopischen Perspektiven der 400 Lemmata des Korpus wird unten auch ein Diagramm beigelegt, das die Verteilung der Markierungen im gesamten Korpus darstellt.

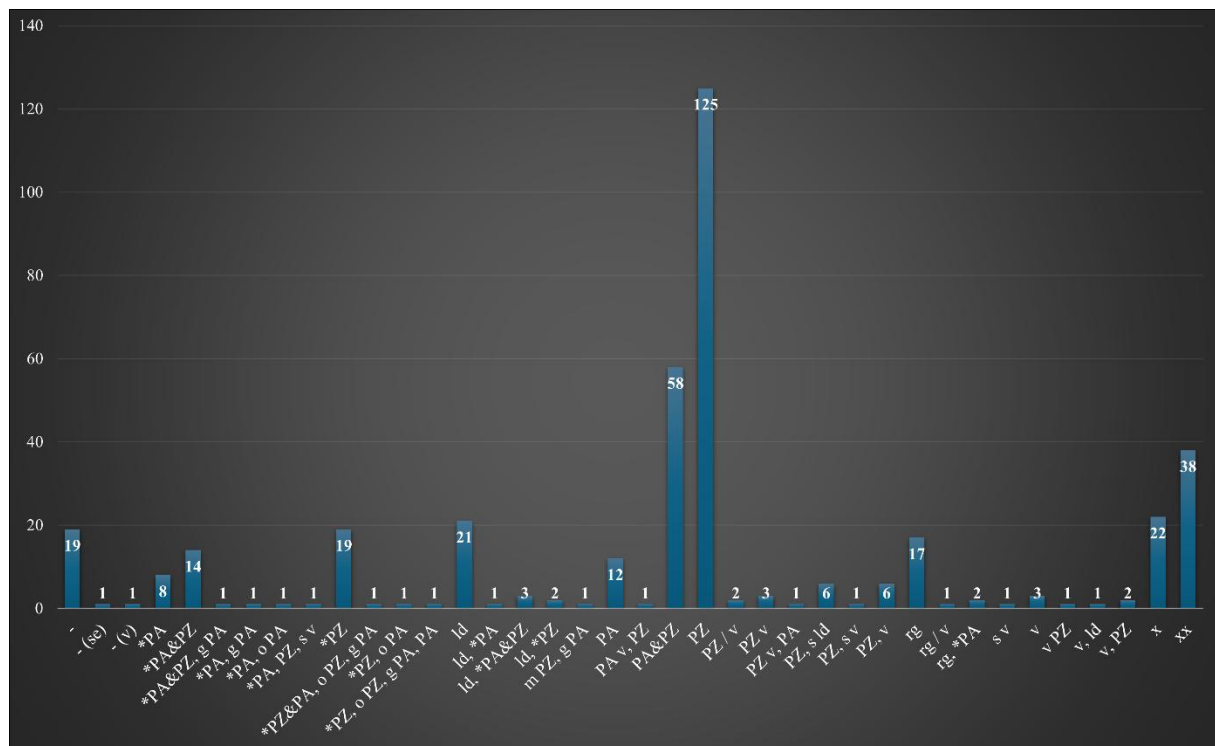


Abb. 1. Diatopische Paradigmen und Markierungen im ganzen Korpus

Auf dem Diagramm nimmt die plurizentrische Markierung die höchste Zahl ein. Daneben befindet sich die Kombination von pluriarealen und plurizentrischen Angaben. Es gibt viele Markierungen, die einmal vorkommen: Diese repräsentieren z. T. die tiefgehende Markierungspraxis der Datenbank von DIWB, indem mehrere diatopische Angaben bei einem Lemma vorkommen und dadurch eine detaillierte sprachgeografische Beschreibung ergeben (vgl. u. a. die Markierungen *PZ&PA, o PZ, g PA, *PZ, o PZ, g PA, PA, oder *PA&PZ, g PA). In der Kategorie „xx“ (das Lemma bildet keinen Teil der Makrostruktur) gibt es auch einige Elemente, hauptsächlich wegen des Lemmabestandes in GHWB, in dem viele der gewählten Lemmata nicht zu finden sind, genauer gesagt weisen 33 Lemmata der Kategorie „xx“ auf die Makrostruktur von GHWB – ohne diese Wörterbuchartikel – hin.

Als Ergebnis der Tabelle sind mehrere Lemmata zu betrachten, bei denen hinsichtlich der Markierung eine vollständige Übereinstimmung vorliegt, wie bei den Lemmata „absitzen“, „Cercle“, „Gegenstand“, „Hauptstraße“, „Jause“, „Knödel“, „Konfekt“, „Laibchen“, „Matura“, „Nachtkästchen“, „ohne weiteres“, „Ortspräsident“, „Palatschinke“, „Patisserie“, „Pech“, „transferieren“, „Weinbeere“, „Zentner“, während an anderen Stellen eine minimale Abweichung zwischen den Wörterbüchern zu betrachten ist, wie bei den Varianten „absperren“, „Beugel“, „drunten“, „einschichtig“, „heuer“, „Kaffeehaus“, „Lämmerne(s)“, „Nachtmahl“ oder „Zuseher“. Es gibt auch Beispiele, bei denen sich gravierende Unterschiede zeigen, wie bei den Lemmata „Ade“, „Auffahrt“, „Backrohr“ oder „hernach“.

Die oben angegebene Tabelle wird auch durch eine andere ergänzt, in der die wortgeografischen Angaben der gewählten Lemmata aufeinandergestapelt dargestellt werden und sich auch einige Kreuzungspunkte ergeben, indem z. B. die Markierung „österreichisch“ zu derselben Variante auch in anderen Nachschlagewerken angewandt wird. In diesen Fällen wird das nur einmal gezählt, das Ziel dieser Tabelle ist es nämlich, eine Art wortgeografische Karte des erstellten Korpus zu bieten. Unten wird nur ein kleiner Teil der Tabelle eingefügt.

Diatop. Mark. → Lemma ↓	A	Ao	CH	Dmo	Dn	Dno	Do	Ds	Dso	Dsw	Dwm
Abgang	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
abschauen	+	-	+	-	-	-	-	+	-	-	-
abschlecken	+	-	+	-	-	-	-	+	-	-	-
absitzen	-	-	+	-	-	-	-	-	-	-	-
absperren	+	-	-	-	-	-	-	+	-	-	+
Abtausch	+	-	+	-	-	-	-	-	-	-	-
Ade	-	-	+	-	-	-	-	-	+	+	-
alleinig	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Altjahrstag	+	-	+	-	-	-	-	-	-	-	-
Auffahrt	-	-	+	-	-	-	-	-	-	+	-
bedecken	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
beiläufig	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Backrohr	+	-	-	-	-	-	-	+	+	-	-
Beugel	+	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-

Tab. 2. Wortgeografische Zuordnungen im Lemmabestand der Analyse

Aus der Tabelle wurde ein Diagramm gebildet, das etwa das diatopische Profil der Gesamtheit der in den einzelnen Wörterbuchartikeln verwendeten Markierungen darstellt. Die Abbildung repräsentiert das ganze Korpus und stellt dar, welche Muster die diatopischen Angaben des Korpus zusammen ergeben.

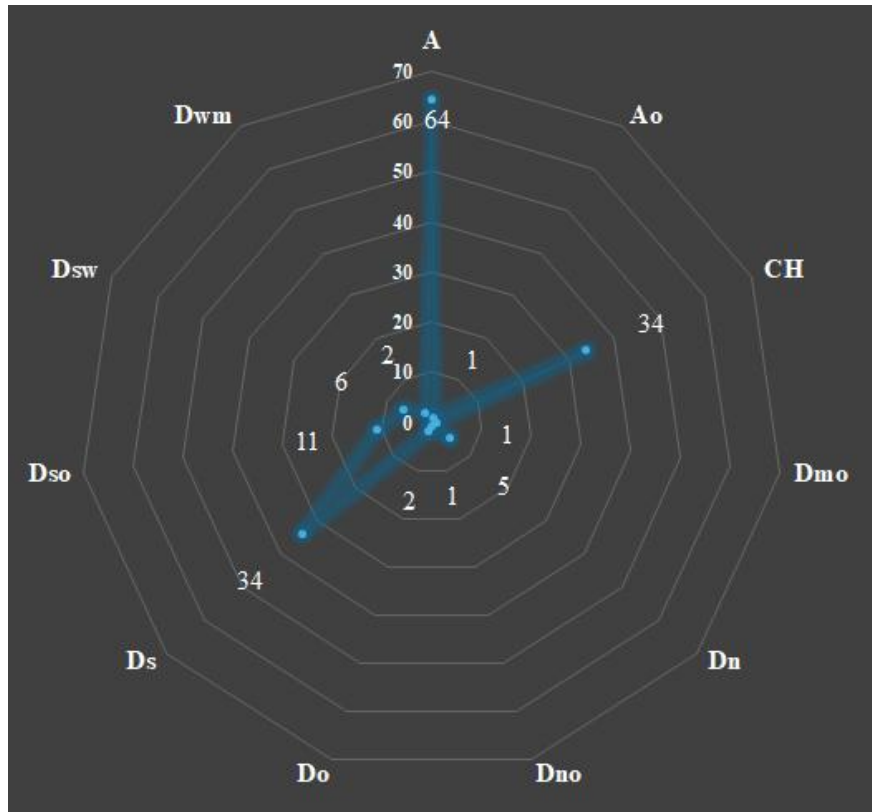


Abb. 2. Wortgeografische Verteilung der gewählten Varianten des ganzen Korpus

Aus der Abbildung geht hervor, dass die österreichische Varietät in der synchronen Lexikografie eine herausragende Position einnimmt. Daneben spielt auch der süddeutsche Wortschatz eine bedeutende Rolle, der mit dem Österreichischen mehrmals Überlappungen bildet. Der schweizerische Wortschatz nimmt ebenfalls eine bedeutende Stelle im Korpus ein, in dem demnach die österreichischen, süddeutschen und schweizerischen Charakteristika die wichtigste Rolle spielen. Mit einer geringen Reichweite sind auch einige areale Angaben (beispielsweise „ostösterreichisch“, „südostdeutsch“ oder „westmitteldeutsch“) zu betrachten, diese treten aber hinter den erwähnten Großkategorien zurück. Im folgenden Punkt des Beitrags werden die Nachschlagewerke und ihre Markierungen und die mithilfe dieser darstellbaren Muster einzeln präsentiert.

5.1. Die einsprachigen Wörterbücher: DUWB und DIWB als Vergleichswerke

DUWB und DIWB bilden als einsprachige Referenzwerke zwei wichtige Vergleichspunkte der Untersuchung, indem sie aus muttersprachlicher Perspektive den diatopischen Wortschatz beleuchten. Auch in diesem Fall wird die Markierungspraxis der gewählten Werke betrachtet, diesmal aber auf eines der Wörterbücher gerichtet. Auf diese Weise wird zum Ziel gesetzt, die Bearbeitung des diatopischen Wortschatzes des DUWB und DIWB grafisch darzustellen. Es ist auch an diesem Punkt wichtig, die Tatsache hervorzuheben, dass die Untersuchung auf ein stichprobenartig erstelltes Korpus basiert und auf diese Weise ein umfassendes Bild der Diatopie der gegebenen Werke – zusammen und einzeln – ergibt. Als erstes wird das aufs DUWB basierte Diagramm eingefügt.

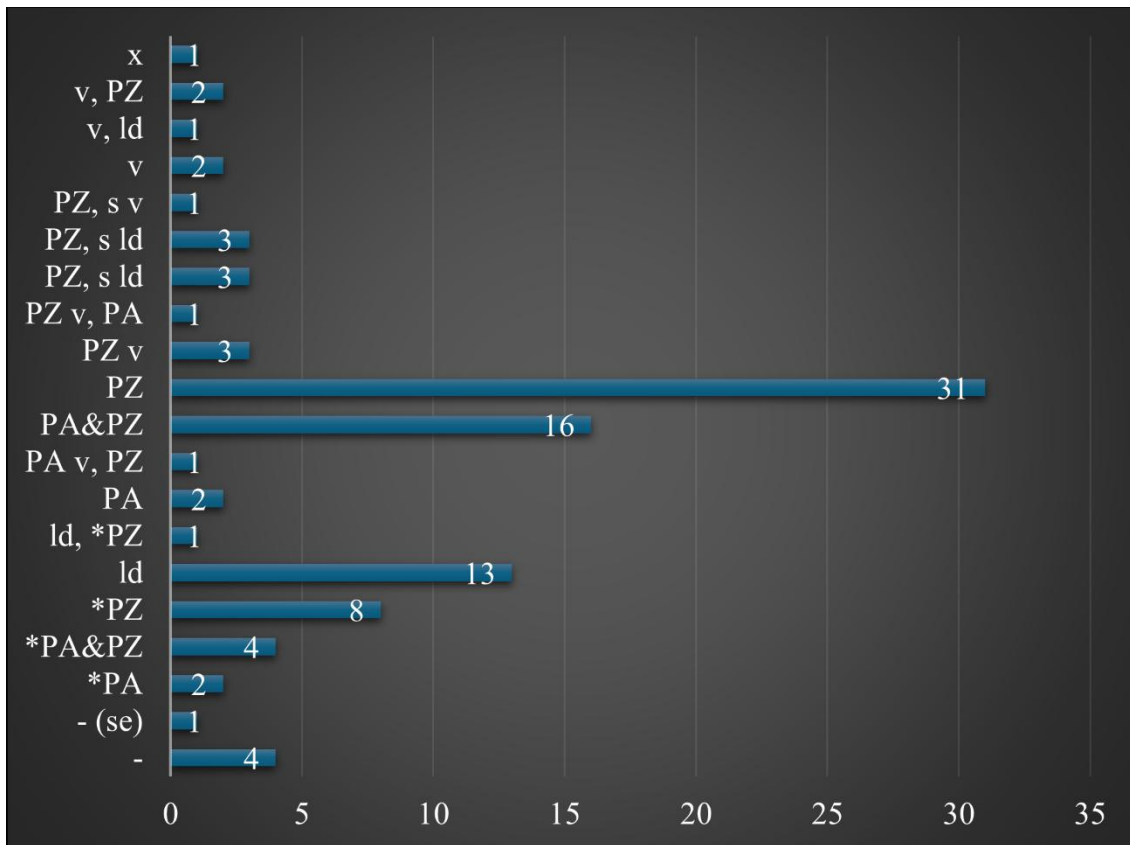


Abb. 3. Diatopische Markierungen im DUWB

Gemäß der Abbildung wird klar, dass die plurizentrische Praxis im DUWB eine hohe Dominanz hat. Das wird an den zahlreichen Verweisen auf eine plurizentrische Verwendung sichtbar, indem das gegebene Zentrum des Deutschen mit anderen Bestimmungen kombiniert wird, wie man das auch an den folgenden Beispielen sehen kann: „österreichisch veraltend“ (beim Wort „biegen“), „besonders österreichisch“ (bei „Taxler“) oder „landschaftlich, besonders österreichisch“ (beim Lemma „Kukuruz“). Die Pluriarealität bekommt auch eine Rolle, diese kommt aber hauptsächlich mit plurizentrischen Markierungen vor, wie zum Beispiel die Bestimmungen „besonders süddeutsch, österreichisch, schweizerisch“ (bei „abschauen“), „süddeutsch, österreichisch“ (bei „einschichtig“) oder „österreichisch veraltet, süddeutsch“ (bei „Lehne“). Eine ausschließlich pluriareale Markierung kommt im Korpus beim DUWB tatsächlich viermal vor, bei den Wörtern „Hackepeter“ („norddeutsch“) und „Kieker“ („norddeutsch“) und „Christkind“ („besonders süddeutsch“) und „Speicher“ („besonders westmitteldeutsch, süddeutsch“). Beim letzten wird der Vorteil der arealen Markierung deutlich, indem auch Teutonismen mit einer entsprechenden diatopischen Zuordnung versehen werden, in diesem Fall mit einem ganz spezifischen Hinweis auf den westmitteldeutschen Bezug des Wortes.

Im Gegensatz zu anderen Werken wird hier einigen Lemmata („abschlecken“, „alleinig“, „Chalet“, „Hutzelbrot“, „Würstelbude“) keine sprachgeografische Information angegeben. Weiterhin gibt es ein Lemma („Hacke“), dem die in dieser Betrachtung relevante, mit diatopischer Markierung versehbare Bedeutung nicht zugeordnet wird.

Als das nächste einsprachige Referenzwerk wird das DIWB untersucht, dessen Diagramm zu den Markierungsarten unten eingefügt wird.

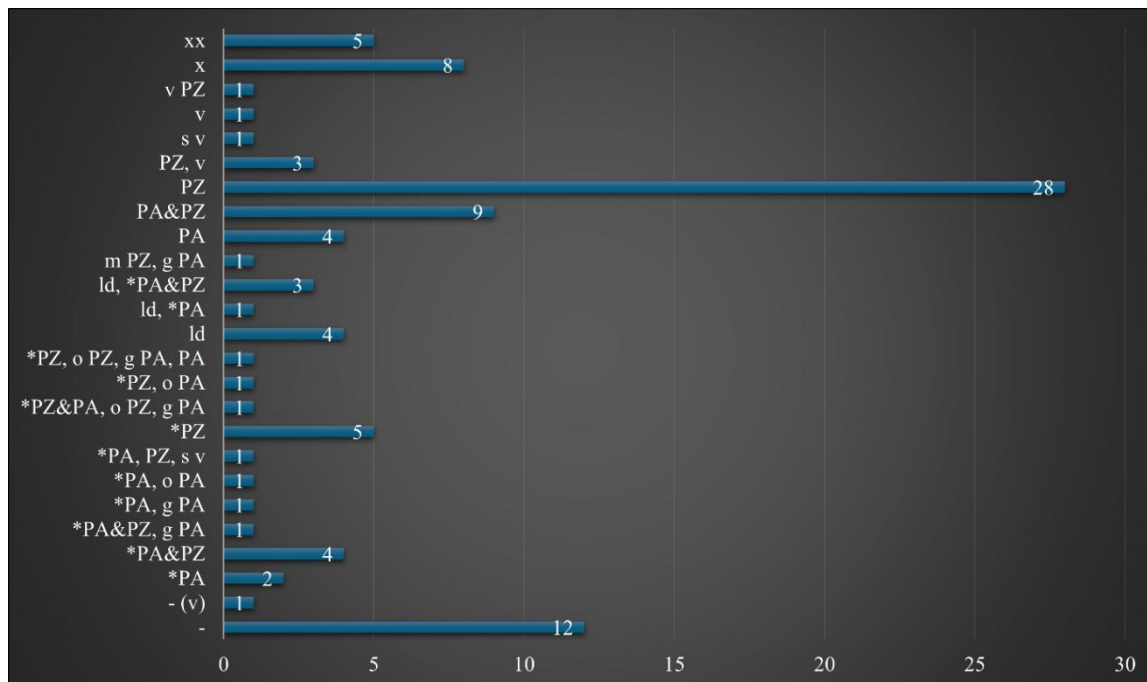


Abb. 4. Diatopische Markierungen im DIWB

An diesem Diagramm lässt sich feststellen, dass im DIWB eine auf eine präzisere Art ausgearbeitete wortgeografische Perspektive vorhanden ist. Das lässt sich auch an der Zahl der Markierungen der Stichproben-Lemmata sehen, unter denen sich die Markierungen zu den Lemmata „Bub“ und „Föhre“ als zwei charakteristische Beispiele identifizieren lassen. Zu diesen werden folgende diatopische Zuordnungen beigelegt: „besonders A, D-Südost, oft CH, gelegentlich D-Südwest“ (zum Lemma „Bub“) und „besonders A, oft CH, gelegentlich D-Südost, D-Südwest“ (im Wörterbuchartikel „Föhre“), darüber hinaus lässt sich eine Vielzahl von anderen Markierungen betrachten. Vergleicht man die wortgeografischen Markierungen im DIWB mit denen des DUWB, ergibt sich die Folgerung, dass die Angaben im DIWB an einigen Stellen vereinfacht, an anderen aber komplexer widerspiegelt werden. Beim Lemma „abschauen“ steht im DUWB „besonders süddeutsch, österreichisch, schweizerisch“, während im DIWB einfach die Kategorie „landschaftlich“ verwendet wird, während der Variante „Taxler“ im DUWB die Markierung „besonders österreichisch“ und im DIWB „besonders A, oft D-Südost“ zugeordnet und ein komplexeres, z. T. pluriareales Varietätsbild geboten wird. Als ein anderes merkwürdiges Beispiel dient die Variante „Ade“, in deren Fall ausschließlich im DIWB eine konkrete wortgeografische Beschreibung angegeben wird, auf folgende Weise: „besonders D-Südwest, D-Südost (Franken), CH, sonst veraltet“. Als ein Mangel zeigt sich aber, dass die relevante Bedeutung der gegebenen Varianten in 8 Fällen nicht zur Verfügung stehen, während dies im DUWB nur einmal vorkommt, weitehrhin gibt es beim DIWB 12 Lemmata ohne diatopische Markierung, während diese Zahl im DUWB nur 4 Lemmata beträgt. Auf jeden Fall ist auch die Datenbank des DIWB stark plurizentrisch orientiert: Auch wenn areale Angaben häufig

– meistens in Kombinationen – vorkommen, haben plurizentrische Markierungen eine Prestige-rolle. Allerdings gibt es auch Wörterbuchartikel, in denen auch ein pluriareales Paradigma angewandt wird, wie z. B. bei der Variante „Hutzelbrot“ – zu der im DUWB keine diatopische Markierung angegeben wird – mit den Kategorien „besonders D-Südwest, oft D-Südost“. Die Verwendung von Wörtern wie „gelegentlich“, „häufig“, „meistens“ oder „oft“ beweisen auch die Ansicht der Datenbank, ihren Varianten ein möglichst nuanciertes Profil zu verleihen.

Um nicht nur die diatopischen Markierungen, sondern auch die wortgeografischen Richtungen der untersuchten Wörterbücher zu veranschaulichen, werden unten zu den zwei einsprachigen Nachschlagewerken und dann zu den zweisprachigen Werken Abbildungen eingefügt, die mit den Diagrammen der Markierungen zusammen unter die Lupe zu nehmen sind. An diesen ist zu erkennen, welche Zentren und Areale im Lemmabestand repräsentiert sind.

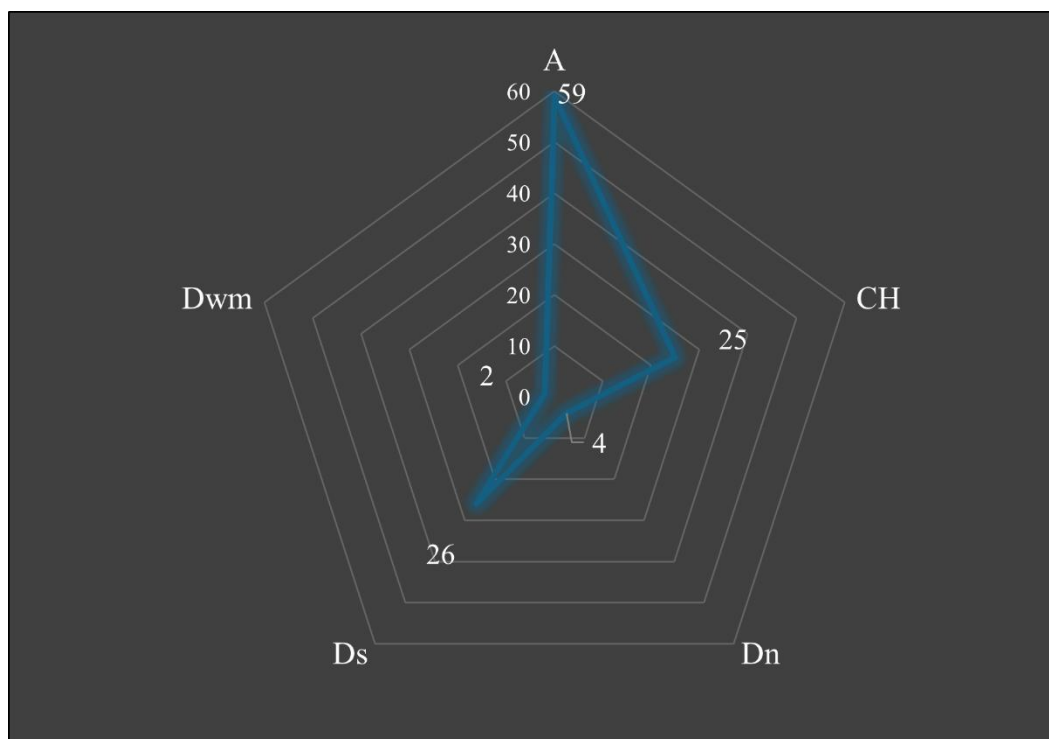


Abb. 5. Wortgeografische Verteilung der gewählten Varianten in DUWB

Die Abbildung dient als eine weitere Bestätigung der auf dem Diagramm dargestellten Informationen, indem sich ein stark plurizentrisches Paradigma ergibt. Hier kann man auch durch die Benennung der Zentren und Arealen festlegen, dass Österreich als Vollzentrum die bedeutendste Funktion erfüllt, während auch Helvetismen, süddeutsche Varianten und die Überlappung zwischen diesen und den in Österreich verwendeten Varianten dargestellt wird. Im Fall von vier Lemmata ist ein Hinweis auf die norddeutsche Region zu sehen, weiterhin weisen 2 Wörterbuchartikel einen westmitteldeutschen Bezug auf.

Als ein Vergleich zum Grafen zum DUWB ist unten die Abbildung zum DIWB angegeben.

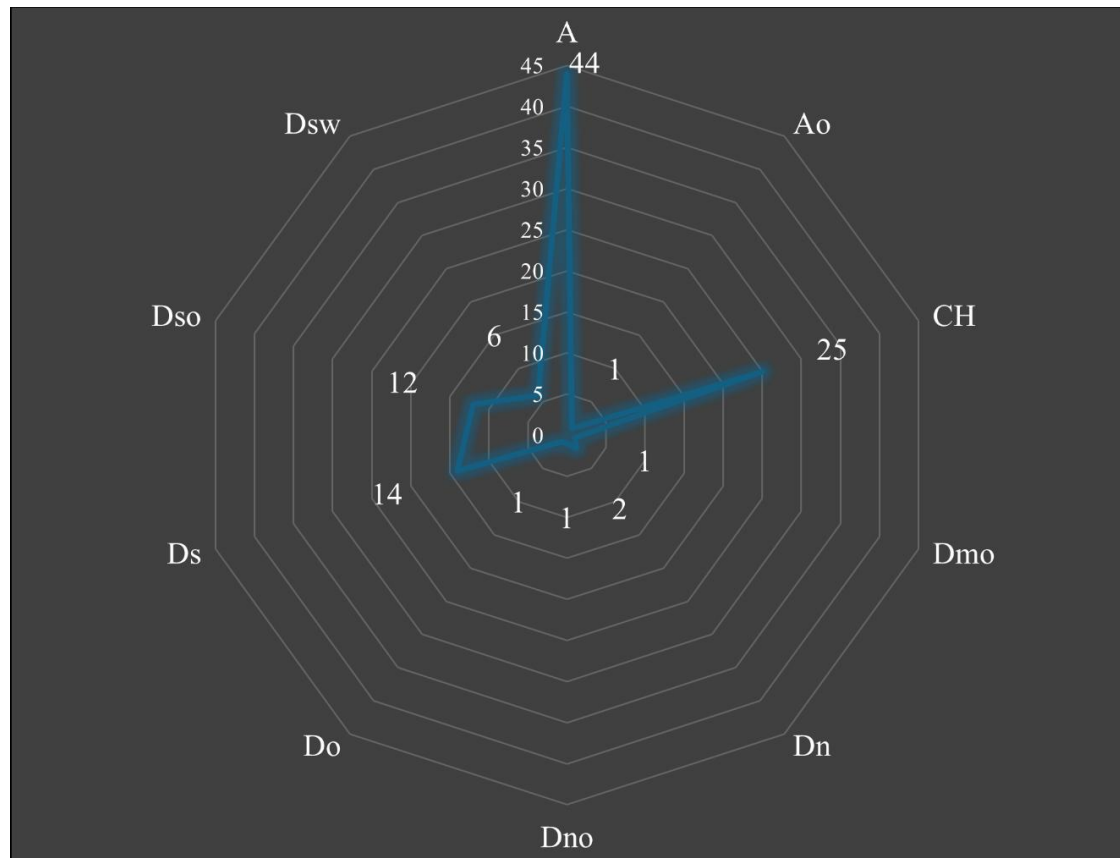


Abb. 6. Wortgeografische Verteilung der gewählten Varianten im DIWB

Die diatopische Perspektive des DIWB weist ein bunteres, facettenreicheres Profil auf als die des DUWB. Auch in dieser Datenbank sind die in den Vollzentren Österreich und Schweiz verwendeten Varianten an höchster Stelle, die areale Bestimmtheit und pluriareale Natur des Deutschen werden aber deutlicher dargestellt, indem auch wortgeografische Angaben erscheinen, die u. a. auf die südwestdeutschen, mittelostdeutschen oder nordostdeutschen Regionen verweisen. Dadurch ist im Grafen auch eine Art Ausschwingen zu beobachten: Einige Varianten, die in DUWB mit einer „süddeutschen“ Zugehörigkeit versehen sind, werden in diesem Fall als „südostdeutsch“ markiert und bestätigen die Überlappungen, die zwischen der österreichischen und süddeutschen Varietät bestehen. Diese Markierung befindet sich in keiner anderen Lemmaauswahl dieser Untersuchung. Dadurch und durch die Betrachtung konkreter, präziser wortgeografischer Zuordnungen der Datenbank ergibt sich die Folgerung, dass im DIWB eine komplexere, nuanciertere Variantenperspektive zu identifizieren ist, die mehrmals außer pluri-zentrischen Angaben auch areale Zuordnungen einbezieht.

5.2. Zweisprachige Wörterbücher: AKWB und GHWB

Nach den einsprachigen Wörterbüchern – die auch als Referenzwerke zur Vergleichsanalyse dienen – werden die zweisprachigen Wörterbücher (AKWB und GHWB) dargestellt. Die Darstellung der Ergebnisse läuft genauso wie bei den einsprachigen Nachschlagewerken ab: Als erstes werden die die Markierungsarten demonstrierenden Diagramme betrachtet, danach wer-

den diese mit Graphen der diatopischen Muster der Varianten des betrachteten Werkes veranschaulicht.

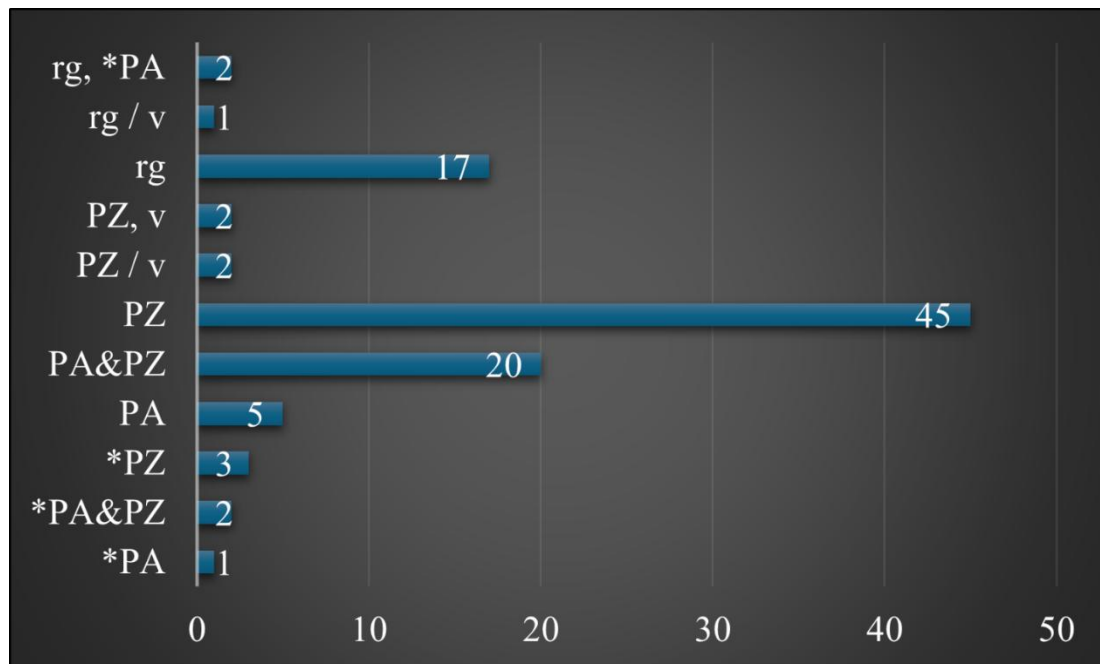


Abb. 7. Markierungen der Varianten im AKWB

Am Diagramm kann man auf den ersten Blick erkennen, dass die Zahl der Markierungen und Markierungskombinationen geringer ist. Das lässt sich im Fall beider Nachschlagewerke dieses Kapitels damit erklären, dass diese zweisprachige Wörterbücher sind, die an Fremdsprachler*innen gerichtet sind. Das plurizentrische Paradigma spielt auch in diesem Fall eine herausragende Rolle, territoriale Überlappungen werden aber auch betont.

Die etwas oberflächliche Markierung „regional“ kommt oftmals vor, weiterhin wird die Bezeichnung in einigen Fällen mit konkreten arealen Angaben kombiniert wie z. B. bei der Variante „Pastor“, die über eine norddeutsche wortgeografische Zugehörigkeit verfügt. Einige gravierende Punkte werden später noch detaillierter hervorgehoben, an diesem Punkt wird aber das Diagramm zum anderen zweisprachigen Wörterbuch, zum GHWB eingebettet.

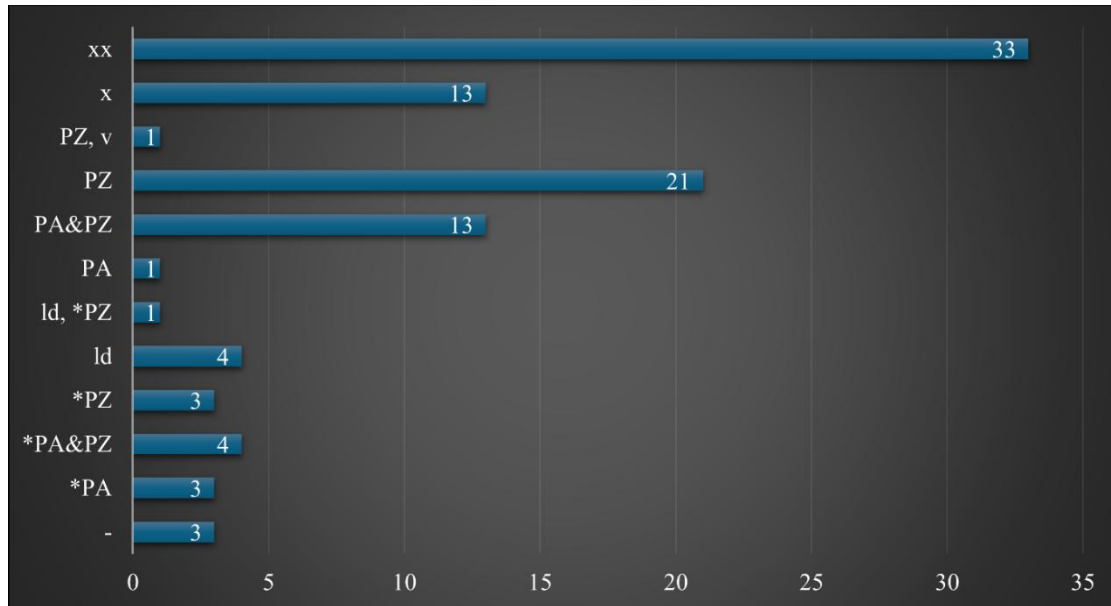


Abb. 8. Markierungen der Varianten im GHWB

Im analysierten Lemmabestand im GHWB ist auch eine deutlich plurizentrische Praxis zu identifizieren, die durch Überlappungsmarkierungen ergänzt wird. Bei drei Lemmata befinden sich keine diatopischen Markierungen, 33 Lemmata sind in der Makrostruktur des Nachschlagewerks nicht vorhanden, in 13 Wörterbuchartikeln sind keine diatopischen Markierungen zu finden. In diesem Markierungsparadigma nimmt die Bezeichnung „landschaftlich“ etwa die Funktion der Bezeichnung im AKWB „regional“ ein, in diesem Fall sind aber nur 4 Varianten Teil dieser Menge, während beim AKWB die Bezeichnung „regional“ siebzehnmal vorkommt und jede Variante mit einer Art Markierung versehen ist.

Wie bei den einsprachigen Datenbanken, werden auch bei den zweisprachigen je 2 Abbildungen als eine Art Diatopiekarte zu den Varianten der Lemmaauswahl der Analyse eingefügt.

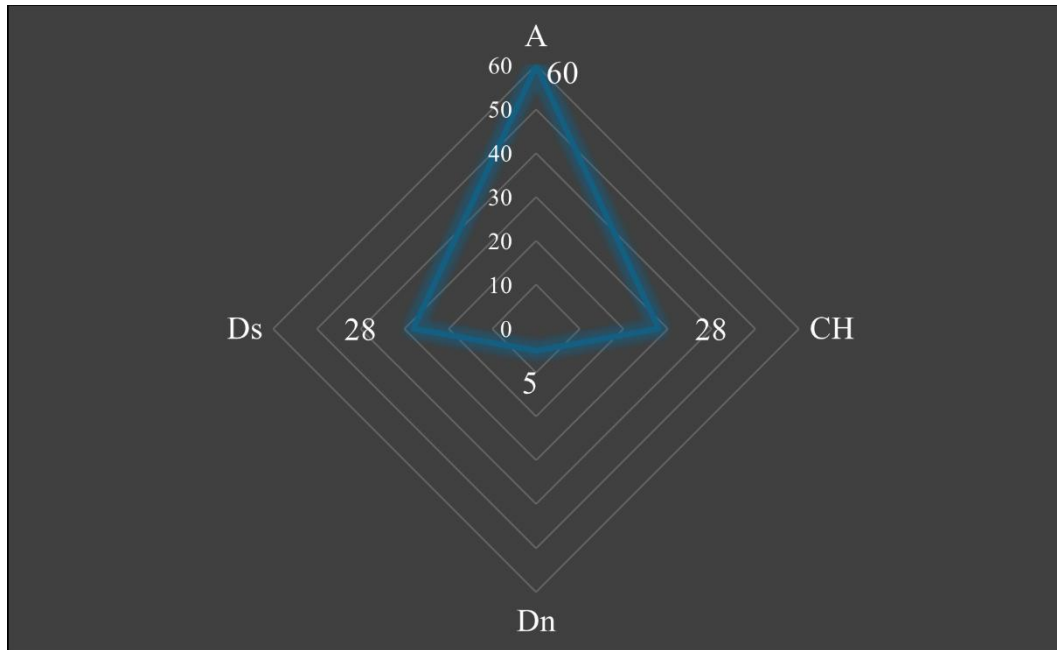


Abb. 9. Wortgeografische Verteilung der gewählten Varianten im AKWB

Auf dem Graphen zum AKWB werden die Unterschiede zu den einsprachigen Referenzwerken sofort erkennbar. Die Zahl der Kategorien ist geringer und als Ergebnis zeigt sich tatsächlich eine symmetrische Gestalt, indem österreichische Varianten die höchste Position einnehmen und sich neben den Überlappungen zwischen den schweizerischen und süddeutschen Territorien auch die in diesen gültigen sprachlichen Charakteristiken über andere Varianten erhöhen. Das in diesem Wörterbuch verwendete Paradigma ist also deutlich plurizentrisch und setzt den Akzent hauptsächlich aufs Vollzentrum Österreich.

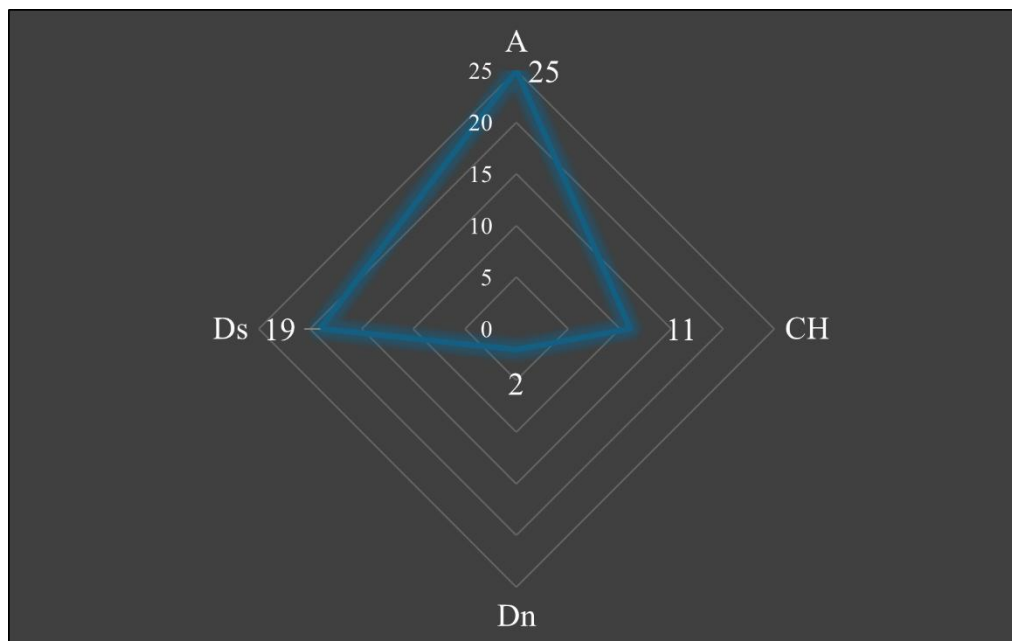


Abb. 10. Wortgeografische Verteilung der gewählten Varianten im GHWB

Auf dem Diagramm lässt sich ein ähnliches Ergebnis wie im Fall des AKWB betrachten, die Verhältnisse sind aber anders, die relevante Bedeutung war nämlich in der Struktur des Nachschlagewerkes in vielen Fällen nicht vorhanden oder die Variante selbst bildete kein Teil des Lemmabestandes. Dies kam in 33 Fällen vor, das Ergebnis ist also durch diesen Fakt stark beeinflusst. Die konkrete Zahl der Lemmata, deren Markierungen die Abbildungsmuster ergeben, ist also in dieser Hinsicht im GHWB deutlich geringer, darüber hinaus ergibt sich eine ähnliche Gestalt wie beim anderen zweisprachigen Wörterbuch der Analyse. Auch in diesem Fall bildet die österreichische Varietät den Gipfel der Muster, unter welcher die süddeutsche Region und die schweizerische Varietät – ähnlich wie beim anderen zweisprachigen Nachschlagewerk – zwei Eckpunkte des Diagramms einnehmen, welche sich z. T. wegen der lexikalischen Überlappungen der Gebiete ergeben.

6. Zusammenfassung und Schlussfolgerung

Als Fazit lässt sich bemerken, dass die Studie das Ziel hatte, einen Einblick in die innere Mehrsprachigkeit der gewählten Werke der synchronen Lexikografie in diatopischer Hinsicht zu geben. Dazu wurden zwei einsprachige Nachschlagewerke gewählt, die in der Analyse als Referenzbasen des Vergleichs betrachtet und neben zwei andere Nachschlagewerke – d. h. neben zwei Wörterbücher der synchronen, zweisprachigen, deutsch-ungarischen Lexikografie – gestellt wurden. Das Ziel der Untersuchung war es, bestimmte Muster der Markierungspraxis zum diatopischen Wortschatz in den gewählten Nachschlagewerken darzustellen, indem die Markierungspraxis und die wortgeografische Ausdehnung der Wörterbücher mithilfe von Diagrammen und Grafen dargestellt wurden. Die nach einer stichprobenartig erstellten Lemmmauswahl erhobenen Daten wurden zusammen – d. h. im Korpus als Ganzes – und auch einzeln verglichen und abgebildet.

Als eine Bestätigung der ersten Hypothese der Analyse kann festgestellt werden, dass die plurizentrische Markierung im ganzen Korpus eine dominante Position vertritt, indem österreichische Varianten die Gipfel der Werte einnehmen, dabei ist aber auch jene Behauptung gestützt, dass diese Zahl mehrere Überlappungen mit dem süddeutschen und/oder schweizerischen Gebiet einbezieht.

Auf den dazu erstellten Abbildungen lässt sich erkennen, dass sich in den einsprachigen Wörterbüchern – als Bestätigung der zweiten Hypothese der Arbeit – eine detailliertere Art der Markierung zeigt, da mehr Bezeichnungen und Bezeichnungskombinationen vorkommen. Von diesen – wie auch von allen Vergleichswerken der Analyse – verfügt das DIWB über die facettenreichste Markierungspraxis, da dessen Datenbank mit zahlreichen Arealangaben arbeitet und oftmals wortgeografische Bestimmungen (und Markierungsarten) kombiniert. Diese Folgerung lässt sich einerseits durch das Diagramm über die verschiedenen Bezeichnungen und Bezeichnungskombinationen der Datenbank bestätigen, andererseits mit der Abbildung veranschaulichen, die die wortgeografische Verteilung der untersuchten Varianten darstellt und mit den meisten Zentral- und Arealangaben versehen ist bzw. die einzigartigste Graphenform ergibt.

Beide zweisprachigen Nachschlagewerke weisen die höchste Zahl der in Österreich verwendeten Varianten auf, welche Zahl auch in diesem Fall die sprachlichen Überlappungen mit den

süddeutschen und schweizerischen Gebieten verdeutlicht. Letztere bilden in beiden zweisprachigen Wörterbüchern die anderen zwei wichtigsten Eckpunkte der Muster.

Als Fazit der Analyse kann man festhalten, dass die Nachschlagewerke im Vergleich zu den anderen Wörterbüchern (ein- oder zweisprachig) sowohl ähnliche Tendenzen (z. B. plurizentrisches Paradigma, Mehrzahl der in Österreich gültigen Varianten) als auch einige gravierende Unterschiede (z. B. Detailliertheit der wortgeografischen Angaben, pluriareale Markierung, Abweichungen in der Markierungsart, fehlende Lemmata) aufweisen. Durch die Darlegung dieser Ähnlichkeiten und Unterschiede im Rahmen dieser Analyse war es möglich, ein kontrastives Bild zu den diatopischen Varietäten und Varianten in gewählten synchronen ein- und zweisprachigen Wörterbüchern zu geben. Im Rahmen der Forschung wird als weiteres Ziel gesetzt, (sowohl auf einsprachiger als auch auf zweisprachiger Ebene) weitere Wörterbücher in die Analyse einzubeziehen bzw. auch auf diachroner Ebene eine Untersuchung durchzuführen und dadurch im weiteren Verlauf der Forschung die jetzt bestehenden Ergebnisse um anderen Daten zu ergänzen.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1995a): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York: Walter de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110872170>.
- Ammon, Ulrich (1995b): Kloss, Knödel oder Klumpen im Hals? Über Teutonismen und die nationale Einseitigkeit der Dudenbände. In: Sprachreport 95, S. 1–4.
- Ammon, Ulrich (1996): Gibt es eine österreichische Sprache? In: Die Unterrichtspraxis / Teaching German 29 (2), S. 131–136. <https://doi.org/10.2307/3531822>.
- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, W. (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York: de Gruyter, S. 28–40. <https://doi.org/10.1515/9783110193985.28>.
- Ammon, Ulrich (2018): Deutsch als plurizentrische Sprache und der Intertourismus zwischen den Zentren. In: Sociolinguistica 32 (1), S. 69–78. <https://doi.org/10.1515/soci-2018-0007>.
- Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Lenz, Alexandra N. (2016): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen. 2. Aufl., Berlin/Boston: de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110245448>.
- Becker, Andrea/Hundt, Markus (1998): Die Fachsprache in der einzelsprachlichen Differenzierung. In: Hoffmann, L./Kalverkämper, H./Wiegand, H. E. (Hg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin/New York: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 14.1 & 14.2), S. 118–133.
- Berruto, Gaetano (1987): Varietät. In: Ammon, U./Dittmar, N./Mattheier, K. J./Trudgill, P. (Hg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik. Vol. 1. Berlin/Boston: de Gruyter Mouton, S. 263–267.

- Cillia, Rudolf de (2006): Varietätenreiches Deutsch. Deutsch als plurizentrische Sprache und DaF-Unterricht. In: Krumm, H. J./Portmann-Tselikas, P. R. (Hg.): *Begegnungssprache Deutsch. Motivation, Herausforderung, Perspektiven*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studien Verlag, S. 51–65.
- Felder, Ekkehard (2016): *Einführung in die Varietätenlinguistik*. Darmstadt: WBG Academic.
- Földes, Csaba (2002): Deutsch als Sprache mit mehrfacher Regionalität: Die diatopische Variationsbreite. In: *Muttersprache* 112 (3), S. 225–239.
- Halwachs, Dieter W. (1993): Polysystem, Repertoire und Identität. In: *Grazer Linguistische Studien* 39–40, S. 71–90.
- Kellermeier-Rehbein, Birte (2014): *Plurizentrik. Einführung in die nationalen Varietäten des Deutschen*. Berlin: Erich Schmidt.
- Löffler, Heinrich (2005): Wieviel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe. In: Eichinger, L. M./Kallmeyer, W. (Hg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin/New York: de Gruyter, S. 7–27. <https://doi.org/10.1515/9783110193985.7>.
- Muhr, Rudolf (1996): Das Deutsche als plurizentrische Sprache: Zur Sprachrealität der deutschsprachigen Länder und zum Normbegriff im DaF-Unterricht. In: *Die Unterrichtspraxis / Teaching German* 29 (2), S. 137–146. <https://doi.org/10.2307/3531823>.
- Pohl, Heinz Dieter (1997): Gedanken zum Österreichischen Deutsch (als Teil der pluriarealen deutschen Sprache). In: Muhr, R./Schrodt, R. (Hg.): *Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa*. Wien: Verlag Holder-Pichler-Tempsky, S. 67–88.
- Scheuringer, Hermann (1996): Das Deutsche als pluriareale Sprache: Ein Beitrag gegen staatlich begrenzte Horizonte in der Diskussion um die deutsche Sprache in Österreich. In: *Die Unterrichtspraxis / Teaching German* 29 (2), S. 147–153. <https://doi.org/10.2307/3531824>.
- Sinner, Carsten (2014): *Varietätenlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Wandruszka, Mario (1975): Mehrsprachigkeit. In: Eggers, H./Erben, J./Leys, O./Neumann, H./Moser, H. (Hg.): *Sprache der Gegenwart. Schriften des Instituts für deutsche Sprache*, Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann, S. 321–350.

Wörterbücher

- Duden online. Mannheim: Dudenredaktion. <https://www.duden.de/> (letzter Zugriff: 29.09.2025).
- DWDS. Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. d. Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. <https://www.dwds.de> (letzter Zugriff: 29.09.2025).
- Halász, Előd/Földes, Csaba/Uzonyi, Pál (Hg.) (2018): *Német-magyar szótár*. Budapest: Akadémia.
- Hessky, Regina (Hg.) (2020): *Német-magyar kézisztár*. Szeged: Grimm/Maxim.

Wissenschaftliche Arbeiten
von Studierenden der Germanistik
(OTDK)

Gemäß der Grundsatzerklärung unserer Periodika, sieht es das „Jahrbuch der ungarischen Germanistik“ als seine Aufgabe, die germanistische Literatur-, Kultur- und Sprachwissenschaft sowie die Didaktik von Deutsch als Fremdsprache mit ihrem jeweiligen spezifischen fachlichen Selbstverständnis in Zentral- und Südosteuropa aufeinander zu beziehen und eine Bestandsaufnahme der Entwicklungen der Germanistik in Ungarn zu bieten. Den letztgenannten Aspekt – die Bestandsaufnahme – wollen wir mithilfe des folgenden Kapitels erweitern, in dem wissenschaftliche Arbeiten von Studierenden aus dem Bereich „Germanistik“ veröffentlicht werden, die bei der 37. Ausgabe der Nationalen Wissenschaftlichen Studentenkonzferenz („37. Országos Tudományos Diákköri Konferencia“, OTDK) in der Sektion „Geisteswissenschaften“ mit einem Preis ausgezeichnet wurden. Auf diese Weise möchte das „Jahrbuch der ungarischen Germanistik“ einen Beitrag zur Unterstützung und Bekanntmachung der wissenschaftlichen Tätigkeit von zukünftigen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern leisten. Bei den studentischen Arbeiten wurde von dem sonst gewöhnlichen Peer-Review-Verfahren abgesehen. Als Orientierung bei der Auswahl dienten sowohl die Gutachten der, für den Wettbewerb eingereichten, schriftlichen Arbeiten, als auch die Bewertungen der Jury bei der mündlichen Präsentation. Der Dank der Redaktion und des Herausgebers gilt den VerfasserInnen der Beiträge und im selben Maße deren wissenschaftlichen BetreuerInnen.

Prothetische Zeugenschaft als Alternative im Umgang mit Traumata in W. G. Sebalds Roman „Austerlitz“ (2001)

Liliána Gulyás 

Károli Gáspár Universität der Reformierten Kirche in Ungarn Budapest
gulizso@hotmail.hu

Abstract

W. G. Sebald's „Austerlitz“ (2001) has been analysed from several aspects in terms of its representation of trauma and memory. The novelty of this study lies in proposing a conceptual parallel between Alison Landsberg's theory of ‚prosthetic memory‘ and Sebald's literary engagement with traumatic memories. As the narrative representation of trauma is often problematic, visual modes such as movies and museum exhibitions are widely seen as ‚par excellence‘ alternatives. According to Landsberg, the viewer of these can even acquire a so-called prosthetic memory of the past. However, these representations can turn out to be counterproductive as they traumatise the viewer. By embedding Sebald's work in this discourse, the paper argues that the fictional witnessing – for which the term ‚prosthetic witnessing‘ is introduced – of the narrator and the reader of „Austerlitz“ is a more productive form of dealing with and preserving traumatic events in cultural and collective memory.

Keywords

W. G. Sebald, trauma, collective/cultural memory, visual/narrative representation, prosthetic memory, prosthetic witnessing

1. Die Frage der Repräsentierbarkeit von Traumata in der Erinnerungskultur des 20. Jahrhunderts

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind Gedächtnis und Erinnerung zu einem zentralen Problemzusammenhang nicht nur neurologischer und soziologischer, sondern auch philosophischer und kulturwissenschaftlicher Studien geworden. In den Mittelpunkt von Untersuchungen werden sie besonders im Kontext der während des Zweiten Weltkriegs im Holocaust in ungeheurem Ausmaß erlittenen kollektiven Leidenserfahrung gestellt, was auf die den Akt des Erinnerns beeinflussende und erschwerende Eigenschaft von solchen Traumata zurückzuführen ist. Cathy Caruth (1996: 11) definiert eine psychische Erschütterung folgendermaßen: „In its most general definition, trauma describes an overwhelming experience of sudden or catastrophic events in which the response to the event occurs in the often delayed, uncontrolled repetitive appearance of hallucinations and other intrusive phenomena.“ Die nachträglichen Wirkungen und die trotz der wachsenden zeitlichen Distanz sogar generationenübergreifend beobachtbare Latenz (vgl. Freud 1939: 130) von Erlebnissen dieser Art beschrieb Sigrid Weigel (1999: 65) als „télescopage im Unbewußten“ oder „telescoping der Generationen“. Die Speicherung dieser einschneidenden Geschehnisse im Unbewussten weist auf Caruths Definition zurück, indem sie erst verspätet und nur durch sogenannte ‚Erinnerungsblitze‘ vom Bewusstsein des Individuums wahrgenommen werden. Diese Unterdrückung hat zur Folge, dass die Erinnerungen an traumatische Ereignisse sehr bruchstückhaft sind, was sich nicht bloß in Bezug auf die individuelle Erinnerungsbildung als problematisch erweist, sondern auch für die Gestaltung der von

Maurice Halbwachs (1992) als ‚kollektives Gedächtnis‘ formulierten Ansammlung der Erinnerungen einer Gemeinschaft. Obwohl nämlich – wie Anne Fuchs Halbwachs’ Konzept prägnant zusammenfasst –

die Erinnerungen des Individuums an die eigene Vergangenheit einen unvergleichlichen und einzigartigen Referenzpunkt im Selbst als einem ‚lokativem System‘ haben, wird jede noch so private Erinnerung immer schon durch die vorhandenen sozialen und kulturellen Rahmen geformt. (Fuchs 2004: 21; vgl. Halbwachs 1992: 38)

Spricht man von der Wiedergabe der Vergangenheit, ist meistens eine durch Narrativität erfolgende, schriftliche oder mündliche Wiedergabe gemeint. Da aber Traumata im für die bewusste Erinnerungsbildung nur kontingent erreichbaren Unbewussten gespeichert werden und sich zunächst nur in unfassbaren, unaussprechlichen, somatischen Nachwirkungen manifestieren, gilt in philosophischen, kulturwissenschaftlichen und historiografischen Diskursen eine Art Unmöglichkeit für deren erzählerische Darstellung. Wie Weigel (1999) diese Diskurse rekonstruiert, teilen diese die Philosophen, Historiker und Literaturtheoretiker im Wesentlichen in zwei Gruppen. Unter anderen Adorno, Derrida und Lyotard vertreten einen dekonstruktivistischen Standpunkt und betonen, dass diese seelischen Verletzungen eine Art Zäsur in der narrativen Repräsentation und dadurch in der Geschichtsschreibung und der Literatur verursachen, weil sie einen direkten Zugang zu den Ereignissen und damit auch deren unmittelbares Verstehen verhindern (vgl. Weigel 1999: 51–55). Adorno geht so weit, die von der kollektiven Leidenserfahrung des Holocaust zustande gebrachte Störung als ein „Denken nach Auschwitz“ (Weigel 1999: 54) zu charakterisieren. Im Gegensatz zu den dekonstruktiven Herangehensweisen, die Trauma „als arabeske Figur eines Erinnerns, das das Vergessen erinnert bzw. einer Referenz, die als Latenz auftritt“ (zit. nach Weigel 1999: 53), betrachten, argumentiert Caruth (vgl. 1996: 10–12) auf der anderen Seite dafür, dass diese Beschaffenheit von Belastungserfahrungen eigentlich zu der Einsicht führt, dass die Distanz zum Geschehenen und das verspätete Verstehen das Charakteristikum jeglicher geschichtlichen Erzählung sei. Hinsichtlich der Geschichtsschreibung im Allgemeinen stellt auch der konstruktivistische Historiograf, Hayden White (vgl. 1987: 56–57) fest, dass historische Ereignisse keineswegs faktengemäß wiedergegeben werden können. Im Anschluss an die von Freud in seinem Aufsatz, „Über die Deckerinnerung“ (1999) gemachten Bemerkungen, verfasst es Fuchs so, dass die Erinnerungen über einen „Konstruktcharakter“ verfügen und sich in allen Fällen als „fortschreitende Geschichten“ (Fuchs 2004: 22) gestalten. Diese Vorstellungen ermöglichen im Grunde genommen die Wiedereinführung der Narration in die Repräsentation von Traumata, indem Caruth (1996: 12) Trauma als „possibility of history“ auffasst. Wie sie formuliert, gehe es darum: „permitting *history* to arise where *immediate understanding* may not“ (Caruth 1996: 11; Hervorhebung i. O.).

Wenn man in diese Problematik die von Aleida und Jan Assmann (2000) bestimmten zwei Arten von Gedächtnis einbezieht, durch die das kollektive Gedächtnis erhalten bleiben kann, stellt sich das eine, das ‚kommunikative Gedächtnis‘ als problematisch dar. Einerseits deswegen, weil es eine mündliche Weitergabe zwischen den Generationen voraussetzt, andererseits weil mit der sterbenden Überlebenden und „der wachsenden Distanz zur historischen Zeitzeugenschaft“ (Fuchs 2004: 27) die Erinnerungen in Vergessenheit geraten. Demzufolge geht die Auseinandersetzung der nachfolgenden Generationen – oder wie von Marianne Hirsch (1997:

22) formuliert wird: der Generationen des „Postmemory“ – mit dem Holocaust oder mit anderen geschichtlichen und gesellschaftlichen Traumata in Richtung der zweiten Form des kollektiven Gedächtnisses, nämlich des ‚kulturellen Gedächtnisses‘. Kulturelles Gedächtnis ist eine stabilisierte, institutionalisierte und folglich eine generationenübergreifende Form des kollektiven Gedächtnisses, die auch dem Unsagbarkeitstopos traumatischer Erinnerungen Rechnung trägt, da sie „alternative Kanäle der Transmission [...], die über das Unausgesprochene, aber latent Mitgehörte kommunizieren“ (Fuchs 2004: 22), verwendet. Somit handelt es sich nicht nur um Datenträger wie Schrift, sondern auch bildliche Darstellungsmöglichkeiten wie Skulpturen, verschiedene Rituale, später auch Fotografien und Filme. Unzureichend sind jedoch auch diese insofern, als sie – wie auch aus dem Konzept des kollektiven Gedächtnisses hervorgeht – auf die Rückbesinnungen einer bestimmten sozialen Gemeinschaft beschränkt sind. Da aber mit den im 20. Jahrhundert erfolgten Dislokationen viele Menschen ihrer an ihre Heimat gebundenen Erinnerungen beraubt wurden (vgl. Landsberg 2004: 9–10), gab es einen Bedarf für die Ersetzung ihrer Erinnerungen.

Diese Problematik versuchten die massenmedialen Repräsentationen des modernen Zeitalters im 20. Jahrhundert zu überbrücken, indem sie mithilfe von beispielsweise Museumsausstellungen und Filmen die privaten Erinnerungen einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe für ein größeres Publikum zugänglich machten, und damit Halbwachs’ Konzept eines kollektiven Gedächtnisses erweiterten (vgl. ebd. 8). Diese neue Form des kulturellen Gedächtnisses kann als „ein öffentliches kulturelles Gedächtnis“ aufgefasst werden, durch dessen Vermittlung sich die Menschen eine ‚prothetische Erinnerung‘ von der Vergangenheit aneignen können (vgl. ebd. 2). Dieses Gedächtnis unterscheidet sich nach Alison Landsberg (2004) von früheren Formen der Erinnerungskultur in zweierlei Hinsicht. Auf der einen Seite vergegenwärtigen diese Darstellungsformen ein zurückliegendes Ereignis nicht den jeweiligen politischen und ideologischen Einstellungen einer bestimmten nationalen oder sozialen Gemeinschaft entsprechend, wie früher, beispielshalber im Mittelalter, die kollektive christliche Identität durch eine sakrale Kirchenkunst und Architektur sowie religiöse Rituale, oder im 19. Jahrhundert die nationalen Identitäten durch eine überwiegende Version der historischen Vergangenheit gezielt verstärkt wurden (vgl. Landsberg 2004: 4–6). Auf der anderen Seite gehören die Zuschauer nicht zu derselben gesellschaftlichen Gruppe. Dennoch können sie sich unabhängig von ihrer Herkunft mit einer Vergangenheit verbunden fühlen, die nicht die ihre oder die ihrer Vorfahren war, und sich „a shared archive of experience“ (ebd. 14) aneignen. Wie es Landsberg formuliert: „these technologies can structure ‚imagined communities‘ that are not necessarily geographically or nationally bounded“ (ebd. 8). Darüber hinaus werden diese prothetischen Erinnerungen als authentisch wahrgenommen, obwohl sie nicht durch die persönlich erlebten Erfahrungen von Menschen geformt werden (ebd. 19). Das liegt daran, dass diese Filme und Museumsausstellungen darauf abzielen, einen Sinneseindruck im Zuschauer zu hinterlassen, was ein Charakteristikum ist, das diese mit früheren Formen der Erinnerungsbildung aufweisen (vgl. ebd. 8). Nach Landsberg (vgl. ebd. 13–14) entsteht eine prothetische Erinnerung dadurch, dass die Betrachter eine solche somatische, mimetische Auseinandersetzung mit dem auf der Leinwand Dargestellten erfahren, als ob sie diese erlebt hätten (vgl. ebd. 19). Diese Feststellung lässt sich auch mit Henri Bergsons Vorstellung der durch den Körper entstehenden und in ihm gespeicherten Erinnerungen (vgl. ebd. 16) vereinbaren. Auch in Anlehnung an den Ansatz des

sogenannten organischen Gedächtnisses, erfolgt die Vererbung von Erinnerungen durch den Körper von Generation zu Generation (vgl. ebd. 7). Insgesamt betrachtet, ist nach Landsberg das Ziel dieser Darstellungen, den Menschen ein zurückliegendes, historisches Geschehen näherzubringen, mit dem sie keine persönliche Verbindung haben (vgl. ebd. 18–19).

Die Idee, den Menschen einen solchen ‚Erinnerungsersatz‘ zu gewähren, stammt aus den Vereinigten Staaten, da im 20. Jahrhundert zahlreiche Menschen beispielshalber dem Holocaust zufolge in die USA auswanderten und bestimmte historisch bedingte Leiden von ihrer Heimat getrennt erlebten. Die Motiviertheit von Landsbergs Theorie fasst das von Michel de Certeau stammende Zitat am Anfang von ihrem Werk, „Prosthetic memory: the transformation of American remembrance in the age of mass culture“ zutreffend zusammen: „Like those birds that lay their eggs only in other species’ nests, memory produces in a place that does not belong to it.“ (zit. nach ebd. 1)

2. Das Scheitern von Landsbergs Konzept der prothetischen Erinnerung in „Austerlitz“

Die trotz und gerade wegen der Dislokationen des letzten Jahrhunderts gehegte Sehnsucht nach der Aufdeckung einer verlorenen, aber in den ihrer Erinnerungen beraubten Betroffenen als – um auf Weigel (1999) zurückzuweisen – „télescopage im Unbewußten“ innewohnenden Vergangenheit, ist das zentrale Thema auch in W. G. Sebalds Roman, „Austerlitz“ (2001). Am Anfang des Romans macht der Erzähler eine Bemerkung, die sich zwar auf die von ihm in einem Nocturama beobachteten Tiere bezieht, in übertragenem Sinne aber im Licht der zuvor angesprochenen schwerfälligen Erinnerungsarbeit interpretiert werden könnte. Er schreibt Folgendes:

Von den in dem Nocturama behausten Tieren ist mir sonst nur in Erinnerung geblieben, daß etliche von ihnen auffallend große Augen hatten und jenen unverwandt forschenden Blick, wie man ihn findet bei bestimmten Malern und Philosophen, die vermittels der reinen Anschauung und des reinen Denkens versuchen, das Dunkel zu durchdringen, das uns umgibt. (Sebald 2022: 7)

In diesem Satz ist die von den Dekonstruktivisten verfasste Zäsur inbegriffen, er artikuliert den Wunsch sowohl des einzelnen Menschen als auch der Philosophen, Historiker und Künstler, die Vergangenheit auf irgendeine Weise aufzuhellen. Das Spiel mit den Lichtverhältnissen und das sich durch den ganzen Roman verbreitende Halbdunkel ist das Anzeichen der Versuche des Protagonisten für diese ‚Aufhellung‘ in metaphorischem Sinne. Es gibt ein mit dem vorigen Zitat gut vereinbares Motto in einem anderen themenbezogenen Werk von Sebald, in „Die Ausgewanderten“ (1992). Es lautet folgenderweise: „Manche Nebelflecken löset kein Auge auf.“ (Sebald 1996: 39) Dieses Motto könnte ausdrücken, dass die bildlichen Darstellungsmöglichkeiten nur den Anschein wecken, Traumata am geeignetsten repräsentieren zu können, in der Tat sollte man aber wegen der Nebelhaftigkeit von solchen überwältigenden Erlebnissen nicht auf das Potenzial von persönlichen, auf Zeugnissen basierenden Narrativen verzichten und sie völlig mit bildlichen Darstellungsmöglichkeiten ersetzen. Im Folgenden wird dementsprechend gezeigt, dass Sebald im Roman sowohl den Standpunkt der Dekonstruktivisten als auch der Konstruktivisten zu artikulieren scheint.

Im Roman „Austerlitz“ begegnet der Erzähler dem Protagonisten, Jacques Austerlitz in den 1960er Jahren auf dem Antwerpener Zentralbahnhof zufällig, und auf diese Begegnung werden jahrzehntelang mehrere andere, teils zufällige, teils abgesprochene Treffen zwischen ihnen folgen. Erst bei ihrem – nach einer langen Unterbrechung erfolgten – Wiedersehen, beginnt Austerlitz, dem Erzähler über sich selbst zu erzählen, und von da an entfaltet sich sein vom Holocaust geprägtes, betrübliches Schicksal zwischen den Zeilen. Er wurde als fünfjähriges Kind während des 1939 von England organisierten Kindertransports von Prag nach Wales gebracht und damit von der Deportation der Nazis errettet, leidet allerdings sein ganzes Leben lang am daraus folgenden Identitätsverlust. Er wächst als Dafydd Elias bei einem calvinistischen Ehepaar in Wales auf, das seine Herkunft ganz verschwieg. Obwohl ihm als Schüler im englischen Internat, Stower Grange, wo er studierte, bekannt gemacht wird, dass sein ursprünglicher Name Jacques Austerlitz ist, geht er erst nach einem 1992 erfolgten mentalen Zusammenbruch mit über fünfzig Jahren seiner wahren Herkunft nach. Er bricht zusammen, nachdem er zufällig im Radio über die 1939er Kindertransporte hört und sich, auf einer Bank auf der Liverpool Street Station sitzend, zu erinnern beginnt, dass es gerade auf diesem Bahnhof gewesen sein musste, als er in England angekommen ist. Früher verdrängt er die Aufdeckung seiner Vergangenheit, was er folgenderweise begründet:

eine meiner Denkfähigkeit vor- oder übergeordnete und offenbar irgendwo in meinem Gehirn mit der größten Umsicht waltende Instanz mich vor meinem eigenen Geheimnis bewahrt und systematisch davon abgehalten hat, die [...] entsprechenden Nachforschungen anzustellen. (Sebald 2022: 64–65)

Obgleich er als Architekturhistoriker die europäische Bau- und Zivilisationsgeschichte untersucht, ist für ihn bislang auch „die Welt mit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts zu Ende“ (Sebald 2022: 201). Nach seinem Zusammenbruch reist er nach Prag, wo er mit Hilfe des Staatsarchivs die ehemalige Wohnung seiner Eltern in der Sporkova findet. Es stellt sich heraus, dass sein ehemaliges Kindermädchen, Vera dort in der Wohnung lebt. Von ihr erfährt dann Austerlitz, dass seine Mutter, Agáta, eine erfolgreiche Schauspielerin, 1942 nach Theresienstadt deportiert wurde, und dass der Vater, Maximilian, noch vor dem Einmarsch der Deutschen in Prag, nach Paris flüchtet und seine Spuren seitdem nicht aufzufinden seien. Austerlitz trägt das Trauma ihrer Eltern, daher das intergenerationelle Trauma des Holocaust in sich, als – wie früher angesprochen – „télescopage im Unbewußten“, ohne aber in irgendeinem Maße darüber zu wissen. Dementsprechend ist in „Austerlitz“ gerade die von Landsberg artikulierte Problematik in den Mittelpunkt gestellt, „wie man sich eine Vergangenheit erschließen kann, die der persönlichen Erinnerung, aus welchen Gründen auch immer, unzugänglich ist“ (Arnold-de Simine 2010: 168). In seiner Suche nach seiner wahren Identität greift Austerlitz wohl auf verschiedene kulturelle Institutionen wie Archive, Bibliotheken, Museen, und mediale Formen des kulturellen Gedächtnisses wie Texte, Fotografien, und einen Film zurück, „doch letzten Endes gelingt es Austerlitz nicht, Bestandteile des mediatisierten kulturellen Gedächtnisses in die eigene Biographie zu integrieren“ (Arnold-de Simine 2010: 168).

Obgleich es schon in den 1990er Jahren ist, als Austerlitz seine Suche unternimmt, spielt das von Landsberg den modernen massenmedialen Filmen und Museumsausstellungen zugeschriebene Potenzial, dem Publikum eine prothetische Erinnerung zu gewähren, keine bedeutungsvolle Rolle im Roman. In dieser Tatsache könnte eine implizite Kritik von Sebald über die zu

dieser Zeit populären und für die Erinnerungskultur fruchtbar gehaltenen Filme stecken. In einem Gespräch mit Sigrid Löffler im Jahre 1993 erwähnt Sebald, dass ihm als siebzehn-/achtzehnjähriger Schüler der englische Bergen-Belsen-Film „ohne Kommentar, als moralische Pflichtübung“ (Löffler 2011: 82) gezeigt wurde. Er betont auch, wie präsent das Thema des Holocaust von da an in seinem Kopf geblieben ist, aber in negativem Sinne, und dass diese Art von Erinnerungskultur irgendwie nicht stimme (vgl. ebd. 82). Den berühmten Film, „Schindlers Liste“ (1993) lehnt er sogar ab, anzusehen, auch wenn er von Geschichtslehrern gelobt und Schülern gezeigt wird (vgl. Stoisser 2011: 241–242). Er scheint der Ansicht zu sein, dass diese Filme gerade dadurch, dass sie die dargestellten Ereignisse dem Zuschauer realitätsnah machen, sodass die „Leichen auf die Schulbank geschoben“ (Löffler 1993: 82) werden – wie das Sebald als Schüler erfuhr – den Zuschauer traumatisieren und die Erinnerungsarbeit in eine kontraproduktive Richtung lenken.

Obzwar also ein Teil der im Roman vorkommenden medialen Formen aus dem 20. Jahrhundert stammt, sind es gerade diejenigen, die Austerlitz sich seiner Vergangenheit zumindest ein bisschen anzunähern helfen können, die aus dem 19. Jahrhundert stammen. „In dem mühsamen Versuch, sich ein Bild von der Vergangenheit zu machen, erweisen sich veraltete Medien und verstaubte Bibliotheken als weitaus hilfreicher als deren zeitgemäße Varianten.“ (Arnold-de Simine 2010: 169) Deshalb hilft Austerlitz zum Beispiel der Propagandafilm „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“ (1944) nicht, und deshalb sagt er, dass es „sein Fassungsvermögen bei weitem überstieg“ (Sebald 2022: 283), was er im Ghetto-Museum in Theresienstadt sieht.

3. ‚Sebalds Variante‘ der prothetischen Erinnerung in „Austerlitz“

Aus dem vorigen Kapitel geht hervor, dass Sebald die bildlichen Darstellungsmöglichkeiten von Traumata an sich nicht für genügend und fähig hält, die von der Beschaffenheit dieser Erlebnisse verursachte Schwierigkeit in der narrativen Erinnerungsbildung zu überbrücken. Er scheint den Leser stattdessen aufzufordern, sich etwas ganz Ähnliches zu überlegen, was André Hilary, der für Austerlitz so bedeutende Geschichtslehrer im Roman so formuliert:

Unsere Beschäftigung mit der Geschichte [...] sei eine Beschäftigung mit immer schon vorgefertigten, in das Innere unserer Köpfe gravierten Bildern, auf die wir andauernd starren, während die Wahrheit irgendwoanders, in einem von keinem Menschen noch entdeckten Abseits liegt. (Sebald 2022: 105)

Dieses Zitat scheint eine Sichtweise zu artikulieren, die das in den heutigen Tagen vor allem durch visuelle Kanäle – zum Beispiel Filme – vermittelte, dominierende Narrativ über Geschichte hinterfragt und auf die Perspektive der einzelnen Menschen neugierig ist. Wie Sebald sagt, ist ihm Folgendes wichtig:

Es geht um Identifizierbares, um Lokalthistorisches, um Dinge, die im eigenen Umkreis, der eigenen Kleinstadt vor sich gingen. Es geht auch darum, die Zeitzeugen zum Reden zu bringen, die realen Überlebenden dieser irrwitzigen Verfolgungsgeschichte. Nicht nur als freundliche Sozialgeste, sondern als Verlängerung des jeweils aussterbenden Gedächtnisses in die Gegenwart. (Löffler 2011: 83)

Das bedeutet allerdings nicht, dass Sebald die schon angesprochene schwerfällige Verbalisierung von solchen Erlebnissen dabei nicht im Auge behält. Seine taktvolle Annäherung an die

Lebensgeschichte des einzelnen Menschen manifestiert sich im Roman durch den Erzähler, in dessen Anwesenheit und Zuhörerschaft Austerlitz Zeugnis darüber ablegt, was alles an Spuren er über seine Herkunft ansammeln konnte. Von der Seite des Erzählers gibt es in Bezug auf Austerlitz' Schicksal keine gezielten Fragen oder Fragen überhaupt, wie etwa im für die Bezeugung wegbereitenden Film „Shoah“ (1985). Dagegen arbeitet Sebald mit der Technik des sogenannten „periskopischen Erzählens“ (Stoisser 2011: 235), mit zwei Gewährspersonen – Austerlitz und dem Erzähler –, die immer nur so viel erzählen, wie ihnen möglich ist.

Der Protagonist beginnt dem Erzähler über seine Geschichte bei ihrem 1996 „nach solch langer Zeit rein zufällig erfolgten Zusammentreffen“ (Sebald 2022: 60) im Great Eastern Hotel in London so unvorhergesehen zu berichten, wie ihr Treffen diesmal und auch immer gewesen ist. Die Art und Weise, wie er dort seine Geschichte plötzlich in Worte zu fassen beginnt und bei den darauffolgenden Gelegenheiten von Zeit zu Zeit fortsetzt, kann ein Verweis darauf sein, wie fragmentarisch traumatische Erlebnisse formuliert werden können. Betont wird aber dadurch gleichfalls, dass diese doch eine Sprache finden möchten und irgendwann aus den Betroffenen ‚ausbrechen‘. Interessant ist es, dass Austerlitz der Gedanke, „daß er bald für seine Geschichte, hinter die er erst in den letzten Jahren gekommen sei, einen Zuhörer finden müsse“ (ebd. 64), dann kommt, wenn er mit Pereira, dem Geschäftsführer des Hotels, der ihm das Hotel zeigt, im Tempel vor dem Bildnis einer dreistöckigen Arche steht, über der eine Taube mit dem grünen Zweig fliegt. Das könnte ein Anzeichen dafür sein, dass Austerlitz nur dann ‚auf einen grünen Zweig kommen‘ und seine „Verabredungen“ (ebd. 363) mit der Vergangenheit nur dann machen kann, wenn er „die Dinge jetzt in eine halbwegs ordentliche Reihenfolge bringt“ (ebd. 65) und einen Zuhörer für sie findet. Infolgedessen fängt Austerlitz seine Erzählungen nicht mit den Informationen an, die er über die „Trauerlaufbahn“ (Sebald 2000: 139) seiner Eltern ansammeln konnte, sondern er vertraut dem Erzähler zunächst seine eigene grausame Kindheit in der gefühlskalten Atmosphäre des walisischen Predigerhauses an, obwohl es ihm früher unmöglich gewesen ist, sogar „zurückzudenken an dieses unglückliche Haus“ (Sebald 2022: 65). Im Hinblick auf Sebalds Sichtweise über die bildlichen Darstellungsmöglichkeiten ist es erwähnenswert, dass sich der Erzähler aus dem Grund in London aufhält, dass er unter einer „hysterischen Sehschwäche“ (ebd. 51) leidet. Diese Tatsache könnte symbolisieren, dass der Erzähler das ‚Denken in Bildern‘ zurückstellen muss, also dass Sebald den Narrativen den Vorrang gibt.

Wenngleich der Protagonist in „Austerlitz“ den seine Herkunft bedeckenden Nebel durchdringt und sich darüber im Großen und Ganzen informieren kann, kann er psychisch nicht arbeiten, was er über das in ihm innewohnende Schicksal seiner Eltern erfährt, er bricht sozusagen unter der Last seines intergenerationellen Traumas zusammen. Am Ende des Romans vererbt er dem Erzähler den Schlüssel seiner Wohnung in London mit seinen „schwarzweißen Bildern [...]“, die als einziges übrigbleiben würden von seinem Leben“ (ebd. 410), daher die über seine verlorene Vergangenheit gesammelten materiellen Spuren. Der Erzähler, der Zeuge von Austerlitz' Lebensgeschichte wurde, hat dann die Verantwortung, diese im Nachhinein völlig zu rekonstruieren, beziehungsweise anderen weiterzuerzählen und damit die von Hirsch (2001: 222; Hervorhebung i. O.) so artikulierte These zu erfüllen: „It is *only* in subsequent generations that trauma can be witnessed and worked through, by those who were not there to live it but who received its effects, belatedly, through the narratives, actions, and symptoms of

the previous generation.“ Im Einklang damit stellt Sebald fest, dass es für die unmittelbar Betroffenen unmöglich ist, „auch in späteren Jahren, aus dem fortwirkenden Schock heraus zu schreiben. Die Leute, die das aus einer gewissen Distanz miterlebt haben, sind nicht Zeugen des wahren Grauens gewesen“ (Stoisser 2011: 243). In demselben Interview, in dem Sebald diese Behauptungen macht, erwähnt er auch das Mittel der Historiografie, das jedoch auch solche unbegreiflichen Ereignisse festhalten sollte (vgl. ebd. 243–244). Da aber deren objektive Repräsentation sich gerade in der Historiografie als problematisch erweist, hebt Dominick LaCapra die Wichtigkeit von Zeugenschaft als die einzige Möglichkeit hervor, um diese Schwierigkeit zu überbrücken (LaCapra 2001: 86–87). In Anbetracht der Rolle von literarischen Texten in diesem Prozess, erkennen Shoshana Felman und Dori Laub (vgl. 1992: 20–21) sogar, dass das Schreiben und Lesen von literarischen Texten dem Ablegen von Zeugnissen ähneln.

Natürlich sind literarische Texte – wie auch Filme, die solche Themen verarbeiten – teilweise oder durchaus fiktional, man könnte also die Frage stellen, wie man mit ihnen das Vergangene bezeugen könnte. Nichtsdestoweniger behauptet Sebald seinerseits Folgendes: „Was die historische Monographie nicht leisten kann, ist, eine Metapher oder Allegorie eines kollektiven Geschichtsverlaufes zu produzieren. Aber erst in der Metaphorisierung wird uns Geschichte empathetisch zugänglich.“ (Löffler 2011: 85) Wie unerfolgreich eine historische Monografie allein Geschichte an sich dem einzelnen Menschen vermittelt, zeigt sich, wenn Austerlitz H. G. Adlers Buch über das Theresienstädter Ghetto (1955) liest und sich trotzdem das Leben im Ghetto nicht vorstellen kann. Im Gegensatz dazu steht Dan Jacobsons „Heschel’s Kingdom“ (1998), ein Werk, das der Erzähler am Ende von „Austerlitz“ liest und das von der Suche des Autors nach seinem Großvater, dem Rabbi Heschel handelt, viel näher zum Leser, weil es auch eine persönliche Linie enthält, und nicht bloß die rohen, schockierenden Fakten.

Daraus erschließt sich, dass das Konzept von Landsbergs prothetischer Erinnerung und Sebalds literarische Annäherung an zerstörte Lebensläufe eine grundlegende Ähnlichkeit aufweisen. Die beiden zielen nämlich darauf ab, eine aktive, emphatische Auseinandersetzung mit dem Dargestellten seitens des Zuschauers oder des Lesers zu erzeugen. Sebald nimmt an, dass die Prosaliteratur dadurch eine moralische Tiefe erfüllen kann (vgl. Stoisser 2011: 236), und auch Landsberg ist der Meinung, die ethische Dimension des Erwerbs von prothetischen Erinnerungen (vgl. Landsberg 2004: 9) bestehe darin, einen Einfluss auf die Moral der Betrachter auszuüben. Dennoch gibt es einen erheblichen Unterschied zwischen ihnen in der Verwirklichung dieses Ziels: Die nach Landsberg eine prothetische Erinnerung gewährenden Filme zerstören mit ihrer realitätsnahen, auf den Körper wirkenden Darstellung die Distanz, die die Generationen des Post-Gedächtnisses zum Geschehenen haben, und durch die eine emphatische Zeugenschaft entstehen könnte. Der Zuschauer erlebt in dem Sinne einen Schock, eine Art „traumatic neurosis“ (ebd. 13) vor dem Bildschirm. Obwohl Landsberg folgenderweise argumentiert: „prosthetic memory creates the conditions for [...] people to feel connected to, while recognizing the alterity of, the ‚other‘“ (ebd. 9), kann es infrage gestellt werden, ob die Identifikation mit dem leidenden Anderen wirklich nicht erfolgt, wenn der Zuschauer – auch wenn unter künstlichen Verhältnissen – dasselbe vor dem Bildschirm erlebt wie der Leidende selbst. Die Wahrnehmung der Alterität eines leidenden Mitmenschen ist nichtsdestotrotz deshalb wichtig, weil es eine Voraussetzung davon ist, dass man auf dessen Leiden emphatisch reagie-

ren und – wie Dori Laub sagt – „co-owner of the traumatic event“ (Felman/Laub 1992: 57) werden kann. Nur dann kann man bekanntlich darüber Zeugnis ablegen. Gerade deshalb können die unmittelbar Betroffenen in vielen Fällen das Erlebte nicht bezeugen, weil sie es nur unbewusst, in ihren Körpern speichern, aber bewusst keine ‚Besitzer‘ der Erlebnisse sind.

Da sich Sebald als ein Autor nicht-jüdischer Herkunft, also als ein Nichtbetroffener der Post-Gedächtnis-Generation für den Holocaust interessiert, zeigt er, dass mit der wachsenden zeitlichen Distanz und der weniger und weniger werdenden Anzahl der Betroffenen verschiedener historischer und gesellschaftlicher Traumata das Konzept der prothetischen Erinnerung auf eine besondere Weise rechtfertigt werden kann. Indessen scheint sich in seinem Roman eine produktivere, literarische Form der prothetischen Erinnerung zu gestalten. Seitens des Lesers von „Austerlitz“ kann eine emphatische Zeugenschaft tatsächlich entstehen, indem Sebald den nichtbetroffenen Leser einlädt, seine Distanz zu den dargestellten Ereignissen auszunutzen, sich zugleich mit dem Erzähler in die Erinnerungsarbeit des Protagonisten einzubeziehen und Zeuge von Austerlitz’ Schicksal zu werden. Diese Zeugenschaft seitens des Lesers könnte anhand von Sebalds Anerkennung für die Wichtigkeit der Zeugnisse und der Motiviertheit einer Parallele mit Landsbergs Konzept ‚prothetische Zeugenschaft‘¹ genannt werden. Prothetisch ist diese Zeugenschaft in dem Sinne, dass der Erzähler zu keinem eigentlichen Zeugen wird – wie im Fall der sogenannten sekundären Zeugenschaft² –, aber immerhin eine wahre Empathie für die „Trauerlaufbahn“ (Sebald 2000: 139) des Protagonisten im Roman empfindet. Diese Empathie könnte dann den Leser – der die Geschichte gleichzeitig mit dem Erzähler erfährt – dazu bewegen, der Lebensgeschichte eines leidenden Mitmenschen auch in Wirklichkeit zuzuhören, und die Erinnerung des ihm Erzählten für die nachfolgenden Generationen zu erhalten. Dadurch könnte nämlich tatsächlich eine sekundäre Zeugenschaft entstehen. Wie Sebald es mit dem Motto am Anfang der ersten Geschichte in seinem Erzählband, „Die Ausgewanderten“ ausdrückt: „Zerstört das Letzte die Erinnerung nicht.“ (Sebald 1996: 5) Unter künstlichen Verhältnissen und durch eine fiktive Geschichte, aber gerade auf diese moralische Verantwortung deutet das Ende des Romans hin, wenn Austerlitz dem Erzähler den Schlüssel seines Hauses überreicht. Das heißt, in metaphorischem Sinne sei diese Überreichung gleichzusetzen mit der Überreichung der Vergangenheit.

Als Fazit der vorliegenden Untersuchung lässt sich feststellen, dass die Darstellung von Traumata im behandelten Roman deren Beschaffenheit getreu erfolgt. Den Unsagbarkeitstopos mithilfe von Fotos, Filmen oder Museumsausstellungen zu überbrücken, die das Unsagbare ‚par excellence‘ kommunizieren könnten – wie es von vielen, unter anderen von Landsberg betont

¹ Dieser Begriff ist nicht identisch mit dem in der anglofonen Erinnerungsforschung unter anderen von Tabea Widmann und Anna M. Parkinson verwendeten Konzept namens ‚prosthetic witnessing‘, das auf der Wirkung von vor allem medialisierten, visuellen Darstellungsmöglichkeiten basiert. Der Begriff ‚prothetische Zeugenschaft‘ wird hier spezifisch für die sich in Sebalds Roman, „Austerlitz“ in Anlehnung an Landsbergs prothetische Erinnerung und mittels narrativer Mittel entfaltende Zeugenschaft eingeführt und verwendet.

² Prothetische Zeugenschaft unterscheidet sich von sekundärer Zeugenschaft insofern, als Letztere das von tatsächlichen Überlebenden Bezeugte in der Literatur verarbeitet. Um sekundäre Zeugenschaft handle es sich in der Literatur, wenn die Nachgeborenen der Überlebenden das Trauma ihrer Vorfahren oder Bekannten in literarischen Texten verarbeiten, vgl. z. B. Eva Menasse: „Vienna“ (2005) oder Katharina Hacker: „Eine Art Liebe“ (2003). Der Erzähler von Sebalds Roman hingegen geht nicht von der „Trauerlaufbahn“ (Sebald 2000: 139) eines wirklichen Überlebenden, sondern von der eines durchaus fiktiven Charakters aus. In diesem Sinne leistet der Erzähler bzw. erfährt der Leser eine im wortwörtlichen Sinne gemeinte ‚prothetische‘ Zeugenschaft.

wird – erreicht kein Erlebnis des Sehens im Sinne der Aufdeckung. Die Zuschauer von solchen Darstellungen bleiben in den gesehenen Bildern befangen, und in ihrem Gehirn werden nur traumatisierende Bilder verankert. Sebald macht darauf aufmerksam, dass es trotz der schwerfälligen Verbalisierung gleichfalls in der Natur der Sache liegt, dass diese überwältigenden Erlebnisse aus den Betroffenen einmal ‚ausbrechen‘ möchten, auch wenn sie nur eine bruchstückhaft formulierte Sprache finden können. Mit dem Erzähler des Romans wird ein Beispiel für einen Typ von Zuhörer geliefert, der bereit ist, zu bemerken, wenn sich die vom Unbegreiflichen geschaffene Dunkelheit doch für einen – auch wenn vorläufigen Moment – auflöst. Der Leser, der aus dieser Perspektive in gleicher Rolle wie der Erzähler ist, erfährt eine prothetische Zeugenschaft, durch die eine prothetische Erinnerung entstehen kann. Diese literarische, künstliche Form der Zeugenschaft könnte den Leser dazu bewegen, auch in Wirklichkeit die moralische Verantwortung eines Zuhörers zu übernehmen, der das Gehörte anderen weitererzählt, damit auch die von den Wirren der Geschichte erschütterten Lebensläufe im kollektiven und kulturellen Gedächtnis erhalten werden können. „Manche Nebelflecken löset kein Auge auf“ (Sebald 1996: 39), wie das zutreffende Motto die ganze Art und Weise von Sebalds Behandlung von Traumata zum Ausdruck bringt. In Anlehnung an dieses Motto scheint die Erzählweise des Romans diesen Nebel nur sehr taktvoll zu durchdringen. Gerade diese taktvolle narrative Repräsentation ist es aber, durch die literarische Texte das kulturelle Gedächtnis bereichern können.

Literatur

- Arnold-de Simine, Silke (2010): Mediennostalgie als Medienkritik in W. G. Sebalds Austerlitz (2001). In: Böhn, Andreas/Möser, Kurt (Hg.): Techniknostalgie und Retrotechnologie. Karlsruhe: KIT Scientific Publishing, S. 167–181.
- Assmann, Jan (2000): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen. München: C. H. Beck.
- Baer, Ulrich (2002): Spectral Evidence: The Photography of Trauma. Cambridge/Massachusetts/London: The MIT Press.
- Caruth, Cathy (1996): Unclaimed Experience: Trauma, Narrative and History. Baltimore/London: The Johns Hopkins UP. <https://doi.org/10.1353/book.20656>.
- Felman, Shoshana/Laub, Dori M. D. (1992): Testimony: Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History. New York/London: Routledge.
- Freud, Sigmund (1939): Der Mann Moses und die monotheistische Religion. Drei Abhandlungen. Amsterdam: Verlag Allert de Lange.
- Freud, Sigmund (1999): Über die Deckerinnerung. In: Freud, Anna (Hg.): Gesammelte Werke. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 529–554.
- Fuchs, Anne (2004): Die Schmerzensspuren der Geschichte. Zur Poetik der Erinnerung in W. G. Sebalds Prosa. Köln: Böhlau, S. 21–39.
- Garloff, Katja (2006): The Task of the Narrator: Moments of Symbolic Investiture in W. G. Sebald's Austerlitz. In: Denham, S./McCulloh, M. (Hg.): W. G. Sebald: History – Memory – Trauma. Berlin/New York: de Gruyter, S. 157–169. <https://doi.org/10.1515/9783110201949.2.157>.

- Halbwachs, Maurice (1992): *On Collective Memory*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Hirsch, Marianne (1997): *Family Frames: Photography, Narrative, and Postmemory*. Cambridge/Massachusetts/London: Harvard UP. <https://doi.org/10.1353/yale.2001.0008>.
- Hirsch, Marianne (2001): *Surviving Images: Holocaust Photographs and the Work of Postmemory*. In: Zeliser, B. (Hg.): *Visual Culture and the Holocaust*. London: Athlone, S. 215–246.
- Kovács, Edit (2006): Halbdunkel. Zum Beschriften und Lesen von Fotografien in W. G. Sebalds Roman Austerlitz. In: Orosz, M./Albrecht, T. (Hg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005*. Budapest/Bonn: Gondolat Kiadó/Kör Budapest, S. 87–96.
- LaCapra, Dominick (2001): *Writing History, Writing Trauma*. Baltimore: Johns Hopkins UP., S. 86–113.
- Landsberg, Alison (2004): *Prosthetic memory: the transformation of American remembrance in the age of mass culture*. New York: Columbia UP.
- Löffler, Sigrid (2011): Wildes Denken. Gespräch mit Sigrid Löffler (1993). In: Hoffmann, T. (Hg.): W. G. Sebald. »Auf ungeheuer dünnem Eis«. Gespräche 1971 bis 2001. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, S. 82–86.
- Mosbach, Bettina/Pethes, Nicolas (2008): Zugzwänge des Erzählens. Zur Relation von Oral History und Literatur am Beispiel von W. G. Sebalds Roman Austerlitz. In: BIOS: Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 21 (1), S. 49–69. <https://elibrary.utb.de/doi/pdf/10.3224/bios.v21i1.07> (letzter Zugriff am 06.21.2025).
- Renner, Rolf G. (2009): *Intermediale Identitätskonstruktion: Zu W. G. Sebalds Austerlitz*. In: Eke, N. O./Helfer, M. B./Knapp, G. P./Labrousse, G.: *W. G. Sebald: Schreiben ex patria/Expatriate Writing*. Amsterdam/New York: Rodopi, S. 333–345. https://doi.org/10.1163/9789042027824_022.
- Sebald, W. G. (2022): *Austerlitz*. München: Carl Hanser Verlag.
- Sebald, W. G. (1996): *Die Ausgewanderten. Vier lange Erzählungen*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Sebald, W. G. (2000): *Logis in einem Landhaus: Über Gottfried Keller, Johann Peter Hebel, Robert Walser und andere*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Scholz, Christian (2011): Aber das Geschriebene ist ja kein wahres Dokument. Gespräch mit Christian Scholz (1997). In: Hoffmann, T. (Hg.): W. G. Sebald. »Auf ungeheuer dünnem Eis«. Gespräche 1971 bis 2001. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, S. 165–175.
- Stoisser, Doris (2011): Ein riesiges Netzwerk des Schmerzes. Gespräch mit Doris Stoisser (2001). In: Hoffmann, T. (Hg.): W. G. Sebald. »Auf ungeheuer dünnem Eis«. Gespräche 1971 bis 2001. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, S. 224–251.
- Szentivanyi, Christina M. E. (2006): W. G. Sebald and Structures of Testimony and Trauma: There are Spots of Mist That No Eye can Dispel. In: Denham, S./McCulloh, M. (Hg.): *W. G. Sebald: History – Memory – Trauma*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 351–363. <https://doi.org/10.1515/9783110201949.3.351>.
- Van der Kolk, Bessel A./Van der Hart, Onno (1995): *The Intrusive Past: The Flexibility of Memory and the Engraving of Trauma*. In: Caruth, C. (Hg.): *Trauma: Explorations in Memory*. Baltimore/London: The Johns Hopkins UP., S. 158–182.

- Weigel, Sigrid (1999): *Télescopage im Unbewußten. Zum Verhältnis von Trauma, Geschichtsbegriff und Literatur*. In: Bronfen, E./Erdle, B. R./Weigel, S. (Hg.): *Trauma zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*. Köln: Böhlau, S. 51–76.
- White, Hayden (1987): *The Content of the Form: Narrative Discourse and Historical Representation*. Baltimore/London: John Hopkins UP.

Betreuerin der Arbeit: Edit Kovács

Funktionen der bildenden Kunst im Frühwerk von Thomas Mann. Bildvorlagen in „Vision“, „Fiorenza“ und „Der Kleiderschrank“

Bence Moldován 

Károli Gáspár Universität der reformierten Kirche in Ungarn Budapest
agrael8@yahoo.com

Abstract

My research deals with four of Thomas Mann's early works in terms of their artistic aspects and their functions. My hypothesis is that in the 1898 narrative „Der Kleiderschrank“ we can identify the pictorial motifs of Sandro Botticelli's „La calumnia de Apelles“, a painting that has already been associated in the literature with the writer's early creative period, thus providing the starting point for my research. If it can be proven that the writer was familiar with this painting when he wrote the above-mentioned work, it can be assumed that the visual arts were given a similar prominence in Thomas Mann's early works as they were in his later works. There is currently a consensus in the literature that in his early works the pictorial motifs used play a subordinate role. Drawing on Hans Wysling's terminology, I will present four works in which I will examine which pictorial patterns perform a purely representational role, i. e. the writer uses a pictorial pattern to describe, for example, the external characteristics of his characters, and which pictorial patterns perform a compositional role, i. e. the relationship of the painting to the plot of the work, thus potentially opening up new interpretations.

Keywords

Literature and visual arts, Intermediality, Thomas Mann, Sandro Botticelli, illustration, early works of Thomas Mann, aesthetics

Einleitung

Thomas Mann, der sich schon in jungem Alter einen „lyrisch-dramatischen Dichter“ (Mann 1962: 3) nannte, ist für sein umfangreiches Prosawerk bekannt. Wie gar nicht viele zuvor, war er von Anfang an ein anerkannter Schriftsteller. Sein Frühwerk wurde von mehreren literarischen Strömungen, Erlebnissen, Studien, und sogar von anderen Kunstgattungen beeinflusst, so auch von der bildenden Kunst. Die Zielsetzung dieser Untersuchung besteht in zwei Vorhaben: Erstens in dem Versuch, das in der Fachliteratur dominante Konzept, dass im Frühwerk des Autors Thomas Mann die bildende Kunst „eine untergeordnete Rolle“ (Kruft 2005: 343) gespielt hätte, in Frage zu stellen und stattdessen nahelegen, dass die bildende Kunst zu jener Zeit schon eine wichtige Rolle in seiner „raffinierten Webkunst“ (Eilert 1991: 242) spielte. Sollte das erwähnte Konzept den ausschließlichen Bezugspunkt zukünftiger Forschungen bilden, würde es auf die Verarbeitung der Bezüge zur bildenden Kunst im Frühwerk des Schriftstellers irreführend wirken. Mein zweites Vorhaben ist die Einführung eines neuen Bildfundes, der meiner Meinung nach viel über das Schreibverfahren Thomas Manns verrät.

Die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung ist aus der Beobachtung einer charakteristischen Geste, eines Handmotivs einer plötzlich erscheinenden weiblichen Figur erwachsen, die sich in einem nicht so beachteten Werk von Thomas Mann aus dem Jahre 1898, in der kleinen Erzählung „Der Kleiderschrank“ befindet. Ich glaube in dieser erzählenden Dichtung einen neuen Bildfund im Zusammenhang mit einer Schöpfung aus der Epoche des Quattrocento



aufgefunden zu haben, mit dem bis heute keine Verknüpfung in der Fachliteratur vorliegt, zumindest was diese frühe Erzählung Thomas Manns betrifft. In dieser Abhandlung werden auch die sich auf das Thema beziehenden Positionen der Fachliteratur rekonstruiert, die sich als nicht befriedigend im Sinne einer möglichen Erklärung des Motivs der *Nuda veritas* aus Botticellis Gemälde erweisen. Dadurch kann vielleicht auch das Forschungsdesiderat richtig beurteilt werden. Wenn es zu belegen ist, dass Thomas Mann zur Zeit der Entstehung des „Kleiderschranks“ das Gemälde „Die Verleumdung des Apelles“ von Sandro Botticelli kannte, und man dazu zusätzliche Bezüge darauf im Frühwerk findet, dann ist es anzunehmen, dass dasselbe Gemälde auch auf die „Geschichte voller Rätsel“ (Prater 1995: 46) gewirkt hat, was im Weiteren unser Wissen über die Verwendung von Bildvorlagen beim frühen Thomas Mann erweitern könnte. Die „Webekunst“ von Thomas Manns Frühwerk leiht nicht nur Kunstzitate – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – zum Beispiel aus der Kunst von Wagner (vgl. Eilert 1991: 243), aus der Literatur von E.T.A. Hoffmann (vgl. Mann 2016: 198), Ideen aus den Werken Friedrich Nietzsches (vgl. Mann 2004: 27), Elemente aus den Märchen der Brüder Grimm (vgl. Galvan 2011: 123) oder Einflüsse und intertextuelle Referenzen von und auf Friedrich Schiller (vgl. Blödorn/Marx 2015: 15), sondern auch von den Künstlern des Quattrocentos (vgl. Hagedorn 1997: 372) und des Jugendstils (vgl. Mann 2004: 106). Dieser Bezug ist unabhängig davon, dass Thomas Mann die verwerteten Werke jener Epochen der Bildenden Kunst nicht unbedingt mit Vorliebe betrachtete, oder überhaupt mit deren Sujets einverstanden gewesen wäre. Die Aufzählung ist natürlich unvollständig, denn die Verweisstruktur bei Thomas Mann ist komplizierter, aus der der sogenannte „Beziehungszauber“ (Eilert 1991: 242) seiner Werke entsteht.

Es gibt einige Fälle, wo der Schriftsteller selber Bildvorlage, Gemälde oder sogar Maler benennt (Mann 2016: 64). Leise Andeutungen daran lassen sich in seinem Frühwerk finden, dazu kann ein exemplarisches Beispiel das Stück „Fiorenza“ sein, das von Hans Christian Hagedorn in „Ein neuer Bildfund zu Thomas Manns ‚Fiorenza‘“ (Hagedorn 1997: 372) erörtert wird. Es entstanden bereits eingehende Studien über die Beziehung zwischen dem Schriftsteller und der Bildhauerei und Malerei, aber es ist zu behaupten, dass diese noch nicht erschöpfend aufgedeckt wurde. Beispiel ist etwa die erste Erzählung Thomas Manns, die „Vision“, die auch noch ein Forschungsdesiderat anbietet (vgl. Blödorn/Marx 2015: 88). Hinzu kommen auch neue Denkanstöße für künftige Annäherungen an das Thema (vgl. Hagedorn 2014: 68), die die Relevanz kommender Forschungen vorhersagen. Eine Einführung soll solche Auflistungen enthalten dürfen, weil sie auf die durchdachte, kalkulierte „Montagetechnik“ (Eilert 1991: 242) Thomas Manns hinweisen, durch die seine Exzellenz im Schreiben sich schon frühzeitig erwiesen hat, obwohl in den früheren Jahren nicht der ganze Umfang seiner Zitierkunst in den Blick tritt (vgl. ebd.).

Die den Ausgangspunkt bildende, oben angeführte Geste ist also in der Erzählung „Der Kleiderschrank“ anzutreffen. Die Hauptfigur der Geschichte ist ein Bürger, ein in gewollter Einsamkeit reisender Mann,¹ genannt Albrecht van der Qualen, der seine ziellose Freiheit genießt (vgl. Szendi 1999: 60). Auf einer Zugfahrt zwischen Berlin und Rom erwacht er im Coupé und plötzlich entschließt er sich auszusteigen und den Bahnhof der unbekannten Stadt zu verlassen. Er begibt sich auf den Weg zum Stadtrand, wo er ein Wirtshaus erblickt. Von der Wirtin mietet

¹ „Ich habe kein Geschäft und kein Ziel. Ich habe nicht einmal einen Stock, auf den ich mich stütze. Niemand verdankt mir etwas, und ich verdanke niemandem etwas.“ (Mann 2016: 97)

er sich ein Zimmer auf der dritten Etage, in dem ein komischer Kleiderschrank zu finden ist. Nach einer späteren Rückkehr aus der Stadt begegnet er in betrunkenem Zustand einem nackten Mädchen in diesem Möbelstück, während er sich ausziehen will. Die Begegnung selbst wird folgenderweise beschrieben, bei der uns gerade die Handbewegung interessiert:

Sie war ganz nackt und hielt den einen ihrer schmalen, zarten Arme empor, indem sie mit dem Zeigefinger einen Haken an der Decke des Schrankes umfaßte. Wellen ihres langen braunen Haares ruhten auf ihren Kinderschultern, von welchen ein Liebreiz ausging, auf den man nur mit Schluchzen antworten kann. (Mann 2016: 201)

Anscheinend handelt es sich um eine inszenierte Geste, wobei sie durch kein Handlungsmotiv zu erklären ist. Durch das unverbundene Geschehen und somit schlicht den optischen Gegenstand (Galvan 2011: 125) ergibt sich die Poesie, die Zauberkraft der Handlung. Mehrmals wird in der Erzählung der Grundsatz „alles muß in der Luft stehen“ betont, als wäre „Der Kleiderschrank“ wirklich nicht mehr als eine „Cognacnovelle“ (Wilpert 1994: 367), und als wäre jeder Erklärungsversuch von vornherein vergeblich. Entgegen der behaupteten Belanglosigkeit bin ich der Meinung, dass die Darstellung des im Schrank auftauchenden Mädchens auf ein Gemälde von Sandro Botticelli zurückzuführen ist.

Um jedoch die Bedeutung des Kunstzitats erklären und seine eventuellen Folgen für das Verständnis der Rolle der bildenden Kunst im Frühwerk Thomas Manns einschätzen zu können, müssen einige Kontextualisierungen und Präzisierungen vorgenommen werden. So wird in einem ersten Kapitel die Selbstdarstellung Thomas Manns als „Ohrenmensch“ problematisiert. Um einen näheren Zugriff auf das Thema gewinnen zu können, muss man die Erzählung „Der Kleiderschrank“ im Kontext der Werkgeschichte verorten, also andere Werke aus jener Epoche des Schriftstellers unter die Lupe nehmen, die eine nachgewiesene Beziehung zur bildenden Kunst haben. Die Vergleichstexte sind die Erzählungen „Vision“ und „Gladius Dei“, sowie das Drama „Fiorenza“. Das zweite Kapitel besteht nach einer allgemeinen Charakterisierung der Beziehung des frühen Thomas Mann zur bildenden Kunst aus der themenspezifischen Darstellung der genannten Werke. In „Vision“ bereits, also in der ersten veröffentlichten Erzählung von Thomas Mann spielt die Bildlichkeit eine wichtige Rolle, in erster Linie Farben und daraus evozierte Bilder betreffend. Sowohl in „Gladius Dei“ als auch in „Fiorenza“ wird die Kunstszene Münchens in der Gestalt Girolamo Savonarolas (vgl. Mann 2004: 228) kritisiert. Der Unterschied ist, dass in der ersteren Geschichte die Figur des Bußpredigers in die Moderne verpflanzt worden ist, und in der anderen kann man ihn unter historischen Umständen begleiten. In beiden Werken dienen Gemälde als Mittel der Kritik oder der Handlung, was die wichtige Rolle der bildenden Kunst veranschaulicht. In „Der Kleiderschrank“ gibt es zahlreiche intertextuelle Referenzen und evozierte Bilder, die mit der griechischen Mythologie, der Heimatstadt Thomas Manns, und auch mit einem Werk der bildenden Kunst zu interpretieren sind. Wenn man aber beim Lesen Botticellis „Die Verleumdung“ berücksichtigt, dann melden sich erstens neue Kleinigkeiten, zweitens führt dieser Bildfund zu weiteren Interpretationsmöglichkeiten, denn die dem Gemälde entnommene Figur ist am zentralen, rätselhaften Geschehen der Handlung beteiligt.

1. Augenmensch oder Ohrenmensch?



Um die Relevanz der Untersuchung begründen zu können, muss jedoch zuerst ein interessanter Widerspruch angesprochen werden, der die Erforschung des Gegenstandes etwas behindern und meiner Ansicht nach auch etwas irreführend sein kann. Der Autor äußerte sich mitunter entschlossen ablehnend, was seine Beziehung mit der bildenden Kunst betrifft (vgl. Kruft 2005: 347).² Seine mehrmals zitierte Äußerung in einer Umfrage des Berliner Tageblatts aus dem Jahre 1913 stellt einem die komplexe Persönlichkeit des Autors in mehrerer Hinsicht vor (vgl. Kruft 2005: 343). Wiederholt betont wird in der Fachliteratur der Begriff „Augenmensch“, der laut Thomas Mann kein passendes Attribut für ihn gewesen sei. Er behauptete, dass er zur modernen und überhaupt zur Malerei „wenig Verhältnis“ habe und vor Kunstwerken „wie der Ochs vorm neuen Tor“ (ebd.) stehe. Diese Behauptungen müssen eher als bescheidene Stellungnahmen aufgefasst werden, um das eigentliche Bild vom Schreibverfahren Thomas Manns völlig klar sehen zu können.³ Als Leser Nietzsches, der den Zerfall der Auffassung absoluter Gesamtkunst erörterte, wodurch die Menschen zum Beispiel ein Theaterstück nicht mehr als Gesamtes genießen könnten, sondern entweder als „Ohrenmenschen“ oder als „Augenmenschen“ (Nietzsche 1988: 518), entschied sich Thomas Mann ziemlich früh für die erste Option. Aber wenn man genauer nachliest, dann tut sich der interessante Lebenslauf des Autors auf, in dem eine immer offene Einstellung und kein vermindertes Interesse an jener Kunstform sich betrachten lässt. Selbstverständlich ist es fraglich, ob er gar ein „Augenmensch“ war (Gröttler 2019: 24). Allerdings kann man mit Sicherheit behaupten, dass seine Aufmerksamkeit für die bildende Kunst lebenslang nie erlahmte. Ob diese Wachheit für ihn Gefallen oder Ungefallen, behagliches Verständnis oder unbehagliches Missverstehen mittrug, ist eine andere Frage der bisherigen Forschungen. Auch die Kritik an der Kunstszene findet sich in seinen Werken, durch die eine ‚unerhörte Begebenheit‘ und der Hauptkonflikt sich aufbauen ließen.⁴ Allerdings benutzte „der vermeintliche Ohrenmensch“ (Fliedl/Rauchenbacher/Wolf 2011: 517) eine ungeheure Menge von Bildvorlagen, die die Bildlichkeit seiner Sprache untermauerten, seine Figuren und Texte bei der Gestaltung förderten (vgl. ebd.) und von Zeit zu Zeit die Handlung prägend bestimmten.

² Hier werden Thomas Manns eigene Versuche des Zeichnens zusammengefasst. Thomas Mann sprach die Doppelbegabung immer seinem Bruder Heinrich zu, aber die Brüder haben während ihres fruchtbringenden Aufenthalts in Italien das Buch „Bilderbuch für artige Kinder“ zusammen geschrieben und gezeichnet und ihren jüngeren Schwestern gewidmet. In ihm sind nach unserer Kenntnis die einzigen Karikaturen Thomas Manns aufzufinden. Der Inhalt des Buches musste rekonstruiert werden, denn es ist im Zweiten Weltkrieg verlorengegangen (vgl. Kruft 2005: 349 f.) Dass Thomas Mann Karikaturen zeichnete, passt mit seinem angekündigten Interesse an bildender Kunst gut zusammen, weil er die Personendarstellungen mochte: „In der bildenden Kunst galt mein Interesse von jeher vorwiegend der Bildhauerei, wohl weil sie sich fast ausschließlich mit dem Menschen beschäftigt.“ (Blödorn/Marx 2015: 239). Später zeichnete er seinen Onkel Frido, wie er in seinen Tagebüchern bekennt, und auf die Frage ob, er später weitergezeichnet hätte, antwortete er prägnant: „Nein, niemals wieder!“ (vgl. Kruft 2005: 350)

³ Es ist hingegen anerkannt, dass die Kunst von Thomas Mann die bildende Kunst als Mittel beinhaltet (vgl. Eilert 1991: 242).

⁴ Die Konfliktquelle von „Gladius Dei“ bezeugt den „inneren Konflikt zwischen der Sinnlichkeit der bildenden Künste und dem asketischen Puritanismus eines jungen religiösen Fanatikers“ (Prater 1995: 63). Die norddeutsche protestantische Herkunft spielt darin sicher eine Rolle (vgl. Kruft 2005: 351).

2. Das Frühwerk von Thomas Mann und die bildende Kunst

Thomas Mann scheint wenigstens damit zu rechnen, dass der Leser die Bildzitate erkennt. Geschieht das, dann steigert sich der „Beziehungszauber“ (Wysling 1975: 13) für ihn. Deswegen kann es sich um „unauffällige optische Zitate“ (Hagedorn 1997: 370) handeln, bei denen es fraglich sei, ob sie als bedeutungstragende Elemente des Textes interpretiert werden sollten. Eine detaillierte Dokumentation von Bezügen wurde von dem schon zitierten Forscher Hans Wysling zusammengestellt, obwohl die Sammlung der von Thomas Mann gebrauchten Bildvorlagen nicht lückenlos veröffentlicht wurde (vgl. Wysling 1975: 9). In vielen Fällen könnte man behaupten, dass Thomas Mann im Sinne der unauffällig benutzten Bildvorlagen sehr konsequent blieb, weil zum Beispiel bei der Inszenierung von „Fiorenza“ das Gemälde von Botticelli „Die Verleumdung des Apelles“ hätte verschleiert werden können (vgl. Hagedorn 1997: 370). Trotzdem dienten die von ihm gebrauchten Bezüge auf und die Zitate aus der bildenden Kunst als eine Art Kompositionsmittel, bei denen es Thomas Mann „in erster Linie um die Genauigkeit der Bildinformation als Grundlage der Beschreibung“ (Kruft 2005: 350) ging. Welche Funktion erzielen die in Thomas Manns Frühwerk auftauchenden Bildvorlagen? Hat der Schriftsteller einen Leitfaden, nach dem er sich für ein Gemälde oder Foto bei der Entstehung seiner Werke entschloss, oder hat er sie wirklich bloß als „Weltplunder“ (Wysling 1975: 23) behandelt? Diese Fragen werden in dieser Arbeit als Mittel der Analyse dienen, zu der in erster Linie das Werk Wyslings verwendet wird. Das Buch „Bild und Text bei Thomas Mann“ besteht aus maßgeblichen Analysen und Beispielen, dank deren die Werke Thomas Manns besser interpretiert werden können, weil hier Thomas Manns Technik der Deskription und der Montage am eindringlichsten zerlegt ist (vgl. Kruft 2005: 350). Die Werke Hans Wyslings sind bei solchen Untersuchungen unerlässlich, fast jeder Text der Fachliteratur berücksichtigt seine Forschungen zum Themenbereich.

Die drei relevanten Hauptbegriffe sind: Verwertbarkeit, Realisation und Komposition. Die „Verwertbarkeit“ (Wysling 1975: 16) meint, ob das vom Autor gewählte Gemälde einen Gegenstand der „Realisation“ oder die Grundlage für die „Komposition“ [mit Hagedorns Worten: „den Geist des Ganzen“] (Hagedorn 1997: 370) bildet. „Realisation“ eines Kunstwerks heißt zunächst das Entleihen, also die bloße Verwirklichung eines Bildlichen auf die sprachliche Ebene umgesetzt. Diese Tätigkeit soll den Aufbau einer vertrauteren Wirklichkeit ermöglichen. Dafür sind Beispiele die Gestalten und Schauplätze, die einem Gemälde, Porträt, oder auch Foto nachgebildet sind. Angestrebt wird dadurch, dass die Authentizität durch Dingreichtum erzwungen werden soll (vgl. Wysling 1975: 10). „Komposition“ auf der anderen Seite sei die reiche Zusammenstellung von Realisationen und hinzukommenden Elementen „nach Art eines komplexen Bezugssystems“ (Hagedorn 1997: 370). In der Fachliteratur ist eine eingehende Beschreibung über den Arbeitsprozess Thomas Manns zu finden, bei dem die Sammlung der Bildvorlagen anscheinend ein wichtiger Schritt war. Deren Verarbeitung half ihm, das „Sichvertiefen in Sphäre und Gegenstand“ (Wysling 1975: 10) schaffen zu können, das die „Kontaktnahme“ – also eine gewisse Vergeistigung in der darzustellenden Welt seiner Erzählung – induziert. Da verarbeitete Thomas Mann diese zusammengesammelten „Subsidia, Stimulantien“ (ebd.) zu dem „productiven Zweck“ (ebd.), gelehrte und andere Welten zu erwerben (vgl. ebd.). Mann selbst weist auf diese Behandlung als „kluge Zwergenarbeit“ hin, dank derer

der Leser die Illusion haben möge, ganz genau zu erfahren, „wie es wirklich war und glaubt dabei zu sein“ (Wysling 1975: 11). Zu seiner Arbeitsweise gehörte diese Methode der Überlegung, wozu er zielbewusst sein ganzes Leben lang zahlreiche Bildmaterialien sammelte (vgl. ebd. 5). Diese Gewohnheit durfte sich zu einer zielbewussten Deskriptionskunst entwickelt haben. Diese Annäherungsweise zum Schreiben war ihm in den späteren Jahren längst bekannt, da er wusste, dass „der Teufel im Detail stecke“ (Prater 1995: 30).

Die oben eingeführte Zielsetzung wird in diesem Aufsatz unter Verwendung der vorhandenen Mittel und Methoden der bisherigen Forschung erzielt, mit dem Anspruch allerdings, sie auf neue Ergebnisse zu übertragen. Wie im Vorherigen festgelegt, wird die Untersuchung auf die genannten vier Werke beschränkt. Es ist zu vermuten, dass sie die vorher angesprochene Verfahrensweise des Autors veranschaulichen können, die meines Erachtens schon im Frühwerk zu ertappen ist, und die Thomas Mann in seinen späteren Werken meisterhaft beherrschte, wie es auch aus der Fachliteratur abzulesen ist (vgl. Eilert 1991: 242).

2.1. „Vision“

„Vision“ heißt die allererste Erzählung des jungen Schriftstellers, mit 18 Jahren geschrieben (vgl. Blödorn/Marx 2015: 88). Die hier gebrauchte „auffällige Funktionalisierung“ der Farben bleibt für sein Frühwerk im Allgemein bedeutsam, was in der Forschung ein Konsens ist. Der Schreibstil dieser im Jahre 1893 erschienen „Farbenskizze“ (Blödorn 2013: 156) nimmt einige spätere Werke Thomas Manns aus mehreren Aspekten vorweg. Erstens im Sinn seines Umgangs mit der Bildlichkeit (vgl. ebd.) in der Prosa, wodurch die metaphorische „Farbgebung“ eine Rolle bekommt, schlussendlich lässt sich die Poesie des Werkes in den Sehsinn einprägen. Unter „Bildlichkeit“ verstand Andreas Blödorn die „Anschaulichkeit literarischer Rede im Dienste symbolischer Zeichengefüge“ (ebd.). Hier helfen die Begriffe der bereits zitierten Fachliteratur bei der Analyse dieser Erzählung, denn im ersten Absatz des Texts befinden sich noch Übergänge zwischen Farben:

Und wie die feuchtwarme Abendluft, die durch das offene Fenster neben mir hereingeht, die Rauchwölkchen so seltsam formt und aus dem Bereich der grünbeschirmten Lampe ins Mattschwarze trägt, steht es mir fest, daß ich schon träume. (Mann 2016: 11)

Wie die hereingehende Abendluft den Rauch formt, so verwandelt sich die leichtere Tönung des Grünen ins harte „Mattschwarze“. So ergibt sich durch „Umfärbung“ (Blödorn 2013: 159) die Umsetzung zwischen den zwei Welten der Wirklichkeit und des Traums. Wenn man die Perzeption der „Umkodierung vom Hell des Anfangs zum Dunkel des Endes“ (ebd. 163) annimmt, dann eröffnet sich nur durch das Verdunkelungsmotiv noch eine mögliche Umsetzung, nämlich die zum Tode. Mit diesem Gedanken landet man beim zweiten Aspekt der proleptischen Natur dieser Schrift, weil das Spiel mit den Ebenen, Sphären, das den Eingang ins Phantastische bedeutet, frühzeitig realisiert wird. Diese Methode ist schon im Frühwerk von Thomas Mann wesentlich, so findet man sie zum Beispiel in „Der Kleiderschrank“ und in „Der Tod in Venedig“ (vgl. Galvan 2011: 126). Hans Wysling stellt diesbezüglich fest: „das Übergängliche zwischen Schein-Wahrheit und Wahrscheinlichkeit gehört zu den Grunderfahrungen“ (Wysling 1975: 11) des Lebens und der Kunst Thomas Manns. Die Bildlichkeit der „Vision“ mag eine Sache der Fantasie gewesen sein, denn der Erzähler betont, dass er in der Lage sei, eigene Bilder

zu evozieren (vgl. Blödorn/Marx 2015: 89). Auf die Bezüge zwischen Manns Erzählung „Vision“, Theodor Storms Gedicht „Frauenhand“ und „Das öde Haus“ von E.T.A. Hoffmann wurde bereits in der Forschung hingewiesen. Beide Autoren hatten einen deutlichen Einfluss auf Thomas Mann, aber die Möglichkeit potenziell auftauchender Werke der bildenden Kunst hat man unberücksichtigt gelassen.⁵

Diese fehlende Beobachtung lässt sich teilweise akzeptieren, denn auch im Text wird das Bild aus dem „Vergessenen“ hervorgerufen, und der Erzähler bezeichnet die „Vision“ selbst als ein „Kunstwerk des Zufalls“ (Mann 2016: 12). Wenn man darauf verzichtet, für die Erzählung „Vision“ eine konkrete Bildvorlage zu bestimmen, dann kann man hier nur von Realisationen durch die bereits identifizierten Bilder sprechen, die nur schriftlich existieren. Die Schlüsselrolle spielt die weiße Frauenhand, deren Farbsymbolik der Darstellung von Unschuld dient. Sie trifft auf das Rote, was die sexuelle Verführung und Vereinigung bedeutet (vgl. Blödorn 2013: 163). Es ist anzunehmen, dass diese besondere Beachtung von weißen Frauenhänden auch für andere, ungefähr zeitgleiche Werke des Autors gilt. Wenn das so ist, dann verdient die Geste des Mädchens auch in der Erzählung „Der Kleiderschrank“ eine besondere Aufmerksamkeit. Obwohl für „Vision“ keine konkrete Bildvorlage nachzuweisen ist, kann es sich im Falle von „Der Kleiderschrank“ anders verhalten, wofür ich im entsprechenden Kapitel argumentieren werde.

2.2. „Gladius Dei“ und „Fiorenza“

Der Inhalt von „Gladius Dei“ und „Fiorenza“ sind auf den gemeinsamen Italien-Aufenthalt der Mann-Brüder zurückzuführen, der von 1895 bis 1898 dauerte. Beide wurden von diesem wesentlich inspiriert, eine große Anzahl ihrer Werke entstammen aus jener Episode (vgl. Sprengel 1998: 398). Die zwei Werke, die in diesem Kapitel besprochen werden sollen, umkreisen das Thema von Geist und Kunst (vgl. Mann 2004: 106) und bezeugen die verblüffte Reaktion (vgl. ebd. 107) des Autors auf das Münchener Geschehen, das heißt auf das künstlerische Leben der Jahrhundertwende. „Gladius Dei“ behandelt diese Themen in einem Klartext (vgl. ebd.), durch die Augen einer Hieronymus genannten Figur, die entlang der Münchener Straßen spaziert, welche die Stadt Florenz zumal zum Vorbild haben (vgl. Stresau 1963: 106), die wie München „leuchtet“ (Mann 2016: 222). Hieronymus empfängt die Berufung Gottes in der Ludwigskirche (vgl. ebd. 226), nach der betritt er das Kunstgeschäft Blüthenzweigs (vgl. ebd. 231). Er fleht darum, dass der Besitzer des Geschäftes das Madonnen-Bild aus dem Schaufenster entferne, da es den Gegenstand der Gotteslästerung bildet. Nicht aber wird das Bild aus dem Geschäft entfernt, sondern die Figur des Priesters. Auf der Straße fängt er an zu beten, und der Titel des Werks wird am Himmel sichtbar, nämlich eine Vision von dem Schwert Gottes.

„Fiorenza“ bietet in historisch verschlüsselter Form (vgl. Mann 2004: 107) die gleiche Thematik an. Vordergründig stellt es den Machtkonflikt in Florenz zwischen den Medici und Girolamo Savonarola dar (vgl. Stresau 1963: 107). Lorenzo Medici, der Anführer der Stadt, liegt todkrank im Bett, was die notwendige Suche eines Nachfolgers bedeutet. Gleichzeitig wird der Bußprediger Savonarola in Florenz sehr berühmt und anerkannt, da er mit Erfolg gegen die

⁵ Als „Kunstwerk des Zufalls“ wird in „Vision“ das aufgerufene Bild bezeichnet, aber ob es eine konkrete Bildvorlage dazu gibt, kommt nicht zur Sprache (vgl. Mann 2016: 12 und Blödorn/Marx 2015: 89).

Regierenden agieren konnte. Zum Beispiel vermochte er die „Verbrennung der Eitelkeiten“ (Mann 2004: 106) zu inszenieren, an der auch Maler teilnahmen, unter anderem Botticelli, der im Text selber bei Namen genannt wird (vgl. Hagedorn 1997: 372). Der einzige Dramaversuch von Thomas Mann schließt mit der Diskussion zwischen den zwei prominenten Figuren, die mit dem Sterben von Lorenzo endet.

Was hier bezüglich auf die bildende Kunst relevant ist, sind die Savonarola-Studien Thomas Manns und seine Grundeinstellung dem Münchener Jugendstil gegenüber. Thomas Mann arbeitete in Italien an den Savonarola-Studien, die die Verbindung seiner Arbeit zu Botticelli bedeuten. Es gehört hier daran erinnert, dass der erste längere Besuch des Autors in Florenz auf den 400. Todestag Savonarolas fiel (vgl. Mann 2004: 106). Über die Relevanz von Girolamo Savonarola für sein Frühwerk sprach Thomas Mann selber in einem Brief an eine katholische Zeitung, an die Kritiker des „Fiorenza“:

Ja, obgleich der „fürchterliche Christ“, wie Lorenzo ihn nennt, erst gegen Ende des Stückes die Bühne betritt, so ist er doch vom ersten Worte an im Geiste auf der Szene gegenwärtig; von ihm ging ich aus, seinem Leben galt der größere Teil meiner Vorstudien, seinem Charakter meine intimste psychologische Teilnahme, sein Schicksal war für mich das eigentlich begeisternde Motiv. (vgl. Mann 1965: 724)

Das für ihn „begeisternde Motiv“ verstärkt die Tatsache, dass ein Bild von dem Bußprediger, dem „fürchterlichen Christen“ [also Savonarola] später, bis zu seinem Tod auf seinem Schreibtisch gestanden habe (vgl. Wysling 1975: 5). Die vorliegende Arbeit geht davon aus, dass die Priesterfigur Thomas Manns eine Kritik des Münchener Lebens verkörpert, und möchte beweisen, dass dabei die bildende Kunst als Mittel dieser Kritik dient. In der Sekundärliteratur wurde schon darauf hingewiesen, dass der Autor die äußerlichen Eigenschaften der Figuren in den beiden Werken nach verschiedenen Bildmaterialien aufbaute (vgl. ebd.), und auch die Eventualität einer kompositorischen Rolle von „Die Verleumdung von Apelles“ wurde für „Fiorenza“ erörtert. Eine weitere wahrscheinliche Verwendung des gleichen Gemäldes wurde noch nicht besprochen, die auch die Rolle der bildenden Kunst in „Gladius Dei“ verdeutlichen könnte. Es handelt sich um eine Pose der Hauptfigur, die der Mönchfigur neben der die Fackel haltenden Gestalt auf dem Gemälde entspricht. Hieronymus schlägt dem Geschäftsführer, Herrn Blüthenzweig vor, dass er „mit einem heißen Feuer“ das Werk „des berühmten Malers“ verbrennen lassen sollte:

Seine unschöne Stimme brach ab. Er hatte einen heftigen Schritt rückwärts gethan, hatte einen Arm der Umhüllung des schwarzen Mantels entrissen, hatte ihn mit leidenschaftlicher Bewegung weit hinausgereckt und wies mit einer seltsam verzerrten, krampfhaft auf- und niederbehebenden Hand auf die Auslage, das Schaufenster, dorthin, wo das aufseherregende Madonnenbild seinen Platz hatte. In dieser herrischen Haltung verharrte er. Seine große, gehöckerte Nase schien mit einem befehlshaberischen Ausdruck hervorzuspringen, seine dunklen, an der Nasenwurzel stark sich verdickenden Braunen waren so hoch emporgezogen, daß die kantige, von der Kapuze beschattete Stirn ganz in breiten Querfalten lag, und über seinen Wangenhöhlen hatte sich eine hektische Hitze entzündet. (Mann 2016: 239)

Diese Beschreibung kann wohl als eine detailgenaue Wiedergabe der Figur des Gemäldes wahrgenommen werden, ausgenommen die Farbe seines Mantels.⁶ Er tat „einen Schritt rückwärts“,

⁶ Den Unterschied zwischen Braun und Schwarz erklärt Fra Girolamo Savonarolas Porträt, das man bei der Gestaltung von dieser Figur verwendet habe (vgl. Wysling 1975: 60 f.).

genauso wie es einem beim Anschauen des Gemäldes erscheinen könnte. Seine Hand ist „hinausgereckt“, in welcher Haltung er „verharrte“, als wäre das Geschehen ein fixiertes Bild, nach einer Bildvorlage. Deswegen kann die Zeile „in dieser herrischen Haltung verharrte er“ als Indiz, das auf „Die Verleumdung“ zeigt, identifiziert werden. Auch wie das Aussehen des Gesichtes angegeben wird, harmoniert mit dem Werk Botticellis bemerkenswert. Die Wortwahl des Autors an der zitierten Stelle ist wichtig, denn die Entzündung der „hektischen Hitze“ auf dem Gesicht gibt das Bild von etwas Flammendem wieder, was nicht nur mit der Entschlossenheit der Figur korrespondiert, sondern auch mit der Fackel auf dem Gemälde.

Wie ist in diesem Fall eine kompositorische Rolle der Vorlage zu erklären? Der Höhepunkt von „Gladius Dei“ wird mit der Realisation eines Kunstwerkes dargeboten, weil das Aussehen des Madonnen-Bildes Hieronymus in Verzweiflung stößt. Thomas Mann erzählt eine Geschichte, die als die Darstellung eines inneren Konflikts wegen der damaligen Kunstszene zu betrachten wäre. Er beschreibt charakteristische Eigenschaften verschiedener Gemälde⁷ – beinahe bei Namen werden sie genannt, wie in „Fiorenza“ –, sogar eine Figur von einem Bild wurde in einer Personenbeschreibung nachgebildet. Sie reckt ihre Hand in Richtung des Madonnen-Bildes hinaus, welche Pose wiederum aus einem Gemälde entliehen sein könnte. So eine radikale Verwertung von Realisationen könnte schon eher eine Komposition genannt werden, deren „Geist des Ganzen“ in dem Fall von „Gladius Dei“ Thomas Manns kritische Stellungnahme wäre.

3. „Der Kleiderschrank“

In die besprochene Kette passt „Der Kleiderschrank“ ziemlich gut hinein, denn wie in der Erzählung *Vision*, ist das Traummotiv auch hier bei der Interpretation unvermeidbar (vgl. Galvan 2011: 121). Die Korrelation zwischen Schmerz und einem jungen Mädchen meldet sich als handlungsbewirkendes Motiv.⁸ Bei der Hauptfigur taucht die Sehnsucht nach etwas Weiblichem auf, und das Thema des Blickes wird ebenfalls evoziert (vgl. ebd. 120). Ende November 1898 schrieb Mann in einigen Tagen die Erzählung, über deren Entstehung kaum etwas zu wissen sei (vgl. Prater 1995: 45). Die Gattungsbestimmung „phantastische Erzählung“ (ebd.) ist bezeichnend, weil obgleich Albrecht van der Qualen nach seinem Ausstiegen aus dem Zug seinen Aufenthaltsort nicht erkannt hatte, wusste er trotzdem mit Sicherheit, dass er sich in Norddeutschland befand. Die Frage von Galvan scheint also berechtigt: „Wie sollte der Schnellzug Berlin–Rom durch Norddeutschland fahren?“ (Galvan 2011: 121) Albrecht van der Qualen hatte ein Billet, das – ohne einen in der Erzählung genannten Grund – nach Florenz lautete (vgl. Mann 2016: 195). So entsteht der Bezug zwischen dieser „Geschichte voller Rätsel“ (Prater

⁷ Franz von Stucks „Die Sünde“, Bartolomé Esteban Murillos „Madonna mit Kind“ und das Madonnen-Bild von Gabriel Cornelius von Max werden vorgeschlagen (vgl. Fliedl/Rauchenbacher/Wolf 2011: 517 und Mann 2004: 119).

⁸ Albrecht van der Qualen trägt schon in seinem Namen einen Hinweis auf Leid. Als Quelle dazu wurde Schopenhauers Formulierung „Welt von Qualen“ vorgeschlagen, die Thomas Mann in der „Geburt der Tragödie“ habe entdecken können (vgl. Mann 2004: 92). Das stellt Gero von Wilpert in Frage, weil das Wort „Qual“ „ein Lieblingswort Thomas Manns während der Schlussarbeit an Buddenbrooks ist und [...] eine unsachgemäße Aussprache den Namen »Wanderqualen« zum Gegensatz der »Wanderlust« macht“ (Wilpert 1994: 365).

1995: 46) und der bildenden Kunst, den man vermeint, entdeckt zu haben. Die Erwähnung von Florenz bestärkt uns in der Annahme, dass „Die Verleumdung des Apelles“ von Botticelli auch hier, und nicht bloß in „Fiorenza“, zur Vorlage diente. Galvan erwähnt, dass Christian Mischke das Gemälde Max Klingers „Die blaue Stunde“ als mögliche Vorlage für die Pose der nackten Frau in der Erzählung genannt habe (vgl. Galvan 2011: 123). Diese Zuschreibung ist ebenfalls zu akzeptieren, wiewohl die charakteristische Geste, die den Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung bildet, mit Klingers Gemälde nicht zu erklären ist. Der in diesem Aufsatz dargebotene Bildfund verdrängt aber den anderen bei der angesprochenen Stelle nicht. Es ist nicht auszuschließen, dass Thomas Mann mehrere Bildvorlagen in seine Erzählung einbaute, um sein Inventar von „Subsidia, Stimulantien, Mitteln zur Erwerbung gelehrter und anderer Welten“ (Wysling 1975: 10) zu bereichern. Wie bei vielen Schriften im Frühwerk des Autors ist auch in „Der Kleiderschrank“ etwas mit Italien Verbundenes eine wichtige Quelle seines Texts. Es ist von besonderem Gewicht, dass Thomas Mann im April 1898 – also im Jahre der Entstehungszeit – sich auf eine Reise nach Florenz begab (vgl. Prater 1995: 44), die nicht sein erster Besuch in der Stadt gewesen ist (vgl. Mann 2004: 93). Die bedeutsame Verknüpfung zu dieser Zeit seines Lebens ist für „Gladius Dei“ (vgl. Prater 1995: 45) und „Fiorenza“ (vgl. Mann 2004: 106) schon festgestellt worden. Man kann also ohne Übertreibung behaupten, dass Thomas Mann in Italien geistig angeregt war. In Florenz mochte er Anregungen durch seine Savonarola-Studien bekommen haben, dank deren jene Werke entstehen konnten. Wie es bereits in diesem Aufsatz nachgewiesen wurde, kannte Thomas Mann die Gemälde Botticellis damals schon sehr gut, verwies auf sie, war in der Stadt von Botticelli und hatte Studien über Savonarola betrieben. Vielleicht braucht das Letztere eine zusätzliche Erklärung, die uns Hans Christian Hagedorn zu geben vermag, was die „Kontaktnahme“ (Wysling 1975: 10) verdeutlichen könnte. Hagedorn geht davon aus, dass Thomas Mann „Die Verleumdung des Apelles“ auch kannte, und meint, Thomas Mann habe den Konflikt zwischen dem Bußprediger Savonarola und dem Vertreter der Familie Medici Lorenzo auf dem Gemälde wiedererkannt. Dieser Bezug ist bei der Darlegung von „Fiorenza“ oder „Gladius Dei“ deutlicher. Was für „Der Kleiderschrank“ wichtig ist, ist die mögliche Kenntnis des Autors des Gemäldes überhaupt; die Tatsache, dass er das Gemälde wahrscheinlich mit eigenen Augen gesehen hat. Die Schwäche meiner Hypothese besteht in ihrer Wahrscheinlichkeit. Sollten die im Folgenden chronologisch aufgelisteten möglichen Realisationen des Gemäldes in der Erzählung „Der Kleiderschrank“ ein Zufall sein, dann wären sie trotzdem interessant und zu berücksichtigen, weil das Kunstwerk der Bildlichkeit des Erzählten gut entspricht.

Welche sind diese Textteile genau? Erstens mag die Beschreibung Albrecht van der Qualens auffallen, der äußerlich gemeinsame Züge mit dem auf dem Gemälde auftauchenden „Savonarola“⁹ teilt:

Er war ein Herr in einem halblangen, dunkelbraunen Winterüberzieher mit Sammetkragen. Aus seinen Zügen war sein Alter sehr schwer zu erkennen; man konnte geradezu zwischen fünfundzwanzig und dem Ende der Dreißiger schwanken. Er besaß einen gelblichen Teint, seine Augen aber waren glühend schwarz wie

⁹ Die Identifizierung des Bußpredigers stammt aus den Bemerkungen von Hans Christian Hagedorn, die als ein Ausgangspunkt meiner Hypothese fungieren (vgl. Hagedorn 1997: 372 f.). Hier gehört erwähnt, dass Thomas Mann in der Entstehungszeit von „Der Kleiderschrank“ die Figur Savonarolas sich als „der christliche Jüngling im Kunstladen“ (Mann 2004: 108) notierte.

Kohlen und tief umschattet. Diese Augen verrieten nichts Gutes. Verschiedene Ärzte hatten ihm, in ernsten und offenen Gesprächen unter zwei Männern, nicht mehr viele Monate gegeben... Übrigens war sein dunkles Haar seitwärts glatt gescheitelt. (Mann 2016: 194)

Die Farben und die Gestaltung zwischen den Figuren korrespondieren bemerkenswert. Der Mantel wurde zum „dunkelbraunen Überzieher“, der „gelbliche Teint“ und die „tief umschatteten, glühend schwarzen Augen“ stimmen auch, die „nichts Gutes verrieten“. Wenn man das Gemälde als Bildvorlage annimmt und die Verbindung zwischen dem Machtkonflikt zwischen Savonarola und den Mediceern und dem Bild macht, dann ist der Eindruck der Augen sprechend. Die „ernsten und offenen Gespräche unter zwei Männern“ könnten die Figuren des Machtkonflikts andeuten, wobei Savonarola „nicht mehr viele Monate“ hatte, was mit einer möglichen Interpretation dieses Konflikts von Thomas Mann übereinstimmt (vgl. Hagedorn 1997: 375). Die Haarfarbe der Figur wird auch geschildert. Eine weitere leise Anspielung auf das Gemälde könnte die Beschreibung des Droschkenkutschers sein, dem Albrecht auf seinem Weg begegnet: „und ein Mann mit betretter Mütze und langem Mantel, in den er sich fröstelnd hüllte“ (Mann 2016: 196). Die Beschreibung lässt an die Gestalt der ‚Reue‘ auf dem Gemälde denken und an die an den Geländern der Brücke, „unter der das Wasser sich trübe und träge wälzte“ – die schon mit der Lübecker Puppenbrücke in Zusammenhang gebracht wurde¹⁰ – erscheinenden Statuen. Etwas Ähnliches lässt sich auch auf dem Gemälde betrachten, aber es ist fraglich, ob das Gemälde für die Schilderung der entsprechenden Szene für Thomas Mann die Quelle bedeutete, oder es das Werk des Zufalls ist. Auf dem trüb und träge wälzenden Gewässer kommt die Figur des Todes vorbei,¹¹ die auch wegen ihres griechisch-mythologischen Bezugs erwähnenswert ist.¹² Als die Hauptfigur das Ende der Stadt erreicht, erfährt der Leser über die Gedankenwelt Albrechts, die ihn gar nicht mit Savonarola in Verbindung bringt: „Gott hat seine Hand niemals über mir gehalten, er kennt mich garnicht. Treues Unglück ohne Almosen ist eine gute Sache; man kann sich sagen: Ich bin Gott nichts schuldig...“ (Mann 2016: 197) Eher erinnern die Haltung und die Lebensweise dieses Helden an die dekadente Künstlerszene in München, andererseits machen ihn seine Radikalität, seine Verbitterung und Lebensfremdheit wiederum mit Savonarola verwandt. Danach besucht Albrecht eine bescheidene Pension, in der eine alte Dame ihn empfängt, die „wie eine Figur von Hoffmann“ (Mann 2016: 197) aussieht.¹³

¹⁰ „Er kam an einem untersetzten Gemäuer vorüber, einem alten Thore mit zwei massiven Türmen, und überschritt eine Brücke...“ (Mann 2016: 196). Das sei offenbar das Lübecker Holsenthor (vgl. Mann 2004: 93.), aber das Gemälde könnte – theoretisch angenommen – Thomas Mann an diesen Ort seiner Heimatstadt erinnern haben.

¹¹ Zur „Charonfigur“ vgl. Wilpert (1994: 366) und Mann (2004: 93).

¹² Thomas Mann kannte sich schon in seiner Kindheit in der griechischen Mythologie gut aus (vgl. Prater 1995: 15).

¹³ Hier mag es sich um weitere Bildfunde aus dem Jugendstil handeln, die mit Thomas Mann noch nicht in Verbindung gebracht worden sind, aber die mit Botticellis Gemälde „Die Verleumdung des Apelles“ korrespondieren. Ich nehme die Möglichkeit einer Realisation an, nämlich dass die Wirtin einer Zeichnung Gustav Klimts nachgebildet ist, nämlich Klimts Darstellung der Figur des Neids aus dem Kunstmagazin *Ver sacrum*. Was zu beweisen ist, ist die Tatsache, dass Thomas Mann Hefte dieses Magazins besaß, weil er in einem Brief an Kurt Martens 1899 seinem Freund „das versprochene Heft des *Ver sacrum*“ zuschickt (vgl. Mann 1962: 10). Er fügt hinzu, dass der Bildschmuck darin schön sei. Da geht es aber um das zwölfte Heft des *Ver sacrum*, weil im Brief Tintagiles Tod erwähnt wird, die sich in dem zwölften Heft befindet. Klimts Werke sind in dem dritten Heft, also aus dem März 1898 aufzufinden. Deswegen ist es noch nicht zu belegen, dass Thomas Mann mit Sicherheit auch jene Nummer hatte. Wenn man Thomas Manns Verhalten berücksichtigt, dass er gerne solche Magazine und kleinere Kunstwerke für sein Schreiben sammelte (vgl. Wysling 1975: 5), dann kann man vermuten, dass auch in diesem Fall die Situation ähnlich war, und er die entsprechende Ausgabe kannte. Die

Er mietet sich das Zimmer auf der dritten Etage, und bevor er sich auf den Weg zurück in die Stadt macht, vernimmt er einen „metallischen Ton“, auf den als eine Referenz des Grimm’schen Märchens „Die drei Raben“ hingewiesen wurde (vgl. Galvan 2011: 123). Nach dem Dinieren in einer „belebten Straße“, in einem „erleuchteten Restaurant“, in dem er „aller Welt den Rücken zuwandte“ (Mann 2016: 200), geht er zu seiner Unterkunft. Das Haus liegt aber vollends dunkel, deswegen muss er mit einem „Zündhölzchen“ vor sich her leuchten, als er sich seinem Zimmer nähert. Eine Geste, welche einen wiederum an „Die Verleumdung des Apelles“ zu erinnern vermöchte, weil in der Szene auf dem Gemälde die mit Girolamo Savonarola identifizierte Figur eine Fackel vor sich hält.¹⁴ Auf dem Gemälde stehen die Figuren mit der Fackel dem Thron gegenüber, der dreitreppig ist, was wegen der Einrichtung des Mietshauses interessant zu erwähnen ist, denn das gemietete Zimmer Albrechts befindet sich im dritten Stockwerk (vgl. Mann 2016: 200). Mit dieser Gestaltung ist wieder eine Realisation der „Verleumdung“ zu vermuten. Anschließend folgt in der Erzählung die bereits angeführte Geste des nackten Mädchens in dem Kleiderschrank. Albrecht zieht sich aus, und beim Öffnen des Schrankes wird er mit dem Folgenden konfrontiert:

Dort aber, der Kleiderschrank, dessen Thür weit offen stand: er war nicht leer, jemand stand darin, eine Gestalt, ein Wesen, so hold, daß Albrecht van der Qualens Herz einen Augenblick stillstand und mit vollen, langsamen, sanften Schlägen zu arbeiten fortfuhr. Sie war ganz nackt und hielt den einen ihrer schmalen, zarten Arme empor, indem sie mit dem Zeigefinger einen Haken an der Decke des Schrankes umfaßte. Wellen ihres langen braunen Haares ruhten auf ihren Kinderschultern, von welchen ein Liebreiz ausging, auf den man nur mit Schluchzen antworten kann. In ihren länglichen schwarzen Augen spiegelte sich der Schein der Kerze... Ihr Mund war ein wenig breit, aber von einem Ausdruck, so süß, wie die Lippen des Schlafes, wenn sie sich nach Tagen der Pein auf unsere Stirn senken. Sie hielt die Fersen fest geschlossen, und ihre schlanken Beine schmiegt sich aneinander... (Mann 2016: 201)

Wie es am Anfang dieser Abhandlung erörtert wurde, ist in diesem Fall anzunehmen, dass hier die Gestalt der *Nuda veritas*¹⁵ aus der „Verleumdung“ realisiert wird. Darauf ist nicht nur wegen des Handmotivs bzw. ihrer Handbewegung zu schließen, sondern es gibt noch andere Entsprechungen. Es handelt sich jeweils um eine weibliche Figur ohne Kleider, ihre langen Haare ruhen auf ihren Schultern, und die Beschreibung der Beine, also wie sie sich aneinanderschmiegen, stimmt ebenso überein. Die Handgeste lässt sich mit keinem Handlungsmotiv aus der Erzählung erklären, deswegen kann man sie als ein Indiz auf das Verfahren des Autors auffassen, als würde er dem Leser die Möglichkeit des Erratens des Vorbilds bieten.

Das nackte Mädchen lässt sich anschließend im Schrank nieder und sitzt dann mit angezogenen Beinen,¹⁶ eine Pose, die dem Bildfund von Christian Mischke, „Die blaue Stunde“ Max

Übereinstimmungen zwischen der Zeichnung und der in „Der Kleiderschrank“ erscheinenden Wirtinfigur sind bemerkenswert: „Es war eine Frau, eine große, magere Dame, alt und lang. Sie trug eine Haube mit einer großen, mattlilafarbenen Schleife und ein altmodisches, verschossenes, schwarzes Kleid. Sie zeigte ein eingefallenes Vogelgesicht, und auf ihrer Stirn war ein Stück Ausschlag zu sehen, ein moosartiges Gewächs.“ (Mann 2016: 198) Abgesehen von dem Ausschlag auf ihrer Stirn, ist die Beschreibung völlig identisch.

¹⁴ Es gehört geklärt, dass eigentlich nicht jene Figur die Fackel hält, sondern die weibliche Figur daneben. Auf dem Gemälde scheint es aber so, als würde die Fackel die oben beschriebene Figur tragen.

¹⁵ Hier gehören die Zeichnungen aus dem *Ver sacrum* von Gustav Klimt noch einmal angesprochen, denn im dritten Heft ist die Figur der *Nuda veritas* auf einer Zeichnung zu finden.

¹⁶ „Sie hatte sich im Schranke niedergelassen und umschlang mit ihren zarten Armen das eine ihrer Knie, das sie emporgezogen hatte, während das andere Bein nach außen hing. Ihre kleinen Brüste wurden durch die Oberarme zusammengepreßt, und die gestraffte Haut ihres Knies glänzte.“ (Mann 2016: 202)

Klingers besser entspricht (vgl. Galvan 2011: 123). Diese Bildvorlage mangelt an der charakteristischen Handgeste, obwohl die restlichen Eigenschaften übereinstimmen. Später erzählt das Mädchen Albrecht „allabendlich“ eine Geschichte, wie Scherezade (vgl. ebd. 124), bei deren Ausgestaltung ein Wechsel der Erzählweise zu beobachten ist (Mann 2004: 95). Die Erzählungen waren traurig, „ohne Trost“ (Mann 2016: 203), sie „legten sich als eine süße Last auf das Herz“ (ebd.), falls die im Werk beschriebene Handlung nicht bloß ein Fiebertraum der Hauptfigur ist, denn der Autor beendet seinen Text mit einer Liste von Fragen, um der Schrift ein offenes Ende zu verleihen. „Wie viele Tage, Wochen oder Monate verblieb er in dieser Wohnung und in dieser Stadt?“, fragt der Erzähler, bevor er die Wahrhaftigkeit seiner Geschichte in Frage stellt. Denn er fügt noch hinzu:

Wie lange dauerte das... wer weiß es? Wer weiß auch nur, ob überhaupt Albrecht van der Qualen an jenem Nachmittage wirklich erachte und sich in die unbekannte Stadt begab; ob er nicht vielmehr schlafend in seinem Coupé erster Klasse verblieb und von dem Schnellzuge Berlin-Rom mit ungeheurer Geschwindigkeit über alle Berge getragen ward? Wer unter uns möchte sich unterfangen, eine Antwort auf diese Frage mit Bestimmtheit und auf seine Verantwortung hin zu vertreten? (Mann 2016: 202)

Der Erzähler beantwortet selber die Fragen mit den vagen Schlusssätzen: „Das ist ganz ungewiß. Alles muß in der Luft stehen.“ (Mann 2016: 203)

Wie wäre die Realisation der *Nuda veritas* zu erklären? Ist das einfach ein Gestaltungsmittel der Personenbeschreibung, das einem einzigen Zweck dient, nämlich dem Aufbau einer Wahrscheinlichkeit (vgl. Hagedorn 1997: 370), oder hat sie weitere Funktionen, die irgendwie den „Geist des Ganzen“ (ebd.) zu bilden suchen? Wenn ja, was ist dieser „Geist“, was ist hier mit den verwerteten Bildvorlagen ausgedrückt? Sollte hier gar der Fall einer Komposition vorliegen, „Die Verleumdung des Apelles“ bezüglich?

Meine Arbeit beschränkt sich auf den folgenden Denkanstoß: Die auftauchenden Realisationen drücken ein Zurücksehnen des Autors aus, das mit dem gleich zu Beginn erscheinenden Motiv, dem Sehnsuchtsmotiv (vgl. Szendi 1999: 56) korrespondiert. In diesem „Phantasiespiel“ (ebd. 58) signalisiert das als „Wunschbild“ (ebd. 56) auftretende Mädchen diese Sehnsucht, da die auf die sprachliche Ebene umgesetzte Figur für den Autor aus seinem italienischen Aufenthalt bekannt war. Wonach sehnt sich der junge Thomas Mann zurück? Zur Zeit der Erstellung von „Der Kleiderschrank“ kehrte der Autor gerade nach Deutschland, in seine Heimat, nach München zurück (vgl. Prater 1995: 44). Das Gefühl einer „Heimatlosigkeit“ (Szendi 1999: 62) dürfte über ihn geherrscht haben, da er in den letzten Jahren immer unterwegs war. Ein Reisender, ein Weltbürger wie er, muss in der „Kunststadt Deutschlands“ (Stresau 1963: 106) von der dortigen Kunstszene, von dem dortigen Leben unangenehm berührt worden sein, Eindrücke, die auch in seinen späteren Werken Ausdruck finden. Wenn man annimmt, dass Albrecht van der Qualen zum Teil den Schriftsteller verkörpert, dann sieht man die Leiden eines sehnsüchtigen Menschen. Thomas Mann befindet sich zu Hause, was Albrechts Ankunft in Lübeck (vgl. Prater 1995: 45) voraussetzt, wo alles „trübe, dämmerig und kühl“ (Mann 2016: 193) ist. Er hat ein Billet nach Florenz, also er sollte nach Florenz fahren, aber gedankenlos ist er ohne ein bestimmtes Ziel unterwegs, weil in ihm ein Drang nach dem Unbekannten herrscht.¹⁷ Das Mäd-

¹⁷ Im Text steht, dass Albrecht van der Qualen einen fremden Ort, eine „unbekannte Stadt“ von dem Zug aus ansieht, danach entschloss er sich auszusteigen. (vgl. Mann 2016: 195 f.)

chen in „Der Kleiderschrank“ manifestiert diesen Wunsch, den er bei seinem neuen Aufenthalt in seiner Heimat spüren muss. Es ist ein Werk des Widerspruches; das steht im Zusammenhang mit einem Problem im Mann'schen Frühwerk: sollte man [möglicherweise nach Süden¹⁸] fahren, immer neues entdecken und daran leiden? Wäre es die nackte Wahrheit, die als „eine süße Last“ auf dem Herzen liegen muss, nach der Albrecht van der Qualen seine Hände ausstreckt, sie eine Weile hält, dann ganz verliert, um sie später nochmal und mehr haben zu dürfen? Wenn ja, dann dient „Die Verleumdung des Apelles“ der Komposition in der Funktion der Bildvorlage. Das wäre nicht nur eine Realisation, also ein Teil des Mannschen „Weltplunders“, einer Haltung, die er mehrmals gegenüber verschiedenen Gemälden bezeugte. Das Sujet von „Der Kleiderschrank“ wird nicht in der Handlung selbst gelöst, als hätte das Erzählte mit dem Leben eines gewissen Albrecht van der Qualen etwas zu tun, sondern es könnte die Problematisierung des Autors sein, die sich vielleicht aus dem „Gesamt-Haushalt“ seiner Seele, seiner damaligen Ansichten ergab. An diesen Punkt gelandet, muss man dem Autor recht geben, dass es nicht mehr interessant ist, ob Albrecht van der Qualen „an jenem Nachmittage wirklich erwachte“.

4. Schlussfolgerung

In diesem Abschnitt werden die in der Einführung gestellten Fragen behandelt. Insgesamt möchte diese Untersuchung einen Einblick in die Beziehung zwischen dem Frühwerk von Thomas Mann und der bildenden Kunst bieten, die trotz eingehender, bereits publizierter Interpretationen immer noch ein reiches Forschungsgebiet für künftige Forschungen bieten kann. Das Ziel dieser Arbeit war, eine andere Annäherungsweise darzubieten, nämlich zu zeigen, wie ungleichartig oder uneinheitlich die Verwendung der Bildvorlagen im Frühwerk des Autors war. Im ersten Kapitel wurde das seit Jahrzehnten umstrittene Thema skizziert, ob Thomas Mann ein Augen- oder ein Ohrenmensch sei. Es sollte gezeigt werden, wie der Autor sich selber in dieser Fragestellung definiert hatte, was auf eine Widersprüchlichkeit hinweist, denn Thomas Mann hatte in der Tat eine Vorliebe für verschiedene Kunstwerke, obwohl er behauptete, dass ihm die Welt der Augen nicht wichtig sei. Im Kapitel 2 wurde ein allgemeines Bild über die Bezüge der bildenden Kunst und dem Frühwerk von Thomas Mann gezeichnet. Der in diesem Kapitel besprochene Arbeitsprozess des Autors veranschaulicht Thomas Manns Einstellung bei der Verarbeitung der Bildvorlagen. Im Zuge der Auseinandersetzung werden wichtige Begriffe angeführt, nach denen die Funktionen der verwendeten Bildvorlagen interpretiert werden können. Im Kapitel 2.1 wurde das erste veröffentlichte Werk von Thomas Mann, die „Vision“, vorgestellt. Mit dem Schwerpunkt auf seiner Bildlichkeit wurde festgestellt, dass obwohl die Erzählung auf kein konkretes Gemälde zurückzuführen ist, die literarischen Bildreferenzen jener Erzählung ein Kompositionsmedium bilden. Kapitel 2.2 befasste sich mit „Gladius Dei“ und „Fiorenza“. Diese Werke stehen in engerer Beziehung miteinander, und die bildende Kunst bekommt in beiden eine überragende Rolle. Ihre Funktion wurde sowohl bei Personenbeschreibungen als auch als handlungsbewirkendes Motiv erörtert. Gleichzeitig stellt sie auch den Ge-

¹⁸ Es ist eine Vorausdeutung auf Gustav Aschenbachs „Reiselust“, die in „Der Tod in Venedig“ beschrieben wird. (vgl. Mann 2016: 504 f.)

genstand und das Mittel einer Kritik Thomas Manns an der Münchener Kunstszene dar. Im Weiteren konzentrierte sich die Abhandlung auf einen möglichen Bildfund, der im Frühwerk von Thomas Mann schon nachgewiesen wurde. Das ist „Die Verleumdung des Apelles“, ein Kunstwerk von Sandro Botticelli aus dem Quattrocento, das Thomas Mann während seines Aufenthalts 1898 in Italien hätte kennenlernen können. Nachgewiesen ist in der Forschungsliteratur bereits, dass dieses Gemälde im Falle des Stückes „Fiorenza“ eine Vorlage bildete. Eine Zielsetzung der vorliegenden Arbeit war zu zeigen, dass Botticellis Bild – am deutlichsten in der Geste des Mädchens, aber auch in zahlreichen anderen kleinen Details – auch für die Konzeption der Erzählung „Der Kleiderschrank“ eine wichtige Rolle spielte. Im dritten Kapitel wurden die Realisationen dieses Gemäldes erläutert. Eine Möglichkeit der kompositorischen Anlehnung an dieses Gemälde, die mit dem Frühwerk des Autors korrespondieren kann, wurde ebenfalls in diesem Kapitel behandelt.

Die Ergebnisse dieser Arbeit deuten darauf hin, dass Thomas Mann in seinem Frühwerk der bildenden Kunst eine maßgebliche Funktion beigemessen hat, und die Behandlung der Bildvorlagen nicht nur in den späteren Werken des Autors zu beobachten ist. Im Mittelpunkt meiner Analyse stand diese Fragestellung, weil man aufgrund dieser veränderten Haltung auch noch weitere Ergebnisse erwarten könnte. Sollte das in dieser Arbeit Ausgeführte überzeugend wirken, dann deutet es darauf hin: Die Vielfältigkeit solcher großen Schriftsteller wie Thomas Mann kann aber und abermals neu entdeckt werden, und ihre Erforschung lohnt sich, weil die Chance einer neuen Einsicht immer noch da ist.

Literatur

- Blödorn, Andreas (2013): Farbschattierungen: Bildlichkeit im Frühwerk Thomas Manns. In: Bedenig, K./Sprecher, Th./Wißkirchen, H. (Hg.): Thomas Mann Jahrbuch. Band 26. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann, S. 155–168.
- Blödorn, Andreas/Friedhelm, Marx (Hg.) (2015): Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: J. B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05341-1>.
- Eilert, Heide (1991): Das Kunstzitat in der erzählenden Dichtung. Studien zur Literatur um 1900. Stuttgart: Franz Steiner.
- Fliedl, Konstanze/Rauchenbacher, Marina/Wolf, Joanna (Hg.) (2011): Handbuch der Kunstzitate. Malerei, Skulptur, Fotografie in der deutschsprachigen Literatur der Moderne. Band 1. Berlin/Boston: de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110256703>.
- Galvan, Elisabeth (2011): „Der Kleiderschrank“ und seine Folgen. In: Sprecher, Th./Wimmer, R. (Hg.): Thomas Mann Jahrbuch 2011. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann.
- Gröttler, Anette (2019): Pikturales Erzählen. Thomas Mann und die bildende Kunst. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Hagedorn, Christian Hans (1997): Ein neuer Bildfund zu Thomas Manns „Fiorenza“: „Die Verleumdung“ von Sandro Botticelli. In: Wilfried, B./Müller-Seidel, W./Ott, U. (Hg.): Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft. Nr. 41. Stuttgart: Alfred Kröner, S. 369–382.
- Hagedorn, Christian Hans (2014): Bildende Künstler als Leitfiguren bei Thomas Mann. Beobachtungen und Forschungsfelder zur Augenwelt eines Ohrenmenschen. In: Mehring, R./

- Rossi, F. (Hg.): Thomas Mann e le arti. Nuove prospettive della ricerca – Thomas Mann und die Künste. Neue Perspektiven der Forschung. Roma: Istituto Italiano di Studi Germanici, AISMANN Associazione Italiana di Studi Manniani, S. 37–70.
- Kruft, Hanno-Walter (2005): Thomas Mann und die bildende Kunst. In: Koopman, H. (Hg.): Thomas-Mann-Handbuch. Frankfurt a. M.: S. Fischer, S. 343–357.
- Mann, Katja (1965): Thomas Mann. Reden und Aufsätze I. Oldenburg: S. Fischer.
- Mann, Thomas (1962): Briefe 1889–1936. Hg. von Erika Mann. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Mann, Thomas (2004): Frühe Erzählungen. 1893–1912. Band 2.2. Kommentar von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Mann, Thomas (2016): Frühe Erzählungen. 1893–1912. In der Fassung der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe. Hg. von Terence J. Reed unter Mitarbeit von Malte Herwig. Band 2.1. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Nietzsche, Friedrich (1988): Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I–IV. Nachgelassene Schriften 1870–1873. Kritische Studienausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München: DTV; Berlin/New York: de Gruyter.
<https://doi.org/10.1515/9783112418765>.
- Prater, A. Donald (1995): Thomas Mann Deutscher und Weltbürger. Eine Biographie. Wien: Carl Hanser.
- Sprengel, Peter (1998): Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870–1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende. München: C.H. Beck.
- Stresau, Hermann (1963): Thomas Mann und sein Werk. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Szendi, Zoltán (1999): Seele und Bild. Weltbild und Komposition in den Erzählungen Thomas Manns. Pécs: Pannónia Könyvek.
- Wilpert, Gero von (1994): Die deutsche Gespenstergeschichte. Form – Motiv – Entwicklung. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Wysling, Hans (1975): Bild und Text bei Thomas Mann. Eine Dokumentation. Bern: A. Francke.

Betreuerin der Arbeit: Edit Kovács

Nichtbinäre Identität und Facework. Eine interaktionale Kommentaranalyse

Benjamina Jánosi 

Eötvös-Loránd-Universität Budapest
benjanosi@student.elte.hu

Abstract

This article contributes to the German studies literature on non-binary identity. Drawing on Goffman's (1967) and Motschenbacher's (2010) theories of „face“ and „gender face“, it examines which facework practices are used to maintain or threaten the gender face of a non-binary person. For this purpose, a report on YouTube was selected and the facework strategies of the channel, the journalist and the non-binary person were analyzed. The aim of the study is to identify facework strategies used by these agents and to look for practices that go beyond the dichotomy of correct and incorrect gendering practices. The analysis found that the strategies used focus on linguistically affirming expressions, politeness norms, the containment of transphobia and the praise of personal characteristics.

Keywords

non-binary, facework, gender face, YouTube, nichtbinär

1. Einleitung

Personen, deren Geschlechtsidentität jenseits von ‚Mann‘ und ‚Frau‘ liegt, haben seit dem letzten Jahrzehnt auf gesellschaftlicher Ebene immer mehr Aufmerksamkeit bekommen. Jedoch gibt es noch einige Aspekte, die den Alltag von Nichtbinären beeinträchtigen. Da die Sprache binär ausgerichtet ist – und damit vorerst die Versprachlichung der Identitäten ‚Mann‘ bzw. ‚Frau‘ vorgesehen ist – müssen sowohl neue Sprachformen entwickelt, die für die Vereindeutigung nichtbinärer Identität geeignet sind, als auch Verhaltens- und Höflichkeitsnormen neu ausgehandelt werden. In der Germanistik beschäftigte man sich zuerst mit der Frage, wie Menschen außerhalb des binären Verständnisses von Geschlecht im Sprachsystem durch gendergerechte Sprache sichtbar gemacht werden können, wobei die ersten Arbeiten, die sich mit dem Thema ausführlich auseinandersetzen, erst Anfang der 2020er-Jahren erschienen sind.

Diese Arbeit setzt sich zum Ziel, einen Beitrag zur germanistischen Forschungsliteratur über nichtbinäre Identität zu leisten, indem sie Nichtbinarität im Rahmen von „face theory“ analysiert. Für diese Zwecke wurde eine Reportage gewählt, die über die rechtliche und sprachliche Anerkennung einer nichtbinären Person berichtet. Die Anschlusskommunikation dieser Reportage bildet das Korpus der Untersuchung, wobei die Analyse auf Kommentare dreier Hauptpersonen eingeschränkt wird: auf die des Kanals, der die Reportage veröffentlichte; auf die des Journalisten, der die Interviews durchführte; und schließlich auf die der nichtbinären Person, die interviewt wurde.

2. Nichtbinäre Identität und Sprache

Unter Transgeschlechtlichkeit ist das Phänomen zu verstehen, wenn die gefühlte bzw. soziale Geschlechtsidentität von Menschen nicht mit ihrem biologischen (bzw. mit dem bei der Geburt zugewiesenen) Geschlecht identisch ist. Nichtbinäre Personen verfügen über eine gefühlte Geschlechtsidentität, die sich weder als männlich, noch als weiblich beschreiben lässt, wobei diese Identität unabhängig vom biologischen Geschlecht ist.

Trans- und nichtbinäre Menschen möchten in ihren gefühlten Geschlechtsidentitäten wahrgenommen werden. Zimman (vgl. 2019: 150, 152) spricht von einer Praktik der geschlechtlichen Selbstidentifikation („gender self-identification“), bei der das Individuum als Autorität über seine Geschlechtsidentität angesehen wird. Bei dieser Praktik stehen linguistische Mittel im Zentrum: Jede Person legt die sie richtig-gendernden Formen fest. Unter „Misgendering“ versteht man die falschgeschlechtliche Ansprache einer Person. Für das Weitere übernehme ich in Anlehnung an Lind (vgl. 2022: 644) den Ausdruck der „sprachlichen Bestätigung“ als das Gegensatzwort von Misgendering, um linguistische Formen, die die Geschlechtsidentität von Personen richtig benennen, adäquat bezeichnen zu können.

3. Face-Theorien

3.1. Das Goffmansche „face“

Goffman (1967: 5) definiert „face“ (fortan: Gesicht) als den positiven sozialen Wert, den eine Person für sich beansprucht. In diesem Sinne versteht Goffman ‚Gesicht‘ als ein Selbstbild, das sich innerhalb der Grenzen gesellschaftlich anerkannter Attribute befindet.

Jede Person ist dazu motiviert, das eigene Gesicht als innerlich konsistent zu präsentieren und es auch zu bewahren. Denn werden Informationen offenbart, die nicht mit dem sozialen Wert des Individuums vereinbart werden können, so droht ein Gesichtsverlust (vgl. ebd. 8). Schon früh geht Goffman darauf ein, dass die Bewahrung des Gesichts auch von der gesellschaftlichen Bestätigung abhängt (vgl. ebd. 7). Jedes Individuum hat also die Erwartung, in der Bewahrung eines bestimmten Gesichts unterstützt zu werden, was auch bedeutet, dass von ihm ebenso erwartet wird, andere in der Bewahrung deren Gesichts zu unterstützen (vgl. ebd. 10).

Als Facework definiert Goffman die „actions taken by a person to make whatever he is doing consistent with face. Face-work serves to counteract ‚incidents‘ – that is, events whose effective symbolic implications threaten face“ (ebd. 12).

Nicht jeder Aspekt des von Goffman definierten Gesichts kann aber für eine Analyse bezüglich nichtbinärer Identität übernommen werden. Sind kulturelle Vorstellungen über Geschlecht binär ausgerichtet, so können Geschlechtsidentitäten, die außerhalb von gesellschaftlichen Normen verortet werden, schlechthin auf einen gemeinsamen Nenner mit *positiven* sozialen Werten gebracht werden. Vielmehr lohnt es sich daher, den Aspekt der Integrität und der Wichtigkeit der gesellschaftlichen Bestätigung hervorzuheben:

A person may be said to *have*, or *be in* or *maintain* face when the line he effectively takes presents **an image of him that is internally consistent**, that is **supported by** judgements and evidence conveyed by **other**

participants, and that is confirmed by evidence conveyed through impersonal agencies in the situation. (ebd. 6 f., kursive Hervorhebung i. O., fettgedruckte Herv. B. J.)

Somit wird das Gesicht mit der Dimension sozialer Akzeptanz und deren Versprachlichung in Verbindung gesetzt.

3.2. Motschenbachers Konzept des „gender face“

Motschenbacher (2010) erläutert, dass in der gängigen Höflichkeitsforschung nach Zusammenhängen zwischen Geschlecht und Verhalten gesucht wird. Im Gegensatz dazu fragt er, wie gendernde Praktiken („gendering practices“), also jene Praktiken, bei denen das Geschlecht eines Menschen linguistisch konstruiert wird, im Rahmen der Höflichkeitsforschung interpretiert werden können. Somit rückt er die Hörer*innen- und Referent*innen-Perspektive¹ ins Zentrum gendernder Praktiken. Mit diesem Ausgangspunkt kann untersucht werden, ob das Individuum bei gendernden Praktiken in seinem Selbstbild respektiert und seine Identität passend konstruiert wurde.

Für diese Analysezwecke engt Motschenbacher das Konzept des Gesichts in Anlehnung an Goffman (1967) auf „gender face“ ein: Somit bezeichnet „gender face“ „a person’s sense of gendered self-identity“ (Motschenbacher 2010: 171). Anders als Goffman (1967) betont Motschenbacher hier nicht soziale Werte, sondern geht von einer individualistischen Auffassung von Geschlechtsidentität aus.

Ähnlich wie Brown/Levinson (1987) unterscheidet Motschenbacher zwischen einem positiven und einem negativen „gender face“. Das positive „gender face“ versteht er als das Bedürfnis einer Person, in ihrer gewünschten Geschlechtsidentität („desired gender identity“) anerkannt zu werden, während mit negativem „gender face“ das Bedürfnis des Individuums, in seinen gewünschten Gender-Praktiken („gender practices“) nicht eingeschränkt zu werden, gemeint ist.

Das „gender face“ kann mit allen Mitteln (auch linguistischen) bewahrt bzw. bedroht werden, mit denen das Geschlecht konstruiert wird. Das positive „gender face“ wird bewahrt, wenn das Individuum mit solchen gendernden Praktiken konstruiert wird, die mit seiner gewünschten Geschlechtsidentität übereinstimmen. Falschgeschlechtliche linguistische Formen hingegen können den Verlust des Gesichts verursachen. Das negative „gender face“ hingegen wird verloren, wenn das (biologische) Geschlecht einer Person als Grundlage für Verhaltensvorschriften genommen wird. Auf der linguistischen Ebene versteht Motschenbacher „expressions that set up normative gendered imperatives“ (Motschenbacher 2010: 174) als das negative „gender face“ bedrohende Mittel. Allerdings wird weder für die Bewahrung, noch für den Verlust des negativen „gender face“ ein konkretes Beispiel gegeben.

Spezifisch auf Transidentität bezogen, gibt Motschenbacher ein Beispiel aus dem Film „Boys Don’t Cry“ (Peirce 1999), für dessen Hauptfigur „Brandon“, einen transgeschlechtlichen Jungen, die Verwendung maskuliner Bezeichnungen die Bewahrung des positiven „gender face“ bedeutet. Motschenbacher bemerkt, dass dies in Kontrast steht zu Cisfrauen, die, ähnlich wie „Brandon“, über einen biologisch weiblichen Körper verfügen, für sich aber keine männlichen linguistischen Formen wünschen.

¹ In dieser Arbeit benutze ich bewusst die gendergerechte Form mit Stern, um alle Geschlechter miteinzubeziehen.

Motschenbacher geht bei seiner Konzeptualisierung des „gender face“ von einem eher individuell gestalteten Verständnis von Geschlechtsidentität aus. Demzufolge plädiert er für die Berücksichtigung des „face-saving modell“ von Brown/Levinson (1987) für einschlägige Analysen, da bei diesem Konflikte zwischen dem „gender face“ einer Person und den an diese Person gerichteten gendernden Praktiken anderer am besten freigelegt werden können.

In Bezug auf Transidentität wurde also bei Motschenbacher (2010) nur die Bewahrung und der Verlust des positiven „gender face“ berücksichtigt. Dies könnte einerseits darin begründet liegen, dass sprachliche Bestätigung und Misgendering wesentliche Rollen im Alltag von Transpersonen spielen und deswegen in der Forschung priorisiert werden. Andererseits mag dies aber auch in der Unterdefiniertheit des Konzepts des negativen „gender face“ begründet liegen. Der Verlust des negativen „gender face“, wie es Motschenbacher definiert, hängt mit biologisch essentialistischen, normierenden Verhaltensvorschriften zusammen. Für Transmenschen, deren Geschlechtsidentität von ihrem biologischen Geschlecht abweicht, wäre ein derartiger Verlust des negativen „gender face“ mit dem vollständigen Absprechen der gefühlten Geschlechtsidentität gleichsetzbar.

4. Forschungsfrage und Hypothesen

Es erscheint selbstverständlich, dass das „gender face“ durch die Übernahme sprachlich bestätigender Formen bewahrt und durch Misgendering verloren wird. Wohl hat die sprachliche Ebene auch in dem vorliegenden Artikel eine maßgebliche Relevanz. Die Analyse nichtbinärer Facework ausschließlich auf den Aspekt der sprachlichen Bestätigung und Misgendering zu beschränken, würde aber keinen neuen Beitrag zu Transidentität leisten. Neben dieser sprachlichen Seite wird also auch untersucht, wie andere Strategien des Facework eingesetzt werden. Die Forschung ist auf die folgende Frage ausgerichtet: Welche Facework-Strategien werden von den drei Hauptakteur*innen eingesetzt, um das „gender face“ der nichtbinären Person zu bewahren? Die Forschungsfrage wird zudem mit den folgenden Hypothesen verbunden: (a) Es lassen sich Facework-Praktiken erfassen, die über die Dichotomie der sprachlichen Bestätigung/Misgendering hinausgehen. (b) Das Ziel, das eigene Gesicht als Journalist bzw. als Redaktion zu bewahren, beeinflusst die eingesetzten Strategien bei der Bewahrung des „gender face“ eines nichtbinären Menschen. (c) Da im Online-Raum Interaktionen durch Selbstwahl entstehen, wird angenommen, dass sich die Entscheidung der Akteur*innen, auf spezifische Kommentare (nicht) zu reagieren, auch als Teil von Facework beschreiben lässt.

5. Korpus und Methode

5.1. Das ausgewählte Video

Mit dem Titel „Nicht männlich, nicht weiblich: Marcel-Jana ist nicht-binär“ veröffentlichte am 10.02.2021 der Kanal „reporter“ (fortan: Reporter) eine Reportage über eine nichtbinäre Person, Marcel-Jana (Reporter 2021, YouTube). Die Reportage umfasst anderthalb Jahre, während dieser Marcel-Janas Antrag auf eine Vornamens- und Personenstandsänderung begleitet

wird. Ziel von Marcel-Jana ist es, durch die offizielle Namensänderung zu vermeiden, dass er*sie misgegendert wird. Das Video zeichnet sich vorerst durch Dialoge zwischen dem Journalisten, Timm Giesbers, und der interviewten Person, Marcel-Jana, aus. Diese werden durch die Narration von Giesbers ergänzt, die sich auf rechtliche und emotionale Hintergrundinformationen beziehen. Die Anschlusskommunikation zu der Reportage wird nicht nur von dem Kanal, sondern auch von dem Reporter und der interviewten Person mitgestaltet.

5.2. Datenerfassung – Zugriff auf die Anschlusskommunikation

Auf die Kommentardateien wurde mithilfe der Software YouTube Data Tools (Rieder 2015) am 01.10.2024 zugegriffen. Das Korpus besteht aus etwa 4.200 Kommentaren, die als CSV-Datei exportiert wurden. Diese wurde in Excel importiert, damit die Daten tabellarisch angezeigt und somit gefiltert sowie analysiert werden können. Das Programm fügte den Kommentaren eine Reihe von Informationen hinzu, darunter den Zeitpunkt der Veröffentlichung und den Namen der Autor*innen.

5.3. Auswahl der analysierten Kommentare

Für die qualitative Analyse des Korpus war eine Einschränkung vonnöten. Die tabellarischen Daten wurden in Excel mithilfe von PivotTables zusammengefasst. Erstens wurde der Zeitraum erfasst, in dem die meiste Anschlusskommunikation erfolgte. Es zeigte sich, dass etwa ein Drittel der Anschlusskommunikation am 10.02.2021, also unmittelbar nach der Veröffentlichung der Reportage erfolgte (Abbildung 1).

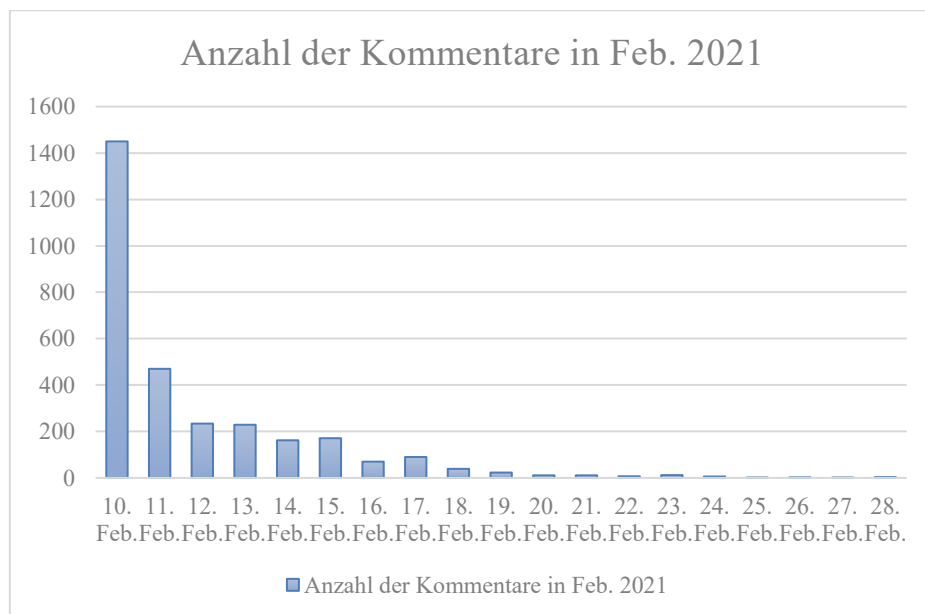


Abbildung 1. Anzahl der Anschlusskommentare im Februar 2021

Als Nächstes wurden die Akteur*innen identifiziert, die in diesem Zeitraum die meisten Kommentare verfasst haben. Im festgelegten Zeitraum verfassten die sieben aktivsten Kommentator*innen 26 bis 130 Kommentare (Tabelle 1).

#	Anzahl Kommentare	Benutzer*in ²
1.	130	reporter-offiziell
2.	66	timmgiesbers9305
3.	42	User A
4.	29	User B
5.	27	marcel-janaurban703; User C
6.	26	User D

Tabelle 1. Die aktivsten Kommentator*innen am 10.02.2021

Für die weitere Analyse wurden die Kommentare von Reporter, Giesbers und Marcel-Jana am 10.02.2021 im Korpus identifiziert, sowie die Kommentare aller Benutzer*innen, die die Interaktion ermöglichten. So wurden für Reporter 130 eigene und 444 weitere, insgesamt 574 Kommentare abgespeichert; für Giesbers waren es 66 selbst verfasste und 246 von anderen verfasste Einheiten, insgesamt 312; und Marcel-Janass 27 Kommentare wurden mit 119 weiteren, insgesamt 146, zusammengelegt.

6. Empirische Analyse

Bei der Analyse der gespeicherten Kommentare wurden zuerst die Kommentare betrachtet, in denen auf Marcel-Janass „gender face“ explizit oder implizit Bezug genommen wird. In diesen wurde nach repetitiven Strategien gesucht, die mindestens zweimal im Korpus belegt sind. Die Kommentare wurden ohne Bearbeitung übernommen.

6.1. Festlegung der sprachlich bestätigenden Anrede in der Reportage

Das „gender face“ von Marcel-Jana wird bereits in der Reportage gebildet, indem die bevorzugte Versprachlichung der Geschlechtsidentität veranschaulicht wird. Dies geschieht, indem der Journalist der interviewten Person ihre Präferenz abfragt.

² Benutzernamen wurden, wie es auch für einschlägige Arbeiten gewöhnlich ist, anonymisiert. Die Anonymisierung wird in jedem veranschaulichten Beispiel von vorne angefangen. Ausnahmen bilden die drei Akteur*innen Reporter, Timm Giesbers und Marcel-Jana, deren Identität auf dem Kanal deutlich bekannt gegeben wurde. Darüber hinaus ist bei der durchgeführten Facework-Analyse die Unterscheidung der drei Akteur*innen maßgebend.

Beispiel (1)³

- [1] MJ: Also wenn ich wo hingeh, bitte nicht mit Herr und Nachname angesprochen werden, sondern dass ich halt dann einfach, dass das weggelassen wird, dass ich dann mit Vor- und Nachnamen angesprochen werde.
- [2] T: Wenn wir jetzt in Zukunft Kontakt haben, wie ist denn mit ihm, sie, den Pronomen? Wie möchtest du da angesprochen werden?
- [3] MJ: Das ist eine gute Frage. Das ist auch echt im Deutschen schwierig.
- [4] T: Ja.
- [5] MJ: Ähm ... Ich möchte, also mir ist es eigentlich egal, ob man mich mit Er oder Sie anspricht. Am liebsten aber einfach mit Vornamen. (Reporter 2021, 2:00–02:23)

Hierbei plädiert Marcel-Jana dafür, von anderen nicht mit dem Wort „Herr“ angesprochen zu werden [1], und ergänzt seine*ihre Präferenz für Personalpronomen in der dritten Person [5]. Es wird eine klare Bevorzugung einer Ansprache mit dem Doppelvornamen „Marcel-Jana“ zur Sprache gebracht. Diese Ansprache wird von Giesbers in der Reportage konsequent übernommen. Das Personalpronomen „er“ und seine deklinierten Formen kommen in der Reportage insgesamt neunmal vor, während 27-mal mit dem Doppelnamen auf Marcel-Jana referiert wird. Des Weiteren wird auch in der Videodeskription auf Marcel-Jana neben dem Doppelnamen mit dem Gendersternchen referiert: „Timm hat ihn*sie über mehr als ein Jahr begleitet, bei seinem*ihrem Kampf mit Behörden und Gerichten.“ (Reporter 2021, Videodeskription).

Die exakten, sprachlich bestätigenden Ausdrücke werden von Marcel-Jana an mehreren Stellen neu ausgehandelt; offensichtlich kommen bei der Personenreferenz für Marcel-Jana also mehrere Möglichkeiten infrage. Die konkreten sprachlichen Formen zeichnen sich durch eine Distanzierung von den binären Geschlechtern aus (vgl. Lind 2022), wie die Bevorzugung der Ansprache mit Vornamen statt Pronomen. Werden trotzdem Personalpronomen verwendet, dann mit Sternchen, die auch von anderen Nichtbinären als für die Repräsentation der eigenen Geschlechtsidentität geeignet angesehen werden (vgl. Löhr 2022). Mit dem Doppelnamen, aus dem man auf kein Geschlecht schließen kann, wird ein Dazwischen konstituiert (vgl. Kalwa 2022). Hier werden für die Verortung nichtbinärer Identität also dieselben sprachlichen Mittel eingesetzt, die auch in der germanistischen Forschung inventarisiert wurden.

Durch die Übernahme der sprachlich bestätigenden Ausdrücke tragen Giesbers und Reporter dazu bei, Marcel-Jana in seinem*ihrem „gender face“ anzuerkennen. Zur gleichen Zeit bilden sie auch ihre eigenen Gesichter als höfliche, unterstützende Entitäten und befürworten die Nachfrage von sprachlich bestätigenden Formen als Norm beim respektvollen Umgang mit Nichtbinären.

³ Verschriftlichte Video-Zitate inkl. Personenmarkierungen (MJ – Marcel-Jana; T – Tim Giesbers) wurden aus dem von Reporter veröffentlichtem Transkript auf YouTube übernommen.

6.2. Misgendering zurückweisen

Obwohl Misgendering in der Fachliteratur oft thematisiert wird, gibt es im Korpus nur wenige Beispiele, in denen die Akteur*innen auf Misgendering reagieren. Vielmehr verdeutlichen sie in diesen Instanzen die Wichtigkeit der sprachlichen Bestätigung.

Beispiel (2)⁴

User: @RO ganz neutral gesehen ist marcel-jana ja biologisch männlich. Mich hätte interessiert, weshalb er dennoch nicht 'er' oder 'Herr' für sich annehmen kann, denn das sagt ja prinzipiell nichts über die Auslebung der geschlechterrolle etc. aus 🙄

TG: @User Naja doch, natürlich sagt das etwas über seine Geschlechterrolle aus. Wenn du dich als Frau definierst, möchtest du doch auch nicht als Herr angesprochen werden. Und Marcel-Jana definiert sich nicht als Herr, also möchte er, dass das unterlassen wird. Nachvollziehbar, finde ich.

User: @TG hm 🙄 Ich bin biologische Frau, nicht geschlechtsdysphorisch, also nehme mein biologisches geschlecht an, aber lebe nicht die geschlechterrolle der Frau, wie sie von der Gesellschaft geprägt ist. Bin ich dann nach dem Verständnis auch nonbinär? Oder wo ist genau der Unterschied zu jana-marcel? Also das ist jetzt ernst gemeint, weil ich verstehe nicht, was genau er nicht annehmen kann, weil er ja mit seinem biologischen Geschlecht kein problem hat, wie ich verstanden habe.

In Beispiel (2) bezeichnet die User⁵ Marcel-Jana als „biologisch männlich“ und benutzt dies als Anlass, seine*ihre Präferenz für das Nicht-Benutzen von Maskulina infrage zu stellen. Somit wird das „gender face“ von Marcel-Jana bedroht, auf das Giesbers korrektiv reagiert. Hier geschieht die Rückkoppelung durch die Wiederaufnahme von Wörtern des Vorbeitrags (hier mit „Geschlechterrolle“, „aussagen“ und „Herr“). Giesbers verteidigt das „gender face“ von Marcel-Jana, indem er eine Parallele zwischen der User und Marcel-Jana zieht („möchtest du doch auch nicht als Herr angesprochen werden“) und danach die angemessene Ansprache wiederholt. Bei diesem Verfahren achtet Giesbers darauf, das „gender face“ von Marcel-Jana zu bewahren, ohne das „gender face“ der User zu bedrohen, indem er die sprachlich bestätigende Ansprache beider Personen als wichtig vorstellt. Allerdings kommt dies bei der User nicht an: Auch sie zieht eine Parallele zwischen dem eigenen „gender face“ und dem von Marcel-Jana, nutzt dies aber, um Diskrepanzen bei der sprachlich bestätigenden Ansprache zu verharmlosen. Es gibt auch Beispiele, in denen zudem das eigene Gesicht als unterstützende Person gebildet wird, während die Wichtigkeit von Marcel-Janass sprachlicher Bestätigung betont wird, wie in Beispiel (3).

⁴ Die namhaften Akteur*innen werden in Kommentarziten mit folgenden Abkürzungen gekennzeichnet: reporter-offiziell – RO; timmgiesbers9305 – TG; marcel-janaurban703 – MJ.

⁵ Anonymisierte User werden entweder als „die User“ und mit dem „sie“, oder als „der User“ und mit dem „er“ bezeichnet. In Anlehnung an Pusch (1984) wird beim Wort *User* nur eine Genusgeschlechtsspezifikation vorgenommen, ohne des „-in“ Suffixes.

Beispiel (3)

User: Ok, marcel-jana meinte ja, ist nicht so empfindlich mit pronomen bzw ist mit beidem ok und i see, dass ihr vom team wie präferiert immer mit namen anspricht, aber es geht schon sehr auf die ohren dieser lange doppelname 🙄 😊

RO: Marcel-Jana sagt: Am liebsten mit Vornamen ansprechen. Darauf wollten wir so gut es ging Rücksicht nehmen.

User: @RO ja, find ich auch echt rücksichtsvoll von euch, aber dennoch in der alltäglichen sprache richtig schwer umzusetzen. Es gibt ja eigentlich dafür pronomen, dass man sich nicht immer wiederholt. Schade für Marcel-Jana, dass sich nicht so damit wohlfühlt.

Die User in den Beispielen (2) und (3) bezweifeln beide den Zweck der richtigen Ansprache. In Beispiel (3) referiert Reporter auf den Wunsch von Marcel-Jana und stärkt sein „gender face“, wie dies auch Giesbers in Beispiel (2) machte. Dabei gehen die Antworten von Reporter auch auf den Aspekt des Respektes ein, indem sie von „Rücksicht“ sprechen, um zu veranschaulichen, dass sie Marcel-Jana ernst nehmen. Dies trägt dazu bei, sowohl Marcel-Janass „gender face“ zu verteidigen als auch das eigene Gesicht zu bilden. Der User in Beispiel (3) nimmt die Erklärung Reporters nicht an und macht weitere Einwände gegen die sprachlich bestätigende Ansprache Marcel-Janass. Hierbei wird sowohl nochmal das „gender face“ als auch das unterstützende Gesicht von Reporter bedroht, indem diese Unterstützung infrage gestellt wird.

6.3. Sich nach der Ansprache erkundigen

Marcel-Jana wird als Autorität über das eigene Geschlecht betrachtet, die festlegen kann, wie andere über ihn*sie sprechen. Sowohl Giesbers als auch Reporter verhalten sich diesem Prinzip entsprechend. Dieses Verhalten wird auch von anderen Nutzer*innen erwartet, die auf Marcel-Jana referieren. Dies steht auch im Einklang mit der von Zimman (2019) erläuterten Praktik in Trans-Communities.

Die Wichtigkeit dieses Verhaltens wird auch dadurch veranschaulicht, dass auf Nachfragen der sprachlich bestätigenden Formen von Seiten der Hauptakteur*innen freundlicher reagiert wird – in Marcel-Janass Fall bedeutet dies das Vorhandensein einer Reaktion überhaupt, wie in Beispiel (4).

Beispiel (4)

User: Wie sieht das eigentlich mit höflicher Anrede aus? Marcel-Jana will ja nicht mit Frau oder Herr angesprochen werden, aber wie läuft das dann ab. Will er immer mit vollem Namen angesprochen werden oder nur dem Nachnamen oder gibt es eine Anrede die ihm passt? Nur Nachnamen fänd ich ziemlich schwierig weil es doch sehr Kumpelhaft rüber kommt. Würde mich freuen wenn mir da jemanden helfen könnte

TG: Hallo, sehr gern, du hast das aber total richtig verstanden. Für Marcel-Jana ist eine höfliche Anrede die Anrede mit Vor- und Nachnamen und ohne ein Herr oder Frau davor.

MJ: Am liebsten ist mir, wenn ich statt mit Herr oder Frau mit meinem vollen Namen angesprochen werde. Zum Beispiel „Guten Tag Marcel-Jana Urban“

Die User hier fragt nach, wie Marcel-Jana angesprochen werden soll. In diesem Fall konstruiert sie sich als unwissend und möchte aufgeklärt werden – dies wird veranschaulicht durch die initiale Frage; durch die Erläuterung, dass Marcel-Janass Präferenz bezüglich der Ansprache wahrgenommen wurde; und schließlich durch die Gleichsetzung der potentiellen Beantwortung der Frage mit Hilfeleistung. Somit wird Anlass für die Stärkung Marcel-Janass „gender face“ gegeben, auf den sowohl Giesbers als auch Marcel-Jana reagieren. Markant hier ist bei Giesbers die Ansprache der User mit „Hallo“ und „du“, welche von der nochmaligen Erläuterung der richtigen Ansprache gefolgt wird. Solch eine persönliche, freundliche Beziehungsgestaltung geschieht in Giesbers Facework-Praktiken nur bei Usern, die Anlass für die Stärkung Marcel-Janass „gender face“ geben. Diese geschieht auch von Marcel-Janass Seite: Die Gelegenheit wird genutzt, seine*ihre bevorzugten sprachlichen Ausdrucksmittel zu veranschaulichen und dadurch sein eigenes „gender face“ zu bilden.

Bei dem Facework von Marcel-Jana ist das selektive Engagement mit Nutzer*innen-Kommentaren typisch. Im Beispiel (5) wird deutlich, dass er*sie gesichtsbedrohende Akte außer Acht lässt und seine*ihre Aufmerksamkeit stattdessen auf Nutzer*innen richtet, die das „gender face“ bestätigende Strategien verwenden.

Beispiel (5)

User A: Okay, aber woher soll ne Person auf nem Amt, die dich noch nie gesehen hat wissen wie du angesprochen werden willst oder welche Pronomen sie benutzen soll? Das zu erwarten ist schon ein bisschen anmaßend oder nicht? 🤔

[...]

[1] MJ: Durch meine Vornamen und mein Geschlechtseintrag kann eine Person, die mich vorher noch nicht gesehen hat, mich keinem Geschlecht zuordnen. Welches Personalpronomen genutzt werden soll kann eine Person mich fragen - wie gesagt aus meinem Namen ist es nicht ablesbar und somit ist eine Nachfrage naheliegend. Wenn stattdessen einfach auf eine Anrede mit Herr oder Frau verzichtet wird und ich stattdessen mit Vor- und Nachname angesprochen werde ist das sogar die beste Lösung. Das empfinde ich nicht als anmaßend sondern als respektvoller Umgang untereinander

User B: @MJ Es ist anmaßend, von allen Menschen solch einen Aufwand zu verlangen. Solche Forderungen sind Egoismus pur.

User C: @MJ am Aussehen erkennt man es aber. Das kannst du halt echt niemanden anmaßen. Du kannst diejenigen ja einfach verbessern, aber ich frage ja auch nicht jeden, den ich treffe, ob er jetzt mit er oder sie angesprochen werden will

[...]

User D: @MJ Vielen Dank das du bei der Reportage mitgemacht hast. Es ist immer wieder sehr frustrierend zu sehen wie wenig weit wir als Gesellschaft noch sind und wie viel Cis-Normativität es gibt. Aber deswegen natürlich noch toller das du uns die Möglichkeit gibst mehr zu lernen. Welche Pronomen benutzt du denn oder ist es dir lieber wenn eins keine Pronomen für dich benutzt?

[2] MJ: @User E Ja ich finde auch das da leider noch ein weiter Weg vor uns liegt. Am liebsten ist es mir, wenn kein Pronomen benutzt wird. In Texten verwende ich gerne „er*sie“. Wenn es in Gesprächen nicht anders geht ist es für mich auch in Ordnung, wenn wir uns nach vorheriger Absprache auf ein Pronomen festlegen

Die von User A gestellte Frage erhielt in der Anschlusskommunikation die meisten Antworten überhaupt (zum Zeitpunkt der Datenerhebung: 186). User A setzt die Erwartung, Marcel-Jana sprachlich zu bestätigen, mit dem Gesichtsverlust von Beamt*innen als höfliche Personen gleich. Marcel-Jana reagiert [1] mit der Erläuterung, dass Beamt*innen durch seinen*ihren Vornamen die Möglichkeit gegeben werde, sich seinem*ihrer Wunsch entsprechend zu verhalten („aus meinem Namen ist [das Personalpronomen] nicht ablesbar und somit ist eine Nachfrage nahe-liegend“). Der Meinungsunterschied wird mithilfe des Wortes „anmaßend“ verdeutlicht: User A führt eine „gender face“ bedrohende Handlung durch, indem er die Nachfrage als „anmaßend“ bezeichnet. Marcel-Jana negiert diesen („Das empfinde ich nicht als anmaßend“) und argumentiert mit „respektvolle[m] Umgang untereinander“, um so sein*ihr „gender face“ zu verteidigen.

Mehrere User antworten auf Marcel-Janass Kommentar [1]. Auch User B und User C führen das Gespräch mit der Übernahme des Wortes „anmaßend“ fort und taggen Marcel-Jana mit dem @-Operator – das Ausgesagte ist explizit an ihn*sie gerichtet. Schließlich spricht User D Marcel-Jana an und dankt ihm*ihr für die Teilnahme an der Reportage und für die Möglichkeit, Neues zu lernen. Schließlich fragt sie nach der gewünschten Ansprache Marcel-Janass. Nur auf diese eine Anfrage reagiert Marcel-Jana [2] in der restlichen Diskussion unter User As Kommentar, indem er*sie die sprachlich bestätigenden Ausdrucksformen und Verhaltensnormen festlegt. Auch werden diese kontextuell bedingt neu ausgehandelt, wie dies schon im Kapitel 6.1. beschrieben wurde. Letztlich besteht Marcel-Jana darauf, sich auf ein Personalpronomen vor einem gemeinsamen Gespräch festzulegen. Hierbei bildet Marcel-Jana sein*ihr „gender face“, indem er*sie die eigenen sprachlich bestätigenden Formen vorschreibt, wie auch in den Beispielen (1) und (4).

Neben der Bildung des eigenen „gender face“ wird zur gleichen Zeit auch das Gesicht User Ds von Marcel-Jana als unterstützende, höfliche Person gebildet. Auf der Metaebene geschieht dies, indem User D überhaupt eine Antwort von Marcel-Jana erhält: Ihre Frage ist es wert, beantwortet zu werden, da User D sich gemäß den Erwartungen verhält – dies signalisiert Marcel-Jana an andere User. Ebenfalls wichtig ist hier der Kontrast zu User B und User C, auf deren gesichtsbedrohende Bemerkungen keine Reaktion seitens Marcel-Janass erfolgt.

6.4. Transphobe Kommentare

Wird Marcel-Janass „gender face“ bedroht, so reagieren Giesbers und Reporter an seiner*ihrer Stelle. In Beispielen (6) und (7) wird auf transphobe Kommentare reagiert, wobei die unterschiedlichen Facework-Praktiken deutlich werden.

Beispiel (6)

User: Es gibt nur zwei Geschlechter. Vielleicht bin ich auch ein Auto.

TG: Kann nicht sein, Autos tippen hier selten Falschinformationen rein.



User: Doch, ich identifiziere mich als Auto. Du bist intolerant, wenn du das nicht akzeptierst.

In Beispiel (6) geht die Verteidigung Marcel-Janass „gender face“ mit dem Gesichtsverlust des Users einher. Der User bedroht Marcel-Janass „gender face“, indem er nichtbinäre Identität mit der Identifikation als Auto gleichsetzt. Statt darauf aufmerksam machen, dass eine Identifikation als Auto im Gegensatz zur nichtbinären Identität unmöglich ist, spielt Giesbers mit der Aussage des Users mit und nutzt sie als Anlass, seine intellektuellen Fähigkeiten infrage zu stellen: Der User, der ein Auto ist, tippt „Falschinformationen“ in die Kommentarspalte, nämlich, dass es „nur zwei Geschlechter“ gebe. Zudem bildet Giesbers sein eigenes Gesicht als kompetenter, gebildeter Journalist: Er kann beurteilen, welche Informationen richtig oder falsch sind und dies gegenüber anderen Nutzer*innen auch vermitteln. Diese Einstellung kann überall im Korpus wiedergefunden werden. Der User beharrt dennoch auf seiner initialen Aussage und parodiert die Akzeptanz von Marcel-Janass „gender face“ erneut.

Anders als Giesbers reagiert Reporter auf ähnliche unangemessene Bemerkungen diskreter, wie in Beispiel (7):

Beispiel (7)

User: Warum gibt es kein Video für uns Kampf Helikopter? Immer nur alle anderen aber nie werden die wichtigen Geschlechter wie Maschinen angesprochen. 🤖

RO: Wie möchtest du denn angesprochen werden? In den Kommentaren hier bist du nicht durch Toleranz aufgefallen, um es mal nett auszudrücken.

User: @RO „X“ Sieht bestimmt cool aus im Pass, also würde ich einen kleinen Helikopter nehmen der in meinem pass bei Geschlecht steht.

Ähnlich wie in Beispiel (6) verspottet die User Nichtbinarität, indem sie sie mit der Identifikation mit einem Objekt vergleicht. Dass gerade „Kampf Helikopter“ als dieses Objekt bestimmt wird, ist kein Zufall, denn dieser Vergleich wird oft mit transphoben Intentionen gemacht (vgl. Blake/Godwin/Whyte 2020). Reporter nimmt diese Einstellung der User wahr und macht wie Giesbers bei der Parodie mit: Reporter duzt die User und fragt sie nach ihren sprachlich bestätigenden Ausdrücken. Reporter täuscht also dieselbe Höflichkeit hervor, die gegenüber Marcel-Jana nicht geleistet wird. Sofort danach wird diese Vortäuschung aber enthüllt, um auf die Unangemessenheit der User aufmerksam zu machen (sie ist „nicht durch Toleranz aufgefallen“). Zur selben Zeit achtet Reporter auf eine zurückhaltende Formulierung („um es mal nett auszudrücken“), um das eigene Gesicht als Kanal, der Teil des öffentlichen-rechtlichen Rundfunks ist, nicht durch emotional-ausschweifende Aussagen zu gefährden.

6.5. Narrative bestätigen

Bisher wurden Kommentare Marcel-Janass nur in den Beispielen (4) und (5) zitiert. In diesen Kommentaren reagiert Marcel-Jana auf Nachfragen über die sprachlich bestätigenden Ausdrücke, um sein* ihr „gender face“ zu bilden. Die Gesichtsbildung erfolgt aber nicht nur an Stellen, wo nach der richtigen Ansprache gefragt wird. Wie schon hervorgehoben wurde, sucht sich

Marcel-Jana spezifische Kommentare aus, die bei der Bildung des eigenen „gender face“ behilflich sind. Dazu gehören auch Kommentare, die andere positive Merkmale von ihm*ihr anerkennen:

Beispiel (8)

User: Vielen vielen Dank für diese Reportage! Mir selbst geht es ähnlich wie Marcel-Jana, ich habe einfach nicht das Geschlecht, das in meinem Pass steht. In letzter Zeit habe ich auch öfter mal drüber nachgedacht, ob ich nicht meinen bevorzugten Namen in meinen Pass eintragen lassen könnte, aber ich muss sagen, nach der Reportage weiß ich nicht, ob es mir die Mühe wert ist. Das klingt leider alles sehr frustrierend und entmutigend. Trotzdem Danke dass ihr diese Reportage gemacht habt. Es freut mich jedes Mal, nichtbinäre Menschen in der Öffentlichkeit zu sehen, weil mir damit gezeigt wird, ich bin nicht allein.

MJ: Hey, ich wünsche dir auf deinem weiteren Weg viel Mut und Kraft. Der Weg war nicht einfach, ich wollte damit aber auch zeigen, dass es sich am Ende lohnt! Es war am Ende für mich eine riesige Erleichterung. Diesen Moment hatte ich auch immer als Ziel vor Augen, wenn es mal wieder unangenehme Momente während des Verfahrens gab. Ich hoffe sehr, dass sich das Gesetz in Naher Zukunft ändern und es deutlich einfacher wird, den Namen und Geschlechtseintrag zu korrigieren. Vielleicht kannst du also in 1-2 Jahren die Änderung auch ohne diese großen Hürden machen. Ich würde es auf jeden Fall allen Trans*menschen wünschen. Liebe Grüße, Marcel-Jana

Um in der eigenen Geschlechtsidentität anerkannt zu werden, beantragte Marcel-Jana eine Vornamens- und Personenstandänderung, über die die Reportage berichtete. In dem obigen Userkommentar wird die Notwendigkeit und Schwierigkeit dieses Prozesses bestätigt. Der User, der über eine ähnliche Geschlechtsidentität wie Marcel-Jana verfügt, zieht etliche Parallelen zwischen sich und Marcel-Jana, wobei Marcel-Jana als überlegen konstruiert wird („habe ich auch öfter mal drüber nachgedacht [...] weiß ich nicht ob es mir die Mühe wert ist“). Der User kennt die Größe der überkommenen Hürde an: „Das klingt leider alles sehr frustrierend und entmutigend“. Marcel-Jana nimmt das Lob an und bekräftigt sich selbst als eine Person, die Großes geleistet hat. Er*sie versteht sich als jemand, der*die anderen Nichtbinären aufgrund der eigenen Erfahrung bei einer schwierigen Herausforderung beraten kann. Dieses Verständnis von sich und anderen wird veranschaulicht durch die Verwendung der Wörter „Mut und Kraft“; durch das Sprechen über einen „Weg“, der „nicht einfach“ war; über ein „Ziel“, das man „vor Augen“ hatte; und über eine „Änderung“, die „auch ohne diese großen Hürden“ zugänglich gemacht werden sollte. Auch an andere Nutzer*innen, die ähnliches Lob formulieren, antwortet Marcel-Jana dermaßen (siehe etwa Beispiel 5), wobei auch ähnliche Kommentare von Giesbers und Reporter im Korpus vorhanden sind, die Marcel-Jana als eine Art Held*in konstruieren. Das „gender face“ wird an dieser Stelle nicht dadurch gebildet, dass man die sprachlich bestätigenden Ausdrücke oder mit ihnen verkoppelten Verhaltensnormen festlegt. Vielmehr geht es hier um die Einstellung als nichtbinäre Person, die eigene Identität unter allen Umständen zu befürworten, das als lobenswertes Verhalten angesehen wird.

7. Synthese

In dieser Arbeit wurde die Anschlusskommunikation zu einer Reportage untersucht, die über die Vornamens- und Personenstandsänderung einer nichtbinären Person berichtet. In Anlehnung an Goffman (1967) und Motschenbacher (2010) wurde eine Definition von „gender face“ vorgeschlagen, die sich als ein, die Integrität bewahrendes, gesellschaftlich bestätigtes Selbstbild der Geschlechtsidentität beschreiben lässt. Insgesamt konnte festgestellt werden, dass mehrere Facework-Praktiken eingesetzt werden, die sowohl der Gesichtsbildung, als auch der Gesichtsbewahrung dienen. Im gesamten Korpus wird der Sprache – der richtigen, bestätigenden Ansprache – enormer Wert zugeschrieben. Mit der Verwendung der sprachlich bestätigenden Formen sind auch neue Verhaltensnormen verknüpft: So bilden sprachliche Bestätigung bzw. Misgendering nicht den einzigen Aspekt bei Facework. Auch das Aussuchen von spezifischen Kommentaren, die bei der Gesichtsbildung Hilfe leisten, die Übernahme und Rekontextualisierung von transphoben Kommentaren sowie die Annahme von Lob sind Teile davon.

Ziel dieser Arbeit war, die Forschungsfrage zu beantworten, welche Facework-Strategien eingesetzt werden, um das „gender face“ Marcel-Janás zu bewahren. Insgesamt wurden fünf unterschiedliche Strategien erfasst. Es gibt Praktiken, die die sprachlich bestätigenden Ausdrucksformen festlegen (Beispiel 1) und Praktiken, die deren Verwendung bejahen (Beispiele 2–3). Eng verbunden sind solche Strategien, mit denen neue Verhaltens- und Höflichkeitsnormen in Hinblick auf diese Bestätigung befürwortet werden (Beispiele 4–5). In den Beispielen (6–7) werden transphobe Kommentare zurückgewiesen, indem Wörter aus den Ausgangskommentaren übernommen und rekontextualisiert werden. Schließlich wird im Beispiel (8) das „gender face“ gebildet, indem die Zielstrebigkeit Marcel-Janás gelobt wird.

Die erste Hypothese, dass Facework-Praktiken über die Dichotomie der sprachlichen Bestätigung/Misgendering hinausgehen, konnte bestätigt werden, wobei man zugeben muss, dass Sprache sehr wohl einen wichtigen Punkt in der Anschlusskommunikation zum Thema Nichtbinarität einnimmt. Das Facework in Bezug auf „gender face“ geht aber über die (Nicht-)Verwendung von sprachlich Bestätigendem hinaus, wie besonders in den Beispielen (6–8) beobachtet werden kann.

Die zweite Hypothese bezog sich auf die Gesichtsbildung des Journalisten bzw. des Kanals bei der Bewahrung des „gender face“ Marcel-Janás. Wie aus den Beispielen (6–7) hervorgeht, haben sich diese zwei Akteur*innen unterschiedliche stilistische Ausdrucksformen erlaubt, die eng mit der eingenommenen Position als Journalist bzw. Redaktion zusammenhängen. Darüber hinaus haben beide Akteur*innen bei der Bewahrung des „gender face“ auch das eigene Gesicht als unterstützende Entitäten gebildet, wie etwa in Beispiel (3).

Schließlich richtete sich die dritte Hypothese auf die Relevanz der selbstgewählten Sprecher*innenorganisation beim Facework. Auch dieser Aspekt wurde im Korpus wiedergefunden, vor allem durch das Facework von Marcel-Jana, der*die spezifisch nur auf jene Kommentare reagierte, die für seine*ihre Bildung des „gender face“ genutzt werden konnten (Beispiele 4, 5 und 8). Sein*Ihr Facework zeichnet sich außerdem durch ausweichende Praktiken aus, die in Kontrast zu Giesbers und Reporter stehen. Sie sind diejenigen, die auf potente „gender face“-Bedrohungen reagieren, da sie nicht Rezipient*innen, sondern Zeug*innen dieser Bedrohungen sind und die Gelegenheit nutzen können, das eigene Gesicht als unterstützende Personen zu bilden.

Literatur

- Blake, Khandis/Godwin, Megan/Whyte, Stephen (2020): „I sexually identify as an Attack Helicopter“. Incels, trolls, and non-binary gender politics online. In: *First Monday* 25 (9), [o. S.] <https://doi.org/10.5210/fm.v25i9.10601>.
- Brown, Penelope/Levinson, Stephen C. (1987): *Politeness. Some universals in language use*. Cambridge: Cambridge Press 7 (= *Studies in Sociolinguistics* 4). <https://doi.org/10.1017/CBO9780511813085>.
- Goffman, Erwing (1967): *On Face-Work. An Analysis of Ritual Elements in Social Interaction*. In: Ders.: *Interaction Ritual*. New York: Doubleday, S. 5–45. <https://doi.org/10.4324/9780203788387>.
- Kalwa, Nina (2022): Uneindeutiges vereindeutigen. Zur sprachlichen Hervorbringung nicht-binärer Geschlechtsidentität. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 52, S. 651–667. <https://doi.org/10.1007/s41244-022-00273-z>.
- Lind, Miriam (2022): Liminalität, Transdifferenz und Geschlecht. Sprachliche Praktiken jenseits von Zweigeschlechtlichkeit. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 52, S. 631–649. <https://doi.org/10.1007/s41244-022-00272-0>.
- Löhr, Ronja (2022): „Ich denke, es ist sehr wichtig, dass sich so viele Menschen wie möglich repräsentiert fühlen“. Gendergerechte Sprache aus der Sicht nicht-binärer Personen. In: Diebold, G./Nübling, D. (Hg.): *Genus – Sexus – Gender*. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 349–379. <https://doi.org/10.1515/9783110746396-012>.
- Motschenbacher, Heiko (2010): *Language, Gender and Sexual Identity. Poststructuralist perspectives*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins. <https://doi.org/10.1075/impact.29>.
- Peirce, Kimberly (1999): *Boys Don't Cry*. Vereinigte Staaten: Searchlight Pictures/The Independent Film Channel Productions/Killer Films.
- Pusch, Luise F. (1984): *Das Deutsche als Männersprache. Diagnose und Therapieansätze*. In: dies.: *Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 46–68.
- Reporter (10.02.2021): Nicht männlich, nicht weiblich: Marcel-Jana ist nicht-binär | reporter [Video]. YouTube. <https://www.youtube.com/watch?v=ZhsEhgwKAKc> (letzter Zugriff: 01.10.2024).
- Rieder, Bernhard (2015): *YouTube Data Tools (Version 1.42) [Software]*. Verfügbar unter <https://ytdt.digitalmethods.net> (letzter Zugriff: 01.10.2024).
- Zimman, Lal (2019): Trans self-identification and the language of neoliberal selfhood. Agency, power, and the limits of monologic discourse. In: *IJSL* 256, S. 147–175. <https://doi.org/10.1515/ijsl-2018-2016>.

Betreuerin der Arbeit: Roberta Rada



Geschichte von unten in Arno Geigers Roman „Unter der Drachenwand“

Monika Elizabeth Ford 

Károli-Gáspár-Universität der Reformierten Kirche in Ungarn Budapest
monika.elizabeth.ford@gmail.com

Abstract

The present study investigates the narrative strategy of *history from below* in contemporary German-language literature, with a particular focus on Arno Geiger's novel „Unter der Drachenwand“. As a third-generation author, Geiger employs a documentary-fictional style to portray World War II from the viewpoint of ordinary Austrians. Through a polyphonic narrative structure – comprising multiple first-person voices in epistolary and diary forms – the novel offers a personal and emotionally charged account of the war, centring on the lived experiences of non-heroic, socially marginalised individuals. The study argues that Geiger's approach fosters a renewed engagement with Austria's wartime past. This reveals a contemporary tendency in which strong polarisations are avoided, documentary effects are created, and the memory of the past is maintained with emotionalising strategies.

Keywords

contemporary literature, Austria, World War II, history from below, change of perspective, documentary-fictional narrative style

1. Einleitung

Im 21. Jahrhundert ist der Zweite Weltkrieg immer noch ein beliebtes Thema der Literatur. 85 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg ist das Thema Krieg in verschiedenen Kunstformen wie Literatur und Film immer noch stark präsent. Die literaturgeschichtlichen Epochen der Vergangenheit sind von Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern mehr oder weniger zeitlich festgelegt und spezifisch charakterisiert worden. Dagegen bedeutet die Gegenwart „eine literaturgeschichtliche Epoche, von der zwar ein Anfang, nicht aber ein Ende bestimmbar ist, weil wir selbst ihr noch angehören“ (Hermann/Horstkotte 2016: 1). Inmitten dieses Gegenwartsraums kann aber keine neue einheitliche Epoche nach bestimmten Eigenschaften erkannt werden, weil wir noch in dieser Zeitepoche leben. Eine literaturgeschichtliche Epoche beinhaltet die ganze Sichtweise einer Nation und ihr Verhältnis zu dieser Zeit, die Einstellungen der (Leser-)Gesellschaft zu der eigenen Kultur und Geschichte. Wie Hermann und Horstkotte (vgl. 2016: 2–3) in ihrem Definitionsversuch betonen, ist in der Literaturgeschichtsschreibung die Literatur der Gegenwart mit der Nachkriegsliteratur verbunden, weil der Epocheneinschnitt des Jahres 1989/90 eine erhöhte Auseinandersetzung mit der Geschichte und Erinnerung in den Fokus der Autoren rückt und neue Formen des erinnernden Erzählens schafft. Das Aussterben der Zeitzeugengeneration, also der Kriegsteilnehmer, ist mit ein Grund dafür, dass das Thema des Zweiten Weltkrieges in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur stark präsent ist, weil die Menschen der Gegenwart mit dem Verschwinden der lebendigen Erinnerung an die NS-Zeit sich mit der Frage nach Formen und Medien der Erinnerung konfrontiert sehen (vgl. Hermann/Horstkotte 2016: 72).



Im Mittelpunkt der folgenden Untersuchung steht eine Tendenz, die in den letzten zwei Jahrzehnten verstärkt zutage getreten ist. In der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg beschäftigt, ist ein Perspektivenwechsel zu beobachten, der darin besteht, dass uns die große Geschichte von unten, aus der Sicht eines einfachen Soldaten und anhand der persönlichen Geschichten der gewöhnlichen Menschen, erzählt wird. Diese von-unten-erzählende Perspektive werde ich in den österreichischen Kriegsnarrativen analysieren und anhand des ursprünglich im Jahre 2018 erschienenen Romans von Arno Geiger mit dem Titel „Unter der Drachenwand“ (Geiger 2024) verdeutlichen. Das Ziel der Romananalyse besteht darin, die von Geiger verwendeten literarischen Mittel zu untersuchen und zu verstehen, wie sie diese Erzählweise der Geschichte aus einer unteren Perspektive ermöglichen. Darunter wird nicht nur die Perspektive in einem streng narratologischen Sinne verstanden, sondern auch die Imitationen von bestimmten Textsorten wie Brief und Tagebuch, die diese persönliche und individuelle Note verstärken. Anhand des Beispiels „Unter der Drachenwand“ möchte ich also dafür argumentieren, dass Arno Geiger diese Darstellung der Geschichte von unten durch die Verwendung eines dokumentarisch-fiktionalen persönlichen Erzählstils und durch Emotionalisierungsstrategien ermöglicht, was gleichzeitig zur Auflösung des österreichischen Opfer-Täter-Diskurses führt.

2. Der Zweite Weltkrieg in der Gegenwartsliteratur

Das Thema des Zweiten Weltkrieges in der gegenwärtigen Literatur wirft Fragen nach der Authentizität des Autors auf. Wir können drei Generationen anhand der Beziehung zum Zweiten Weltkrieg voneinander unterscheiden, die verschiedene Erfahrungen mit und Erinnerungsmöglichkeiten an den Krieg haben. Zur ersten Generation gehören die Primärzeugen, deren Erinnerungen Zeugnisse der Zeit sind, weil sie sich daran erinnern können, was sie bewusst erlebt haben (vgl. Braun 2010: 16). Sie haben persönliche Fronterfahrungen oder solche Erinnerungen, die unmittelbar mit dem Krieg zu tun haben. Die Sekundärzeugen haben den Krieg nicht bewusst erlebt, aber hatten die Möglichkeit, mit den Primärzeugen zu sprechen, wodurch eine sekundäre Zeugenschaft entsteht (vgl. ebd.). Zur zweiten Generation gehören die Kinder, die von den Eltern eine Menge von Geschichten über die Kriegserfahrungen gehört haben, oder die durch die körperlichen oder psychischen Störungen der Eltern beeinflusst waren, oder die wegen des Krieges ohne Vater oder Mutter aufwuchsen. Letztens, die Tertiärzeugen sind die Menschen, die die Geschichte nur aus dem Unterricht oder aus Büchern und Filmen kennen. Sie sind Mitwisser, die „keine Schuld, aber eine Verantwortung gegenüber der Geschichte haben und sie selbstständig, ohne das Vorwissen der Primär- und Sekundärzeugen, erkunden wollen“ (ebd.). Mit dieser dritten Generation tritt „die Verantwortung für die Art und Weise des Erinnerns in den Fokus, und das heißt vor allem für die gegenwärtige und zukünftige Tradierung der Geschichte sowie für die Reflexion ihrer Vermitteltheit“ (Banki/Schirrmeister 2023: 6). Als Autor der österreichischen Gegenwartsliteratur gehört der 1968 geborene Arno Geiger eher zu dieser dritten Generation. Geigers Großvater ist im Krieg gefallen, sein Vater musste als 17-jähriger an die Ostfront und kehrte nach russischer Kriegsgefangenschaft zurück

(vgl. Geiger 2018b). Dieses Erlebnis war nicht nur in Geigers Familie präsent, sondern war Teil vieler österreichischer Familiengeschichten.

Im 21. Jahrhundert ist das Schreiben von Weltkriegsromanen seitens der dritten Generation schwieriger geworden, weil diese Autorinnen und Autoren eine oder mehrere Quellen für das Schreiben finden sollen. Entweder können sie über Erlebnisse von anderen Menschen berichten, oder sie können Dokumente mit faktischen Elementen und wirklichen Beschreibungen in das eigene Schreiben integrieren. „Der Dichter darf im Unterschied zu dem Historiker, der rekonstruiert, was geschehen ist, glaubhaft erzählen, was geschehen kann und was hätte geschehen können. Die Glaubhaftigkeit der Geschichte wird durch einen fiktionalen Pakt zwischen Autor und Leser besiegelt.“ (Braun 2010: 9) Die Fantasie spielt eine wichtige Rolle in literarischen Texten über die Geschichte, indem die Fakten der Vergangenheit mit der Fantasie des Autors zusammenwirken und ein literarisches Werk bilden, das sowohl Fakten als auch Fiktion verwendet. Diese fiktionalen Darstellungen des Zweiten Weltkrieges, in denen die Vergangenheit durch erfundene, aber mit Dokumenten beglaubigte Geschichten erzählt wird, nehmen seit der Jahrtausendwende zu und weisen auf das Phänomen hin, dass sich mit dem *Was* das *Wie* der Darstellung verändert hat. Hermann und Horstkotte bringen diese Tendenz folgenderweise auf den Punkt: „An Stelle des auf authentischem Erleben basierenden Väterromans tritt seit der Jahrtausendwende eine Vielfalt erzählerischer Möglichkeiten, die zwischen Dokumentation und Fiktion oszillieren“ (2016:78).

Arno Geigers Roman basiert teilweise auf authentischem Material. Über den auf einem Flohmarkt gefundenen Stoff, der Geiger emotional berührt und zu diesem Roman inspiriert hatte, äußerte er sich folgenderweise:

Ich hatte vor vielen, vielen Jahren so einen Zufallsfund, die Korrespondenz eines Lagers, Kinderlandverschickung, Schwarzindien am Mondsee – die Kinderbriefe, Elternbriefe, Behördenbriefe –, und das hat alles in Gang gesetzt, also ein Zufall. Das ist mir zugefallen, und die Qualität eines Stoffes bemisst sich vielleicht daran, wie sehr er etwas in Gang setzt, emotional vor allem – gedanklich, aber auch die Vorstellungskraft. (Gerk 2018)

Geiger sagte selbst in einem Interview über seine Schreibtechnik, dass sein Roman „ein erfundenes Haus [...] mit echten Türen und Fenstern und echtem Geschirr in den Schränken“ (Pfoser 2018) sei. In seinem Roman wurden also Fakten und Fiktion in einer schönen Ganzheit verschmolzen. Die Glaubhaftigkeit des letzten Kapitels, das sehr detailliert und faktisch beschreibt, was später in der Zukunft mit all den Figuren der Geschichte passiert ist, will die Leserin und Leser von der Wahrheit der erzählten Geschichte überzeugen. Am Ende des Romans wird der Leser wirklich daran glauben, dass alles, was er gelesen hat, die pure Wahrheit ist, Geiger kann also sehr erfolgreich Realitätseffekte erzeugen. Obwohl seine Geschichte während der Weltkriegszeit spielt und einen historischen Hintergrund braucht, hatte Geiger keine Sachbücher als Quelle seines Romans gelesen oder verwendet. Für ihn waren die persönlichen Geschichten wichtiger als die großen historischen Daten und Ereignisse des Krieges. Er wollte darüber schreiben, was der österreichische Alltagsmensch erlebt hatte, wie z. B. ein Soldat, eine junge Mutter oder eine Lehrerin (vgl. Gerk 2018).

Das interessiert mich nicht, wie das von heute aus gesehen wird, sondern ich wollte erzählen, was nur ein Roman erzählen kann, wie könnte sich das angefühlt haben im fünften, sechsten Kriegsjahr zu leben, also

buchstäblich unter der Drachenwand, und habe O-Töne gelesen, Briefe, Tagebücher, Tausende Seiten. Das ist die Basis, das hat das Fundament geschaffen. Und dann tritt der Schriftsteller vor, und gelingen oder scheitern tut es dann dort, wo es eigentlich nicht mehr recherchierbar ist, in diesem emotionalen Raum, den ich aufreiße. (Gerk 2018)

In den Gesprächen mit Arno Geiger lässt sich erkennen, dass er diese Methode verwendet hatte, indem die Geschichte von einer unteren Perspektive erzählt wird, aus der die Momenthaftigkeit des Lebens während des Zweiten Weltkrieges eine wichtigere Rolle spielt als die große Macht des Nationalsozialismus oder die großen Ereignisse der Geschichte. Arno Geiger sagte, dass für ihn dieses Von-oben-herab-erzählen vollkommen uninteressant gewesen sei (vgl. Pfoser 2018).

Ich wollte den Roman ja nicht retrospektiv erzählen, aus der Sicht von heute, sondern ich wollte in die Figuren hineingehen, so als Kosmonaut des Innenraums, wie Burt Chester es nennt, und wollte das formal irgendwie lösen und habe mich dazu entschieden, dieses unmittelbare Erzählen den Figuren zuzuspielen, dass sie das erzählen, im Moment, wie es ihnen geht, wie sie das erleben. (Gerk 2018)

Diese Perspektive führt zu einer noch immer starken Präsenz von vergangenen Ereignissen, was eine Neuorientierung der traditionellen Zeitebenen verursacht. In den 1990er Jahren vermutet Andreas Huyssen, dass die traditionellen Zeitstufen voneinander nicht mehr stark zu trennen sind, „weil eine ausufernde Erinnerungskultur die Vergangenheit zum Bestandteil der Gegenwart mache“ (Hermann/Horstkotte 2016: 5), denn die „Zeit wird nicht mehr als chronologischer Verlauf von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wahrgenommen, sondern als simultane Gegenwart verschiedener Vergangenheiten, die wir nicht mehr hinter uns lassen können“ (ebd.). Aleida Assmann (2013: 14–15) hat eine „Verschiebung des Akzents von der Zukunft auf die Vergangenheit“ wahrgenommen, die sie als eine „zeitliche Orientierungswende“ definiert. Diese neue Tendenz basiere auf der Aussage, dass die Identität eines Menschen oder einer Nation durch die Verknüpfung von Herkunft und Zukunft entsteht, deshalb werden die Gegenwart und die Zukunft von der Vergangenheit gesteuert (vgl. ebd. 228, 282–284). Wie das Selbstbewusstsein einer Person, so darf das Selbstbild einer Nation auch nicht ausschließlich negativ sein. Assmann argumentiert, „wenn wir ein negatives Verhältnis zur Geschichte unseres Vaterlandes aufbauen und die Vergangenheit als ein schwarzes Loch darstellen, indem wir die Geschichte auf eine Ansammlung von Verbrechen und Untaten reduzieren, neurotisieren wir eine ganze junge Generation“ (ebd. 311). Deshalb ist es wichtig, wie Kunstwerke oder literarische Werke sich mit der Vergangenheit auseinandersetzen und welche Perspektive sie einnehmen. Arno Geigers Ziel mit seinem Roman war es, ein komplexes gesellschaftliches Bild von ganz durchschnittlichen Menschen im Hinterland zu geben, wodurch keine Opfer-Täter-Konstellation entsteht (vgl. Gerk 2018).

3. Geschichte von unten in Arno Geigers Roman „Unter der Drachenwand“

In der deutschsprachigen Literaturgeschichte lässt sich eine Veränderung in der Perspektive der Kriegsnarrative erkennen. Im deutschsprachigen Raum ist die Situation von Österreich ein besonderer Fall, weil die Opfer-Täter-Debatte die Identität und Kultur der österreichischen Nation stark beeinflusst hat. Unter der Moskauer Deklaration der Alliierten wurde Österreich

am 30. Oktober 1943 als „das erste freie Land, das der Hitlerischen Aggression zum Opfer gefallen ist“, bezeichnet (Uhl 2015: 21). Dieser Opfermythos wurde später noch unterstützt: Die österreichischen Soldaten hätten keine Wahl gehabt, es sei ihre Pflicht gewesen, am Krieg teilzunehmen. Die Gefallenen wurden als solche Soldaten betrachtet, die das Vaterland mit ihrem ganzen Leben durch die Erfüllung ihrer Pflicht geschützt haben (vgl. Uhl 2015: 24).

Die österreichische Nachkriegsliteratur war von einem Spannungsverhältnis zwischen der Notwendigkeit der Aufarbeitung der eigenen Kriegserlebnisse und dem gesellschaftlichen Wunsch nach deren Verdrängung gezeichnet. Direkt nach dem Zweiten Weltkrieg war die österreichische Nachkriegsliteratur ein Medium der Zeugenschaft, um das Schrecken des Krieges zu dokumentieren und weiterzugeben, wie z. B. Milo Dors autobiographischer Roman „Tote auf Urlaub“ (1952) (vgl. Amann 2010: 8–9). In den 1950er Jahren begann das Interesse an der literarischen Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg zu schwinden, weil der Blick in der Notwendigkeit der Wiederaufrüstung nach vorne zu richten war (vgl. ebd. 20). Autoren wie Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann oder Paul Celan setzten sich gerne mit dem Thema des Weltkrieges auseinander, aber wurden nicht rezipiert und wurden jahrzehntelang totgeschwiegen, was entweder zur Publikation der österreichischen Autoren in Deutschland oder zum Exil und Verlassen des Landes Österreich führte (vgl. ebd. 9–10). Einerseits waren die Österreicher nicht zu Nazis erklärt worden, andererseits war das Land Österreich „nach dem Krieg nie ganz von der Nazizeit gelöst“ (ebd.). Vergessen und Verdrängung charakterisierten die österreichische Nachkriegszeit, „jahrzehntelang war die ‚Kultur der patriotischen Erinnerung‘ eine ‚Kultur des Vergessens‘“ (ebd. 21).

Die dritte Generation will sich wieder mit dieser Vergangenheit – mit der Täter- und Opfergeschichte, mit KZ-Geschichte, Zwangsarbeit und österreichischen Soldaten in der Wehrmacht (vgl. Hanisch 2005: 258) – beschäftigen, weil so viele Narrative und persönliche Geschichten wegen der Traumata, der Redeverzicht, der Schuldfrage oder der Tabuisierung verstummt waren. Neben diese Opfer-Täter-Rollen tritt eine Zuschauerposition. Mit der neuen Kategorie wurde betont, dass die Mehrheit der österreichischen Bevölkerung „weder Täter im konkreten Sinn noch Opfer noch im Widerstand“ (Hanisch 2005: 262) war, sondern als Zuschauer betrachtet werden soll. Diese ständige Veränderung der historischen und politischen Einstellung zur österreichischen Vergangenheit während der NS-Zeit hat eine neue Perspektive in die Künste mitgebracht, wie auch neue Erzählweisen in der deutschsprachigen Literatur. Die Gegenwartsliteratur möchte nicht historisch-politische Informationen faktisch darstellen oder die Schuldfrage richtig beantworten, sondern die eigenen persönlichen Erfahrungen eines Alltagsmenschen in der Zeit des Zweiten Weltkrieges den Lesern näherbringen, wie Arno Geiger es in seinem Roman auch tut.

Geiger sagte, dass er mit seinem Roman „Unter der Drachenwand“ ein dreidimensionales Bild von der Welt bekommen wolle, weil er den Blick aus nur einem Fenster nicht so spannend finde (vgl. Gerk 2018). Mit seinem Roman entsteht ein hochkomplexes, dreidimensionales, bildstarkes Gesellschaftspanorama im Kriegsjahr 1944, indem sowohl Opfer als auch Täter des Krieges in einem gewöhnlichen alltagsmenschlichen Milieu vorkommen (vgl. Zetzsche 2018). Der österreichische Mensch im Zweiten Weltkrieg ist Teil des Krieges und der Krieg ist Teil des Menschen. Die Hauptfigur in Geigers Roman äußerte sich darüber so:

„Es ist nicht mein Krieg“, sagte ich. [...] Wenn ich ehrlich war, hatte der Onkel recht, es war auch mein Krieg, ich hatte an diesem verbrecherischen Krieg mitgewirkt, und was immer ich später tun oder sagen mochte, es steckte in diesem Krieg auf immer mein Teil, etwas von mir gehörte auf immer dazu, und etwas vom Krieg gehörte auf immer zu mir, ich konnte es nicht mehr ändern. (Geiger 2024: 347)

Arno Geiger (vgl. 2018a) sagte in einem Interview über die Schuldfrage, dass das Leben auch heute sich schuldig zu machen bedeute, deshalb sei das Thema des Romans auch heute aktuell. Man könne nicht immer hundertprozentig gut handeln, man könne nicht allen gerecht werden, es sei schwierig damit umzugehen aber das Ziel des Menschen sei, aus diesem Leben sich zum Leben zu befreien. In diesem Geist will Geiger (vgl. 2018b) das Wort Liebe, Zuneigung, das Konstruktive, das Verknüpfende dem Zerstörenden entgegensetzen. Für dieses Ziel verwendet Geiger ein breites Spektrum an Stimmen, die in seinem Roman endlich zu Worte kommen können, anstatt stumm bleiben zu müssen. Außerdem werden Themen wie Liebe, Hoffnung und die Schönheit des Lebens während der Kriegszeit thematisiert, was in früheren Kriegsromanen, wie z. B. Erich Maria Remarques Roman „Im Westen Nichts Neues“ (1929) nicht der Fall war, als nur das Schrecken des Krieges im Mittelpunkt stand.

Es gibt viele Kunstwerke in der Gegenwart, die uns das Thema des Zweiten Weltkrieges aus dieser neuen von-unten-erzählenden Sichtweise zeigen, wie z. B. Ralf Rothmanns Roman „Im Frühling sterben“ (2015). Im Jahre 2022 erschien ein österreichisches Historiendrama von Adrian Goiginger mit dem Titel „Der Fuchs“, der an dem kleinen Schicksal einer Einzelperson die gesellschaftliche Situation von Österreich zur Zeit des Zweiten Weltkrieges erzählt. Die Hauptfigur stammt aus armen Verhältnissen, was das Leben der Armen auf dem österreichischen Land zu dieser Zeit veranschaulicht. Die Darstellung der Geschichte von unten bedeutet auch, dass die Figuren aus einer nichtprivilegierten Klasse stammen. Ein ähnlicher Fall findet sich in den Romanen „Ein ganzes Leben“ (2014) und „Der Trafikant“ (2012) von Robert Seethaler. Andererseits sind die Figuren keine Helden oder keine Widerstandskämpfer, sie leben ihr Leben nicht bewusst, sie sind keine Opfer im Sinne von Opfernarrativen. In Arno Geigers Roman „Es geht uns gut“ (2005) wird ein ganzes Bild von der österreichischen Kriegs- und Nachkriegszeit vermittelt, ohne Daten und historischen Ereignisse, sondern nur durch den Alltag der unterschiedlichen Figuren, die ihre Generation repräsentieren (vgl. Gisbertz 2019: 133).

Arno Geigers Roman „Unter der Drachenwand“ spielt im Jahre 1943, in dem die Hauptfigur, ein 23-jähriger zur Wehrmacht eingezogener Österreicher an der Ostfront verwundet wird, und, vom Krieg ausgelaugt, auf Genesungsurlaub reist. Veit versucht es, ein normales Leben in Mondsee zu führen, obwohl er nicht nur physisch verwundet, sondern auch geistig verstört ist. Durch die menschlichen Beziehungen und die hinzugefügten Briefe und Tagebucheinträge werden uns die Geschichten von anderen Nebenfiguren vorgestellt, die alle auf verschiedene Weisen vom Krieg verwundet und aus dem normalen Leben gerissen sind. Sie wissen nicht, wann das Kriegsende kommen wird, aber sie möchten miteinander die Hoffnung teilen, dass es einmal weitergehen und das Leben wieder normal wird. Am Ende der Geschichte muss Veit Kolbe nach seiner Genesung zurück an die Front fahren. Im Gegensatz zum Anfang, als er sein Leben als verloren betrachtet, geht er mit viel Hoffnung zurück in den Krieg, mit der Sicherheit, dass er wieder zurückkehren und ein Leben in der Zukunft haben wird.

Das zentrale Symbol des Romans wird schon im Titel erwähnt und zieht sich durch die ganze Geschichte. Es ist die Drachenwand, ein auch in der Wirklichkeit existierender Berg, der so-

wohl als geografischer als auch als metaphorischer Bezugspunkt mit einer vielschichtigen Symbolik fungiert. Der Berg wird mehrmals als „Felsenschädel der Drachenwand“ (Geiger 2024: 354) genannt, der sowohl menschliche als auch mit dem Tod verbundene Assoziationen erweckt (vgl. Möbius 2020: 97). Die Drachenwand ist aus der Sicht der Menschen in Mondsee „ein über die klirrenden Wälder gereckter Schädel, der mit leeren Augen auf die Landschaft herabstierte“ (Geiger 2024: 475). Die Protagonisten des Romans leben im Schatten dieser einerseits mächtigen und andererseits immer bedrohlichen Drachenwand. Obwohl die Menschen im Gegensatz zu den kämpfenden Soldaten an der Front scheinbar ein ruhiges Leben in Mondsee führen, steht die Macht des nationalsozialistischen Systems, die Bedrohung des Zweiten Weltkrieges, die Gewalt und die Unsicherheit der Zukunft über ihnen. Der Roman möchte also zeigen, wie der Alltagsmensch die große, unfassbare Macht und die große Geschichte von unten erfährt, und wie eine Gesellschaft in einer solchen Situation überleben kann. Nur die 13-jährige Nanni Schaller und der 17-jährige Kurt Ritler haben eine Sehnsucht nach der Felswand, weil sie die Drachenwand besteigen möchten. Aber als Nanni versucht, die Drachenwand zu besteigen, stürzt sie auf tragische Weise in den Tod. Diese Drachenwand bedroht und bestimmt das Leben aller Figuren, darüber können sie sich nicht erheben – sie sind unten, sie bleiben unten, und zwar für immer. In Geigers Roman werden die Stimmen der alltäglichen österreichischen Menschen gehört, die die ganze Geschichte aus der Schattenwelt der Drachenwand erleben. Der letzte Satz des Romans umfasst eine Reihe von Gefühlen und Erfahrungen, die sich mit der Symbolik der Drachenwand verbinden:

Bei der Fahrt durch Plomberg schaute ich ein letztes Mal hinauf zur Drachenwand, wo die Leiche von Nanni Schaller monatelang auf geduldigen Stein gelegen war. Die Sonne würde in wenigen Minuten aufgehen, die Schulter der Drachenwand schien rötlich angehaucht. Und ich grüßte Nanni mit einer unauffälligen Fingerbewegung und wünschte ihr alles Gute für ihre Zeit bei den Geistern. / Dann verschwand die Wand aus meinem Blick, und ich schloss die Augen im Wissen, dass wie vom Krieg auch von Mondsee etwas in mir bleiben wird, etwas, mit dem ich nicht fertig werde. (ebd. 476)

Darin erkennen die Leser die ganze Charakterentwicklung von Veit Kolbe, wie sich seine Einstellung zum Leben, zur Zukunft und zur Gegenwart verändert hat, und welche Erlebnisse auf diesen Prozess gewirkt haben. Obwohl die bedrohende Drachenwand noch am Ende des Romans da steht, kann der einfache Soldat Veit mit Hoffnung in die Dunkelheit ziehen.

Die Länge des Romans hilft dem Leser, den Charakteren näher zu kommen und sie auf ihrem Weg zu begleiten. Arno Geiger (vgl. 2018a) nannte diese Methode einen langen Prozess der Annäherung an die Figuren, das bedeutet, dass der Leser wie im realen Leben die Figuren des Romans mit der Zeit kennenlernt. Mit diesem Annäherungsprozess ist es möglich, die Gedanken und die Gefühle der Figuren zu verstehen. Die Mehrheit der Geschichte wird aus der Soldatenperspektive berichtet. Veit Kolbes Erzählstil ist so gestaltet, als ob wir seine Tagebucheinträge lesen würden, wo er seine Gedanken und Gefühle beschreibt, was für ihn auch als therapeutisches Schreiben dienen kann, um seine traumatischen Erlebnisse zu verarbeiten. Die große Geschichte von Österreich wird durch die Perspektive eines jungen Mannes geschrieben, der sein normales Leben wegen des Krieges verloren hat: „Krieg war ja eigentlich das einzige, was ich noch kannte. Alles andere kannte ich gar nicht mehr. Wie weit die Verzerrung des eigenen Wesens schon vorangeschritten ist, merkt man erst, wenn man wieder unter normale Menschen kommt“ (Geiger 2024: 42). Veit wird aber nicht als ein ideologisch geschulter oder

politisch reflektierter Mensch dargestellt, er ist nicht nur kein Widerstandskämpfer, sondern weiß gar nicht um die Möglichkeit eines Widerstandes. Er versteht nur, dass der Krieg ungerecht ist und ihn vernichtet. Veit nimmt auf eine einfache Weise die Sinnlosigkeit des Krieges im Gegensatz zur Schönheit des Lebens wahr, was in Geigers Konzept von einem zwar intelligenten, aber doch keinesfalls eigensinnigen oder exzentrischen Helden passt: „Denn was war der Krieg anderes als ein leerer Raum, in den schönes Leben hineinverschwand?“ (ebd. 327). Außerdem beginnt er nach fünf Jahren Krieg wieder ein normales Leben in Mondsee zu führen: „In ein Geschäft gehen, kaufen, bezahlen, das war für mich der Inbegriff von Normalität“ (ebd. 43). Veit spricht mit der 13-jährigen Nanni, die ihm später auch bei einem nervösen Anfall helfen wird und Nanni bittet Veit darum, ihrer Mutter zu schreiben, dass das Verliebtsein etwas Schönes sei (vgl. ebd. 141–143). Als das Prägendste erweist sich die Liebesbeziehung zwischen Veit und Margot: „Neben Margot hatte ich die Hoffnung, ein normaler Mensch zu werden, ein Mensch wie andere normale Menschen“ (ebd. 281). Am Ende des Romans ist er sicher, dass er überleben und ein schönes Leben in der Zukunft leben wird: „Und später, wenn alles wieder normal ist, werde ich irgendwie die Jahre retten, die ich verloren habe“ (ebd. 473). Die anderen Figuren im Roman zeigen eine ähnliche Sichtweise, in der die großen Fragen der Geschichte außer Acht gelassen sind. Nicht die weltbewegenden Ereignisse des Zweiten Weltkrieges oder die Macht des Nationalsozialismus zählen, sondern die kleinen Geschichten, der alltäglichen Menschen und wie sie diesen Krieg erlebt haben. Das Hauptziel aller dieser Figuren ist dasselbe: zu überleben, auf eine Zukunft zu hoffen, die Gegenwart zu genießen und Liebe zu finden.

Das Schreiben ist wohl das allerbeste Medium für die Wiedergabe der Kriegserinnerungen, weil die Soldaten im Zweiten Weltkrieg auch dasselbe gemacht, nämlich in erster Linie geschrieben haben. Im Krieg und an der Front hatten die Soldaten ständig Tagebücher und Briefe an ihre Familien und Geliebten geschrieben, um über die eigenen Erfahrungen zu berichten und in Kontakt zu bleiben. Dieser Briefwechsel, der dann zwischen Soldaten und den zu Hause Gebliebenen entstanden ist, ist etwas, was wir heute an der Gegenwartsliteratur nacherleben können. Diese mit der Zeit vergangenen Erinnerungen und Erfahrungen werden uns (heutigen Laien, die nichts vom Krieg erlebt haben) durch Literatur vermittelt. Arno Geiger imitiert diese Schreibtechniken von Briefen und Tagebucheintragungen in seinem Werk, was eines der einzigartigsten Merkmale dieses Romans ist, was uns die Geschichte durch einen persönlichen Stil vermittelt und was wieder diese von-unten-erzählende Sichtweise bestärkt.

Eine Spezialität dieses Romans ist die Verwendung von verschiedenen Ich-Erzählern. Obwohl Veit Kolbe als Haupterzähler dominiert, gibt es drei Stellen im Roman, wo wir einen Perspektivenwechsel wahrnehmen können, aber es wird nie direkt signalisiert, wann sich die Perspektive der Geschichte verändert. An drei Stellen tauchen von drei verschiedenen Nebenfiguren geschriebene Briefe auf, die als Nebenhandlungen dienen und durch den Briefwechsel drei andere Geschichten erzählen. Die Ich-Erzählersituation nähert sich einem Bewusstseinsstrom, weil die Beschreibungen der Gedanken sehr detailliert ineinanderfließen und sprunghaft sind. Sie werden von Zeit zu Zeit von einem bestimmten visuellen Charakter („/“) zur Halte gebracht. Dieser Charakter ist nicht nur da, um die ineinanderfließenden Gedanken voneinander zu segmentieren, oder um auf einen neuen Gedanken aufmerksam zu machen, sondern um zu zeigen, dass es hier um verschiedene Briefe und Tagebucheinträge geht, die meistens die origi-

nelle Form verloren haben, nacheinander gestellt wurden und über dieselbe Zeit aus verschiedenen Blickwinkeln erzählen.

Einerseits gilt der ganze Roman als ein Tagebuch von Veit Kolbe, der auch selbst über das Schreiben reflektiert: „Bis halb zwei in der Nacht saß ich allein in meinem Zimmer, zerbiss Kaffeebohnen und schrieb“ (ebd. 215). Mit der Fortsetzung der Geschichte vergeht die Zeit, was mithilfe von Veits Tagebuchstil leicht nachweisbar lässt: „Meine ersten Tagebucheinträge habe ich an einem Wintertag gemacht, im Lazarett im Saarland, fast genau vor einem Jahr“ (ebd. 419). Inzwischen verwendet er manchmal Teile von Briefen, die er selbst an andere Figuren (wie an seine Eltern) schreibt (vgl. ebd. 227). Diese Zeilen sind formal von der Mehrheit der Erzählung trennbar, weil sie eingerückt beginnen und kursiv geschrieben sind. Außerdem sind Briefe von anderen Figuren in derselben Weise integriert (z. B. der Brief, den Nanni von ihrer Mutter bekommt und dem Soldaten Veit zeigt). Andererseits verwendet Geiger Briefe mit der schon erwähnten Methode des Perspektivenwechsels von den Nebenfiguren (Margots Mutter, Kurt Ritler und Oskar Meyer), die formal genauso aussehen, wie der Rest des Romans. Diese Briefe sind manchmal so präsentiert, dass viele Briefe nacheinander aufgelistet sind. Einmal bestehen Kurts Briefe an Nanni aus sogar fünf verschiedenen Briefen (vgl. ebd. 97–110). Diese erfahren wir dadurch, dass nach einem Abschied wieder eine neue Anrede oder Frage kommt und der Briefftext weitergeht: „Viele Küsse, viele Küsse von Kurti! Liebe Nanni, mein Schorsche, bist du krank?“ (ebd. 108). Unsere Hauptfigur fügt diesen Briefen keine Kommentare hinzu. Die Nebenhandlungen gehören nur wegen der gemeinsamen zeitlichen Ebene zusammen. Außer Margots Mutter gibt es keinen direkten Kontakt oder Verhältnis zwischen den Figuren, nur am Ende des Romans erfahren wir ein kurzes Ineinanderfließen der Erzählungen. Veit trifft Kurt, als er die an Nanni geschriebenen Briefe zurückgibt (vgl. ebd. 393). Außerdem sieht Veit einen Mann mit einem sehr bunten Halstuch, den der Leser als Oskar Meyer erkennen kann: „Der Grund, warum mein Blick an ihm hängenblieb, war ein buntes Halstuch, orange und hellblau mit ein wenig Grün, leuchtende Farben in all dem schmutzigen Grau“ (ebd. 452). Oskar Meyer hat früher in seinem Brief geschrieben: „Ich trage dein Halstuch, Wally, auch wenn die andern spotten“ (ebd. 418).

4. Emotionalisierungsstrategien

Arno Geigers dokumentarisch-fiktionale Erzählweise und die Schreibtechnik der persönlichen Briefform und Tagebucheinträge verweisen auf ein Ziel seiner Literatur, indem nicht nur die Glaubwürdigkeit der Geschichte verbürgt wird, sondern auch ein Prozess der Emotionalisierung mit der Evokation von starken Emotionen in den Lesern ermöglicht wird. Literarische Kriegsdarstellungen haben eine große Anziehungskraft, weil der einfache, vom Krieg traumatisierte Soldat im Mittelpunkt steht. Literarische Figuren sind seit der Antike so gestaltet, dass wir durch die Vermittlung ihrer Gefühle und Gedanken mit den fiktiven oder nicht-fiktiven Figuren Mitleid fühlen, wie in einer attischen Tragödie.

Zu den originären Rezipientenemotionen zählt Katja Mellmann (vgl. 2017: 245) die Spannung, also das Hoffen und Bangen des Lesers in Bezug auf den Handlungsverlauf. Dieses Phänomen, indem der Leser hofft, dass die Bösen sterben und die Helden gerettet werden, nennt

Thomas Anz (vgl. 2012: 336) Prinzipien der poetischen Gerechtigkeit. Im Roman werden mehrmals physische und psychische Störungen (wie Veits Symptome seiner posttraumatischen Belastungsstörung) beschrieben. Während Veits nervöser Anfälle kehren starke Bilder aus seiner Kriegszeit zurück: „Es waren ungemein kraftvolle Bilder, während ich selbst in die Knie ging, in den Schnee, minutenlang“ (Geiger 2024: 139). Außerdem erfahren wir viel über das Innere der Figuren. Oskar Meyer berichtet über seinen Erschöpfungszustand in seinen Briefen: „Es ist alles zu traurig, ich bin fast am Ende meiner Nervenkraft. Es gibt keine Hilfe mehr“ (ebd. 262–263). Kriegsszenarien werden von Todesszenarien mit unterschiedlichem Emotionalisierungspotential dominiert, in denen „der Tod als zukünftige Möglichkeit, als gegenwärtiger Vorgang des Sterbens oder als vergangenes, irreversibles, nur im Gedächtnis gegenwärtiges Ereignis repräsentiert ist“ (Anz 2012: 343). Alle drei Szenarien kommen in den Kriegsdarstellungen von Arno Geiger vor. Veit hat immer Angst, wenn er an seine Untersuchungstermine denkt, weil er nicht als verwendungsfähig betrachtet werden möchte: „Dass meine Angstzustände wieder zunahmen, lag auch daran, dass der Tag, an dem ich mich auf meine Verwendungsfähigkeit untersuchen lassen musste, unmittelbar bevorstand“ (Geiger 2024: 210). Er will alles tun, um nicht wieder an die Front zu müssen: „so leicht ließ ich mich nicht wieder nach vorne schieben“ (ebd. 220). Außerdem wird eine nach Budapest geflüchtete jüdische Familie vom Tod bedroht, sie müssen immer Namen wechseln und hoffen, dass sie noch einen Tag weiterleben können: „Wir Juden waren voller Hoffnung am einen Tag, und voller Verzweiflung am andern Tag“ (ebd. 399). Eines Tages verschwindet dieses Mädchen, für lange Zeit wissen die Romanfiguren und der Leser auch nicht, was mit ihr passieren ist. Kurt schreibt in seinen Briefen: „weil ich ständig das Gefühl hatte: Mein Gott, was ist los?! Mein Gott, was ist los?! Wo ist Nanni?!“ (ebd. 230). Später wurde erklärt, dass Nanni tot gefunden war. Es geht hier also nicht nur darum, dass der Leser durch die Kenntnisnahme ihres Todes emotionalisiert wird, sondern es wird auch dargestellt, wie die Figuren auf den Tod von anderen reagieren und selbst sehr starke Emotionen zeigen. Außerdem kämpft Veit mit seinem Schuldgefühl, seinen Onkel getötet zu haben: „Auf dem Weg nach Mondsee machte ich mehrere Pausen und weinte“ (ebd. 368).

Die anderen zwei Themen, die im Roman als tragende Szenarien mit starker Emotionalisierungskraft vorkommen, sind die Repräsentation der Liebe und der Hoffnung, die das Gegengewicht zum Tod bilden. Die Figuren des Romans versuchen inmitten des Krieges die Schönheit des Lebens in den kleinen Dingen zu finden. Veit Kolbe beginnt in Mondsee diese Momente zu genießen, wie z. B. einen Spaziergang zum See, das Spielen der Kinder, ein Liebesverhältnis oder die Liebe des anderen Menschen: „Dann ging ich weiter, geblendet von der tiefstehenden Sonne, überrascht, dass ich hier ging, lebendig, alle Knochen dran, bald vierundzwanzig Jahre alt, mit eigenen Gedanken und eigenen Gefühlen. Am Mondsee. Unter der Drachenwand“ (ebd. 45).

Zusammengefasst kann festgestellt werden, dass die Emotionalisierung eine wichtige Rolle in Arno Geigers Roman „Unter der Drachenwand“ spielt. Die Emotionalisierungsstrategien sind Teil seiner Erzählweise, in der er dokumentarisch-fiktionale Stoffe und Schreibtechniken wie Briefform und Tagebucheintragungen verwendet, um die große Geschichte der Österreicher während der Zeit des Zweiten Weltkrieges aus einer unteren Perspektive der alltäglichen Menschen zu erzählen. Mit der Darbietung eines breiten Spektrums von Stimmen und Sichtweisen löst sich der Opfer-Täter-Diskurs in Arno Geigers Roman auf. Die beiden Seiten werden nicht nur durch das Leben von verschiedenen Figuren, sondern auch in derselben Figur (wie

z. B. in der Hauptfigur Veit Kolbe) präsentiert. Dadurch, dass Geiger die Geschichte des Kriegsalltags erzählt, wird auch der in der österreichischen Nachkriegszeit herrschende Opfermythos obsolet. Der Roman gliedert sich in eine gegenwärtige Tendenz ein, in der starke Polarisierungen vermieden, dokumentarische Effekte erzeugt und das Andenken an die Vergangenheit mit emotionalisierenden Strategien aufrechterhalten werden.

Literatur

- Amann, Klaus (2010): *Der Zweite Weltkrieg in der Literatur. Österreichische Beispiele*. Frankfurt a. Main: Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg.
- Anz, Thomas (2012): Freunde und Feinde. Kulturtechniken der Sympathielenkung und ihre emotionalen Effekte in literarischen Kriegsdarstellungen. In: Green Krejberg, K./Fauth, S. R./Süselbeck, J. (Hg.): *Repräsentationen des Krieges: Emotionalisierungsstrategien in der Literatur und in den audiovisuellen Medien vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein, S. 335–354. <https://doi.org/10.5771/9783835322462-333>.
- Assmann, Aleida (2013): *Ist die Zeit aus den Fugen?* München: Carl Hanser Verlag.
- Banki, Luisa/Schirrmeister, Sebastian (2023): Positionen der dritten Generation. Zur Einleitung. In: *Yearbook for European Jewish Literature Studies* 10 (1). Berlin/Boston: De Gruyter, S. 1–10. <https://doi.org/10.1515/yejls-2023-0001>.
- Braun, Michael (2010): *Wem gehört die Geschichte? Erinnerungskultur in Literatur und Film*. Sankt Augustin/Berlin: Konrad Adenauer Stiftung.
- Geiger, Arno (2018a): Arno Geiger über seinen Roman „Unter der Drachenwand“. DOMRADIO.DE, 13. März 2018. <https://www.domradio.de/audio/arno-geiger-ueber-seinen-roman-unter-der-drachenwand> (letzter Zugriff: 14.01.2025).
- Geiger, Arno (2018b): Sendemitschnitt / Buchtipp „Unter der Drachenwand“ von Arno Geiger. DOMRADIO.DE, 13. März 2018. <https://www.domradio.de/audio/sendemitschnitt-buchtipp-unter-der-drachenwand-von-arno-geiger> (letzter Zugriff: 14.01.2025).
- Geiger, Arno (2024): *Unter der Drachenwand*. Erstveröffentlicht 2018. 16. Auflage. München: DTV Verlagsgesellschaft.
- Gerk, Andrea (2018): Arno Geiger über seinen Roman „Unter der Drachenwand“. Deutschlandfunk Kultur, 5. Januar 2018. <https://www.deutschlandfunkkultur.de/arno-geiger-ueber-seinen-roman-unter-der-drachenwand-jede-100.html> (letzter Zugriff: 14.01.2025).
- Gisbertz, Anna-Katharina (2019): *Die andere Gegenwart. Zeitliche Interventionen in neueren Generationserzählungen*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Hanisch, Ernst (2005): Von der Opfererzählung zum schnellen Moralisieren. Interpretationen des Nationalsozialismus in Österreich. In: *Geschichte und Gesellschaft* 30 (1). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 255–265.
- Hermann, Leonhard/Horstkotte, Silke (Hg.) (2016): *Gegenwartsliteratur. Eine Einführung*. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05464-7>.
- Mellmann, Katja (2017): Emotionalisieren. In: Martínez, M. (Hg.): *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler, S. 243–249. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05364-0_36.

- Möbius, Thomas (2020): Textanalyse und Interpretation zu Arno Geiger: Unter der Drachenwand. Königs Erläuterungen, Band 359. Hollfeld: Bange.
- Pfoser, Kristina (2018): „Unter der Drachenwand“ von Arno Geiger. Ö1, 5. Februar 2018. <https://oe1.orf.at/artikel/640962/Unter-der-Drachenwand-von-Arno-Geiger> (letzter Zugriff: 14.01.2025).
- Uhl, Heidemarie (2001): Das „erste Opfer“. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik. In: Österreichische Zeitschrift für Politik (ÖZP) 30 (1): Geschichts- und Vergangenheitspolitik in Österreich, S. 19–34.
- Zetzsche, Cornelia et al. (Hg.) (2018): Arno Geigers neuer Roman „Unter der Drachenwand“. BR24, 10. Januar 2018. <https://www.br.de/nachrichten/kultur/arno-geigers-neuer-roman-unter-der-drachenwand,QgF7R9k> (letzter Zugriff: 14.01.2025).

Betreuerin der Arbeit: Edit Kovács

Rezensionen

Leben und Werk – Lebenswerk

Dieter Borchmeyer:

Thomas Mann. Werk und Zeit

Berlin: Insel Verlag, 2022, 1552 S.

Magdolna Orosz 

Eötvös-Loránd-Universität Budapest
orosz.magdolna@btk.elte.hu

Das beeindruckend umfangreiche Buch von Dieter Borchmeyer ist nicht nur eine vielfältige Darstellung von Thomas Manns Œuvre, sondern es ist zugleich eine Art Krönung von Borchmeyers literaturwissenschaftlicher Tätigkeit selbst: der emeritierte Professor der Heidelberger Universität ist einer der besten Kenner von Thomas Mann, der – wie es aus den Anmerkungen und der umfangreichen zusammenfassenden Bibliografie hervorgeht – nicht nur die fast unüberschaubare Fachliteratur zu Thomas Mann bestens kennt, sondern im Laufe seiner Laufbahn selbst zahlreiche Beiträge über Thomas Mann geschrieben hat; darüber hinaus veröffentlichte er, nach langwierigen Vorbereitungen, zusammen mit Jan Assmann und Stephan Stachorski 2018 eine kommentierte Ausgabe von Thomas Manns monumentaler Joseph-Tetralogie. Interessanterweise hat er aber, im Gegensatz zu seinen Monografien über ikonische, für Thomas Manns Werk auch wichtige, Figuren der deutschen Literatur und Kultur wie Goethe, Schiller, Wagner, über Thomas Mann erst jetzt ein umfassendes Buch veröffentlicht, in dem er das literarische und essayistische Œuvre in sozial- und zeitgeschichtlichem, ästhetischem, deutsch- und weltliterarischem Kontext ausführlich behandelt, die biografischen Bezüge eher im Hintergrund belässt und sie vor allem im Rahmen der Textanalysen erwähnt.

Im Vorwort zum Band – das Borchmeyer „Vorsatz“ nennt, und somit in intertextuellem Spiel auf den in einem späteren umfangreichen Kapitel behandelten Roman „Der Zauberberg“ verweist, dem der fiktive Erzähler ebenfalls einen Vorsatz vorausschickt – distanziert er sich von einer biographischen Annäherung und betont, sein Buch „will keine Biographie sein“, denn „[b]iographisch ist Thomas Mann nahezu erschöpfend porträtiert“ (S. 14); obwohl er „biographische Bezüge nicht ausspart“ (S. 14), aber in erster Linie hat er „sich das Ziel gesetzt [...], das Leben um des Werks, nicht das Werk um des Lebens willen auszuloten“ (S. 14 f.). Letzten Endes beabsichtigt Borchmeyer, Thomas Mann als Autor eines epochenmachenden Œuvres vorzustellen, das „aus der Distanz des Respekts und der Diskretion“ (S. 20) vorgestellt werden soll, „aus einer Distanz, welche die liebevolle Achtsamkeit auf Form und Bedeutung seines Werks nicht aus-, sondern gerade einschließt“ (S. 20). Damit verzichtet Borchmeyer von vornherein auf neue Einsichten und Annäherungen in der vielfältigen, aber wenig innovativen

Analyse des heute klassischen Autors (und eben aufgrund der distanzierten Haltung zur Biografie beschäftigt er sich nicht mit Thomas Manns Tagebüchern).

Der Titel des Bandes – „Werk und Zeit“ – hebt die Angelpunkte von Borchmeyers Annäherung hervor, da beide Ausdrücke in doppeltem Sinn verstanden werden können: ‚Werk‘ bezeichnet nicht nur einen literarischen Text, sondern auch ‚Lebenswerk‘ (Œuvre), und ‚Zeit‘ bedeutet nicht einfach nur Zeit, in diesem Fall historische Zeit/Zeitalter, sondern sie bezeichnet in Thomas Manns Texten auch ein hervorragendes Mittel der Narration, die Frage der zeitlichen Dimension, der Zeitlichkeit sowie der Erzählbarkeit der Zeit, wie dies unter anderem im „Zauberberg“ und in „Joseph und seine Brüder“ in den Überlegungen des fiktiven Erzählers reflektiert wird. So betont der Erzähler des „Zauberbergs“, der „raunende[] Beschwörer des Imperfekts“: „diese Geschichte ist sehr lange her und unbedingt in der Zeitform der tiefsten Vergangenheit vorzutragen“ (Mann 1967a: 5), da sie sich vor einer historischen Grenzlinie zugetragen hat. In „Joseph und seine Brüder“ stellt der Erzähler gleich im ersten Satz fest, „[t]ief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?“ (Mann 1967b: 5) und er verweist damit nicht nur auf das Vergangensein der erzählten Geschichte, sondern auch auf eine historische und zugleich mythische Zeit. Borchmeyers Monografie situiert mit dieser gezielten Titelgebung, seine mehrfachen Bedeutungen ausnützend, die Werke Thomas Manns, seine Erzählungen und Romane sowie seine Essays; er folgt in der Gliederung den Entstehungszeiten der Texte und analysiert sie in ihren vielfältigen Vernetzungen, er fokussiert auf die ideengeschichtlichen, zeitgeschichtlichen, ästhetischen und literarischen Zusammenhänge und Kontexte der einzelnen Werke des Œuvres. Borchmeyer will dabei keine neue methodische Annäherung etablieren, er gibt dabei eine detaillierte und umfassende Analyse des Thomas Mannschen Lebenswerkes, des komplexen inneren Beziehungsnetzes, der intertextuellen Verbindungen und literarischen Kontexte.

Die Monografie geht in der Reihenfolge der biografisch bedingten Entstehung der Werke Thomas Manns vor und erörtert sie in zwanzig großen Kapiteln. Die Kapitel selbst umfassen meistens die Analysen mehrerer Texte, besonders im Falle der frühen Erzählungen; auch die in der Fachliteratur weniger behandelten Erzählungen kommen hier vor, indem ihre thematischen, motivischen, kulturell-literarischen und philosophischen Anknüpfungspunkte, ständig vor- und rückverweisend erschlossen werden. So können die sehr komplexen, vielschichtigen Zusammenhänge der Werke Thomas Manns aufgedeckt werden, indem sie in deutsche und weltliterarische sowie historische Kontexte eingebettet, betrachtet werden. Borchmeyer skizziert auch die entstehungsgeschichtliche Kontinuität der Werke und zeigt auf, wie bestimmte Themen, Fragestellungen, Erzähltechniken im Lebenswerk in mannigfaltigen Formen erscheinen. So stellt er im ersten großen Kapitel die frühen Erzählungen von den ersten Schreibversuchen dar, und am Beispiel der 1897 erschienenen Erzählung „Der kleine Herr Friedemann“ stellt er fest, „[w]irklich hat Thomas Mann erst in dieser Novelle für immer zu seinem Personalstil gefunden, jenem unverkennbaren Ton, der sein Erzählwerk bis zum Ende prägen wird, die spezifische Mischung aus Humor, Ironie und verschleiertem Pathos, welche es oft schwerfallen läßt, den späten vom frühen Thomas Mann zu unterscheiden“ (S. 57 f.). Mehr noch, in dieser frühen Novelle erscheint – wie Borchmeyer auf Grund von Thomas Manns Selbstaussage betont – das auch die späteren Werke (wie unter anderem „Der Tod in Venedig“ oder „Joseph und seine Brüder“) bestimmende Grundmotiv, das Moment der plötzlichen „Heimsuchung, des Einbruchs

trunken zerstörender und vernichtender Mächte“ (S. 58), das das bis dahin scheinbar ruhige Leben zerstört. Dieses erste Kapitel etabliert, mit der Übersicht über diese frühe Schaffensphase, die Grundlagen der weiteren Erörterungen. So behandelt Borchmeyer hier nicht nur den schriftstellerischen Durchbruch, den 1901 publizierten Roman „Buddenbrooks“ und situiert ihn in den literarischen Richtungen der Epoche und im Lebenswerk, aber er ordnet auch die bekannten und weniger bekannten Erzählungen in diese Linie ein und gibt eine detaillierte Analyse der die späteren Werke gewissermaßen präludierenden bedeutenden großen Novellen wie „Tonio Kröger“, „Tristan“ und „Der Tod in Venedig“, dieses „pessimistische[] Gegenexperiment zu den positiven Versuchen einer Integration des Künstlerischen und Bürgerlichen“ (S. 455). Durch die Analyse der frühen Werke zeichnen sich die besonderen Strukturen des Thomas Mannschen Textuniversums, die narrativen Eigenarten der Textwelten, die Erscheinungsformen der (Leit)motive ab, daneben werden auch die dominierenden literarischen, philosophischen Beziehungen der Werke, so ihre Einbettung in die Tradition von Goethe und Schiller sowie das im ganzen Lebenswerk mit unterschiedlichen Akzenten vorhandene „Dreigestirn“, d. h. Thomas Manns Verpflichtung gegenüber Wagner, Schopenhauer und Nietzsche besprochen.

Aus der Vielfalt der vielseitig behandelten Texte stechen vielleicht drei große Romane, „eine Art Gesamtkunstwerk[e]“ (S. 318) hervor, die alle mit der Frage der im Lebenswerk grundlegenden ‚Zeit‘ verbunden sind. „Der „Zauberberg“ ist in mehrerem Sinne die Erzählung der Zeit: „Thomas Mann hat mit der Zeit-Thematik jedenfalls den Nerv der Zeit getroffen“ (S. 626); dazu hebt Borchmeyer hervor, dass „die kanonischen Romane des frühen 20. Jahrhunderts – ob ‚Ulysses‘ von James Joyce, ‚À la recherche du temps perdu‘ von Marcel Proust [...] oder ‚Les Faux-Monnayeurs‘ von André Gide – allesamt in hohem Maße ‚Zeit‘-Romane sind, die kurz vor dem Ersten Weltkrieg konzipiert und an dessen Ende oder kurz danach veröffentlicht wurden“ (S. 626). Mit seinen verschiedensten philosophischen Bezügen, der spielerisch-ironischen Verwendung von Elementen des deutschen Entwicklungsromans versetzt Thomas Manns Roman die erzählte Geschichte zugleich in eine zeitgeschichtliche Dimension, indem sie noch „vor dem großen Kriege“ (Mann 1967a: 5) spielt, wodurch eine beim Erscheinen des Romans schon abgeschlossene Epoche und so epochemachend wird. Die Unterkapitel des großen „Zauberberg“-Kapitels behandeln die verschiedensten Aspekte, die Entstehung des Romans, den Umgang mit der ‚Zeit‘, die Bedeutung der Perspektivierung, der Steigerung und Kontrapunktik, die Frage des Entwicklungsromans vor dem Hintergrund von Goethes Wilhelm Meister-Roman, die Folgen der dialektischen Kontrapunktik der Figuren. Borchmeyer hebt auch die – hier wie in anderen Werken Thomas Manns – motivisch auftauchenden, miteinander „konkurrierenden“ mythischen Elemente hervor, aus denen die (durch die Topografie von Hochgebirge und Flachland bestimmte) „verkehrte mythische Welt“ (S. 680) entsteht. Borchmeyer ordnet somit den „Zauberberg“, die eigenartige narrative Technik und Metareflexivität des Romans, seinen die Tradition und ihre Aufhebung vereinigenden Charakter abwägend, in den Kontext des modernen europäischen Romans ein.

Die Tetralogie „Joseph und seine Brüder“ begleitet Thomas Manns Laufbahn von der Mitte der 1920er bis zum Anfang der 1940er Jahre: mit der Niederschrift des ersten Bandes wurde schon 1926 angefangen, er wurde aber erst im Oktober 1933 publiziert, als Thomas Mann schon in der Schweizer Emigration lebte, und der vierte Band erschien 1943 in der Zeit seines ameri-

kanischen Exils. Borchmeyer misst der Tetralogie eine außerordentliche Bedeutung zu, die zwar eine in die biblisch-mythologische Zeit versetzte Geschichte aus dem „unergründlichen Brunnen der Vergangenheit“ hervorholt und dadurch „eine[] Umfunktionierung des Mythos darstellt“ (S. 782); zugleich ist die Tetralogie – wie Borchmeyer selbst in einem früheren Interview betonte – „ein Akt der literarischen Opposition gegen das Dritte Reich“ (Wolters 2018). Borchmeyer gibt eine zusammenfassende Übersicht über die Tetralogie, indem er sie im Schaffen Thomas Manns situierend mit den Veränderungen der politischen und philosophischen Ansichten des Schriftstellers, mit der Entstehungsgeschichte und den ästhetischen Eigenarten, narrativen Strukturen des Werkes, mit der Humanisierung des Mythos, der Funktion der Ironie verknüpft, und auch die widersprüchliche zeitgenössische Rezeption schildert. Borchmeyer führt die Frage der vieldiskutierten Gattungszuordnung weiter, er hält die Tetralogie für einen Bildungsroman und stellt sogar fest, die Bände von „Joseph und seine Brüder“ „sind der einzige Roman Thomas Manns, den man ohne Wenn und Aber als Bildungsroman bezeichnen kann“ (S. 815), der mit der „Rückkehr [...] zum Mythos“ (S. 839) der narrativen Gestaltung der Zeit gleichzeitig neue Dimensionen verleiht, und dadurch die Wirkungsgeschichte weitgehend bestimmt.

Der große Deutschland-Roman „Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde“ ist zwar nicht Thomas Manns letztes Werk, aber er ist sein letzter große Roman, sozusagen die Quintessenz seiner Werke, seiner Erzähltechnik, seiner Problemstellungen. Borchmeyer verweist auf Thomas Manns 1945 in Amerika gehaltene Rede bzw. seinen Essay „Deutschland und die Deutschen“ und hält diesen für „eine essayistische Exposition von Themen des bevorstehenden Romans ‚Doktor Faustus‘“ (S. 1159). Borchmeyer analysiert die Vorgeschichte des Romans, den am Anfang der 1900er Jahre entworfenen Plan eines Romans über den einen Teufelspakt eingehenden genialen Musiker, er skizziert auch die Umstände der Entstehung, die geistesgeschichtlichen, philosophischen, kunst- und musikgeschichtlichen, literarischen Bezüge, Vorbilder, die narrative Konzeption mit den zwei gegensätzlichen Figuren, dem genialen Komponisten Adrian Leverkühn und dem Leverkühns Leben erzählenden hochgebildeten, aber etwas beschränkten Ich-Erzähler Serenus Zeitblom, der die tragische Lebensgeschichte Leverkühns mit der in den Zweiten Weltkrieg mündenden deutschen Kulturgeschichte und der Geschichte Deutschlands verbindet. Der Roman versucht mit dem vielschichtigen historischen literarischen und musikalischen Allusionsnetz, der Motivtechnik, den historischen Bezügen, dem durch das (unzuverlässige) Erzählen entstehenden breiten kulturgeschichtlichen Panorama über die deutsche Geschichte Rechenschaft zu geben, indem der Erzähler den Teufelspakt Leverkühns dem „Teufelspakt“ der Deutschen nebeneinanderstellt und diejenigen historischen Knotenpunkte (z. B. Reformation, Romantik, Dekadenz) hervorhebt, die in den Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs ihren tragischen Endpunkt erreichen. Der Roman ist gleichzeitig eine Art Entwicklungsroman, Künstlerroman, Zeitroman, dessen stellenweise unzuverlässiger Erzähler kein verlässiges, umfassendes Bild Deutschlands zu geben vermag. Borchmeyer betont auch, dass „Thomas Mann niemals daran denkt, Leverkühn eindimensional als negativ konnotierte Allegorie eines schuldig gewordenen Deutschland, als Demonstrationsobjekt der politischen Abrechnung mit demselben dienen zu lassen“ (S. 1230 f.). Borchmeyers Lektüre gemäß kann der Roman gerade aus der Verbindung der oppositionellen Momenten Möglichkeiten gewinnen, die ihn in seiner Komplexität interpretieren lassen.

Die Analyse dieser großen Romane drängt die anderen Werke scheinbar in den Hintergrund, jedoch beschreibt Borchmeyer seiner Konzeption einer umfassenden Darstellung folgend auch weitere Romane Thomas Manns: er analysiert die in einer „Schaffenspause“ während der Joseph-Tetralogie entstandenen „Intermezzi“ (S. 903), so „Lotte in Weimar“ (1939) und „Die vertauschten Köpfe“ (1940). Mit „Lotte in Weimar“ schafft Thomas Mann seinen Goethe-Roman und synthetisiert damit die sein ganzes Leben begleitende Wirkung Goethes. Goethe „ist für Thomas Mann längst zur vorbildhaften Gegenfigur, ja zum Gegenzauber wider den falschen Zauber des Faschismus geworden“ (S. 905 f.), der für Thomas Mann eine „politisch-moralische Vorbildfigur“ (S. 907) wurde. Dazu verweist Borchmeyer auf die Essays von Thomas Mann zum Goethe-Jahr 1932, die diese Ansicht formulieren und das dichte Bezugsnetz der literarischen Werke und den Essays demonstrieren, was für Thomas Manns ganzes Werk charakteristisch ist: diese Einsicht bedeutet einen wichtigen Ertrag der Monografie Borchmeyers. „Lotte in Weimar“ beschwört Goethes Persönlichkeit – durch den Rückzug des fiktiven Erzählers und die direkte Darstellung der Dialoge und Gedanken der Figuren – aus mehreren Perspektiven, so „[gibt] es eben nicht nur ‚einen‘ Goethe sondern nur einen solchen in der Vielfalt seiner Bilder und Spiegelungen“ (S. 912). Wenn „Lotte in Weimar“ ein „Intermezzo“ während der Joseph-Tetralogie ist, so folgt dem „Doktor Faustus“ manches „Nachspiel“ (S. 1319): „Der Erwählte“ und „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“, zwei Alterswerke, zugleich aber weitere Höhepunkte. Thomas Manns letzter vollendeter Roman, „Der Erwählte“ repräsentiert laut Borchmeyer durch die Wiedererzählung der mittelalterlichen Legende, seine Narration, seine Sprachschöpfungen „Endbuch und Utopie zugleich“ und „eine Art Gegenparabel zur jüngsten deutschen Geschichte“ (S. 1340), in der „Gattungen verschiedener Epochen [...] sich immer wieder gegenseitig konterkarieren: Heiligenlegende, Heldenepos, Ritterroman und Entwicklungs- oder Bildungsroman“ (S. 1353). Die Felix Krull-Geschichte begleitet Thomas Mann vom Anfang der 1900er Jahre fast bis zu seinem Tode, zuletzt arbeitet er 1950 nach Erscheinen des „Erwählten“ wieder daran, schließt sie aber auch diesmal nicht ab, und laut Borchmeyer wäre er nie dazu gekommen: „[ob] er die ‚Krull‘-Memoiren, wäre ihm eine längere Lebenszeit vergönnt gewesen, wirklich fortgesetzt hätte, ist durchaus zweifelhaft“ (S. 1415). So setzt der Roman „die Tradition des romantischen Fragments“ (S. 1415) fort, und es kommt nur selten vor, dass „ein Jugendwerk – in großenteils unveränderter Gestalt – schließlich zum Alterswerk wird“ (S. 1419), das großen Publikumserfolg hatte: „Unterhaltungsroman von höchstem Vergnügungswert, der zugleich ‚Tiefsinn‘ verbirgt und so dem Leser kein schlechtes Lektüregewissen einzuflößen braucht“ (S. 1420).

Das große Verdienst von Borchmeyers Monografie ist zweifellos, dass er die nicht ausgesprochen literarischen Werke als organischen Teil des Lebenswerks zusammen behandelt, wodurch sich die Schwerpunkte, Veränderungen von den Orientierung suchenden ästhetisch-philosophischen Fragestellungen der frühen Jahre über die immer mehr politischen Themen der Essays und Reden im und nach dem Ersten Weltkrieg bis zu den weltanschaulichen Veränderungen und Stellungnahmen ab den 1920er Jahren sowie in der Emigration und bis zu den Dilemmata nach dem Zweiten Weltkrieg klar abzeichnen. Als gedanklichen Abschluss dieser Entwicklung, und vielleicht auch der ganzen Laufbahn kann – wie Borchmeyer dies tut – Thomas Manns letzter großer zusammenfassender Essay über Schiller betrachtet werden, den er kurz vor seinem Tode zum 150. Todesjahr des Dichters verfasste. Er drückt darin seine tiefe

Verehrung gegenüber Schiller aus, der – neben Goethe und Wagner – seine eigenen Werke auch stark beeinflusste: „[d]er Schiller-*Versuch* könnte als Testament Thomas Manns gelten [...], aber es ist nicht verhüllte Selbstdarstellung im Bilde Schillers, kristallisiert sich vielmehr zu einem durchaus objektiv gemeinten Bild des Dichters, das seine anregende Kraft bis heute nicht verloren hat“ (S. 1476; Hervorhebung i. O.). Dieser Essay demonstriert zugleich die Kontinuität des Lebenswerks Thomas Manns, das ein dichtes Netz von literarischen Texten, Reden und Essays schafft und mit seinen vielfältigen Reflexionstechniken zu weiteren Überlegungen anregt.

Die größte Leistung von Borchmeyers Monografie ist vielleicht eben die detaillierte, die vielfachen Zusammenhänge demonstrierende Darstellung dieses komplexen Œuvres: es ist keine leichte Lektüre, eine Art Handbuch, das dem in Thomas Manns Lebenswerk bewanderten Leser ebenfalls neue Relektüren und weniger bekannte Zusammenhänge bieten kann.

Literatur

Mann, Thomas (1967a): Der Zauberberg I. Thomas Mann Werke in zwölf Bänden. Frankfurt a. M.: Fischer.

Mann, Thomas (1967b): Joseph und seine Brüder I. Thomas Mann Werke in zwölf Bänden. Frankfurt a. M.: Fischer.

Wolters, Dirk: Interview mit Dieter Borchmeyer: „Dieser Roman ist voller Gegenwart“. Frankfurter Neue Presse, 29.10.2018. <https://www.fnp.de/kultur/interview-dieter-borchmeyer-dieser-roman-voller-gegenwart-10400744.html> (letzter Zugriff: 15.04.2024).

Christiana Gules:
Sauregurkenzeit, Zugreisen und Badeflirts.
Sommerfeuilletons von und über das Budapest
Bürgertum um 1900
Wien: Praesens, 2023 (= Österreich-Studien Szeged, 22), 279 S.

Amália Kerekes 

Eötvös-Loránd-Universität Budapest
kerekes.amalia@btk.elte.hu

Die Covid-Pandemie schleuderte die Promotion von Christiana Gules in einen besonderen Kontext: Die Frage nach Mobilität und Immobilität gewann eine nie geahnte Aktualität, deren zum Teil ungewollte Historisierung wurde somit umso aufschlussreicher. Die Arbeit über die deutschsprachigen Feuilletons in der Budapest Presse um die Jahrhundertwende, die nun in Buchform vorliegt, zeigt dabei äußerst reflektiert, welche methodologischen und quellenkundlichen Probleme mit einem Vorhaben verbunden sind, das allen voran sozialhistorisch interessiert ist, dazu aber den selten praktizierten Zeitungsvergleich als Probe aufs Exempel heranzieht, um die Reaktualisierung bewährter Topoi des Sommerfeuilletons in ihrer Variabilität nachzuzeichnen. Die grundlegende Fragestellung, wie sich das Thema des Sommers und die Gattung des Feuilletons wechselseitig bedingen und verstärken, wird je nachdem mithilfe von eher landeskundlich ausgerichteten bzw. deutlicher auf die rhetorische Analyse der Texte fokussierenden Fallbeispielen ausgearbeitet. Die Vielzahl der möglichen Zugänge ist imponierend, man merkt den Mut zum Experimentieren. Ebenso beeindruckend ist die Geste, dass die einzelnen Versuche, das breite Korpus aus dem *Pester Lloyd* bzw. dem *Neuen Pester Journal* systematisch zu erfassen, nie auf ein abschließendes Verdikt hinauslaufen, sondern die Dynamik und die Querverbindungen der kleineren Themenbereiche durchwegs explizieren.

Die Themenwahl kombiniert mit kulturhistorischer Grundlagenforschung, den derzeit äußerst beliebten Problemstellungen der Kulturwissenschaften sowie dem Aufgreifen aktueller Methodenfragen der Mediengeschichtsschreibung, wird plausibel begründet, denn die neuen Formen gesellschaftlicher Emanzipation und der Massenkultur um 1900 lassen sich spektakulär an der im Buch als hybrid oder heterogen bezeichneten Gattung des Feuilletons exemplifizieren, das sich durch eine schier endlose Aufnahmefähigkeit auszeichnet. Die von Christiana Gules gebrachten belletristischen Beispiele geben zugleich eine Kostprobe davon, dass die Feuilletonisierung auch in anderen Textsorten zu ertappen ist, die vergleichbare Phänomene zum Thema haben. Die schwache Perspektivierung von Ambivalenzen, das skizzenhafte Nebeneinander von Diskursfragmenten und die anekdotische Aufmachung sind dabei Merk-

male, die die Funktionsweise der Badetopoi kennzeichnen bzw. geringfügig modifiziert auch im Fall von belletristischen Texten Anhaltspunkte für die Interpretation geben könnten.

Die Problemstellung der Arbeit bietet sich ebenfalls an, um den vagen Begriff der Urbanisierung am Beispiel der Kurorte zu differenzieren. Die Implementierung urbaner Infrastrukturen in den Kurorten bzw. ihre „urbanisierende“ Wahrnehmung legt nämlich die Idee nahe, dass hier vielleicht eine Nostalgie erweckende, schmalspurige Urbanisierung am Werk sein konnte, im Gegensatz zu den als bedrohlich empfundenen Prozessen der Metropolisierung. Ein weiterer Vorteil der Themenwahl ist in der Möglichkeit verbürgt, den Begriff des Bürgertums ebenfalls differenzierter handhaben zu können. Das Buch zeigt in vielen Abwandlungen die unterschiedlichen Vorstellungen der beiden Presseorgane von dem Mittelstand bzw. dem Kleinbürgertum als Zielpublikum. Methodologisch aufschlussreich verschieben dabei Gules' Ausführungen den Akzent allmählich von den sozialhistorisch als gegeben angenommenen Klassenstrukturen zu den medial hergestellten Kategorisierungen. Für diese steht das „bürgerliche Kollektiv“ als Fiktion des Feuilletons mehrmals als Beispiel, in der Praxis wird aber vergleichsweise früh die Trennung Boulevard für die Kleinbürger und seriöser Journalismus für das Großbürgertum vorgenommen. Die etwas deutlichere Betonung dieses Umstands hätte dazu beitragen können, dass der andere Schlüsselbegriff, der klassenübergreifende Topos „Großstadtmensch“, der in den Textanalysen immer wieder vorkommt, in seiner Besonderheit erkennbar wird.

Bei der Positionierung des Feuilletons stützt sich die Arbeit hauptsächlich auf die Forschungen von Hildegard Kernmayer. Die Perspektive von Christiana Gules ist allerdings kritischer, indem sie öfters auf die nicht thematisierten Phänomene im Feuilleton hinweist, was eine bezeichnende soziale Ignoranz an den Tag legt und sich nur äußerst bedingt als eine elastische Plattform der Öffentlichkeit romantisieren lässt. Ebenfalls erfreulich ist die Abschwächung des gängigen Kriteriums „literarische Qualität“ aus der Feuilletonforschung, denn das jetzige Interpretationsmodell kann wesentlich effektiver Phänomene ausleuchten, wie die interne Differenzierung der Modebriefe, die Formierung von Redepositionen als Wortführer einer virtuellen Gemeinschaft, das „semi-fiktionale“ Profil des Feuilletonisten (S. 162) oder die Medienkonkurrenz. Was die kritische Perspektive der Gattung selbst betrifft, hätte eventuell der feuilletonistischen Ironie etwas mehr Platz eingeräumt werden können, um die stabilisierende bzw. verunsichernde Funktion des Feuilletons besser einzuschätzen.

Ebenfalls hervorzuheben ist die Wahl der diskursanalytischen Methode, die glücklicherweise kein Lippenbekenntnis bleibt, um nachher gut klingende Zitate wahllos aneinanderzureihen, sondern sehr wohl über wissenschaftliche, sozialhistorische und literarische Kontextualisierungsmöglichkeiten Aufschluss gibt. Besonders gelungen sind die Ausführungen zu den „Möglichkeiten der Regelverletzung“ (S. 183) bzw. die Ansätze zur Verwissenschaftlichung des Feuilletons. Durchaus beispielhaft ist das Kapitel über die Strohwitwer, das Knotenpunkte und dominante Muster der damaligen Diskurse ausarbeitet, bzw. die Überlegungen zur Interdiskursivität, zum Umgang mit den Vorkenntnissen als konsensuell gesetzter Wissensbestände. Mit der hoffentlich baldigen vollständigen Digitalisierung des *Neuen Pester Journals* werden wir vielleicht auch der Beantwortung der Frage näherkommen, nach welcher Logik die Musterbildung, Serialisierung funktionierte und wann große Namen wie Balduin Groller, Andreas Latzko und Bertha von Suttner aufscheinen.

Christiana Gules erarbeitete sehr überzeugend die Grundlagen zu den angesprochenen Fragestellungen. Ihre Weiterführung wäre ein methodologisches Experiment für die Zukunft, stichprobenartig den Stellenwert von einzelnen Texten bzw. Mustern zu ermessen und die Bündelung von Techniken zu erkunden, die Neuigkeitswert produzierten, zugleich aber auf bewährte Muster setzten und eine Kontinuität herstellten. Mit Blick auf die Zukunft hoffe ich auch, dass wir die mit den Methodenfragen der Pressegeschichtsschreibung zusammenhängenden Themen der Arbeit aufgreifen können. Speziell das Korpus mit einem vergleichsweise gut identifizierbaren Topos lädt dazu regelrecht ein, im normalen Chaos der Presse neue Verbindungsmöglichkeiten zu erproben. Ich denke, dies wäre umso wichtiger, weil Christiana Gules ganz wahrscheinlich zu den letzten Mohikanern gehört, die mit einem zum Teil nur auf Mikrofilm verfügbaren Korpus arbeiten. Die Bestimmung etwa des Umfangs von Korpora sind sicherlich eine der zentralen Fragen einer sich nicht als Hilfswissenschaft definierenden Presseforschung.

Die Möglichkeiten für die Kontextualisierung des Themas sind natürlich endlos, zumal einzelne, hervorragend ausgearbeitete Themen in der Dissertation, wie das Unbehagen am Massentourismus oder der Tourismus als Arbeit, derzeit typischerweise eine Unmenge an Sekundärliteratur hervorrufen. Überdies korrelieren viele Aspekte der balneologischen Literatur mit Foucaults Repertoire, die man in einem nächsten Schritt über den Begriff der Heterotopie hinausgehend mit Blick auf die biopolitischen Problemstellungen ausschachten analysieren könnte. Die kritische Sichtung der Sekundärliteratur über die Modernisierung um 1900, die häufig eine Art Erfolgsgeschichte festschreiben will, ist ebenfalls zu begrüßen, zumal sie öfters mit Hilfe der zeitgenössischen Stimmen erfolgt, womit die quellenkritische Seite der Arbeit weitere Konturen gewinnt und sich Privilegien bzw. Rückschläge in dieser Phase klarer einordnen lassen. Die Arbeit führt die Prozesse der Hochhaltung und Pathologisierung der Mobilität in ihrer Entstehung sinnfällig vor Augen, was die Vergleichbarkeit der behandelten Erscheinungen mit anderen Kontexten begründet.

Der schwierigste Teil der Arbeit war natürlich der Zeitungsvergleich. Besonders gelungen sind die Teile, die die Originalität von Beilagen nachweisen. Ebenso einleuchtend sind der Exkurs über Kaiserin Elisabeth mit Blick auf die Besonderheiten des *Neuen Pester Journals*, die Überlegungen zur Internationalisierung oder zur von vornherein gegebenen Internationalität des Feuilletons, zur großräumigen Zirkulation der sich offenbar rasant verfestigenden Klischees bzw. zur Vorbildfunktion des französischen Feuilletons in Verbindung mit den frühen Ansätzen zur Feuilletonforschung in Ungarn.

Mit den kleinen Ergänzungen wollte ich lediglich andeuten, wie wichtig die von Christiana Gules gelegten Schienen für weitere Forschungsarbeiten sein können. Ihre Sammlung an möglichen Themen, die an etlichen Punkten problemlos mit aktuellen Diskussionen über die Poetologie des Wissens, über die Medienkonkurrenz kombiniert werden können, ihre Selbstsicherheit bei der Anordnung und Rahmung der einzelnen Beispiele, ihr bei diesem Thema unerlässlicher Sinn für Humor und ihr Gespür, komplexe und teilweise kaum bekannte Themenfelder sprachlich niveauvoll und in einem eingängigen Erzählstil zu vermitteln, bieten weitaus mehr, als man es angesichts des mörderischen Tempos im neuen PhD-Programm und der logistischen Hürden der Presseforschung für möglich gehalten hätte.

Helga Mitterbauer (Hg.):
Franz Blei: Ideen – Werk – Netzwerk
Berlin: Frank & Timme, 2024, 424 S.

Gabriella RÁCZ

Pannonische Universität Veszprém
raczga12@gmail.com

Der Band widmet sich anlässlich von Franz Bleis 150. Geburts- und des 80. Todestags seiner äußerst vielseitigen und facettenreichen Tätigkeit. Er war Essayist, Journalist, Übersetzer, Romanautor und Dramatiker, aber auch „Gönner, Anreger und Netzwerker ersten Ranges“ (Lützel 2008: 8), war anerkannt und geschätzt von Autoren wie Hermann Broch, Robert Musil oder Franz Kafka, mit denen ihn tiefe literarische Freundschaft verband.

Die 19 Beiträge widerspiegeln jene thematische und formale Vielfalt, die Bleis Gesamtwerk zu eigen ist. Gemeinsam haben sie jedoch, dass sie einen neuen Blick auf das Euvre werfen, neue Forschungsperspektiven eröffnen und Forschungslücken schließen. Die Aufsätze sind nach drei Leitbegriffen strukturiert: „Ideen“, „Werk“, „Netzwerk“.

Im ersten Abschnitt – „Ideen“ – steht vor allem Bleis essayistisches Werk im Mittelpunkt. Thomas Markwart bezeichnet in seiner Studie „Franz Bleis Hippolyt-Essay als dialektisches Medium von Gemeinschaft“ den Essay „Prinz Hippolyt“ als „eine Programmschrift, die im Kern alle anderen Essays zusammenfasst, alle Ideen enthält“ (S. 33). So veranschaulicht die Titelfigur die Idee Franz Blei, ist sozusagen Bleis „literarischer Stellvertreter“ (S. 37), der exemplarisch dafür steht, dass das Dasein nur als ästhetisches Phänomen gerechtfertigt sei, das Geselligkeit als Gemeinschaft zu erreichen sucht und somit auch eine sozial-ethische Dimension impliziert. So fungiert diese Figur als Maske, die Bleis in sich widersprüchliche ethisch-kulturelle Position vermittelt.

Burckhard Dückers Aufsatz „Franz Bleis ‚ästhetische Theorie vom formbildenden Faktor der Umgebung‘“ mit dem Untertitel „Konzeptionen der Verräumlichung kulturprogrammatischer Perspektiven“ untersucht Bleis produktionsästhetisches Konzept der ‚formschaffenden Umgebung‘, das im Kontrast zur defizitären Moderne, zum Verlust von Einheit und Eindeutigkeit steht, und sich darum als unmöglich erweist. Als Reaktion darauf bedient sich Blei der Denkfiguren Katakomben und Heräsie/Herätiker, welche über ihre kirchenbezogene Bedeutung hinausgehend in einen kulturprogrammatischen Auslegungsrahmen integriert werden. Im Text wird die ‚Verräumlichung‘ dieser Begriffe analysiert und Bleis produktionsästhetische Auffassung dargelegt.

Angela Gencarellis Beitrag („Literarische ‚Viecher‘ der Moderne. Franz Bleis produktive Aktualisierung des mittelalterlichen Bestiariengenres als Form der ‚sittlichen‘ Literaturkritik“) nimmt Bleis erfolgreichstes und wahrscheinlich am meisten zitiertes Werk, „Bestiarium Lite-

raricum / das ist: / Genaue Beschreibung / Derer Tiere / Des Literarischen Deutschlands“, unter die Lupe. Im literaturgeschichtlichen Trend dieser traditionell religiös-allegorischen Tierbücher gelte Blei „als Begründer der modernen deutschsprachigen Bestiarietradition“ (S. 70 f.). Vor diesem Hintergrund wird in einer strukturbezogenen, vergleichenden Analyse aufgezeigt, wie originell Blei auf diese tradierten Tierbücher zurückgreift. Gencarelli streicht auch die kultur- und moralkritische Dimension des Werks heraus: Mit seiner kritischen Sicht auf die literarischen Persönlichkeiten seiner Zeit als zeichenhafte Tierfiguren verfolge Blei den Zweck, dem „modernen Literatenzoo“ den „kapitalistischen Geist“ (vgl. S. 71) auszutreiben.

Der letzte Beitrag im Abschnitt „Ideen“ von Norbert Bachleitner („Franz Blei, Feminist? Seine literarischen Porträts prominenter Frauen“) stellt einen sehr produktiven Stoff in Bleis Gesamtwerk und die Frage nach einer diesbezüglichen ideologischen Positionierung in den Mittelpunkt. Der Beitrag zeigt eine Entwicklungslinie in den von Blei verfassten (vor allem historischen) Frauenporträts auf: Während anfänglich vor allem „amoureuse Frauen“ wie Ninon de Lenclos, Lady Hamilton oder George Sand als „Chronisten der Liebe“ porträtiert werden, verändert sich Bleis Auffassung über die Frau ab den 20er Jahren, evtl. auch durch den Einfluss von H. L. Menckens Buch „In Defence of Women“, das er ins Deutsche übertragen hatte, wesentlich. Von da an stellt er Frauen mit wichtigen Leistungen in der Politik wie Christine von Schweden, in der Religion wie die Heilige Teresa von Avila bzw. in der Kunst wie Anette Kolb, dar. Allerdings bleibt der männliche Blick und die vorwiegende männliche Perspektive erhalten, wovon die Kategorie „Gefährtinnen“ unter den Frauenporträts Zeugnis ablegt, da hier eher von der Leistung der Männer die Rede ist. So lässt der Beitrag die Frage nach Bleis Position als „Feminist“ kritisch offen.

Der erste Aufsatz im Abschnitt „Werk“, Vera Viehöfers „Fantasma Ninon de Lenclos – Franz Bleis Porträt der ‚femme amoureuse‘ im Kontext der Ninon-Rezeption zu Beginn des 20. Jahrhunderts“, vertieft das Thema Frauenporträts durch die ausführliche Vorstellung der Ninon-Rezeption und deren Publikationsgeschichte im deutschen Sprachraum. Bleis Bildnis von der „femme frivole“ Ninon setzt sich bewusst dieser populären Beurteilung entgegen, indem er sie als Künstlerin mit den großen Männern ihrer Zeit in eine Reihe stellt. Am Beispiel des Ninon-Porträts wird auch auf die Wichtigkeit und den Doppelcharakter bei Blei verwiesen: zwar basiere es auf historischen Quellen, sein Konstruktionscharakter und seine Tendenz zur Stilisierung sei aber nicht zu leugnen.

Die folgenden zwei Beiträge fassen Bleis Barock-, bzw. Romantik-Rezeption ins Auge. In Helga Mitterbauers Aufsatz „Ästhetische Inspiration in den Grenzbereichen des Psychologischen und Ethischen. Bleis Rekonfiguration der Barockliteratur“ wird Bleis Rezeption der deutschen und europäischen Literatur des 17. Jahrhunderts auf drei Ebenen untersucht: durch seine Tätigkeit als Herausgeber („Das Lustwäldchen“), als Verlagsberater und als Übersetzer (Molières „L’Avare“ u. a.). Die Schlussfolgerung: Bleis Interesse gehört in erster Linie den durch eine neuartige Handhabung des Psychologischen und des Ethischen ermöglichten neuen formal-ästhetischen Qualitäten der Barockzeit, die auf seine eigene expressionistische Phase einen großen Einfluss ausüben.

Im Mittelpunkt des Beitrags von Magdolna Orosz („Romantik-Rezeption bei Franz Blei“) steht seine Tätigkeit als Vermittler (früh-)romantischer Autoren und Werke, womit neue Aspekte in die Romantikforschung einbezogen werden, da Blei bisher als Vermittler romantischer

Autoren „kaum wahrgenommen wurde“ (S. 160). Das lässt sich neben Novalis' Neuentdeckung besonders an der Vermittlerrolle der Geschichte der Hoffmann-Editionen und an Bleis Hoffmann-Essay bestätigen – wie dies der Beitrag vor Augen führt. Daraus ließe sich auf einen „romantischen“ Blei schlussfolgern, der sogar eine „Seelenverwandtschaft“ mit Hoffmann habe, was wiederum neue Perspektiven in der Blei-Forschung eröffnen könnte.

In Matjaž Birks Aufsatz „Antipoden von Geschichts-dämonen. Kritische Hinterfragung und Revision der Geschichte in Stefan Zweigs ‚Fouché‘ (1929) und Franz Bleis ‚Talleyrand‘ (1932)“ wird der Frage nachgegangen, „wie Dimensionen einer [...] ausdifferenzierten Identitätskonstruktion den kognitiven Anspruch der imaginierten Geschichtlichkeit in ihrer Beziehung zu gängigen Vergangenheitskonstruktionen auch für den heutigen Leser erfüllen können“ (S. 182). Nach einer kürzeren Vorstellung der Texte und ihrer Kontexte wird auf die parallele Untersuchung der Titelfiguren und der sie umgebenden Frauen fokussiert. Aus der Untersuchung wird deutlich, dass bei der Fiktionalisierung der Figuren zwischen der historischen Illusionsbildung und Illusionsdurchbrechung balanciert wird, was die Geschichte entwerte und zu einem kritischen Instrument mache, das sich gegen traditionelle Geschlechterkonstruktionen richtet.

Gregor Kokorz versucht mit seinem Aufsatz „Von Bajadern, Dirnen und Liebenden. Zur Bedeutung des erotischen Diskurses im ‚Nusch-Nuschi‘ Franz Bleis und Paul Hindemiths“ ein Umdenken in Bezug auf Hindemiths Wagner-Parodie, indem er den Schwerpunkt auf Bleis Text richtet, wodurch er „Das Nusch-Nuschi“ nicht in Hindemiths, sondern in Bleis Kosmos verortet. Somit verschafft er einen neuen Blick auf das Verhältnis Text und Musik. Dabei werden unterschiedliche Positionen der beiden Künstler im Figurenkonzept der Bajadere sowie in ihrem Text- und Moderneverständnis aufgezeigt.

Mit Bleis komischer Dramenanthologie befasst sich Mathias Meerts Beitrag „Maske-Mariette-Metadrama. Zur Intermedialität und Theatralität des Rollenspiels in Franz Bleis ‚Zaubertheater‘“. Es wird untersucht, wie Bleis in diesem Band entwickelte Theaterästhetik „mit motivisch und metaphorisch evozierten Marionetten und Masken“ (S. 235) ein metadramatisches Rollenspiel evoziert. Dieses Rollenspiel komme durch Wechselwirkungen zwischen Paratext (Einleitung) und Dramentexten zustande, so erweise sich der Paratext als Ort der Kritik zur Zeit der Moderne.

Der letzte große Abschnitt – „Netzwerk“ – enthält neun Beiträge unterschiedlichster Thematik. Georg B. Deutsch berichtet in seinem Aufsatz „Franz Blei und der sozialistische Studentenclub“ über die Anfänge von Bleis politischer Repräsentation als Sozialist. Johannes Frimmel („Franz Blei und das erotisch-pornographische Verlagswesen um 1900“) fasst Bleis vielseitige Verlagskontakte in diesem Thema kursorisch zusammen und stellt fest, dass der zwischen „Entdeckerfreude“ und „Selbstzensur“ schwankende Autor „als zentraler Anreger und Promotor modischer erotischer Privatdrucke gilt“ (S. 275). Hubert Rolands Beitrag („Franz Blei aus der Sicht der Tagebücher Thea Sternheims im Kontext des deutsch-französischen Kulturaustauschs ihrer Zeit“) erläutert vor dem Hintergrund historischer Ereignisse (Krieg, Exil) ihre widersprüchliche und prekäre Partnerschaft und Freundschaft. Angela Reinthal, die Herausgeberin von Carl Schmitts Tagebüchern und Briefen, dokumentiert in ihrem Beitrag („Franz Blei und Karl Schmitt. Das Ende eines Netzwerkes, beschrieben anhand eines neu aufgefundenen Briefes“) anhand des letzten Briefes Bleis an Schmitt ihre literarische Freundschaft und das

Ende ihrer Beziehung. Sabine Eickenrodt („Zeitgenossen. Franz Bleis literarische Porträts in der ‚Prager Presse‘ 1934–1935“) berichtet von Bleis Versuch, dessen Schriften in Deutschland auf dem Index der verbrannten Bücher waren, im tschechischen Verlagswesen literarisch und journalistisch Fuß zu fassen. An den Porträts von Robert Walser und Samuel Fischer wird exemplifiziert, dass diese von einer historisch bestimmten Kulturkrise Zeugnis ablegen. Über Bleis Schweizer Kontakte berichtet der Aufsatz „Feuilletons, die das Überleben der Exilanten sicherten. Blei, Max Rychner und der Berner ‚Bund‘“ von Gabriele Einsele, in dem Bleis Versuche seine Schriften in Schweizer Presseprodukten unterzubringen, besprochen werden. Bleis Exilzeit auf Mallorca und deren literarisch-historische Aufarbeitung stehen sogar in zwei Studien im Fokus. Francisca Roca Arañós Beitrag („Exil auf Mallorca. ‚Das Trojanische Pferd‘ von Franz Blei“) beschwört das Milieu des Exilortes, wo er zwischen 1931 und 1936 lebte, auch mit Fotos herauf, zumal die Insel auch für Bleis Romanfragment als Schauplatz dient. Die Untersuchung konzentriert auf die Romanfiguren, die mit ihrem unterschiedlichen soziokulturellen Hintergrund die Gemeinschaft der Exilanten repräsentieren. Blei musste Mallorca wegen des Ausbruchs des Spanischen Bürgerkriegs verlassen. Dieses bittere Erlebnis und dessen literarische Reflexion stehen im Mittelpunkt des Aufsatzes von Kerstin Terler („Bleis Erfahrungsbericht ‚Bürgerkrieg auf Mallorca‘ in der ‚Stunde‘“). Der zynisch-bittere Ton des Berichtes erklärt sich aus der aussichtslosen persönlichen Lage des Autors, jedoch gelingt es ihm, die komplexe historische Situation neutral und überzeugend darzulegen – so das Resümee der Studie. Der letzte Beitrag des Bandes von Jörg Thuneke „daß man über dem Ausdruck völlig das Ausgedrückte vergißt: ‚Verteidigung der Frau‘ (1923). Franz Bleis Übertragung von H. L. Menckens ‚In Defence of Women‘ (1922). Ein kritischer Vergleich“ nimmt Bleis Übersetzungstätigkeit in kritischen Blick. Nach einer langen Aufzählung von Übersetzungsfehlern fällt das harte Urteil, dass Blei dem brillanten Sprachgebrauch Menckens nicht einmal ansatzweise gerecht geworden sei.

Wie dem Beispiel des letzten Beitrags zu entnehmen ist, weist der Band in seiner außerordentlichen Themenvielfalt die Reichhaltigkeit, aber auch Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen von Bleis Werk auf. Die Absicht der Herausgeberin und Blei-Expertin Helga Mitterbauer, der Band solle „einen neuen Anstoß zur literaturwissenschaftlichen Forschung“ (S. 11) über Blei geben, wurde erfüllt: Die Beiträge zeichnen sich ausnahmslos durch neue Forschungsperspektiven, durch Entdeckung und Ausarbeitung von neuen Textdokumenten bzw. kulturhistorischen Einzelheiten und Zusammenhängen aus.

Literatur

Lützeler, Paul Michael (2008): Einleitung. In: Kiss, E./Lützeler, P. M./Rácz, G. (Hg.): Hermann Brochs literarische Freundschaften. Tübingen: Stauffenburg, S. 7–19.

**Renata Cornejo/Tamás Lénárt (Hg.):
Mehrsprachigkeit – Polyphonie
Wien: Praesens, 2024, 260 S.**

Gergő Korsós 

Eötvös-Loránd-Universität Budapest
gergo.korsos@gmail.com

Mehrsprachigkeit und Polyphonie standen in den letzten Jahren im Fokus zahlreicher literarischer, sowie linguistischer Forschungen. Durch Globalisierung, Migration ist der Zahl jener mehrsprachigen Autoren gestiegen, die nicht in einer Fremdsprache oder sogar in mehreren Sprachen schreiben, wodurch auch die wissenschaftliche Rezeption dieses Phänomens erforderlich geworden ist. Der von Renata Cornejo und Tamás Lénárt herausgegebene Band „Mehrsprachigkeit – Polyphonie“ (2024) versammelt Beiträge der 19. Jahrestagung der Franz Werfel-Stipendiatinnen und Stipendiaten mit besonderem Fokus auf die österreichische Literatur. Die Aufsatzsammlung ist in drei Teile untergliedert, von denen der erste sich mit Übersetzungsstrategien und daraus folgenden poetologischen Interferenzen, der zweite mit der Mehrsprachigkeit im zentraleuropäischen Raum, der dritte hingegen mit Mehrsprachigkeit als modernes globales Phänomen beschäftigt. Ein deklariertes Ziel dieser Gliederung ist es, die Studien miteinander in Dialog zu bringen.

Schon die ersten Aufsätze aus dem ersten Teil der Sammlung „Zwischen Sprachen unterwegs – Übersetzungsstrategien und poetologische Interferenzen“ zeigen, dass Mehrsprachigkeit keineswegs nur eine moderne Erscheinung ist. „Ze dem sprichet der gotesun: var ze miner zeswen! venite benedicti“, oder In welcher Sprache findet das Jüngste Gericht statt?“ heißt der erste Aufsatz, in dem Aleksej Burov die Mehrsprachigkeit in Texten des Mittelalters untersucht. Obwohl die Volkssprache sowohl manifest, als auch latent in den mittelalterlichen lateinischen Texten in Erscheinung trat, blieb sie überwiegend latent. In Form von Glossen und Übersetzungen konnte sich Volkssprache aber auch explizit manifestieren. Beispielhaft wird an den Übersetzungen des Gebetes „Vater unser“ der Wandel aus dem Lateinischen ins Deutsche gezeigt, so dass beim Letzten, bei der Luther-Übersetzung der Text einzig in der Zielsprache zu lesen ist. Erwähnenswert ist auch die Veranschaulichung desselben Wandel auf der grammatischen Ebene, wo das Possessivpronomen „unser“ erst mit Luther in die ‚richtige‘ deutsche Reihenfolge gerät. Ähnlich wird von Burov auch „Das Jüngste Gericht“, ein Gedicht von Frau Ava analysiert. Einflüsse aus dem Latein, latente und manifeste Mehrsprachigkeit, Sprachwechsel, Sprachmischung werden anhand verschiedener Beispiele aus den insgesamt 406 Versen aufgezeigt. Soňa Černás Aufsatz „Johann von Neumarkt – Zur Übersetzung der Hieronymus-Briefe“ gibt in die von Johann von Neumarkt übersetzten Hieronymus-Briefe, in ihre Entstehungsgeschichte und Rezeption Einblick. Černás Thesen zufolge können zwei Tendenzen in Bezug auf

den Text der „Hieronymus Briefe“ bzw. auf die Person ihres Übersetzers Johann von Neumarkt festgestellt werden. Der Autor/Übersetzer und der Text galten im 14. Jahrhundert als Objekt der Verehrung, doch diese Verehrung verschwand im 15. Jahrhundert und wurde „zum Bestandteil größerer Komplexe von Texten“ (S. 35). Nach diesem mittelalterlichen Exkurs folgen Aufsätze über zeitgenössische Autoren und ihren Umgang mit poetologischen Interferenzen. Thorsten Carstensen erläutert in seinem Aufsatz „Eigens unübersetzt gelassen‘: Momente der Mehrsprachigkeit bei Peter Handke“ die Frage von Polyphonie, Übersetzung und Unübersetzbarkeit bei Peter Handke“ mit Fokus auf die Bücher „Wiederholung“ (1986) und „Obstdiebin“ (2017). Die Zitate aus slowenischen, französischen bzw. englischen literarischen Werken tragen zur Vorstellung der Unübersetzbarkeit bei. In dem Fall einer Übersetzung geht Carstensen zufolge nicht nur der Rhythmus und Klang der Wörter verloren, sondern auch eine der anderen Kulturen „gemäße Denkweise“ (S. 39). An dieser Stelle wird Schopenhauer erwähnt, der auf die unterschiedlichen Nuancen von Begriffen in unterschiedlichen Sprachen verweist, ein Gedanke, der nochmal das Beharren auf die originale Ausdrucksform bestätigt. Darüber hinaus haben, so Carstensen, die in der Fremdsprache gehaltenen Worte auch eine poetologische Funktion, da sie das Lesen entschleunigen. Die in den deutschsprachigen Text integrierten fremd klingenden Ortsnamen haben auch die Funktion, „ortskundig“ zu sein. Carstensen bringt Beispiele aus der „Obstdiebin“, in der durch die Aufzählung französischer Ortsnamen die ansonsten „leer, jedenfalls menschenleer[e]“ (S. 50) Landschaft als belebter Klangraum erscheint. Nebst dem selbstverständlichen Entfremdungspotenzial mag dies auch als Versuch zum Erhalt der kulturellen Vielfalt verstanden werden. Maja Dębskas Aufsatz „Zwischen ‚Sprachhohlheit‘ und sprachlichem Alltag. Zur Mehrsprachigkeit innerhalb einer Sprache bei Gert Jonke“ zeigt das mehrsprachige Potenzial innerhalb einer Sprache. „Jede Sprache besteht aus mehreren Sprachen“ (S. 54), so die Einleitung Dębskas, da Dialekte, soziokulturelle Varianten Mario Wandruszka zufolge „unterschiedliche Klassenzugehörigkeit konstituieren“ (1979: 13.). Gert Jonke hat eine ähnliche Haltung gegenüber der Sprache, so dass die Sprache der jeweiligen Sprechenden wegen der unterschiedlichen Umstände in jedem Fall eine neue sei. Jonke verhält sich in seinen Texten kritisch gegenüber der Sprache der Institutionen, welche von Hohlheit, Gleichförmigkeit, Unsinn und Leere geprägt sind. Die Sprachkritik, so Dębska, ist nicht nur eine triviale und spöttische Kritik im Sinne Nestroy, sie ist vielmehr sprachorientiert, wie im Fall von Ernst Jandl. Er stellt zwar in der deutschen Sprache den Verfall eines politischen Systems fest, da jener Verfall durch die von den Machthabern manipulierten Phrasen der Sprache konstituiert ist, sieht diese Sprache aber zugleich in „gute[r] Kondition“ (S. 61). Denn die Sprache sei fähig sich selbst gegenüber reflektiert zu funktionieren, durch Verfremdung die Manipulation aufzudecken. Edit Kovács‘ Aufsatz „Between language / and silence“. Ein Lektüreversuch von Mehrsprachigkeit und fremder Rede in Gedichten von Arild Vange“ interpretiert akribisch zwei Gedichte des norwegischen Dichters mit dem Titel „Nürnberg: 1“ und „Nürnberg 2“. Sie erhalten ihre Besonderheit aus der Tatsache, dass sie in drei Sprachen geschrieben sind (nämlich Englisch, Deutsch und Norwegisch). Durch die symbolische Zerstreuung der Bedeutungen infolge der Mehrsprachigkeit soll „die Evozierbarkeit, Repräsentierbarkeit und Bedeutsamkeit der Welt“ (S. 79) hinterfragt werden. In dem neuen sprachlichen und kulturellen Kontext, in Zitatform lassen die Wörter ihren banalen Charakter hinter sich. Auch Tamás Lénárt interpretiert in seinem Aufsatz „Für eine Poetik der Verfremdung. Terézia

Mora“ die Werke der aus Ungarn stammenden, deutschsprachigen Autorin Terézia Mora im Sinne einer „Poetik der Verfremdung“ (S. 87, 88). Lénárt macht auf einen „Fehler“ (S. 94) Terezia Moras aufmerksam: der Ausdruck „einäugig“ (S. 93) in der Titelgebenden Erzählung des Bandes „Seltsame Materie“ ist kein bewusstes stilistisches Vorgehen – gibt Mora im Rahmen der Salzburger Stefan-Zweig-Poetikvorlesung, bezüglich ihrer deutsch-ungarischen Bilingualität zu –, diesen Hungarismus habe sie beim Schreiben übersehen. Die Verantwortung wird so, meint Lénárt, übernommen, aber es entsteht zugleich eine gewisse Distanz zwischen Sprache und Subjekt. Denn wenn es um die Muttersprache geht, so ist bei Mora in Anbetracht ihrer bilingualen Jugend keine „eigene“ Sprache feststellbar. Die Spuren der Bilingualität sind in ihren Texten nicht als Ausdruck von Pluralität oder Vielfalt zu verstehen, sondern als Verlust der authentischen, „eigenen“ Stimme. Fremdsein ist also nicht nur Gegenstand ihrer Texte, sondern auch ihre poetische Ausdrucksweise.

„Mehrsprachige Identitätsoptionen im zentraleuropäischen Raum“ ist der Titel des zweiten Teils, der mit der Studie „Chance, Herausforderung oder Nachteil? Das Oeuvre des deutsch-ungarischen Schriftstellers und Übersetzers Graf Johann Mailáth (1786–1855) zwischen Sprachen und Kulturen“ von Orsolya Tamássy-Lénárt beginnt. Sie befasst sich mit dem Oeuvre des deutsch-ungarischen Schriftstellers und Übersetzers Graf Johann Mailáth (1786–1855). Interessant habe ich die Einblicke in den Wandel der Auffassung der nationalen Lyrik gefunden, welche von einer mehrsprachigen Literatur allmählich zu einem monolingualen Konzept wechselte. Dies soll hauptsächlich daran liegen, dass Autoren wie Mailáth, mit ungarischer Herkunft und deutscher Muttersprache, sich in der sprachzentrischen Nationalliteratur nicht etablieren konnten. Um eine andere Art von Mehrsprachigkeit geht es in Edit Király's Aufsatz „Geschichten aus dem Zitatenwald – Ödön von Horváth's Kunst des ‚Fremd-Sprechens‘“, in dem sie Ödön von Horváth's Drama „Geschichten aus dem Wiener Wald“ analysiert. Ihrer Ansicht nach sollten die Eigentümlichkeiten der Figurenrede, ihre unterschiedlichen Register nicht aus sozio- oder dialektalen Zusammenhängen und schon gar nicht aus Horváth's Zweisprachigkeit abgeleitet werden, sondern aus dem Jargon, bzw. dem Bildungsjargon, aus Horváth's künstlerischer Invention. Király greift zurück auf Kafka, der in seinem Text „Über den Jargon“ behauptet, dass der Jargon eine Mischform sei, die „das Eigene als Fremdes widerzuspiegeln vermag“ (S. 124), da er aus sich stets ändernden Fremdwörtern bestehe. Durch die Vermischung von bildungs- und umgangssprachlichen Elementen verfremdet Horváth die verwendeten Register, die falsch benutzte Rede der Figuren bekommt ein ironisches Potenzial. In Gábor Kerekes' Aufsatz „„Kuss gyerekek!“ – Die Erscheinungsformen des Ungarischen in der österreichischen Literatur“ geht es um einen historischen Aufriss: er analysiert die Rezeption Ungarns in der österreichischen Literatur in unterschiedlichen Epochen. Als Beispiele stehen Franz Grillparzer, Joseph Roth, und Ingeborg Bachmann. Figuren, Hinweise, ungarische Einschübe werden im Kontext von drei unterschiedlichen Attitüden (Grillparzer – „neutral und reserviert“; Roth – „vollkommen ablehnend“; Bachmann – „Ungarn in die österreichische Vergangenheit integrierend“, S. 130) untersucht. Jelena Spreicers Aufsatz „Das kulturkritische Potenzial der Mehrsprachigkeit in Maja Haderlaps ‚Engel des Vergessens‘ (2011)“ beschäftigt sich mit der unterschiedlichen Wahrnehmung der Geschichte des Zweiten Weltkrieges und dessen Folgen bei Österreichern und Slowenen in Kärnten. Die Entscheidung für eine Sprache führt zu Konflikten, dies wird von der Protagonistin des Romans im Verlauf des Romans auch erläutert, und

obwohl die Geschichte auf Deutsch geschrieben ist, taucht das Slowenische bei der autofiktiven Erzählung „am häufigsten durch die Wiedergabe indirekter Rede“ (S. 160) auf. Von Spreicer wird aber das mehrsprachige Potenzial in Frage gestellt, im Falle Haderlaps geht es ihrer Meinung nach eher um Sprachmischung, da die eingefügten slowenischen Teile gleich übersetzt und interpretiert werden. Spreicer zufolge liegt die Bedeutung des Romans in der Entautomatisierung der Erinnerungsdiskurse durch das Verfremdungspotenzial anderer Sprachen, da dies im Endeffekt auf die Konstruiertheit der Narrativen hinweist.

Der dritte Teil der Sammlung „Multilinguale Erfassung der Welt – Herausforderungen eines globalen Alltags“ beginnt mit dem Aufsatz von Lehel Sata, „Grenzgesänge“. Mehrsprachigkeit und Mehrschriftlichkeit in Christoph Ransmayrs „Atlas eines ängstlichen Mannes“, der sich mit der manifesten und latenten Mehrsprachigkeit und Mehrschriftlichkeit in Ransmayrs „Atlas eines ängstlichen Mannes“ beschäftigt. Im Band werden autochthone und europäische Ortsnamen gegenübergestellt, um damit auf die Determiniertheit der Wörter hinzuweisen oder um, wie Sata formuliert, „die Erlebnisse und Raumerfahrungen der Erzählinstanz implizit oder explizit mit den sprachsemantisch-etymologischen Implikationen und Konnotationen der Toponyme zu verknüpfen“ (S. 175). In dieser Hinsicht sind Räume nicht nur Räume, sondern lebendige Instanzen im Verlauf der Geschichte. Vincenza Scuderis Essay „Další stanice – Hören wir auf zu übertreiben“ von Peter Waterhouse: Mehrsprachigkeit als Friedensprojekt“ ist Gegenstand von Überlegungen zur poetischen Funktion der Mehrsprachigkeit. Einerseits wird in dem seither erschienenen Essayroman „Z Ypsilon X“ mithilfe der fiktiven Figur Švejk eine autofiktive „Rekonstruktion des Familiengedächtnisses fortgesetzt“ (S. 191), andererseits ist diese Reise nur ein Vorwand für „Reflexionen über Grenzen, Sprachen, Grenzüberschreitungen, Übersetzungen, Krieg und Frieden und natürlich Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit“ (S. 194). Polyphonie soll Scuderi zufolge bei Waterhouse als Poesie und als eine Art „Friedensprojekt“ (S. 203) aufgefasst werden. Naser Šećerović's Arbeit „Flucht in die Wirklichkeit. Zu Mehrsprachigkeiten in Ilija Trojanows „Der Weltensammler““ befasst sich mit dem Roman Trojanows, in dem die Abenteuer des englischen Offiziers und Reisenden Sir Richard Francis Burton in drei Weltteilen zu lesen sind. Der Protagonist kann nicht mehr Held in einer postheroischen Epoche werden, und um die im Camp der Offiziere herrschende Langeweile zu überwinden, flieht er deshalb in die „Wirklichkeit“: beginnt unter anderem, die Kulturen und Sprachen der Einheimischen kennenzulernen. „Sprachen waren Waffen. Mit ihnen würde er sich von den Fesseln der Langeweile befreien, seine Karriere anspornen, anspruchsvolleren Aufgaben entgegensehen.“ (zit. nach S. 211) Der Offizier befindet sich in einer chronischen Identitätssuche, chronisch ist es dadurch, dass diese physische und metaphysische Suche sämtlichen Sprachen und Religionen angenähert wird, und dabei sich auch das Ich verwickelt. Diese dargelegte Offenheit für Polyphonie steht im Gegensatz zu der Selbstisolierung und zu dem Beharren auf die Machtsprache, die die anderen Offiziere in der Geschichte an den Tag legen. Šećerović zufolge wird „Sprache [...] somit in der Verwendung zum Thema ihrer selbst, sie schiebt sich in den Vordergrund und verselbständigt sich, sie ist stets präsent, gerät nie zur Selbstverständlichkeit und bleibt stets unkonsumierbar“ (S. 217). Die polyphone Art und Weise der Erzählung setzt sich mit der Erinnerung und ihrer Zerbrechlichkeit auseinander. Die letzte Studie, Maria Endrevas „Mehrsprachigkeit und Konsumgesellschaft in Andreas Jungwirths Roman „Im Atlas“ (2022)“, bietet bezüglich der potenziellen demokratisierenden, befreienden Züge der Mehrspra-

chigkeit – im Gegensatz zu anderen Studien der Sammlung – kein „Happy End“. Originalität und die angeblich durch die Sprachvielfalt garantierten unterschiedliche Denkweisen werden wegen der uniformierenden Macht des Kapitalismus nur noch zu Produkten. Es gibt nur Pseudo-Kulturen, in denen alles am Konsum gemessen und dem Konsum angepasst wird. Dass diese Vorgänge nicht nur in der soziologischen bzw. literaturwissenschaftlichen Forschung, sondern auch auf belletristischer Ebene erörtert werden, zählt laut Endreva zu den Stärken des Romans.

Der Band endet mit einem Ausschnitt aus Barbi Marković' „Die verschissene Zeit“ (2021), der von Cristina Spinei ins Rumänische, von Jelena Spreicer ins Kroatische, von Kalina Kupczyńska ins Polnische und von Tamás Lénárt ins Ungarische übersetzt wurde. Die hier präsentierten Auszüge inszenieren „einen verrückten Wettlauf gegen eine Zeit“.¹

Literatur

Wandruszka, Mario (1979): Die Mehrsprachigkeit des Menschen. München: Piper.

¹ <https://www.residenzverlag.com/buch/die-verschissene-zeit> (letzter Zugriff: 15.9.2025).

**Csaba Földes/Thorsten Roelcke (Hg.):
Handbuch Mehrsprachigkeit
Berlin/Boston: De Gruyter, 2022
(= Handbücher Sprachwissen, Bd. 22), 552 S.**

Elisabeth Knipf-Komlósi 

Eötvös-Loránd-Universität Budapest
knipf.erszsebet@btk.elte.hu

Das Handbuch Mehrsprachigkeit ist ein in unseren Tagen sehr gefragtes aktuelles Referenz- und Nachschlagewerk gleichzeitig auch ein Lehrwerk, gedacht nicht nur für Interessenten der Germanistik, sondern auch für all jene Interessenten, die die Mehrsprachigkeitssituation im deutschen Sprachgebiet tiefer kennenlernen wollen oder selbst erleben.

Das vorliegende Werk ist Band 22 der von Andreas Gardt und Ekkehard Felder begründeten Reihe „Handbücher Sprachwissen“. Herausgegeben wurde das Handbuch von zwei ausgewiesenen Fachleuten des Bereichs, von Professor Csaba Földes, Leiter der Germanistik der Uni Erfurt und von Professor Thorsten Roelcke vom Lehrstuhl Deutsch als Fremdsprache mit dem Schwerpunkt Didaktik und Lehre an der Technischen Universität Berlin sowie unter Mitarbeit von Nicole Roelcke.

Auf 551 Seiten wird von renommierten Expertinnen und Experten der Mehrsprachigkeitsforschung in 23 Beiträgen ein detaillierter Überblick zu ausgewählten Fragen und Problemen rund um das in der Gegenwart – angesichts der soziopolitischen Ereignisse der letzten Jahre auch in Europa – hochaktuelle Thema der Mehrsprachigkeit dargestellt. Wie die beiden Herausgeber in einem detaillierten Vorwort das Ziel des Handbuchs hervorheben: „bereits bestehende und neu gewonnene Erkenntnisse zum Thema Mehrsprachigkeit unter besonderer Berücksichtigung des deutschen Sprachraumes und der deutschen Sprache miteinander in Verbindung zu bringen und in ihrem Zusammenhang systematisch verfügbar zu machen“ (S. IX). Besonders zu begrüßen ist, dass das vorliegende Handbuch ein große, alle wichtigen Bereiche der Mehrsprachigkeit umfassende Bandbreite umfasst: von der individuellen, über die gesellschaftliche bis zur institutionellen Mehrsprachigkeit finden wir thematisch aktuelle Beiträge, Darstellungen von Forschungsergebnissen, Konzepten, Daten, Erläuterungen zu einzelnen Detailfragen.

Trotz des beachtlich großen Umfangs des Handbuchs halten wir eine sehr schöne, angenehme Lektüre in der Hand, die in allen ihren 23 Beiträgen das Interesse der Leserschaft erwecken und gewinnen wird. Die einzelnen Beiträge sind sehr leserfreundlich und übersichtlich strukturiert: jeder Beitrag beginnt mit einem Abstract in deutscher Sprache sowie einer übersichtlichen inhaltlichen Gliederung des Beitrags.



Aufgrund der Vielschichtigkeit des Themas und aufgrund der reichhaltigen Fragestellungen der einzelnen Beiträge ist es für die Rezensentin kein leichtes Unterfangen, ein so umfangreiches, diesen hohen Radius an Themen darstellendes Werk in einer Rezension zusammenzufassen. Daher werden in dieser Rezension nicht alle Beiträge – so wichtig und interessant sie auch sind – einzeln und in ihren Details besprochen, sondern es wird der Band durch die Brille des Germanistikunterrichts auf Hochschulebene im Ausland unter die Lupe genommen.

Thematisch gliedert sich das Handbuch in folgende 6 große Einheiten und bietet einen breiten Bogen an Fragestellungen zur Mehrsprachigkeit:

Der erste Teil des umfangreichen Werkes gewährt uns einen Einblick in die Begrifflichkeit der in den folgenden Beiträgen verwendeten Fachterminologie, die dann konsequent in den einzelnen Beiträgen aufgegriffen und verwendet wird. Das begriffliche Gerüst, dargestellt in den Beiträgen von Th. Roelcke, die Darstellung der einzelnen Forschungsaspekte und Messungen in der Mehrsprachigkeitsforschung (A. Gövert, A. Havkić, J. Settinieri) bilden eine ausgezeichnete sozio- und auch psycholinguistische Grundlage u. a. auch für das Studium, die Lehrerbildung, da es um Grundkenntnisse geht, die sowohl als Einstieg in den Lehrerberuf als auch in eine Forschung dringend notwendig sind. Der nächste Beitrag von B. Busch thematisiert den Begriff „Minderheitensprache“, der wohl in vielen Ländern Europas und in der Welt bekannt ist, doch auf vielfache Weise – je nach Land, Kultur, Tradition und Geschichte – ganz unterschiedliche Bedeutungen und Interpretationen erfährt und doch grundlegend mit den Kategorisierungen von mehrsprachigen Sprechergruppen (nach Sprachenrecht, Anerkennung, Sprachpolitik) aufs engste zusammenhängt.

Im großen zweiten Kapitel geht es in fünf Beiträgen in erster Linie um historische Gesichtspunkte, durch die wir über die „Geschichte der Mehrsprachigkeit“ in Deutschland, in Europa und in der Welt viel Neues erfahren können (J.-K. Mende). Im Beitrag von Csaba Földes „Geschichte des Deutschen als lingua franca in Europa“ können wir lesen, welche wichtige Rolle und Tradition die deutsche Sprache in Europa bis zum Ersten Weltkrieg hatte und in der Zeit ein gravierender Einschnitt erfolgte. Um die gegenwärtige Situation des Deutschen als Fremdsprache besser zu verstehen, lohnt es sich, im Beitrag von J. Meier unter dem Titel „Geschichte des Deutschen als Fremdsprache (nicht nur) im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts in Deutschland“ und noch beim Thema bleibend, das in einen noch größeren Kontext eingebunden im Beitrag von F. Kippel, „Geschichte des Fremdsprachenunterrichts in Europa und darüber hinaus in der Welt“, einen Einblick und viele wichtige Erkenntnisse besonders für angehende Deutschlehrerinnen zu gewinnen.

Kapitel III fokussiert auf soziale und regionale Aspekte der Mehrsprachigkeit. S. Hägi-Mead erläutert unter dem Titel „Der amtlich deutschsprachige Raum im Kontext von Mehrsprachigkeit(en)“ die Komplexität des deutschen Sprachraumes, verbunden mit dem Konzept der Plurizentrität des Deutschen im großen Rahmen der Raumfrage des Deutschen. Sie schreibt über einen „geteilten Raum: zum Gegeneinander, Nebeneinander und Miteinander von Sprachen und Varietäten im amtlich deutschsprachigen Raum“ (S. 219), welches Thema bei Germanistikstudentinnen und -studenten eine besondere Aufmerksamkeit und Relevanz bekommt. E. Fredsted gibt uns in ihrem interessanten Beitrag „Autochthone Minderheiten im deutschen Sprachraum“ ein umfassendes Bild über die sprachliche Situation und die Charakteristika der Mehrsprachigkeit der nationalen Minderheiten in Schleswig und in übrigen Teilen Deutschlands, so z. B.

über die dänische Minderheit in Schleswig, über die Nordfriesen oder das nur von weniger Sprechern vertretene Saterfriesische, aber auch über das Sorbische. Insgesamt erreichen uns in den südlich gelegenen Ländern Europas eher seltener aktuelle Informationen zu diesem Thema. Der Beitrag von Csaba Földes „Deutschsprachige Minderheiten in der Welt“ stellt zwei Methoden der Typologisierung der Minderheiten vor und bietet eine umfassende Darstellung von zwei Regionen Europas, von der deutschen Minderheit in Südtirol und in Ungarn. Parallel dazu geht er auch auf eher weniger bekannte deutsche Minderheiten ein, wie auf die deutsche Minderheit in Chile und auf die Situation des Deutschen in Namibia/Afrika. Diese thematische Einheit schließt mit einem wichtigen und neue sprachliche Aspekte beschreibenden, selbst für Studierende der Germanistik hoch interessanten Beitrag von Y. Simsek: zur „Mehrsprachigkeit in Ballungsräumen am Beispiel von Berlin“ ab.

Die folgende thematische Einheit, Kapitel IV, umfasst das Thema des Erwerbs der Mehrsprachigkeit in drei Beiträgen, die teils auf das Lebensalter, d. h. Kindheit und Jugend des Erwerbs der Mehrsprachigkeit fokussiert (A. De Houwer) bzw. auch für die Lehrerausbildung wichtige Aspekte des Fremdsprachenunterrichts (S. Bredthauer) thematisiert wird. Das Kapitel schließt mit Erkenntnissen und Einsichten zum Erwerb des Deutschen als Zweitsprache an Schulen des deutschen Sprachraums (A. Binanzer).

Die zwei letzten großen Kapitel widmen sich ganz aktuellen Fragen: Kapitel V. fokussiert die Frage der „Gestaltung und des Managements von Mehrsprachigkeit“. Im Beitrag von M. Kresić-Vukosav „Kulturelle Identitäten in plurikulturellen Kontexten“ geht es um die Frage der kulturellen Identität am Beispiel von Forschungen bei der fünftgrößten Minderheit, der kroatischen Minderheit, in Deutschland. Bei diesen Forschungen – bei der jüngsten und deren Eltern-generation – steht die Frage der kulturellen Identität und der mehrsprachigen Identität im Mittelpunkt der Ausführungen. Dabei werden auch mit der kulturellen Identität verwandte Begriffe wie Interkulturalität, Multikulturalität und Transkulturalität angesprochen und erläutert, aber es werden auch weitere offene Forschungsfragen zum Thema angedeutet.

Zur Gestaltung der Mehrsprachigkeit gehört selbstverständlich auch die wissenschaftliche Frage der konkreten Gestaltung der Sprachproduktion von mehrsprachig interagierenden Personen. Im Beitrag von R. Tracy mit dem Titel „Gemischtsprachiges Sprechen: Formen Funktionen, Dynamik“ geht es um die Variabilität und die Dynamik in der Gestaltung der Sprachproduktion mehrsprachiger Personen in ganz unterschiedlichen Lebenssituationen. Der Aufsatz ist für Studentinnen schon aus dem Grunde relevant, da die Sprachmischung als natürliches Phänomen mit einem funktionalen Potential bei mehrsprachigen Personen betrachtet wird, das eine bestimmte Dynamik aufzeigt. Natürlich geht es bei diesem linguistischen Kontaktphänomen auch um einen individuellen Wandel, um Intentionen der sprechenden Personen, um Grauzonen, aber auch um Prototypen, die im Kontakt zwischen/unter mehreren Sprachen anzutreffen sind. Hochaktuell und modern sind die zwei letzten Beiträge des Kapitels V, in denen es um den Aufsatz von K. Schubert „Mehrsprachiges Sprechen und Dolmetschen“ geht, welches Thema bei Germanistikstudentinnen sehr beliebt ist, insbesondere im Hinblick auf eine spätere Berufswahl. Selbstverständlich darf auch die Frage nach der „Mehrsprachigkeit in der Literatur“ nicht aus dem Blick verloren werden (von T. Dembeck).

Der letzte thematische Bereich (Kapitel VI) umfasst die Frage der Domänen der Mehrsprachigkeit. Die zwei letzten Beiträge widmen sich praktischen Fragen, die uns Einblicke der prak-

tizierenden Mehrsprachigkeit im Berufs- und Erwerbsleben (G. Kniffka) einführt. Hierbei tauchen Fragestellungen auf, die die Sprachenpolitik von Firmen in den Blick nehmen, bzw. die Sprachpolitik als Managementaufgabe erörtert. Besonders aufschlussreich ist diese Domäne für Interessenten, weil man als Alltagsmensch nur einen winzigen Einblick anhand der verschiedenen Medien erhalten kann. Auch aus Sicht der fremdsprachlichen Philologien ist das Thema der Domänen wichtig, da die Rolle und die Funktionen der Mehrsprachigkeit und der in einem mehrsprachigen Arbeitsumfeld tätigen Angestellten, z. B. in internationalen Organisationen ins Blickfeld gerückt wird. So zeigt es uns T. Weber in seinem Beitrag „Mehrsprachigkeit in der internationalen Politik UNO und EU“. Hier erhalten wir einen Einblick, wie das Sprachregime und eine genau geregelte Realität von Mehrsprachigkeit und Sprachenvielfalt in den internationalen Organisationen der UNO und in der EU funktionieren müssen. G. Kniffkas Beitrag zur „Mehrsprachigkeit im Berufs- und Erwerbsleben“ geht auf Fragen ein, welche Erwartungen und Anforderungen in einer sich rasant schnell entwickelnden Arbeits- und Berufswelt die dort angestellten mehrsprachigen Personen zu bewältigen haben. Es ist bekannt, dass aus Sicht der Internationalisierung die *common corporate language*, das sog. BELF (Business English as a Lingua franca) das Englische ist, doch wird gleichzeitig auch eine mehrsprachige Praxis auf hohem Niveau von den dort angestellten MitarbeiterInnen erwartet. Der letzte Beitrag des Bandes thematisiert die „Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft und in der akademischen Bildung“ (W. Thielmann). Obgleich man meint, dass diese Frage eine Relevanz nur für die in der Wissenschaft Tätigen hat, ist die Begriffsbestimmung von Wissenschaftssprache und Fachsprache bzw. die Möglichkeiten des wissenschaftlichen Sprachausbaus unter sprachpolitischer Steuerung ein aktuelles und relevantes Thema. Ein Unterkapitel wird den typologischen Voraussetzungen des Englischen für das wissenschaftliche Benennen gewidmet, doch es werden auch Perspektiven wissenschaftlicher Mehrsprachigkeit in Europa aufgezeigt. Das Handbuch schließt mit einem ausführlichen Sachregister, das dem Leser eine gute Stütze bei der Suche von thematischen Stichwörtern gewährt.

Abschließend soll hervorgehoben werden: das Thema Mehrsprachigkeit kann nur aus einer interdisziplinären Perspektive angegangen werden. Aus diesem Grunde wird in den einzelnen Beiträgen auf die verschiedenen Wissenschaftsbereiche wie Soziolinguistik, Psycholinguistik, Kontaktlinguistik, Geschichte, Politologie etc. Bezug genommen. Es sollte auch betont werden, dass wir es mit einem wissenschaftlich hervorragend fundierten Werk zu tun haben, auf das viele Fachleute, Experten, Studierende und Lehrende zugreifen können und werden.

Das Ziel der Herausgeber und der Beitragenden war es, das Thema Mehrsprachigkeit bezogen auf den deutschen Sprachraum und in deutscher Sprache darzustellen, welches nun seinen gebührenden Platz in der Wissenschaftsgeschichte bekommen hat. Die Beiträge sind thematisch wie stilistisch ausgewogen, dienen als eine gute Fundgrube für weitere Impulse in der Forschung, in der Lehre, im Beruf. Das Handbuch schließt damit eine offene Lücke, da es in deutscher Sprache ein so umfangreiches, aktuelles und mehrdimensionales Thema rechtzeitig aufgegriffen und in deutscher Sprache zugänglich gemacht hat. Der Dank gebührt den Herausgebern sowie allen Beitragenden!

Florian Busch/Christian Efing:
Sprachliche Variation
Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, 2024
(= LinguS 12), 170 S.

Zsófia Haase 

Universität Debrecen

haase.zsofia@arts.unideb.hu

Sprachliche Variation und ihre Relevanz für den schulischen Unterricht wurde bereits in den 1970er Jahren ins Visier genommen. Auf Basis einer Untersuchung von Eva Neuland (1976), in der schichtspezifische Unterschiede in Wortbedeutungen bei Vorschulkindern untersucht wurden, konnte die Differenzhypothese bestätigt werden, nach der Unterschiede im Sprachgebrauch nicht als Mangel, sondern als Andersartigkeit aufgefasst werden. Neuland stellte in ihrer Untersuchung fest, dass bei Unter- und Mittelschichtskindern neben einem gemeinsamen Grundwortschatz auch spezifische Repertoires existieren, die jeweils mit schichtspezifischer Erfahrung korrelieren. Die sprachdidaktischen Konsequenzen der Untersuchungsergebnisse, die im Rahmen des sogenannten emanzipatorischen Sprachunterrichts ausgeführt werden sollten, können wie folgt zusammengefasst werden: Schüler und Schülerinnen sollen dazu befähigt werden, „sprachliche Probleme als solche zu erkennen und auch lösen zu können sowie Sprachgebrauchsweisen auf ihre außersprachlichen Bedingungen und ihren außersprachlichen Nutzen hin zu hinterfragen“ (Linke et. al 1991: 302).¹

Dass soziolinguistische Forschung für die Sprachdidaktik in der Schule von Belang sei, wurde auch von Wiese (2012) hervorgehoben, indem sie in ihrem Buch über Kiezdeutsch, das sie als urbanen Turbo-Dialekt bezeichnet (Wiese 2012: 231), diesem Thema ein Kapitel mit dem Titel „Kiezdeutsch im Unterricht“ widmet. Hier wird angedeutet, dass die Beschäftigung mit Kiezdeutsch als Anlass zur Reflexion über Sprache dienen könnte. Wenn sprachliche Variation und die unterschiedliche gesellschaftliche Bewertung von Varietäten im Unterricht behandelt werden, kann dadurch sprachliche Toleranz gefördert sowie die angemessene Verwendung von sprachlichen Varianten in unterschiedlichen Situationen bewusstgemacht werden. Durch die Thematisierung sprachlicher Variation im Unterricht kann man Schüler und Schülerinnen auf das eigene sprachliche Repertoire aufmerksam machen, wobei mehrsprachige Kompetenzen als Bildungsgut aufgezeigt werden. Aber nicht nur für die Lernenden sei die Beschäftigung mit sprachlicher Variation gewinnbringend: Die Beschäftigung mit Kiezdeutsch beziehungsweise sprachlicher Variation gibt den Lehrkräften Anlass, sich stärker für eigene sprachliche Vorurteile zu sensibilisieren. Weiterhin kann durch die Untersuchung von Kiezdeutsch und

¹ Zur Problematik der Differenzkonzeption s. Linke et al. (1991: 302 f.)

anderer sprachlicher Varietäten auch der Erwerb des Standarddeutschen gefördert werden. Durch die Beschäftigung mit verschiedenen grammatischen Aspekten von Varietäten im Deutschunterricht kann auch ein größeres Interesse an der Grammatik des Standarddeutschen entwickelt werden, deren Beherrschung für den Schul- und Berufserfolg unentbehrlich ist. Die Leistungsmotivation der Lernenden kann zudem im Unterricht gesteigert werden, indem ihr Sprachgebrauch als Analysegegenstand im Deutschunterricht ernst genommen, und nicht mehr als gebrochenes Deutsch oder defizitärer Sprachgebrauch verunglimpft wird. Das negative sprachliche Selbstbild kann so bekämpft werden (Wiese 2012: 238–240).

Das Grundanliegen der kürzlich erschienenen Publikation von Florian Busch und Christian Efing unter dem Titel „Sprachliche Variation“ kommt dem oben Genannten gleich: Soziolinguistische Forschung soll auf die schulische Praxis bezogen werden (S. 138), d. h. durch die Schilderung ausgewählter Variationsphänomene des Deutschen soll die Relevanz dieser für den schulischen Unterricht gezeigt werden: „Hier möchten wir mit dem vorliegenden Buch einen Ansatz- und Reflexionspunkt bieten, indem wir die soziolinguistischen Beschreibungen und Erklärungen vielfältiger Phänomene an die didaktischen Ziele und praktischen Erfordernisse des schulischen Deutschunterrichts anbinden.“ (S. 24) Der angesprochene Leserkreis² wird im Band nicht explizit deklariert, da es sich aber um einen Band der Reihe „Linguistik und Schule. Von der Sprachtheorie zur Unterrichtspraxis“ handelt (=LinguS 12), lässt sich annehmen, dass Lehramtstudierende mit der Fachrichtung Germanistik / Deutsch (eventuell als Fremdsprache) beziehungsweise praktizierende Lehrende als Leser anvisiert worden sind. Sowohl als Seminargrundlage als auch als Überblickslektüre sowie als Leit- und Hilfsmaterial für den schulischen Unterricht lässt sich das Buch mit Gewinn lesen, aber auch Laien, die an sprachlicher Variation interessiert sind, ist das Buch zu empfehlen.

Der Aufbau des Bandes steht im Einklang mit seiner Zielsetzung: In den Kapiteln wird in ausgewählte Gegenstandsbereiche aktueller soziolinguistischer Forschung eingeführt, um „[...] ein Verständnis für die kommunikativen und sozialen Funktionen sprachlicher Variation im Deutschen zu vermitteln.“ (S. 24) Entscheidend ist dabei der kommunikative Alltag von Schülern und Schülerinnen, der nicht nur aus sprachwissenschaftlicher, sondern auch aus sprachdidaktischer Perspektive als Gegenstand des Deutschunterrichts behandelt wird. Den Zielen entsprechend werden nach einem einleitenden Kapitel, in dem vor allem zentrale soziolinguistische Begriffe sowie sprachdidaktische Perspektiven auf sprachliche Variation geschildert werden, in vier Kapiteln solche Themen diskutiert, die einen direkten Bezug auf die sprachdidaktische Praxis in der Schule aufweisen. Dementsprechend werden in Kapitel 2 „Variation und Schreibung“, in Kap. 3 „Variation und Grammatik“ und in Kap. 4 „Variation und kommunikative Stile: am Beispiel von Ethnolekten“ als relevante Themen diskutiert. In Kapitel 5 wird schließlich eine Metaperspektive eingenommen, und auf das Thema „Variation und Sprachideologie“ eingegangen. Die Kapitel sind ähnlich aufgebaut: Nach der Schilderung der relevanten sprachwissenschaftlichen Konzepte und empirischen Ergebnisse des besprochenen Gegenstandsbereichs, schlägt jedes Kapitel den Bogen zu didaktischen Potenzialen und liefert Ideen

² In dem vorliegenden Beitrag soll sich das generische Maskulinum ausdrücklich auf männliche wie auf weibliche Referenten beziehen.

für den Unterricht (S. 25). Nach diesen Vorschlägen zur Didaktisierung folgt meistens eine Zusammenfassung (außer der Kapitel 1, 3, 4), nach dem die Kapitel (außer dem einleitenden) mit einer Reihe von Übungsaufgaben abgeschlossen werden. Am Ende jedes Kapitels findet der Leser zudem eine Liste weiterführender Literatur. Am Ende des Bandes werden nützliche „Lösungshinweise zu den Aufgaben“ angeboten, wobei das Buch mit einem ausführlichen nach Kapiteln geordneten Literaturverzeichnis abgerundet wird.

Das erste Kapitel ist, wie oben erwähnt, ein einleitendes Kapitel, das folgende Subkapitel enthält: „Zentrale soziolinguistische Begriffe“ (1.1), „Sprachdidaktische Perspektiven auf sprachliche Variation“ (1.2), „Aufbau dieses Bandes“ (1.3) und „Weiterführende Literatur“ (1.4). Im Kapitel wird einleitend auf sprachliche Variabilität, Variation eingegangen. Es wird betont, dass Sprache von Variation geprägt ist, und dass Variation alle sprachstrukturellen Ebenen durchzieht. Außer lexikalischer Variation kann von Aussprachevariation, Schreibvariation, morphologischer Variation, syntaktischer Variation und pragmatischer Variation die Rede sein (S. 8). Varietäten können nur dann adäquat beschrieben und erklärt werden, wenn man auch die kommunikativen Kontexte, unter denen sie verwendet werden, mit einbezieht. Dies schickt voraus, dass sprachliche Variation im Rahmen der Soziolinguistik zu untersuchen ist, die die wechselseitigen Beziehungen zwischen Sprache und Gesellschaft erforscht. Sprachreflexion und Spracheinstellungen, die Menschen im Diskurs über Variation anzeigen, werden einleitend auch thematisiert, wobei bereits an dieser Stelle hervorgehoben wird, dass neben soziolinguistischen stets auch sprachdidaktische Aspekte der Beschäftigung mit Variabilität im Band fokussiert werden. Die Rolle der Variabilität in der und für die Schule zur Diskussion zu stellen ist ein zentrales Anliegen dieses Buches.

Kapitel 1.1 behandelt zentrale soziolinguistische Begriffe. Es werden die systemlinguistische und die soziolinguistische Perspektiven auf Variabilität miteinander kontrastiert, wobei auch zwischen den Forschungstraditionen einer strukturorientierten und einer handlungsorientierten Soziolinguistik unterschieden wird. Konzepte einer strukturorientierten Soziolinguistik (Dialekte, Regiolekte, Soziolekte, Funktiolekte, Standardvarietät, Norm usw.) werden in Kapitel 1.1.1, während Konzepte einer handlungsorientierten Soziolinguistik (Kontextualisierung, Wissensrahmen, Interpretationsschemata, soziale Identität usw.) in Kapitel 1.1.2 skizziert. Im Subkapitel unter dem Titel „Sprachdidaktische Perspektiven auf sprachliche Variation“ werden die sprachdidaktischen Bezugspunkte der im Kapitel diskutierten Aspekte behandelt. Der traditionelle Deutschunterricht zielt vor allem auf die Vermittlung standardsprachlicher Normen ab, wobei sprachliche Variabilität eher zu kurz kommt. Die Beschäftigung mit den vielfältigen Varietäten des Deutschen kann aber in diesem Kontext die Funktion haben, Anlass für Sprach- und Normreflexion zu geben. Dadurch kann auch die eigene innere Mehrsprachigkeit von Schülern und Schülerinnen interpretiert und in funktionaler Weise nutzbar gemacht werden. Für ein sozial und kommunikativ erfolgreiches Leben sei das eine Voraussetzung. Im Kapitel werden Konzepte wie Sprachdifferenzbewusstsein, Standardnorm, Normierungsprozesse und Normlegitimationen erläutert, wobei auch wiederkehrend betont wird, dass die Standardnorm zwar gesellschaftlich zentral ist, aber sie ist niemals absolut, was bedeutet, dass auch andere lokale sprachliche und kommunikative Normen existieren, die je nach Sprachgebrauchskontext eine Legitimation haben (S. 19). Die Ziele und Gründe, warum man im Deutschunterricht nicht nur die Standardvarietäten behandeln sollte, lassen sich in drei Kategorien einteilen: die Entwick-

lung von sprachreflexiven, sprachanalytischen und sprachproduktiven Kompetenzen. Die Grundlage für alle drei Kompetenzen wäre eine rezeptive, d. h. passive Kompetenz in der jeweiligen Varietät. Von den Autoren werden im Kapitel die Lernziele Sprachnormenkritik und Sprachkritikkompetenz hervorgehoben. Normenvielfalt und -konkurrenz werden als sprachlich-kommunikativ bedingt angesehen, wobei die identitätskonstituierende und -demonstrierende Funktion von Sprache auch akzentuiert wird. Die Ausbildung einer Sprachkritikkompetenz sollte der Deutschunterricht zu Ziel haben. Lernenden soll gezeigt werden, dass nichtstandardsprachliche Varietäten nicht abzuwerten sind, sondern dass es immer nach ihrer funktionalen Angemessenheit gefragt werden soll, d. h. inwieweit die verschiedenen Varietäten mit Hilfe ihrer sprachlichen Mittel kommunikative und kognitive Aufgaben zu lösen fähig sind.

„Variation und Schreibung“ ist das Thema des zweiten Kapitels. Schrift und Schriftlichkeit werden in diesem Kontext als soziolinguistisch relevante Gegenstände aufgefasst. Der Begriff der Literarität wird eingeführt, worunter nicht nur die sprachliche Kompetenz verstanden wird, Wörter in einer schriftlichen Form produzieren und rezipieren zu können, sondern es geht hier auch um die Auffassung der Schriftlichkeit als sozial und kulturell eingebettetes Phänomen. Literarität gilt so als soziale Praxis, die sich immer kontextgebunden beschreiben lässt. Die Begriffe literales Ereignis und literale Praktiken werden an dieser Stelle auch erläutert, wobei das erstere als Realisierung der letzteren zu verstehen ist. Literarität sei aber nicht homogen. Das wird in Kapitel 2.2 ausgeführt, indem gezeigt wird, dass der Gebrauch von Schrift zur Lösung von wiederkehrenden Aufgaben in einer Gesellschaft eher als ein Mosaik verschiedener literalen Praktiken zu verstehen ist (S. 30). Dabei wird zwischen textorientiertem und interaktionsorientiertem Schreiben unterschieden. Unter textorientiertem Schreiben, das auch in der Schule praktiziert wird, sind Schreibhandlungen zu verstehen, die als Produkt einen kontextübergreifenden Text hervorbringen wollen. Es geht hier um die Herstellung monologischer Texte, die in unterschiedlichen Kontexten der Rezeption verstanden werden können. Durch digitale Medien, mithilfe von verschiedenen Messenger-Anwendungen auf Smartphones haben sich aber auch neuartige literale Ereignisse und Praktiken herausgebildet, die die Nutzung von Schrift zur quasi-synchronen Kommunikation ermöglichen. Interaktionsorientiertes Schreiben versteht sich also als Schreibhandlung, in der Schreibende bemüht sind, eine gemeinsame kommunikative Handlung durchzuführen. Bei dieser Art Schreiben steht Schreiben nicht mehr als Kommunikationsprodukt, sondern als Kommunikationsprozess im Vordergrund (S. 31–32). Interaktionsorientiertes Schreiben ist variabler als textorientiertes Schreiben, denn die vielen Ressourcen, die in der mündlichen Kommunikation das gegenseitige Verständnis sichern können, stehen (Prosodie, Gestik, Mimik) in der Schrift nicht zur Verfügung. Variation von Wortschreibungen dienen daher als Kontextualisierungshinweise, die Schreibenden ermöglichen, ihr interaktionales Schreiben situativ anzupassen. Variation dient hier also zum Ausdruck der kommunikativen Bedeutung. In Kap. 2.3 werden dann die verschiedenen Variationsmuster unter die Lupe genommen, die im interaktionsorientierten Schreiben wiederkehrend auftreten. Schreibungen bieten vielfältige Variationsmöglichkeiten, die dann aus soziolinguistischer Perspektive entsprechend ihrer kommunikativen und sozialen Bedeutung beschrieben werden. Die Typen skriptural-graphischer Variation, die also als Kontextualisierungshinweise in interaktionsorientierten Schreiben dienen, sind die folgenden: skriptural-systematische Variation (Alphabetschrift vs. logographische Schrift); schrifttechnische Variation (Handschrift vs.

Computerschrift); typographische Variation (Times New Roman vs. Comic Sans); graphematische Variation (*cool* vs. *kuhl*); orthographische Variation (*Phantasie* vs. *Fantasie*) (S. 35). In Kap. 2.4 wird der „Buchstabenvariation im digitalen Schreiben“ nachgegangen. Insbesondere werden zwei graphematische Formenbereiche fokussiert: die Variation von Graphemen und von Interpunktion (Kap. 2.5). In der digitalen Alltagsschriftlichkeit dienen diese als sehr häufige Kontextualisierungshinweise: Interaktionsorientiertes Schreiben tritt vor allem in informellen Beziehungskonstellationen auf, daher ist es möglich, dass die kodifizierte Orthographie oft missachtet werden kann, und der Spielraum für sozial akzeptierte Schreibvariation groß ist. Im Kapitel wird aber auch betont, dass die Vielfalt der Schreibvarianten nicht heißt, dass sich jede Variante gleichermaßen als Kontextualisierungsmittel eignet. Variationsbeschränkungen durch soziale Normierung seien nicht ganz aufgehoben (S. 36). Die Variation im Bereich der Zeichensetzung bzw. Interpunktion ist Thema des Kapitels 2.5. Die interaktive Funktionalisierung der Zeichen Punkt, Ausrufezeichen, Fragezeichen und Auslassungspunkte werden an dieser Stelle behandelt und durch viele Beispiele illustriert. Schließlich wird in Kapitel 2.6 die sprachdidaktische Relevanz der Schreibvariation, insbesondere der digitalen Schriftlichkeit besprochen. Es wird betont, dass die reflexive und produktive Behandlung der oben genannten graphischen Phänomene im Deutschunterricht wünschenswert wäre, denn dadurch könnte ein funktionales Verständnis der Standardschriftlichkeit hergeleitet und die defizit-orientierte Wahrnehmung von Orthographie überwunden werden. Durch ihre eigenen Messenger-Anwendungen und -Nachrichten könnte den Lernenden gezeigt werden, dass Schriftgebrauch kontextsensitiv veränderlich ist, d. h., dass die Faktoren Adressat, kommunikative Aktivität und Medium alle einen Einfluss auf die sprachlichen und daher die schriftlichen Angemessenheitsnormen ausüben (S. 55). Die in Kapitel 2.8 aufgeführten Aufgaben geben (werdenden) Lehrenden auch Ideen, wie Schreibvariation im Deutschunterricht auf reflexive und produktive Weise behandelt werden kann.

Im Anschluss wird grammatische Variation genauer betrachtet. Kapitel 3 soll zeigen, dass es nicht die einzige, richtige Grammatik des Deutschen gibt, da Grammatik auch dem Sprachwandel unterliegt, was zu parallel existierenden, mehr oder weniger akzeptierten grammatischen Formen, d. h. grammatischen Varianten führt. Grammatische Variation sei häufig funktional zu erklären. Da Sprachwandel, als dessen Konsequenz Variation zustande kommt, oft in der gesprochenen Sprache seinen Anfang nimmt, werden im Kapitel grammatische Variationsphänomene aus dem Spannungsfeld von geschriebener und gesprochener Sprache behandelt, wobei von den systematischen sprachlichen Teilbereichen der deutschen Grammatik (Flexionsmorphologie, Syntax) ausgegangen wird (S. 59). In der Vorbemerkung (Kap. 3.1) wird u. a. der Bedeutung von ‚Deutsch‘ nachgegangen, das gewöhnlich mit der Standardsprache gleichgestellt wird, wobei unter der Grammatik des Deutschen die Normen der Standardsprache verstanden werden. An dieser Stelle werden auch die Ursachen grammatischer Variation aufgelistet, wobei die traditionellen Dia-Ebenen des Deutschen als Grundlage gelten. Demnach kann aus diachroner Perspektive Sprachwandel, aus diatopischer Perspektive die dialektale Variation, aus diastratischer die Zugehörigkeit der Sprachbenutzer zu einer bestimmten Bildungs- und Sozialschicht Ursache sprachlicher Variation sein. Aus diaphasischer Perspektive kann von Alltagssprachlichen und fachsprachlichen Formen die Rede sein, aus diamedialer Perspektive kann die Variation in Bezug auf die gesprochene und die geschriebene Sprache thematisiert

werden. Außerdem kann auch die Sprachverwendung im Kontext digitaler, interaktiver Medien auch Gegenstand der Variationsforschung sein (S. 61). In Kapitel 3.2 werden die Kommunikationsbedingungen von gesprochener und geschriebener Sprache erläutert, und auch das Verhältnis dieser beiden Sprachvarietäten wird an dieser Stelle klar dargestellt. Das ist nicht unwesentlich, denn es ist zum einen davon auszugehen, dass Variation oft abhängig von diesen Bedingungen beschrieben werden kann, zum anderen liefern sie den Hintergrund, vor dem die Funktionalität der variierenden Formen gezeigt werden kann (S. 59). Kapitel 3.3 behandelt flexionsmorphologische Variation. Phonetische, dialektale und diachrone Einflüsse können alle als mögliche Gründe für diese Art Variation aufgezählt werden. Für diese werden Beispiele angeführt. Zunächst wird die Verbmorphologie unter die Lupe genommen (Kap. 3.3.1). Phänomene wie der Wandel von starken zu schwachen Verben, die Verwendung von *brauchen* mit Infinitiv ohne *zu* in verneinten oder einschränkenden Sätzen, die funktionale Neutralisierung von Perfekt und Präteritum werden als das Verb betreffende morphologische Variationsphänomene in einer für den Leser aufschlussreichen Weise dargestellt. Variationsphänomene in der Nominalmorphologie thematisiert das Kapitel ausführlich: In Kapitel 3.3.2 werden Phänomene wie die Verschiebungen in der Kasuswahl und der Kasusmarkierung besprochen, mit zahlreichen Beispielen illustriert und so dem Leser verständlich gemacht. Zuletzt wird die Variation im syntaktischen Bereich unter die Lupe genommen. Die Verbzweitstellung nach den Subjunktionen *weil*, *obwohl* und *während*, die Ausklammerung und Ausgliederung sowie ‚dichte Konstruktionen‘ werden dem Leser als relevante Phänomene in diesem Bereich angeführt. Auf die Verbzweitstellung nach den Subjunktionen *weil*, *obwohl* und *während* wird in Kap. 3.7 aus didaktischer Perspektive Bezug genommen. In Kapitel 3.5 wird dann noch einmal auf grammatische Variation als ein an der Schnittstelle von gesprochener und geschriebener Sprache lokalisierbares Phänomen eingegangen. Es wird betont, dass grammatische Variation als Abweichung von standardgrammatischen Formen ihren Ursprung in der gesprochenen Sprache hat, da diese als weniger normierte Ausprägung der Sprache über eine höhere Variabilität verfügt. Die Übernahme gesprochensprachlicher Merkmale in die Schriftlichkeit sei aber dahingehend notwendig, dass ohne einen solchen Nachvollzug Schriftsprache und gesprochene Sprache sich immer weiter auseinanderentwickeln würden, was schließlich zu einer Diglossie führen könnte (S. 77). Das didaktische Potential grammatischer Variation wird in Kap. 3.6 einleuchtend beschrieben. Der Deutschunterricht sollte Lernenden erkennen helfen, „dass es nicht die eine homogene Grammatik des Deutschen gibt, sondern verschiedene Normengeltungsbereiche, insb. des Gesprochenen vs. Geschriebenen – und dass es demnach auch alles andere als eindeutig ist, was ein Grammatikfehler ist (vgl. Hennig 2012).“ (S. 77) DaF-Lernenden können grammatische Varianten zudem einen Einblick in die Sprachrealität geben und sie zunächst rezeptiv auf reale Gespräche mit Deutschsprachigen vorbereiten. In Kap. 3.7 wird dann der bereits angekündigte Vorschlag zur Didaktisierung der *weil*-Verbzweitsätze (*Ich konnte nicht kommen, weil ich war krank.*) ausgeführt. Form und Funktion dieser grammatischen Variante werden dem Leser klar erklärt: Demnach seien *weil*-Verbzweitsätze und *weil*-Verbletztsätze semantisch nicht synonym und damit nicht beliebig austauschbar und nicht als grammatisch falsch vs. richtig interpretierbar (S. 81). *Weil*-Verbzweitsätze bezeichnen „eine Begründung für die Schlussfolgerung bzw. Annahme des Sprechers, warum er glaubt, der im Hauptsatz erwähnte Sachverhalt sei wahr (epistemische Begründung: *Moritz hat sich ein Bein gebrochen, weil er trägt einen*

Gips.)“ (S. 81). Allerdings tun sie dies in angemessener Form nur im Normbereich der Mündlichkeit. In dieser Funktion ähneln sie *denn*-Sätzen, die auch eine solche epistemische Begründung ausdrücken. Durch die Bewusstmachung dieser semantischen Funktion der *weil*-Verbzweitsätze können Lernende u. a. befähigt werden, ihren eigenen Sprachgebrauch zu reflektieren sowie mit Hilfe von angemessenen Argumenten öffentliche Sprachkritik zurückzuweisen und zu widerlegen (S. 81). Das Kapitel wird mit einer Reihe praktischer Aufgaben und mit einer kurzen Liste weiterführender Literatur abgerundet.

Kapitel 4 trägt den Titel „Variation und kommunikative Stile: am Beispiel von Ethnolekten“. In diesem Teil des Bandes werden weitgehend pragmatische, soziolinguistische und soziostilistische Fragen der Variation untersucht. Der Begriff der kommunikativen Stile wird zunächst erläutert. Diese werden als Mittel der Bildung sozialer Identität aufgefasst. Stilistische Merkmale der Kommunikation werden als Kontextualisierungshinweise dargestellt, d. h., dass sprachliche Interaktion eine kommunikative Situation nicht nur interpretiert, sondern auch gestaltet. Kommunikative Stile basieren auf sprachlicher Variation, durch die soziale Realität nicht nur reflektiert, sondern auch produziert wird (S. 86). Kapitel 4.2 behandelt den Zusammenhang von Variation mit Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit(en). Es wird zunächst zwischen innerer und äußerer Mehrsprachigkeit differenziert, die zusammen die individuelle Mehrsprachigkeit, also das individuelle Sprachrepertoire eines Sprachbenutzers bilden. Unter gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit verstehe man „die Existenz verschiedener Einzelsprachen innerhalb eines sozialen, politischen oder geographischen Gebildes, wobei die verschiedenen Sprachen keinen offiziellen Status (etwa als Amtssprache) haben müssen.“ (S. 88) Dieses Themenfeld wird dann in den folgenden Kapiteln (4.3 und 4.4) anhand der Sprachkontakthänomene Gastarbeiterdeutsch und ethnolektaler Sprechweisen veranschaulicht. Was man unter Gastarbeiterdeutsch versteht, wird im Kapitel ausführlich dargestellt, wobei auch Begriffe wie Pidginisierung und Fossilierung dem Leser klargemacht werden. Ethnolekte, die in dem vorliegenden Band „als kommunikative Stile mit sozialsymbolischem Potenzial zur Selbstpositionierung“ (S. 86) aufgefasst werden, werden in der Soziolinguistik als „die speziellen Sprachgebrauchsweisen der zweiten und folgender, zunächst v. a. türkischsprachiger, Generationen“ (S. 93) definiert. Als Aufgabe stellt sich die Ermittlung der Interferenzen zwischen dem Türkischen und dem Deutschen. Im Kapitel werden die Formen und Funktionen ethnolektaler Sprechweisen beschrieben und gezeigt, wie aus einem Ethnolekt durch den Prozess der De-Ethnisierung ein Soziolekt wird. Die für Ethnolekte typische Erscheinungen, Code-Switching und Code-Mixing werden an dieser Stelle auch erläutert. Ethnolekte, die gesellschaftlich in der breiten und medialen Öffentlichkeit als stigmatisiert und defizitär (gegenüber der deutschen Standardsprache) gelten (S. 96),³ werden im vorliegenden Band nicht als Belege für mangelnde Sprachkompetenz im Deutschen angesehen, sondern als gezielt eingesetzte Varietäten mit folgenden Hauptfunktionen: Selbst-Stilisierung, Jugendsprache, Gruppenstabilisierung, Gruppenabgrenzung, Scherzhaftigkeit, die Nutzung in Aussagen, wo man nicht die ‚eigene Stimme‘ verwenden will (derbe Witze, Anzüglichkeiten) (S. 100–101). Ethnolektale Formen seien als kommunikativer sozialer Stil aufzufassen, die die multiple Sprecheridentität der Migrantinnen und Migrantinnen der zweiten und dritten Generation auszudrücken vermag. Im Kapitel „Vorschlag

³ Siehe dazu auch Wiese (2012).

einer Didaktisierung“ (4.5) werden Lesern drei Möglichkeiten aufgeführt, die die stilistische Wirkung von ethnolektalen Sprechweisen nach innen (Zusammenhalt in der Gruppe) wie nach außen (Sprachverfall-Diskussion in den Medien) verdeutlichen helfen (S. 105). Diese wären das Kennenlernen authentischer (formaler und funktionaler) Merkmale von Ethnolekten (4.5.1), die Analyse der Inszeniertheit des Ethnolekts im Film „Fack Ju Göhte“ (4.5.2) beziehungsweise die Analyse von journalistischen und Lehrmaterialien (4.5.3). Im Abschluss des Kapitels 4 findet man einige Aufgaben und wiederum eine kürzere Liste weiterführender Literatur.

Wie oben bereits angedeutet, nimmt das abschließende Kapitel des Bandes (Kap. 5) eine Metaperspektive auf die im Buch behandelten Themengebiete ein. Das Kapitel trägt den Titel „Variation und Sprachideologie“ und behandelt Konzepte, mit deren Hilfe man untersuchen kann, wie sprachliche Variation in der Gesellschaft reflektiert wird, d. h. wie sprachlichen Formen soziale Bewertungen zugeschrieben werden (S. 25). Da Sprachideologien im Band als Ausdruck bestehender gesellschaftlicher Machtverhältnisse betrachtet werden, wird ihnen aus einer dezidiert kritischen Perspektive auf den Grund gegangen. In Kapitel 5.1 unter dem Titel „Gesellschaftliche Reflexionen über Sprache und Sprachgebrauch“ wird der Begriff der Sprachideologie erklärt sowie auch Konzepte wie soziale Indexikalität u. a., mit deren Hilfe man Sprachideologien als linguistische Forschungsgegenstände untersuchen kann. Die Nationalsprachenideologie, die im globalen Norden beobachtet werden kann, sprachideologische Debatten sowie die kritische Soziolinguistik, deren Aufgabe es ist, Ungleichheiten und sprachliche Diskriminierung aufzudecken, um eine gerechtere Gesellschaft zu schaffen, werden im Kapitel alle thematisiert. Kapitel 5.2 widmet sich der Standardsprachideologie. Darunter wird eine sprachideologische Vorstellung verstanden, die in der Sprachwirklichkeit in keiner Weise reflektiert wird. Durch die Standardsprachideologie entstehe auch die Dichotomie ‚richtig vs. falsch‘ in Bezug auf den Sprachgebrauch, die nach der Konzeption des vorliegenden Buches befremdlich wirkt, denn natürliche Sprachen weisen alle Variationsphänomene im Sprachgebrauch auf, die sich als wichtige kommunikative Ressource erweisen (S. 118). In diesem Kontext wird auch der Begriff Linguizismus thematisiert, unter dem die Diskriminierung sprachlich definierter Gruppen verstanden werden kann (S. 120). Das Kapitel 5.3 diskutiert die Methoden der Sprachideologieforschung. Zunächst werden die diskursanalytischen Ansätze genauer betrachtet. Dabei wird auf den Begriff der sozialen Registrierung Bezug genommen, die den Prozess der Aufladung sprachlicher Formen mit sozialer Bedeutung bezeichnet (S. 122). Diskursanalytische Ansätze haben das Ziel, den Prozess dieser Registrierung aufzudecken „und zu erklären, mit welchen kommunikativen Verfahren die Zugehörigkeit einer Form zu spezifischen sozialen Werten vorausgesetzt, erklärt, argumentiert und bewertet wird“ (S. 122). Es wird schließlich betont, dass soziale Registrierung durchaus nicht nur durch explizite metapragmatische Zuschreibungen ablaufen kann, sondern oft implizit in sprachliches Handeln und in dessen Repräsentation eingeschrieben ist. Das sind implizite Sprachideologien (S. 125). Als Zweites wird die interaktionsanalytische Perspektive in der Sprachideologieforschung behandelt. Das Modell der metapragmatischen Positionierung von Spitzmüller (2013) wird im Kapitel dargestellt und erklärt, in dem u. a. die Bezüge des Sprachgebrauchs beziehungsweise einer Sprachform zu Personentypen und Verhaltenstypen dargestellt werden. Es wird dafür argumentiert, dass zwischen Interaktionen und gesellschaftlich geteilten Ideologien das Verhältnis durch

komplexe Bezüge gekennzeichnet werden kann (S. 129). Im Abschluss des Kapitels 5 wird die Rolle von Sprachideologien für den schulischen Unterricht diskutiert. Schule spiele als zentraler Ort sprachlicher Sozialisation für die gesellschaftliche Verbreitung von Sprachideologien eine wesentliche Rolle (S. 129). Insbesondere der schulische Schriftspracherwerb trägt zur Verbreitung der Standardsprachideologie bei, indem durch ihn die Dichotomie ‚richtig vs. falsch‘ geschaffen und aufrechterhalten wird. Die standardsprachideologischen Konzeptualisierungen in Schulbüchern sowie die Situation mehrsprachiger Klassenzimmer unter dem sprachideologischen Einfluss der Monolingualismus werden im Kapitel kritisch diskutiert. Dabei kommen u. a. folgende Themen auf: Dialektgebrauch als Kommunikationsbarriere, Stigmatisierung, der monolinguale Habitus der multilingualen Schule, Gesamtsprachigkeit, Mehrsprachigkeit als Ressource und die sprachideologische Hierarchisierung von Einzelsprachen. Anschließend kommt es zu einer Zusammenfassung der Inhalte (Kap. 5.5). Die Aufgaben und die weiterführende Literatur am Ende des Kapitels fehlen auch diesmal nicht.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Fokus des Buches „Sprachliche Variation“ auf der Variabilität des Sprechens und Schreibens liegt. Durch ausgewählte Variationsphänomene wird gezeigt, dass der Gebrauch von Sprachvarianten in konkreten Kommunikationsereignissen immer eine bestimmte Funktion übernimmt und vor allem soziale Bedeutung trägt. Zudem konnte im Buch dem Leser die Relevanz von ausgewählten Variationsphänomenen für den schulischen Sprachunterricht durchaus vermittelt werden. Themen wie Orthographie, Grammatik und Sprachreflexion, bei denen es einen direkten Bezug auf die sprachdidaktische Praxis in der Schule gibt, wurden ausführlich und erhellend besprochen, wobei auch die in den einzelnen Kapiteln ausgeführten Unterrichtsideen angehenden und praktizierenden Lehrenden eine große Hilfe bei der Didaktisierung der obigen curricularen Kernbereiche bedeuten können. Das Buch ist demnach mit großem Gewinn zu lesen für alle, die an der Relevanz soziolinguistischer Forschung für die Sprachdidaktik in der Schule interessiert sind. Die Struktur des Buches ist klar und übersichtlich, auch weil alle Kapitel fast die gleiche Struktur aufweisen. Mit der Ausnahme, dass eine Zusammenfassung des Gesagten nur in den Kapiteln 2 und 5 existiert, wobei es in allen Kapiteln angebracht wäre, das Verständnis, Organisieren und Studium der behandelten Themen resümierend darzustellen. Zu loben sind die sehr vielen Beispiele und die zahlreichen Literaturhinweise, die auf den anvisierten Leserkreis abgestimmt sind. Alles in allem lässt sich sagen, dass der Fokus der Autoren auf die Schule und konkreter auf den Sprachunterricht, als zentralen Ort sprachlicher Sozialisation, bei der Behandlung eines soziolinguistischen Themas wie die Sprachvariation den Band zu einem wichtigen und wertvollen Hilfsmittel für (angehende) Lehrkräfte macht.

Literatur

Hennig, Mathilde (2012): Was ist ein Grammatikfehler. In: Günthner, Susanne et al. (Hg.): Kommunikation und Öffentlichkeit: Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin, New York: de Gruyter, S. 121–148. <https://www.uni-giessen.de/de/fbz/fb05/germanistik/absprache/sprachtheorie/dateien/texte-hennig/grammatikfehler/view> (letzter Zugriff: 18.06.2024).

<https://doi.org/10.1515/9783110289916.121>.

Linke, Angelike, Nussbaumer, Markus & Portmann, Paul R. (1991): Studienbuch Linguistik. Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germanistische Linguistik 121 Kollegbuch).

Neuland, Eva (1976): Sozioökonomische Differenzen im Sprachverhalten von Vorschulkindern. In: Deutsche Sprache 1, S. 51–72.

Spitzmüller, Jürgen (2013): Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung. Zur diskursiven Konstruktion sprachideologischer Positionen. In: Zeitschrift für Diskursforschung 3, S. 263–287.

Wiese, Heike (2012): Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht. München: C. H. Beck.
<https://doi.org/10.17104/9783406630354>.

György Scheibl:
Akten Genus. Studien über das Genussystem des Deutschen
im typologischen Vergleich
Szeged: SZTE JGYFK, 2025, 188 S.

Gábor Nagy 

Universität Szeged
nagy.gabor.akos2@gmail.com

Die Monografie von György Scheibl ist eine umfassende und ausführliche linguistische Untersuchung, die Zugang zu dem vielschichtigen und vielfältigen Thema Genus bietet. Genus ist eine „unendlich faszinierende Kategorie“ (S. 145), zitiert der Autor nach Corbett, was sein Werk auch zweifellos bestätigt. Der Titel des Bandes – „Akten Genus“ – verweist auf das Anliegen des Werks: das Genussystem des Deutschen zu dokumentieren. Die Arbeit besteht aus vier Kapiteln (mit den Titeln „Akten G1–G4“), die sich mit verschiedenen Aspekten des Themas befassen. Wie der Titel des ersten Kapitels bereits andeutet, wird in „Akte G1: Grundlagen“ das Thema im Allgemeinen eingeführt bzw. die Zielsetzungen und Methodologie des Autors vorgestellt. „Akte G2: Das Balance-Modell“ ist eine theoretische Annäherung auf der Basis aktueller Genustheorien, die sich mit drei Genusprinzipien und zwei zentralen Eigenschaften des Genus beschäftigt. Das nachfolgende Kapitel „Akte G3: Gen_us. Genderung im Deutschen aus genustypologischer Perspektive“ beschreibt gegenderte Formen deutscher Nomina genustypologisch und analysiert ihre morphologische Vielfalt im Deutschen, und kommt zu dem Ergebnis, dass im Deutschen ein viertes Genus differenzierbar ist. Das letzte Kapitel „Akte G4: Ob, Jenissei und Lena. Sibiriens Flüsse und ihr Genus. Was zählt dabei: Mündung oder Endung?“ erörtert die semantischen Genuszuweisungsregeln von unbelebten Nomina im Deutschen und typologisch. Die Monografie ist um ein einziges morphologisches Merkmal des Nomens, das Genus zentriert, und passt damit in die Reihe früherer linguistischer Untersuchungen des Autors über (nominale) Flexionskategorien wie Numerus in Scheibl (2006a), Genus Verbi in Scheibl (2006b) oder Genus und Numerus in Scheibl (2010).

Selbst das Vorwort verdient eine besondere Beachtung. Mit Agatha Christies berühmtem Detektiv Hercule Poirot und dessen Sekretärin Miss Lemon zieht der Autor eine humorvolle Analogie zwischen Kriminalermittlung und Genusforschung. Poirots Spruch „Kein Delikt – keine Akte“ (S. 7) wird mit „Keine Kongruenz – keine Genusakte“ (ebd.) in einen linguistischen Kontext übertragen: Genus lässt sich nur durch Kongruenz erfassen.

In Kapitel 1 wird die wissenschaftliche Relevanz des Themas begründet. Genusforschung hat eine lange Tradition. Trotzdem ist und bleibt es ein rätselhaftes sprachliches Phänomen, das Sprachwissenschaftler schon seit über 2000 Jahren beschäftigt. Man sucht Antworten auf die

Komplexität des Genus, und je mehr man versteht, desto mehr Unbeantwortetes bleibt übrig, was das Thema noch spannender macht. Über den systemlinguistischen Rahmen hinaus hat Genus im Zusammenhang mit der geschlechtergerechten Sprachverwendung im Deutschen auch soziopragmatische Relevanz. Terminologisch wird Ersterer bei Scheibl mit „Genderung“ vom soziopragmatischen „Gendern“ differenziert.

Nach der Begründung der Themenwahl wird Genus definiert. Dazu werden Genusuniversalien bzw. Axiome, Genusprinzipien und Genusregeln vorgestellt, die das Genus aus verschiedenen Blickwinkeln explizieren. Die zentrale Theorie der Arbeit ist dabei die Kanonische Genustypologie, deren Methodologie in vier Schritten vorgestellt wird. Der erste Schritt ist die Definierung des linguistischen Phänomens und die Erstellung einer Basis. Diesem folgt die Bildung von Parametern und Kriterien, anhand deren im nächsten Schritt das kanonische Genus, „ein logisch definiertes Ideal“ (S. 23) ermittelt wird, an dem reale Erscheinungen der Genussysteme messbar sind. Dementsprechend lassen sich nicht-kanonische Realisierungen des Genus skalar anordnen.

Das rein genustheoretisch angelegte Kapitel 2 stellt zwei zentrale Eigenschaften des Genus vor: Dislokation und Nicht-Ökonomie. Dislokation bedeutet, dass Genus – ein inhärentes Merkmal des Nomens – an Konstituenten extern (mit)markiert wird. Diese externe formale Markierung geht mit einem morphologischen Aufwand einher und führt zur Nicht-Ökonomie eines Genussystems. Als Grundlage dieses Kapitels dienen Genusprinzipien der Kanonischen Typologie wie Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz. Eindeutigkeit heißt, dass Genusmerkmale weder miteinander noch mit anderen morphosyntaktischen Merkmalen formale Übereinstimmung zeigen. Redundanz bezeichnet, dass die Genuskongruenz eher wiederholt als informativ ist. Transparenz dient zur Messung der Komplexität (wie z. B. Nicht-Ökonomie) eines Genussystems, sie wird also gewöhnlich als Komplexitätsfaktor des Genus betrachtet. Scheibl erkennt Transparenz aber als selbstständiges und mit Eindeutigkeit und Redundanz gleichwertiges Genusprinzip an, und schlägt ein „Balance-Modell“ vor, das einerseits die Transparenz-Problematik beseitigt, andererseits zeigt, dass die drei Genusprinzipien mit sprachlicher Ökonomie in Balance stehen – durch die Erhöhung der Nicht-Ökonomie eines Genussystems wird das Genus kanonischer. Auf der anderen Seite gilt auch: Je mehr die Genusprinzipien reduziert werden (Genus-Reduktion), desto ökonomischer wird das Genussystem, was dann zu einem Genuskollaps (also Anti-Kanon) führt. Als Beispiel für diese Genus-Reduktion wird das Englische gebracht, das sein nominales Genussystem vollständig abgebaut hat und nur über ein pronominales Genus verfügt.

Akte 3 beschäftigt sich mit der typologischen Beschreibung gegenderter Formen deutscher Nomina und veranschaulicht, wie sie formal realisiert werden. Diese formale Realisierung wird Genderung genannt (im Gegensatz zum Gendern, das primär kein morphologischer Begriff ist). Sieben Typen der Genderung werden vorgestellt und rein deskriptiv beschrieben – mit völliger Ausklammerung der soziopragmatischen Aspekte des Genderns. Es geht um folgende sieben Typen der Genderung im Deutschen: generisches Maskulinum („der Lehrer“), generisches Femininum („die Lehrerin“), Binnen-I-Form („die LehrerIn“), generisches Neutrum („das Lehry“), Gender-Gap/Sternchen-Form („der*die Lehrer*in“), -x-Form („dix Lehrx“) und Hegerische Form („dier Lehrer*/dier Lehrer_in“).

Genderung bzw. die gegenderten Formen lassen sich (im Gegensatz zur erwähnten Genus-Reduktion) als synchrone Genus-Expansion auffassen: Neben den vorhandenen drei Genera etabliert sich mit Formen wie ‚Lehrer*in‘ oder ‚Lehrx‘ ein jeweils viertes Genus. Dies folgt daraus, dass Genera einer Genussprache nur anhand der Kongruenzklassen der Nomina ermittelt und unterschieden werden können (vgl. die verschiedene Genuskongruenz des bestimmten Artikels bei den folgenden NP: ‚der Lehrer‘, ‚die Lehrerin‘, ‚das Lehry‘, ‚der*die Lehrer*in‘). Somit werden die drei traditionellen Genusklassen unter dem Namen „Gen_us“ um eine vierte erweitert.

Das Thema von Kapitel 4 sind die semantischen Genuszuweisungsregeln von unbelebten Nomina (wie z. B. Flussnamen) im Deutschen. Die Frage wird erörtert, ob Nomina, die denselben semantischen Genuszuweisungsregeln unterworfen sind, auch auf dasselbe Genusmerkmal abgebildet werden. Diese Genuszuweisungsregeln werden crazy Regeln genannt: Solche Regeln sind z. B. „die Namen der Zahlen sind feminin“ (S. 156) oder „Namen von Käsesorten sind maskulin“ (ebd.). Das Kapitel thematisiert über 30 crazy Regeln mit zahlreichen Beispielen im Deutschen und im Sprachenvergleich. Dieses Kapitel befasst sich auch mit der Frage, welche crazy Regeln für eine formale Definition als plausibel und welche als weniger überzeugend erscheinen, wobei die dafür maßgeblichen Parameter ebenfalls festgelegt werden. Abschließend wird die Relevanz dieser Regeln für andere linguistische Bereiche thematisiert, z. B. im Hinblick auf ihren möglichen didaktischen Nutzen im Fremdsprachenunterricht.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Arbeit eine sprachwissenschaftlich relevante und gleichzeitig umfassende Untersuchung des Genussystems des Deutschen darstellt. Die Einbeziehung einer Vielzahl von Vergleichssprachen zeugt von den umfangreichen Sprachkenntnissen und dem Fachwissen des Autors. Durch ihre Sprachkontrastierungen wird ein faszinierender Einblick in die Eigenartigkeiten anderer Genussprachen geboten. Die im Vorwort formulierte Hoffnung des Autors, zeigen zu können, dass Genus trotz seiner scheinbar einfachen Beschreibbarkeit an der Oberfläche unzählige facettenreiche Merkmale und widersprüchliche Charakteristika birgt, wurde definitiv erfüllt.

Literatur

- Scheibl, György (2006a): Zwei Senatoren bestechen drei Vestalinnen. Nominalphrasen mit Numeralien und die referenziell-strukturelle Ambiguität im Deutschen (= *Philosophiae doctores* 51). Budapest: Akadémiai Kiadó. <https://doktori.bibl.u-szeged.hu/id/eprint/303/>.
- Scheibl, György (2006b): Aktiv, Passiv und Antipassiv. Argumentale Reorganisation im Deutschen. In: *Deutsche Sprache* 4, S. 354–382. <https://doi.org/10.37307/j.1868-775X.2006.04.05>.
- Scheibl, György (2010): Gemenus. Eine kategorien-komparative Studie des deutschen Genus- und Numerussystems. In: *Deutsche Sprache* 3, S. 234–256. <https://doi.org/10.37307/j.1868-775X.2010.03.04>.

Jahresberichte der Institute und
Doktorandenprogramme
2024

Eötvös-Loránd-Universität Budapest

Germanistisches Institut

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

Konferenzen/Symposien

4–7.09.2024

„Interdisziplinarität in der vergleichenden Diskursanalyse – Chancen und Grenzen“. Netzwerktreffen des *network comparative discourse studies*.

Ort: Eötvös-Loránd-Universität Budapest.

Veranstalterin: Dr. Roberta Rada (ELTE).

05–07.09.2024

„Quo vadis vergleichende Diskurslinguistik? Bestandsaufnahmen, Synergien, Tendenzen“. Internationale Tagung des Germanistischen Instituts der Eötvös-Loránd-Universität Budapest und des *network comparative discourse studies* (comparative-discourse-studies.net).

Ort: Eötvös Loránd Universität Budapest.

VeranstalterInnen: Dr. Roberta Rada (ELTE), Dr. Attila Péteri (ELTE).

04–05.10.2024

LexikoNet 4. Tagung und Netzwerktreffen großlandschaftlicher Dialektwörterbücher und Sprachinselwörterbücher des Deutschen.

VeranstalterInnen: Dr. Márta Müller, Dr. Ágnes Huber, Illés Nagy.

Forschungsprojekte

COST Action CA22115 „A Multilingual Repository of Phraseme Constructions in Central and Eastern European Languages (PhraConRep)“. <https://www.cost.eu/actions/CA22115/>

Förderung: COST, EU.

Dauer: 2023–2027.

Projektteilnehmende: Dr. Roberta Rada, deputy leader of WG 1 *Theory and Typology*, Dr. Katalin Gyuricza, Working Group 4.

„Interdisziplinarität in der vergleichenden Diskursanalyse“.

Förderung: DAAD, Projekt-ID: 30001363.

Dauer: 12.03.2024–07.11.2024.

Projektleiterin: Dr. Roberta Rada.

Thematische lexikografische Bearbeitung der deutschen Dialekte in Ungarn. OTKA-Projekt Nr. 142914, 2022–2026.

Projektleiterin: Márta Müller.

TeilnehmerInnen: Elisabeth Knipf-Komlósi, Éva Márkus, Gábor Kerekes, Ágnes Huber, Péter Kappel, Krisztina Kemény-Gombkötő.

„Wortverbundanalyse als Mittel zur Ermittlung der Diskursbedeutung semantisch unterspezifizierter Konzepte in deutschen und ungarischen Mediendiskursen“. PPP-Projekt („Projektbezogener Personalaustausch“) mit gemeinsamer Finanzierung des DAAD und der Tempus-Stiftung. Projektnummer: DAAD-2024-2025-000007.

Projektleiter: Dr. Attila Péteri (Budapest) und Dr. Matthias Attig (Vechta).

„Zum medialen Corona-Diskurs. Linguistische Annäherungen im interkulturellen Kontext mit Schwerpunkt Österreich-Ungarn“.

Förderung: AÖU, Projektnummer 117öu2.

Dauer: 01.07.2024 – 30.06.2025.

Projektpartnerinnen: Dr. Roberta Rada (ELTE), Dr. Katharina Zipser (Universität Innsbruck).

Personalia

Forschungsaufenthalte

Roberta Rada:

03–07.06.2024: Univerza Maribor, Oddelek za germanistiko (ERASMUS).

Roberta Rada:

08–10.03.2024: Martin-Luther-Universität, Halle-Wittenberg (EU, COST; CA22115 „PHRACONREP“).

Gastvorträge

07.11.2024

Roberta Rada: „Österreich ist unser Labor“ – eine Metapher im ungarischen und österreichischen Mediendiskurs über Corona. Sommerkolleg ELTE – FH Burgenland,

05.06.2024

Roberta Rada: „Österreich ist unser Labor“ – Die Instrumentalisierung einer Metapher im ungarischen und österreichischen Mediendiskurs über die Corona-Pandemie. Universität Maribor.

Konferenzteilnahmen

08–09.03.2024

Roberta Rada: „Some Thoughts on the PhraCons from a Hungarian Perspective“.

COST ACTION CA22115 PHRACONREP WORKSHOP/WG1-MEETING „ENHANCING THE THEORY OF PHRASEME CONSTRUCTIONS: DEFINITION, CLASSIFICATION, ANALYSIS“. Martin-Luther-Universität, Halle-Wittenberg.

18–21.09.2024

Roberta Rada: „Der soll sich um sein eigenes Land kümmern“ – Kommentare im österreichischen und ungarischen Diskurs über die Corona-Pandemie“.

VERBINDUNGEN – NETZWERKE – SYNERGIEN. 7. Kongress des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes. Technische Universität für Bauwesen (UTCB), Bukarest.

Sonstiges

Gastvorträge und diverse Programme

23.04.2024

Zsófia Babai (ÖU): Zweitsprachenerwerb in der frühen Kindheit. Organisation: Márta Müller. Gastvortrag.

09.04.2024

Diana Bari (Euroexam International): Sprachmanagement, Handlungskompetenz, Sprachprüfungen. Organisation: Márta Müller. Gastvortrag.

10.04.2024

Rundtischgespräch über Karrierewege von GermanistInnen.

<https://germanisztika.elte.hu/content/karrier-kor-beszelgetes-volt-germanistakkal-a-nemet-szakrol-es-karrier-lehetosegekrol.t.39215>.

Teilnehmende: Béla Stipich, Rita Nagy, Károly Szabó, Illés Nagy (ELTE), eingeladene Gäste, Studierende. Organisation und Moderation: Ágnes Huber. Ort: ELTE BTK Germanistisches Institut.

16.04.2024

Katalin Deé-Kovács (Audi Hungaria School): Zur Mehrsprachigkeit im Deutschunterricht an diversen Schultypen in Ungarn. Organisation: Márta Müller. Gastvortrag.

24.09.2024

Nicole Weidinger (LMU): Gestik und Fremd-/Zweitsprachenerwerb. Organisation: Márta Müller. Gastvortrag.

14.05.2024

Prof. Dr. Sandra Reimann (Oulu/Regensburg): Werbekommunikation in deutschen und finnischen Medien. Ein Vergleich. Online-Vortrag, Dr. Attila Péteri .

19.11.2024

Firmenbesichtigung bei BP Hungary.

<https://www.btk.elte.hu/content/a-bp-nel-jartak-hallgatoink.t.9633>.

Ort: BP Budapest (1133 Budapest, Árbóc Str. 1–3).

Teilnehmende: Ágnes Huber, Krisztina Varga, Studierenden der Spezialisierung „Deutsch im Beruf“. Organisation: Ágnes Huber, Krisztina Varga.

13.12.2024

Koordinationstreffen und Workshop des CEEPUS-Projektnetzwerkes „German as a Foreign Language in Central and Eastern Europe: New Perspectives of Teacher Training“.

Ort: Goethe Institut Budapest (1092 Budapest, Ráday Str. 58).

Teilnehmende: Márta Müller, Ágnes Huber.

Periodika

„FILOGI“: Online-Zeitschrift des Germanistischen Instituts: <https://ojs.elte.hu/filogi>.

Doktorandenkolleg

Promotionskolleg Sprachwissenschaft (ELTE)

<https://www.btk.elte.hu/doktisk/nyelv>.

Doktorandenkolleg germanistische Linguistik

Leiterin: Prof. Dr Knipf Erzsébet.

Laufende Dissertationsprojekte

Bálint Izsák: Spracheinstellungen bei Deutschlernenden in zwei Sprachregionen in Ungarn

Betreuerin: Prof. Dr. Erzsébet Knipf.

Gabriella Sós: „Wenn er mein Schwäbisch nicht verstand, musste ich mein Deutsch benutzen“. Interdisziplinäre Untersuchungen zur Pflegemigration ungarndeutscher Frauen aus Südungarn in den deutschen Sprachraum.

Betreuerin: Dr. habil. Mária Erb.

Luca Fehérvári: Die Diskurspartikel *há* im Deutschen.

Betreuer: Dr. Attila Péteri.

Péter Káli: „Skandalkonstruktionen“ im Deutschen. Eine syntaktische Untersuchung im Rahmen der Optimalitätstheorie.

Betreuer: Dr. Attila Péteri.

Viktória Nagy: Analyse der sprachlichen Kompetenzmessungen aus der Perspektive der deutschen Nationalitätenschulen in Ungarn.

Betreuerin: Dr. habil. Márta Müller.

Öffentliche Disputation

Szimonetta Waldhauser: Sprach- und Sprechereinstellungen von Ungarndeutschen. Eine empirische Untersuchung im Ungarischen Mittelgebirge.

Absolutorium erlangt: Kitti Hauber.

Komplexe Prüfung abgelegt: Illés Nagy.

Laufende Dissertationsprojekte: Viktória Nagy, Réka Miskei-Szabó, Lili Hargitai

Betreuerin: Dr. habil. Müller Márta.

Verteidigte Dissertationen

Ádám Kovács-Gombos: Fachsprache des Mountainbike-Sports anhand ausgewählter Presseprodukte.

Betreuerin: Dr. habil Roberta Rada.

Szimonetta Waldhauser: Sprach- und Sprechereinstellungen von Ungarndeutschen. Eine empirische Untersuchung im Ungarischen Mittelgebirge.

Betreuerin: Dr. habil. Márta Müller.

Lehrstuhl für deutsche Literatur und Kultur

Konferenzen/Symposien

23.02.2024

Methoden der Literaturwissenschaft. Nachwuchsworkshop.

Organisatorin: Dr. Amália Kerekes

05–15.11.2024

Kulturwoche des Germanistischen Instituts.

Forschungsprojekte

András F. Balogh: Literarische Kartographierung Südosteuropas.

Personalia

Prof. dr. Magdolna Orosz trat in den Ruhestand, hält aber als Emerita weiterhin Stunden an der ELTE.

Gastvorträge

20.03. 024

Dr. Jan Capek: Das Erbe des Kolonialismus und Imperialismus in der deutschen Gesellschaft.

25.09.2024

Dr. Nicole Weidinger: Schulwesen in Bayern.

Laufende Dissertationsprojekte

Kende Varga: Politische Lyrik in der rumäniendeutschen Literatur.

Betreuer: Dr. András F. Balogh; Dr. Imre Kurdi.

Ida Fábíán: Erzählte Erinnerungen in Werken deutschschreibender jüdischer Autorinnen aus Osteuropa.

Betreuer: Dr. Péter Varga.

Zoltán Mikó: Deutsch-ungarische literarische Beziehungen im 17. Jahrhundert am Beispiel von Johann Gorgias.

Betreuer: Dr. András F. Balogh.

Angela Korb: Der Sonntagszeitung aus Pest-Ofen und ihr Redakteur Levitschnigg.

Betreuerin: Dr. Amalia Kerekes.

Nora Radics: Ilma Rakusa.

Betreuer: Dr. András F. Balogh.

Sonstiges

11.2024

Studienreise der Studenten nach Bad Kissingen.

04.2024

Erasmus BIP-Seminar in München mit Teilnahme der Studierenden der ELTE über die Heimatbegriffe. Gastgeber: Katholische Stiftungshochschule München.

Organisator: Prof. Dr. Michael Spieker, Dr. András F. Balogh.

Konferenzteilnahmen

05.06.2024

András Balogh F.: A nemzetközi programkínálat fejlesztése a germanisztikában. Stipendium Hungaricum 10 Konferencia: A Stipendium Hungaricum Program hatása a változó felsőoktatási tanulási környezetre. Honlap: <https://tka.hu/rendezveny/18143/stipendium-hungaricum-10-konferencia-a-stipendium-hungaricum-program-hatasa-a-valtozo-felsooktatasi-tanulasi-kornyezetre>.

Ungarndeutsches Forschungszentrum

Personalia

Gábor Kerekes zum Leiter des Ungarndeutschen Forschungszentrums gewählt.

Sonstiges

Gastvorträge und diverse Programme

04.03.2024

Wettbewerb Deutsch als Minderheitensprache, Literatur und Kultur (für Sekundarstufe 2.). Schriftliche Prüfung, mündliche Endrunde. Budapest, Haus der Ungarndeutschen.

TeilnehmerInnen: Elisabeth Knipf-Komlósi, Gábor Kerekes, Ágnes Huber, Márta Müller.

11–12.04.2024

Feldforschung und Workshop: individuelle und institutionelle Zweisprachigkeit an der Westgrenze. Ödenburg/Budapest.

Organisation und Leitung: Ágnes Huber, Márta Müller.

29.05.2024

Workshop und Praxisaustausch über schulpraktische Übungen im Bereich Deutsch als Minderheitensprache und Literatur. ELTE/Online.

TeilnehmerInnen: Gábor Kerekes, Ágnes Huber, Márta Müller.

17.06.2024

Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten. Workshop „literarische Datenbank“. ELTE/Online.

TeilnehmerInnen: Éva Márkus (ELTE-TÓK), Gábor Kerekes, Ágnes Huber, Márta Müller.

20.06.2024

FZ-Informationsnachmittag gemeinsam mit dem IDGL und DZM. ELTE/FZ.

TeilnehmerInnen: András Balogh F., Gábor Kerekes, Ágnes Huber, Márta Müller.

03.07.2024

Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten. Workshop „Illustrationsdatenbank“. ELTE/Online.

TeilnehmerInnen: Éva Márkus (ELTE-TÓK), Gábor Kerekes, Ágnes Huber, Márta Müller, Krisztina Kemény-Gombkötő (PTE-BTK).

04.10.2024

Projekt „Deutsche Spuren in der Geschichte und Architektur Budapests“. Budapest.

TeilnehmerInnen: István Soós, Gábor Kerekes, Ágnes Huber, Márta Müller.

Lehrstuhl für Sprachpraxis und Fachdidaktik

Konferenzen/Symposien

04–06.03.2024

Fachtagung der Cathedra Magistrorum. „Fehler, Freunde, Feinde, Helfer, Probleme“.

Ort: ELTE Eötvös József Collegium Budapest.

Veranstalterinnen: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp (ELTE), Dr. Gabriella Perge (ELTE), Dr. Herta Márki (ELTE).

20.04.2024

Fachtagung des Ungarischen Deutschlehrerverbandes. „Aufgabenorientierung im Fremdsprachenunterricht“.

Ort: Universität Pécs.

Veranstalterinnen: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp (ELTE), Dr. Gabriella Perge (ELTE), Dr. Herta Márki (ELTE).

04.10.2024

„A katedrától a kutatásig. Konferencia Prof. Dr. Feld-Knapp Ilona tiszteletére“.

Veranstalterinnen: Dr. Roberta Rada (ELTE), Dr. Gabriella Perge (ELTE), Dr. Patrícia Kertes (ELTE).

Unterstützt von: Österreichisches Kulturforum Budapest.

30.11.2024

Generalversammlung und Fachtagung des Ungarischen Deutschlehrerverbandes „Lehrwerke im DaF-Unterricht“.

Ort: Eötvös Loránd Universität Budapest.

Veranstalterinnen: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp (ELTE), Dr. Gabriella Perge (ELTE), Dr. Herta Márki (ELTE).

05–7.09.2024

„Quo vadis vergleichende Diskurslinguistik? Bestandsaufnahmen, Synergien, Tendenzen“. Internationale Tagung des Germanistischen Instituts der Eötvös-Loránd-Universität Budapest und des *network comparative discourse studies* (comparative-discourse-studies.net).

Ort: Eötvös Loránd Universität Budapest.

Veranstalterin: Dr. Roberta Rada (ELTE).

04–07.09.2024

„Interdisziplinarität in der vergleichenden Diskursanalyse – Chancen und Grenzen“. Netzwerktreffen des *network comparative discourse studies*.

Ort: Eötvös Loránd Universität Budapest.

VeranstalterInnen: Dr. Roberta Rada (ELTE).

Forschungsprojekte

„CultureNature Literacy. Schulische Schlüsselkompetenzen für Zukunftsgestaltung im Anthropozän“. Internationales Erasmus+-Projekt.

Dauer: 2022–2025.

ProjektpartnerInnen: Pädagogische Hochschule Niederösterreich, Eötvös Loránd Tudományegyetem Budapest, Universität Siegen, Ludwig-Maximilians-Universität München, Universität Maribor, Universität Tartu, 1. Europäisches Klima- und Umweltbildungszentrum, Landschaftsverband Westfalen-Lippe/Droste-Forschungsstelle, Bildungsdirektion für Vorarlberg.

Projektteilnehmende: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp, Dr. Gabriella Perge, Dr. Péter Varga.

„Fachwissenschaftliche Inhalte in ihrer Bedeutung für die DaF-Lehrerbildung“. (2019–2020–2021–2022–2023–2024) an der Eötvös Loránd Universität Budapest.

Projektleiterin: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp.

Projektmitarbeiterin: Dr. Gabriella Perge.

COST Action CA22115 „A Multilingual Repository of Phraseme Constructions in Central and Eastern European Languages (PhraConRep)“. <https://www.cost.eu/actions/CA22115/>.

Förderung: COST, EU.

Dauer: 2023–2027.

Projektteilnehmende: Dr. Roberta Rada, deputy leader of WG 1 *Theory and Typology*.

„Zum medialen Corona-Diskurs. Linguistische Annäherungen im interkulturellen Kontext mit Schwerpunkt Österreich-Ungarn“.

Förderung: AÖU, Projektnummer 117öu2.

Dauer: 01.07.2024–30.06.2025.

Projektpartnerinnen: Dr. Roberta Rada (ELTE), Dr. Katharina Zipser (Universität Innsbruck).

„Interdisziplinarität in der vergleichenden Diskursanalyse“.

Förderung: DAAD, Projekt-ID: 30001363.

Dauer: 12.03.2024–07.11.2024.

Projektleiterin: Dr. Roberta Rada.

Personalia

Gastvorträge

06.12.2024

Ilona Feld-Knapp: „Mehrsprachigkeit und Fremdsprachenunterricht“.

Vortrag an der Ringvorlesung des Fachbereichs Finno-Ugristik der Universität Wien.

08.05.2024

Ilona Feld-Knapp: „Mehrsprachigkeit als Ziel und Thema im Fremdsprachenunterricht. Überlegungen zur Förderung der mehrsprachigen Handlungsfähigkeit im institutionellen Fremdsprachenunterricht“. International conference on education, language, literacies and literary studies (ICONELS) an der Universität Negeri Malang.

11.07.2024

Gabriella Perge: „Zur Förderung der Lesekompetenz in mehreren Sprachen“. International Seminar on Language, Education, and Culture ISOLEC at Faculty of Letters Universitas Negeri Malang.

Roberta Rada: „Österreich ist unser Labor“ – eine Metapher im ungarischen und österreichischen Mediendiskurs über Corona. Sommerkolleg ELTE – FH Burgenland.

05.06.2024

Roberta Rada: „Österreich ist unser Labor“ – Die Instrumentalisierung einer Metapher im ungarischen und österreichischen Mediendiskurs über die Corona-Pandemie. Universität Maribor.

Konferenzteilnahmen

16.11.2024

Ilona Feld-Knapp/Gabriella Perge: „Csoportos tanítási gyakorlat a némettanár-képzésben az ELTE-n – példák a megvalósíthatóságra“. IV. Tudós tanárok – tanár tudósok tanárképzési konferencia. ELTE Tanárképző Központ.

08–09.03.2024

Roberta Rada: „Some Thoughts on the PhraCons from a Hungarian Perspective“. COST ACTION CA22115 PHRACONREP WORKSHOP/WG1-MEETING „ENHANCING THE THEORY OF PHRASEME CONSTRUCTIONS: DEFINITION, CLASSIFICATION, ANALYSIS“. Martin-Luther-Universität, Halle-Wittenberg.

24–25.05.2024

Roberta Rada (zus. mit Ildikó Daróczi): „Über Laboratorien und Labors in der Corona-Pandemie“. Konferenz „Inspirationen VI.: Dinge“. Károli Gáspár Reformierte Universität, Budapest.

05–07.09.2024

Roberta Rada: „Kommentare im Corona-Diskurs. Zur Problematik von Textsorten in der vergleichenden linguistischen Diskursanalyse“. Quo vadis, vergleichende Diskurslinguistik? Bestandsaufnahmen, Synergien, Tendenzen. Eötvös-Loránd-Universität, Budapest.

18–21.09.2024

Roberta Rada: „Der soll sich um sein eigenes Land kümmern“ – Kommentare im österreichischen und ungarischen Diskurs über die Corona-Pandemie“. VERBINDUNGEN – NETZWERKE – SYNERGIEN. 7. Kongress des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes Technische Universität für Bauwesen (UTCB), Bukarest.

Ernennungen

Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp: professor emerita.

Forschungsaufenthalte

Ilona Feld-Knapp:

21–25.05.2024 Ludwig-Maximilians-Universität München (ERASMUS).

Gabriella Perge:

21.05.2024–25.05.2024 Ludwig-Maximilians-Universität München (ERASMUS)

24.09.2024–28.09.2024 Johannes-Gutenberg-Universität Mainz (ERASMUS)

16.10.2024–18.10.2024 University of Maribor (Teilnahme am Projekttreffen des CNL-Projektes)

Roberta Rada:

03–07.06.2024 Univerza Maribor, Oddelek za germanistiko (ERASMUS)

08–10.03.2024 Martin-Luther-Universität, Halle-Wittenberg (COST ACTION CA22115 PHRACONREP)

Sonstiges

Gastvorträge

04.03.2024

Mag. Dr. Thomas Fritz (Universität Wien): „Fehler, Freunde, Feinde, Helfer, Probleme“. (ELTE Eötvös József Collegium).

Periodika

Deutschunterricht für Ungarn. Wissenschaftliches Organ für Deutschlehrende in Ungarn, https://dufu.hu/de/uber_uns, 34. Jahrgang, 2024. <https://dufu.hu/de/actual>.

Doktorandenkolleg

Promotionskolleg Sprachwissenschaft (ELTE)

<https://www.btk.elte.hu/doktisk/nyelv>.

Promotionskolleg Angewandte Linguistik

Leiterin: Prof. Dr. Judit Bóna.

(bona.judit@btk.elte.hu)

Laufende Dissertationsprojekte

Vivien Ropoli-Szabó: Lexikalische Kompetenz. Eine Studie zur Untersuchung der Besonderheiten der Sprachentwicklung von DaF-Lernenden mit Muttersprache Ungarisch.

Betreuerinnen: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp; Dr. Gabriella Perge.

Eszter Varga-Mónok: Textverstehen und Sprachenlernen. Textlinguistische Analyse von literarischen Texten im Dienste der Optimierung des Textverstehens.

Betreuerinnen: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp und Dr. Gabriella Perge.

Anna Daróczy: Textkompetenz angehender ungarischer DaF-Lehrenden.

Betreuerin: Prof. Dr. Ilona Feld-Knapp.

Lehrstuhl für skandinavische Sprachen und Literaturen

Forschungsprojekte

„Übersetzung von skandinavischen Kriminalnovellen“.

Dauer: 2018–

Projektleiterinnen:

Dr. Ildikó Vaskó (Norwegisch), Dr. Vanda Péteri (Schwedisch), Dr. Anita Soós (Dänisch).

Projektmitarbeiter: die Studenten des Lehrstuhls für skandinavische Sprachen und Literaturen.

„Übersetzung von grönländischen und samischer Erzählungen“.

Dauer: 2023–2024.

Projektleiterinnen: Dr. Ildikó Vaskó (Norwegisch), Dr. Vanda Péteri (Schwedisch), Dr. Anita Soós (Dänisch).

Projektmitarbeiter: Studenten des Lehrstuhls für skandinavische Sprachen und Literaturen.
unterstützt von: SNU, Botschaften von Dänemark, Norwegen und Schweden in Ungarn.

Personalia

Dr. Ildikó Annus: Ernennung zur Universitätsoberassistentin.

Dr. Gábor Attila Csúr: Ernennung zur Universitätsoberassistent.

Dr. Ágnes Isztrayné Teplán: Ernennung zur Universitätsoberassistentin.

Dr. Vanda Péteri: Ernennung zur Universitätsoberassistentin.

Gergely Richárd Novotny: Ernennung zur Universitätsassistent.

Orsolya Szilágyi: Ernennung zur Universitätsassistentin.

Sonstiges

25–02.10.2024

„Einführender Filmklub anlässlich des Besuchs von Sara Johnsen“.

Leitung: Gergely Richárd Novotny.

27.09.2024

„Vorträge im Rahmen der „Nacht der Wissenschaft“ – Tibor Erdős: Die Ureinwohner Skandinaviens – die Samen.

Dr. Ildikó Annus, Klára Ittész: Fantasy für Jugendliche – Magie auf germanische Art.

03.10.2024

„Vortrag von Sofie Grettve von Rosen“. Schweden.

08.10.2024

„Vortrag der Linguistikprofessorin Ingebjørg Tonne“. Norwegen. Universität Oslo.

15–16.10.2024

„Vorträge mit Sara Johnsen, norwegische Schriftstellerin und Regisseurin“. Norwegen.

17.10.2024

„Gesprächsreihe in der Buchhandlung Írók Boltja“ – Buchpräsentation: Jég hátán, szél szárnyán. Mesék és történetek Grönlandról és Számiföldről“. Polar Kiadó.

05–06.10.2024

CHARM-EU Kulturfestival in Budapest.

12–13.11.2024

„Det samiske teatret i Kautokeino. Mellom scenekunst og politikk“.

„Vikingene i litteratur: om Jomsviking-serien av Bjørn Andreas Bull-Hansen“. Vorträge von Professor Maria Sibińska. Universität Gdańsk.

18.11.2024

„Tove Jansson – En finlandssvensk pionjär, rebell och partner“. Vortrag von Heli Blomberg. Schweden.

19–20.11.2024

Autorenbesuch: Adda Djørup. Dänemark. Vortrag und Workshop.

04.12.2024

„Svenska språket och Strindberg. Vad säger svenska uttryck om Sverige och svenskarna?“
Vortrag von Annsofie Engborg. Schweden.

10–12.03.2025

„NordeurOPERA. Politik och historia bakom de nya operahusen i Köpenhamn och Oslo“.
„Riksteaterns dokumentar-drama Kurage“ Vortrag und Workshop mit Prof. Dr. Clemens Rätthel. Universität Greifswald.

20.03.2025

„Forbidden words in contemporary Scandinavia“. Vortrag von Carsten Levisen. Roskilde Universität.

15.04.2025

„Reflections on Introducing Kierkegaard“. Vortrag von Prof. Bruce Kirmmse. Connecticut College, USA.

Doktorandenkollegs

Doktorandenkolleg für Literatur- und Kulturwissenschaft

Skandinavische Literatur

Laufende Dissertationsprojekte

Gergely Richárd Novotny: A mágikus realizmus posztkolonialista értelmezései a modern dán regényben.

Betreuer: Dr. Anita Soós, Dr. Nagy András.

Ádám Vajna: Nemzet, állam és haza a kortárs norvég költészetben.

Betreuer: Prof. Dr. András Masát, Dr. Zsófia Zsámbékiné Domsa.

Verteidigte Dissertation

Zsófia Dériné Stark: A szövegköziség hálójában – Karen Blixen négy elbeszélésének intertextuális olvasata.

Betreuer: Dr. András Masát, Dr. Anita Soós.

Doktorandenkolleg für Sprachwissenschaft

Skandinavische Sprachwissenschaft

Laufende Dissertationsprojekte

Martin Papp (Betreuerin: Dr. Ildikó Vaskó).

Orsolya Szilágyi: (Betreuerin: Dr. Ildikó Vaskó).

ELTE Universitätszentrum Savaria (SEK)

Berzsenyi-Dániel-Zentrum für Lehrerbildung (BDPK, Szombathely)

Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

Konferenzen/Symposien

05.–26.04.2024

Ingeborg Bachmann: Schreiben gegen den Krieg – Wanderausstellung.

Ausstellungseröffnung am 05.04.2024.

Unterstützt von: Österreichisches Kulturforum Budapest.

25.10.2024

Österreich liest. Ungarn liest Österreich – Gegenwartsliteratur aus Österreich Buchempfehlungen von LehramtsstudentInnen Deutsch.

Veranstalterin: Dr. Dóra Takács (ELTE SEK BDPK).

Personalia

Forschungsstipendium

Gertrud Csik-Farkas: Stipendium des BMEIA – Wien.

Laufzeit: 2 Wochen.

Károli-Gáspár-Universität der Reformierten Kirche in Ungarn Budapest

Institut für Deutsche und Niederländische Sprachen und Kulturen

Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

Konferenzen/Symposien

24–25.05.2024

Inspirationen VI – Dinge (internationale Konferenz)

Veranstalterinnen und Veranstalter: Czeglédy Anita (KRE), Horváth Géza (KRE), Kovács Edit (KRE)

23.05.2024

Jahresversammlung der Gesellschaft ungarischer Germanisten (GuG)

Forschungsprojekte

Internationale und nationale Forschungen

CA22115 – A Multilingual Repository of Phraseme Constructions in Central and Eastern European Languages (PhraConRep).

Teilnehmerin: Zita Hollós.

Kombinationen und Kollokationen mit komplexen Strukturen: KOLLEX – Deutsch-ungarisches Kollokationslexikon (Humboldt-Stiftung).

Teilnehmerin: Zita Hollós.

Cross-Media-Publishing in der Lernerlexikographie: E-KOLLEX DaF – Deutsches Lernerwörterbuchportal für die Sprachproduktion) (Humboldt-Stiftung).

Leiterin: Zita Hollós.

Kortárs Közép-Európai Regény Kutatócsoport [Der zeitgenössische mitteleuropäische Roman – Forschungsgruppe]. (KRE, Themennummer: 20634B800). 2017–.

Teilnehmerin: Edit Kovács.

Oktatásinformatika a felsőoktatásban [Bildungsinformatik im Hochschulwesen]. (KRE, Themennummer: 2071B800).

Teilnehmerin: Réka Sámson.

Alkalmazott Nyelvészeti Kutatócsoport [Forschungsgruppe für angewandte Linguistik]. (KRE, Themennummer: 20802B800). 2024–2026.

Leiterinnen: Anikó Szilágyi-Kósa, Szilvia Szatzker.

„Literatur und Erinnerung im Donauraum“. (KRE, Themenummer: 20641B800). 2020–2024. Teilnehmer und Teilnehmerinnen: Anita Czeglédy, Géza Horváth, Edit Kovács, József Fülöp, Anikó Szilágyi-Kósa, Heide Bakainé Rottländer, Szilvia Szatzker.

Forschungsprojekt der „Forschungsgruppe für angewandte Linguistik“

Teolingvisztikai és kontrasztív nyelvészeti kutatások [Angewandte Linguistik und theolinguistische Forschungen]. (KRE, 20765B800). 2022–2024.

Teilnehmer und Teilnehmerinnen: Anikó Szilágyi-Kósa, Heide Bakainé Rottländer, Szilvia Szatzker.

A dologi világ: tárgyak mint emlékezethordozók az irodalomban [Die Welt der Dinge: Gegenstände als Erinnerungsträger in der Literatur]. (KRE, Themenummer 20764B800), 2020–2024. Teilnehmerinnen: Anita Czeglédy, Réka Sámson.

Forschungsprojekt „Die Welt der Dinge“: A kulturális emlékezet és a narratív identitás kérdései a közép-európai német nyelvű irodalomban” [Die Fragen der Kulturellen Erinnerung und narrativen Identität in der deutschsprachigen Literatur von Mitteleuropa]. (Einzelprojekt). (KRE, Themenummer 20763B800). 2020–2024.

Anita Czeglédy.

Hüperión Fordítói Műhely [Übersetzungswerkstatt Hyperion]. (Einzelprojekt). (KRE, 20719B800). 2022–2024.
József Fülöp.

Personalia

Dr. habil. Géza Horváth: Ernennung zum Universitätsprofessor ab dem 01.06.2024.

Dr. József Fülöp: Ernennung zum Universitätsdozenten ab dem 01.09.2024.

Zita Hollós: Az Év publikációja (2024) – KRE.

József Fülöp: Szenczi Molnár Albert Ösztöndíj (2024).

Réka Sámson: Innovatív Oktatói Díj – I. helyezés (Oktober 2024) – KRE.

Sonstiges

Gastvorträge aus dem Ausland

07.03.2024

Dr. Manfred Müller (Gesellschaft für Österreichische Literatur): Kafkas Literatur zwischen Traum und Wirklichkeit. György Sebestyén Österreich-Bibliothek.

Förderung: Österreichisches Kulturforum Budapest.

23.05.2024

Dr. habil. Assoz.-Prof. Hildegard Kernmayer (Graz): Offene Objekte. Zu Rainer Maria Rilkes Poetik der Dinge. GuG-Versammlung.

Konferenzvorträge

Edit Kovács:

„Eine urgewaltige Herrschaft“. Peter Roseggers Winternacht auf dem Stuhleck. Konf.: Literatur und Ideologie. Narrative der Macht und der Gewalt. Jahrestagung der Franz-Werfel-Stipendiatinnen und Stipendiaten in der Nachbetreuung. 15–16.03.2024, OeAD Wien.

Nach der Natur. Natur als Wissenschaftsobjekt, Sinnbild und Moralobjekt in Marie Gamillschegs Aufruhr der Meerestiere. Konf.: Invasive Arten? Hybrides und Liquides bei Marie Gamillscheg. 6. Workshop der Reihe „Literatur & Engagement“. 26.10.2024, Universität Łódź.

Emberből irodalmi alak. W. G. Sebald poétikájának etikai dilemmái [Aus dem Menschen eine literarische Figur machen. Ethische Dilemmata von W. G. Sebalds Poetik]. Konf.: „Túl jön és rosszon?“ Az irodalomtudomány etikai „fordulatáról“, 13–14.12.2024, PPKE Budapest.

Zita Hollós:

Das Lexikographen-Paradoxon. Widersprüchliche Dynamiken lexikographischer Werkstattarbeit. Der professionelle Lexikograph im 21. Jahrhundert. DFG-Workshop an der FAU Erlangen-Nürnberg. 04–5.06.2024, Erlangen.

Von der Kontemplation zur Konsumtion. Lexikalische Spuren kulturellen Wandels. Inspirationen VI: Dinge. 23–25.05.2024, Károli Gáspár Református Egyetem.

Digitale Metamorphose eines Kollokationswörterbuchs. EMLex-Ringvorlesung im Rahmen des EMLex-Sommersemesters an der Universität Hildesheim. 28.02.2024, Hildesheim.

Quo Vadis, Lexicography? How Modern Technologies Challenge Lexicographical Practice. Lexicography at Large. 25–26.03.2024, Macquarie University, Sydney.

Tanulósztár: eszik-e vagy isszák? Az E-KOLLEX DaF szótárportál. Tudomány Ünnepe. 20.11.2024, Nyelvtudományi Kutatóközpont. Budapest.

KOLLEX. Deutsch-ungarisches KOLLokationsLEXikon und das internationale Programm *Europäischer Master für Lexikographie* (EMLex) – Projektpräsentation im Rahmen der GuG-Versammlung. 23.05.2024, KRE, Budapest.

Erasmus Mundus Mobilität: Modul EMLex A1-Unterricht

Géza Horváth:

Das „Ding Ding Ding“ in Günter Grass' Novelle Katz und Maus. Inspirationen VI: Dinge. 23–25.05.2024, Károli Gáspár Református Egyetem.

Balázs Sára:

Wie konkret sind Konkreta? Zur Frage der qualitativen Deixis mit dem (konzeptionell mündlichen) indefiniten Demonstrativartikel im Deutschen. Inspirationen VI: Dinge. 23–25.05.2024, Károli Gáspár Református Egyetem.

Anikó Szilágyi-Kósa:

Namen für Dinge. Inspirationen VI: Dinge. 23–25.05.2024, Károli Gáspár Református Egyetem.

László Klemm:

Mittel-los. Über Franz Kafka. Inspirationen VI: Dinge. 23–25.05.2024, Károli Gáspár Református Egyetem,

Réka Sámson:

„Digitális eszközökkel támogatott játékosítás a felsőoktatásban“ – Workshop [Gamifizierung mit digitalen Mitteln im Hochschulwesen]. Oktatásinformatika a felsőoktatásban V. Hallgatóközpontú digitális felsőoktatás. 12.10.2024, Budapest.

„A jövő pedagógusai a katedrán: A friss diplomások készségei és kompetenciái“ [Die PädagogINNen der Zukunft: Kompetenzen und Fertigkeiten der Jungakademikerinnen]. Plenarvortrag. Református Pedagógiai Intézet Tanévnyitó Idegen Nyelvi Szakmai Nap. 27.08.2024.

Wettbewerb

08.04.2024

Denk Deutsch! (Finale)

Organisation: Anita Czeglédy (Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur an der Károli-Gáspár-Universität der Reformierten Kirche); Andrea Jankó-Badó (Károli Junior Akadémia).

Sponsoren: Schweizerische Botschaft in Ungarn, Österreichische Kulturforum, Goethe Institut Ungarn, Károli Junior Akadémia, Maxim Könyvkiadó, Hueber Verlag, Klett Kiadó, ALDI.

Mit anschließender Studienreise nach Wien (05.06.2024) für die Siegerinnen und Sieger.

Organisatorinnen: Anikó Szilágyi-Kósa, Heide Bakainé Rottländer, Márta Nyikos.

29.05.2024

„Kincskereső játék“ [Schatzsuche] im Károlyi-Csekonics Palast als Abschlussprogramm für Teams, die das Finale nicht erreichten.

Programme

12.04.2024

Wunderbar Festival

Quiz und Führung durch den Károlyi-Csekonics Palast.

24–30.05.2024

Projektwoche in Esztergom für deutschlernende des Árpád-házi Szent Erzsébet Gymnasiums. Organisatorin: Réka Sámson.

22.10.2024

Exkursion nach Schallaburg.

Thematische Ausstellung Renaissance: einst, jetzt und hier im Renaissance Schloss Schallaburg; Besuch der Burg Dürnstein.

Organisatorin: Anikó Szilágyi-Kósa.

Ausstellung: Schreiben gegen den Krieg. Ingeborg Bachmann 1926–1973. 23–30.05.2024, KRE. Förderung: Österreichisches Kulturforum Budapest.

25.05.2025

Sabine Egger: „Gegenstände als Speicher des „mechanischen Zeitalters“ in Lutz Seilers Stern 111“ (Gastvortraglerin mit Erasmus-Stipendium von der Mary Immaculate University, Limerick). Inspirationen VI: Dinge.

Sonstige Veranstaltung

20.11.2024

Thementag „Einblicke“ für Schülerinnen und Schüler, Vorträge und Workshop u. a. zu „Sprachdetektive“ (Szilvia Szatzker), „Bildvorlagen im Frühwerk Thomas Manns“ (Bence Moldován), Thomas Bernhard: Alte Meister – graphisch erzählt“ (Ádám Szinger).

Sonstiges Projekt

Im Rahmen der Zusammenarbeit mit dem Goethe Institut Budapest hatten die Studierenden die Möglichkeit, 6 Einheiten der Fortbildungsreihe „DLL - Deutsch lehren lernen“ aufzuarbeiten. Ziel der Zusammenarbeit ist, zu üben, wie das theoretische Wissen über Unterrichtsplanung und Unterrichtsforschung in die Praxis umzusetzen ist.

Lehrstuhl für Niederlandistik

Konferenzen/Symposien

26.04.2024

Studientag mit heimischen und ausländischen Vorträgen: Literatur in turbulenten Zeiten, KRE.

04.07.2024

Willem Elsschot: Rászedés/A láb – eine Buchvorstellung in der Zusammenarbeit mit der Vertretung von Flandern in Ungarn und dem Gondolat-Verlag.

Teilnehmer: Tamás Balogh, Miklós Fenyves, László Márton.

Forschungsprojekte

Lehrstuhlprojekt

Szembesülések: 13–15. századi németalföldi legendák és példázatok [Konfrontationen: Niederländische Legenden und Parabeln aus den 13–15. Jahrhunderten]. KRE kutatói pályázat. Teilnehmer: Anikó Daróczi, Tamás Balogh, István Németh, Ivo Boers.

Sonstiges

Konferenzteilnahmen

30.05.2024

Krisztina Soós: Vertalen van teksten van en over de Europese Unie in de vertalersopleiding: problemen en oplossingen [Übersetzen von Texten aus und über die Europäische Union in der Übersetzer Ausbildung: Probleme und Lösungen. 15. Regionalkolloquium Olomouc.

12.10.2024

István Németh: Állatalakok, s ezek szimbolikája egyes németalföldi műalkotásokon [Tiergestalte und deren Symbolik in einzelnen niederländischen Kunstwerken]. Állatszimbolika – vizuális és verbális interakciók az európai kultúrtörténetben szimpózium, [Symposium zur Tiersymbolik: visuelle und verbale Interaktionen in der europäischen Kulturgeschichte], Szeged.

29.05.2024

Zsuzsanna Braun: In gesprek met oude meesters IV. – Oud & Nieuw: transhistorische tentoonstellingsprojecten in Nederland en Vlaanderen: „Nederlands ontleend en uitgeleend” [Im Gespräch mit alten Meistern IV. – Alt & Neu: Transhistorische Ausstellungsprojekte in den Niederlanden und Flandern: „Nederlands ontleend en uitgeleend”]. Comenius Kolloquium, Olomouc.

29.05–01.06.2024

Ivo H. G. Boers: Vocaalharmonie in Nederlands-Hongaarse codeswitching. [Stimmharmonie im niederländisch-ungarischen Codeswitching]. Vortrag am Kolloquium Neerlandicum, Olomouc.

29.05–01.06.2024

Anikó Daróczi: Een analyse van de Bruegel-analyse in Wildevrouw van Jeroen Olyeslaegers [Eine Analyse der Bruegel-Analyse in Jeroen Olyeslaegers’ Wildevrouw]. Vortrag am Kolloquium Neerlandicum, Olomouc.

Gastvorträge

02.10.2024

Ivo H. G. Boers: Het Nederlands in Brazilië [Das Niederländische in Brasilien]. Gastvortrag im Rahmen der Vortragsreihe Elck syn waerom. ELTE, Budapest.

14.02.2024

Ivo H. G. Boers: Niederländisch in Brasilien. Gastunterricht zum Thema Latin American diasporas: Issues in language and identity [Lateinamerikanische Diasporas: Fragen zur Sprache und Identität]. Universität Leiden.

19–20.12.2024

Ivo H. G. Boers: Het Nederlands in Brazilië [Das Niederländische in Brasilien]. Gastunterricht an der Universität Bukarest.

18.12.2024

Ivo H. G. Boers: Taal aan de wandel. Waar komt het Nederlands vandaan en waar gaat het naartoe? [Sprache im Wandel. Woher kommt das Niederländische und wohin geht es?] Gastvortrag an der Universität Bukarest.

Eszterházy Károly Katholische Universität Eger

Institut für Anglistik, Amerikanistik und Germanistik

Lehrstuhl für Germanistik

Sonstiges

Gastvorträge

26.01.2024 und 01.02.2024

Übersetzungswettbewerb für Mittelschüler am Lehrstuhl für Germanistik der EKKE.

<https://uni-eszterhazy.hu/germanisztika-tanszek/forditasi-verseny-kozepiskolasok-szamara>.

02.02.2024

Wettbewerb „schöne Aussprache“ für Mittel- und Grundschüler am Lehrstuhl für Germanistik der EKKE.

<https://uni-eszterhazy.hu/germanisztika-tanszek/szepkiejtesi-verseny>.

27.09.2024

„Lange Nacht der Forschung“ am Lehrstuhl für Germanistik der EKKE.

<https://uni-eszterhazy.hu/germanisztika-tanszek/kutatok-ejszakaja-a-germanisztika>.

07–12.04.2024

Teilnahme der StudentInnen des Lehrstuhls für Germanistik der EKKE am internationalen Seminar „Mitteleuropäische Begegnungen“ in Bad Kissingen.

<https://uni-eszterhazy.hu/germanisztika-tanszek/ujra-bad-kissingenben-utaztak-hallgatoink>.

07.05.2024

Gastvortrag von Dr. Anita-Andrea Széll (Universität Babeş–Bolyai).

<https://uni-eszterhazy.hu/germanisztika-tanszek/vendegeloado>.

08–15.12.2024

Teilnahme der StudentInnen des Lehrstuhls für Germanistik der EKKE am internationalen Seminar „Mitteleuropäische Begegnungen“ in Bad Kissingen.

<https://uni-eszterhazy.hu/germanisztika-tanszek/ismet-bad-kissingenben>.

Konferenzvorträge

24–26.06.2024

Harsányi, Mihály: Deonymische Komposita mit dem Grundwort *-heini* im Deutschen Referenzkorpus.

Konferenz: 30. Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen mit dem Titel „Europa und die Vielfalt seiner Sprachen“. Poznan.

Murányi-Zagyvai, Márta: Entlehnte Sprachmosaiken europaweit – oder noch weiter?

Konferenz: 30. Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen mit dem Titel „Europa und die Vielfalt seiner Sprachen“. Poznań.

06–08.11.2024

Murányi-Zagyvai, Márta: Humor auf verschiedenen Abstraktionsstufen der Fachsprachen.

Konferenz: Tagung der Universität Ostrava mit dem Titel „Fachkommunikation im Wandel III“. Ostrava.

Szép, Beáta: Eine semantische Analyse medizinischer Metaphern in der Wirtschaftsterminologie.

Konferenz: Tagung der Universität Ostrava mit dem Titel „Fachkommunikation im Wandel III“. Ostrava.

14.–15.11.2024

Murányi-Zagyvai, Márta: Sprachspiel und Kreativität in reduzierten Lexemen.

Konferenz: Komorner Germanistentag 2024. Komarno.

Szép, Beáta: Wirtschaftliche Krankheit oder erfolgreiche Heilung? Medizinische Metaphern in der Wirtschaftsdiskussion.

Konferenz: Komorner Germanistentag 2024. Komarno.

14–16.11.2024

Szabó, Csaba: „Unheimliche Zweideutigkeit“ und Entpolitisierung (zu Heideggers Antigone-Deutung in seiner *Ister*-Vorlesung).

Konferenz: Human Freedom in the Age of Post-Subjectivity. Ancient Tragedy in the 21st Century. Aesthetical, Philosophical, Theatrical, and Theatrical Approaches. SzFE Doktori Iskolájának konferenciája. Budapest.

Gastvorträge

07.04.2024

Murányi-Zagyvai, Márta: Krieg und Sprache. Gastvortrag an der Akademie Mitteleuropa, Bad Kissingen.

Éva, Varga: Ungarische Positionen verstehen? Gastvortrag an der Akademie Mitteleuropa, Bad Kissingen.

10.12.2024

Murányi-Zagyvai, Márta: Die Sprache als Erinnerungsort II. Gastvortrag an der Akademie Mitteleuropa. Bad Kissingen.

Éva, Varga: Eger als Erinnerungsort. Gastvortrag an der Akademie Mitteleuropa, Bad Kissingen.

Pannonische Universität Veszprém

Institut für Germanistik und Translationswissenschaft

Konferenzen/Symposien

15–16.10.2024

Internationale Tagung „Interkulturelle Begegnungen – Intercultural Encounters. Sprachen und Literaturen im interkulturellen Kontext“.

Veranstalter: Institut für Germanistik und Translationswissenschaft in Verbindung mit der Filiale Veszprém der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

10.12.2024

Fachtag mit dem Titel: Fordítás és tolmácsolás a középpontban: elméleti és gyakorlati kérdések [Übersetzen und Dolmetschen im Mittelpunkt: theoretische und praktische Fragen].

Teilnehmer:innen: Mitarbeiter:innen des Instituts sowie Studierende im Fach Übersetzen und Dolmetschen.

Forschungsprojekte

Projekt VEGA/A „Die Aufzeichnungen von Samuel Ferienčík“ gefördert von der Wissenschaftlichen Förderagentur des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Sport der Slowakischen Republik und der Slowakischen Akademie der Wissenschaften.

Nummer: 2/0053/17.

Laufzeit: 01.01.2022–31.12.2024.

Leitung: Martin Braxatoris (Pressburg).

Teilnehmer: Dr. habil. László V. Szabó.

Exzellenzprojekt („TKP“) „Messen und Entwicklung von Lernkompetenzen im Fremdsprachenunterricht“.

Nummer: TKP2021-NVA-10.

Laufzeit: 01.01.2022–31.12.2025.

Teilnehmer: Dr. habil. József Tóth, Dr. habil. László V. Szabó, Dr. Anikó Zsigmond, Péter Káli, Kende Lőrinc Varga, Nóra Estélyi-Tala.

Personalia

Dr. habil. József Péter Tóth: Staatliche Auszeichnung mit dem Ritterkreuz des Ungarischen Verdienstordens (17.07.2024).

Dr. habil. József Péter Tóth: Ernennung zum Prorektor für Entwicklung an der Pannonischen Universität Veszprém (ab 01.07.2024).

Dr. habil. József Péter Tóth: Lehrtätigkeit an der Universität Erfurt im Sommersemester 2023–2024: Seminar „Wandel und Kontinuität in der Sprachwissenschaft: Syntax und Semantik“ (venia legendi, Titellehre, Privatdozent).

Dr. habil. József Péter Tóth: Gastvortrag „Satzglieder im deutsch-ungarischen Sprachvergleich“ veranstaltet von der Gesellschaft für deutsche Sprache e.V. (Zweig Erfurt) in Zusammenarbeit mit dem Fachgebiet Germanistische Sprachwissenschaft der Universität Erfurt. (10.05.2024, Senatssaal der Universität Erfurt).

Sonstiges

15–16.10.2024

Vorträge an der Internationalen Tagung „Interkulturelle Begegnungen – Intercultural Encounters. Sprachen und Literaturen im interkulturellen Kontext“.

Veranstalter: Institut für Germanistik und Translationswissenschaft.

Prof. Dr. Csaba Földes: Der Russisch-ukrainische Krieg als Gegenstand medialer Darstellung: Exemplifiziert am Material deutschsprachiger interkultureller Zeitungen in Russland (Online).

Anikó Zsigmond: Die sprachliche Inszenierung der Fremdheit und der kulturellen Identität in Anna Mitgutschs Romanen und deren Übersetzungen.

Kende Lőrinc Varga: Der Begriff „Rumäniendeutsch“ aus transkultureller Perspektive.

Áron Szijártó: Die Grammatik-Übersetzungsmethode im Unterricht von Ungarisch als Fremdsprache in der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Dr. habil. József Péter Tóth: Vergleich und Vergleichbarkeit deutscher und ungarischer valenzgeforderter und nicht-valenzgeforderter Satzglieder. Das Problem des „tertium comparationis“.

Péter Káli: Zur Interpretations- und Übersetzungsschwierigkeit mehrgliedriger deutscher Modalverbkomplexe.

Dr. habil. László V. Szabó: Kulturelle Grenzüberschreitungen bei Hans Bergel.

27–28.11.2024

Vorträge an der Konferenz aus dem Anlass des Tages der Ungarischen Wissenschaft (Magyar Tudomány Ünnepe).

Veranstalter: Fakultät für Humanwissenschaften an der PU Veszprém. Sektion Germanistik veranstaltet vom Institut für Germanistik und Translationswissenschaft.

Dr. habil. László V. Szabó: Az irodalom társadalmi hasznáról [Über den gesellschaftlichen Nutzen der Literatur].

Áron Szijártó: A többnyelvűség terei a Nemesvámosi Petőfi Sándor Német Nemzetiségi Nyelvoktató Általános Iskolában [Die Räume der Mehrsprachigkeit in der Sándor Petőfi Deutschen Nationalitätengrundschole in Nemesvámos].

Péter Káli: Kumulativität in der Optimalitätstheorie.

Dr. habil. József Péter Tóth: Hogyan és mit tanuljak, ha szeretnék tudni németül? Irodalmat, kultúratudományt, nyelvészetet vagy médiaismeretet? [Wie sollte man deutsche Literatur,

Kultur, Sprachwissenschaft und Medienwissenschaften studieren, um gut Deutsch sprechen zu können?].

Kende Lőrinc Varga: Identitás-konstrukciók a magyarországi kortárs német nyelvű irodalomban [Identitätskonstruktionen in der ungarndeutschen Literatur der Gegenwart].

Dr. Anikó Zsigmond: Műfordítási útvesztők: intermediális interpretáció egy vers fordításához [Labyrinth des Übersetzens: intermedielle Interpretation einer Gedichtübersetzung].

Alexandra Gyimesi: How to test holistic formulaicity and the use of formulaic sequences in Hungarian learners of German? [Testen und Bewerten formelhafter Wendungen bei ungarischen Deutschlernenden].

10.12.2024

Vorträge am Fachtag „Übersetzen und Dolmetschen im Mittelpunkt: theoretische und praktische Fragen“ (s. oben).

Veranstalter: Institut für Germanistik und Translationswissenschaft.

Kende Lőrinc Varga: Übersetzungsübungen im Spiegel der Erzählung „Kritik“ von Daniel Kehlmann. Workshop „Literarische Übersetzung“ mit Gymnasialschüler:innen.

Dr. habil. László V. Szabó: A német köznyelv fordítási nehézségei [Schwierigkeiten bei der Übersetzung der deutschen Umgangssprache].

Péter Káli: Átváltási műveletek a fordításban: érdekes példák a gyakorlatból [Translationsverfahren: denkwürdige Beispiele aus der Praxis des Übersetzens].

Dr. habil. József Péter Tóth: A fordító- és tolmácsképzés perspektívái [Perspektiven der Übersetzer- und Dolmetscherausbildung].

Áron Szijártó: Typical Errors in Translating between English and German as Foreign Languages [Typische Fehler bei der Übersetzung zwischen Englisch und Deutsch als Fremdsprachen].

Alexandra Gyimesi: „Ich verstehe nur Bahnhof“ – Herausforderungen bei der Übersetzung formelhafter Ausdrücke.

Konferenztteilnahmen

Dr. habil. László V. Szabó: Peter Weiss's Transnational Left-wing Humanism in *The Aesthetics of Resistance* [Peter Weiss' transnationaler Linkshumanismus in *Die Ästhetik des Widerstands*]. Transnational Activisms: Reimagining Boundaries in Political Cultural Production, UCD Humanities Institute, Dublin, 25.03.2024.

Dr. habil. László V. Szabó: Transkulturelle Rurbanität bei Hans Bergel. Interdisziplinärer und internationaler Workshop a „Die Entgrenzung des Ruralen. Neue Perspektiven auf Transformationen von Ländlichkeit und ländlichen Räumen vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart“ an der TU Dresden, 04.04.2024.

Dr. habil. László V. Szabó: Német nyelvű irodalom és német nyelvoktatás a V4 országokban. Jelen és jövő [Deutschsprachige Literatur und Deutschunterricht in den Ländern der Visegrád-

Gruppe. Gegenwart und Zukunft]. Tagung „Az idegen nyelvek oktatásának aktuális kihívásai a V4-országokban” [Gegenwärtige Herausforderungen des Fremdsprachenunterrichts in den Ländern der Visegrád-Gruppe]. Universität János Selye, Komorn, 12.09.2024.

Dr. habil. László V. Szabó: Peter Weiss's Political-Aesthetic Adaptations of Kafka [Ästhetisch-politische Kafka-Adaptationen bei Peter Weiss]. Internationale Tagung „Kafka Transformed”. Wadham College, Oxford, 18.09.2024.

Dr. habil. László V. Szabó: Goethe, Heine and their Journey through Veneto [Goethe, Heine und ihre Reise durch Veneto]. Convegno Biennale e Internazionale del C.R.I.E.R. „Il Veneto nel Romanticismo europeo: luoghi, immagini, suoni e narrazioni”. Università degli Studi di Verona, 07.11.2024.

Dr. habil. László V. Szabó: Literatur und Ökologie. Komorner Germanistentag. Komorn, 14.11.2024.

Kende Lőrinc Varga: Kafkaeske Realitás im Spiegel der Aktionsgruppe Banat. Kleine Literatur in der rumäniendeutschen Literaturszene. Humboldt-Kolleg, Szeged, 28.09.2024.

Kende Lőrinc Varga: Kollektives Erinnern in der ungarndeutschen Literatur. Nachwuchsgermanistentagung, Bad Kissingen, 04.12.2024.

Vorträge in der Reihe „Interkulturelle Begegnungen“ an der PU Veszprém
Veranstalter: Institut für Germanistik und Translationswissenschaft in Verbindung mit der Filiale Veszprém der Ungarischen Akademie der Wissenschaften:

10.04.2024

Dr. habil. László V. Szabó: Kulturális határátlépések az irodalomban [Kulturelle Grenzüberschreitungen in literarischen Texten].

17.04.2024

Dr. Anikó Zsigmond: A Balaton mint kulturális tér, kollektív emlék és identitás koncepció a német-magyar irodalmi és kulturális kapcsolatokban [Der Plattensee als Kulturraum, kollektives Gedächtnis und Identitätskonzept in den deutsch-ungarischen literarischen und kulturellen Beziehungen].

08.05.2024

Kende Lőrinc Varga: Transzkulturális jegyek az 1970-es évek romániai német irodalmában [Transkulturelle Züge der rumäniendeutschen Literatur der 1970er Jahre].

Gastvorträge

09.04.2024

Enikő Perczel: Übersetzerworkshop im Rahmen des Wunderbar-Festivals.

11.04.2024

Dr. Csilla Szabó: Konszekutív jegyzetelésteknika: mit, hogyan és milyen nyelven? Kutatási eredmények, gyakorlati tippek és trükkök [Konsekutive Notierungstechnik: Was, wie und in welcher Sprache? Forschungsergebnisse, praktische Tipps und Tricks].

16.05.2024

Julianna Zsinka und Gabriella Nemeséri: SZOFT és LIMO [SZOFT und LIMO].

Sonstige Veranstaltungen

18.03.2024

Übersetzerwettbewerb Deutsch und Englisch.

Veranstalter: Kende Lőrinc Varga und Áron Szijártó.

29.09.2024

Dr. habil. József Péter Tóth: Karrierépítés németül? Vissza- és előretékinés a Pannon Egyetemen [Karriereförderung auf Deutsch? Rück- und Vorausblick an der Pannonischen Universität]. Nacht der Forscher an der PU Veszprém.

01.10–20.12.2024

Übersetzerwettbewerb, 1. Runde.

Veranstalter: Áron Szijártó.

Laufende Dissertationsprojekte

Áron Szijártó: The Linguistic Analysis of the Foreign Language in the Language Learning Process [Linguistische Analyse der Fremdsprache im Fremdsprachenunterricht]. Doktorandenkolleg Mehrsprachigkeit an der PU Veszprém, Fakultät für Humanwissenschaften.

Betreuerin: Dr. habil. Gyöngyi Fábíán.

Alexandra Gyimesi: Idiomatizität und formelhafte Wendungen in L1, L2 und L3. Doktorandenkolleg Mehrsprachigkeit an der PU Veszprém, Fakultät für Humanwissenschaften.

Betreuerin: Prof. dr. M.H. Marjolijn Verspoor und Dr. habil. József Péter Tóth.

Kende Lőrinc Varga: Kleine Literatur im Banat. Die Aktionsgruppe Banat und ihr Umfeld. Promotionsprogramm Germanistische Literaturwissenschaft an der ELTE Budapest.

Betreuer: Dr. habil. András F. Balogh.

Péter Káli: Ersatzinfinitiv und Oberfeld: Zur Morphologie und Syntax mehrgliedriger finiter und infiniter Verbkomplexe. Promotionsprogramm Germanistische Linguistik an der ELTE Budapest.

Betreuer: Dr. habil. József Péter Tóth (PU) und Dr. habil. Attila Péteri (ELTE).

Universität Debrecen

Institut für Germanistik

Lehrstuhl für Germanistische Linguistik

Forschungsprojekte

A magyar demonstratívumok átfogó leírása [Projekt zur Erforschung ungarischer Demonstrativa] A Nemzeti Kutatási, Fejlesztési és Innovációs Hivatal (NKFIH) K22_143417 nyilvántartási számú projektje.

Laufzeit: 2022–2026.

Leiter: Dr. Péter Csátár.

MTA Tudomány a Magyar Nyelvért Nemzeti Program, „Álhírek, áltudományos nézetek nyelvészeti azonosítása“ [Identifizierung von Fake News und pseudowissenschaftlichee Ansichten]. Laufzeit: 2022–2026.

Teilnehmer: Dr. Csilla Rákosi; Dr. Péter Csátár.

Personalia

Mária Törökné dr. Molnár: Ernennug zum Oberassistenten (egyetemi adjunktus)

Mária Törökné dr. Molnár: ÚNKP-Stipendium für DoktorandInnen.

Gyopárka László-Sárközi: ÚNKP-Stipendium für DoktorandInnen.

Sonstiges

Konferenztteilnahmen

05–09.09.2024

Péter Csátár: Framing Asyltourismus. Der Karriere-Weg eines Schlagwortes. Tagung: Quo vadis, vergleichende Diskurslinguistik? Bestandsaufnahmen, Synergien, Tendenzen. Internationale Konferenz, ELTE und Network Comparative Discourselinguistics, Budapest.

16.11.2024

Péter Csátár/Erzsébet Pintye-Lukács: A lexikális kompetencia fejlesztésének támogatása a kollokációs optimum segítségével. [Die Förderung der lexikalischen Kompetenz mithilfe eines Kollokationsoptimums im DaF-Unterricht.] Tagung: IV. Tudós tanárok – tanár tudósok tanárképzési konferencia. Gyakorlatok a tanárképzésben. ELTE Tanárképző Központ.

22.11.2024

Zsófia Haase: Mischsprache oder etwas typisch Deutsches? „Networks“, wissenschaftliche Tagung, Orodea, online.

20.04.2024

Erzsébet Pintye-Lukács: Wie lässt sich der Fremdsprachenunterricht im 21. Jahrhundert planen? Überlegungen zum aufgabenorientierten Lernen im DaF-Unterricht. Fachtagung des ungarischen Deutschlehrerverbandes, Pécs.

20.04.2024

Erzsébet Pintye-Lukács: Wortschatztraining zur Ausführung von kommunikativen Aufgaben. Workshop. Fachtagung des ungarischen Deutschlehrerverbandes, Pécs.

07.05.2024

Erzsébet Pintye-Lukács: Aufgabenorientierung im Fremdsprachenunterricht: Kreative Anregungen aus der Praxis. German Teacher Virtual Conference – GET VICO.

16.11.2024

Mária Törökné Molnár: Szövegértelmezési stratégiák átadása a középszintű irodalomoktatásban [=Vermittlung von Textinterpretationsstrategien im Literaturunterricht der Mittelstufe]. Tagung, IV. Tudós tanárok – tanár tudósok országos tanárképzési konferencia. Gyakorlatok a tanárképzésben. ELTE, Budapest.

22.11.2024

Mária Törökné Molnár: Die Förderung der Lesekompetenz heute - Einblicke in das ungarische Schulsystem. Tagung, Networks Conference, Partium Christliche Universität, Orodea.

Graduiertenkolleg Linguistik (DE)

URL: <http://denydi.unideb.hu/>.

Graduiertenkolleg Germanistische Linguistik

Leiter: Dr. habil. Péter Csátár (Germanistische Linguistik) (csatar.peter@arts.unideb.hu)

Schwerpunkte:

Vergleichende Diskurslinguistik

Figurative Sprache (Allegorie, Metapher, Metonymie, Synästhesie)

Übersetzungswissenschaft

Deutsch als Fremdsprache

Laufende Dissertationsprojekte

Gyopárka László-Sárközi: Metaphern um den Begriff der Familie im Deutschen und Ungarischen. Eine korpusbasierte Untersuchung.

Betreuer: Dr. Máté Tóth.

Szilvia Németh: Korpusbasierte Analyse synästhetischer Ausdrücke im Bereich der auditiven Wahrnehmung.

Betreuer: Dr. Máté Tóth.

Petra Reviczky: Motivation der Lernenden im DaF Unterricht.

Betreuer: Dr. Péter Csátár.

Lehrstuhl für deutschsprachige Literaturen

Personalia

Michael Hauke: Neubesetzung der Stelle des DAAD-Lektors.

Forschungstipendien

Dr. Marcell Grunda: Franz-Werfel-Stipendium (Wien)

Dauer: 01.05.2024–31.12.2024.

Marianna Feketéné Balogh: Fachaufenthalt in Deutschland (Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin, Bibliothek des Deutschen Museums in München; Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) in München).

Dauer: 3 Wochen.

Periodika

Werkstatt. Internet-Zeitschrift für germanistische und vergleichende Kultur- und Literaturwissenschaft, 19 (2024). URL: <http://werkstatt.unideb.hu/index.htm>.

Sonstiges

13.03.2024

Filmvorführung anlässlich des 100. Todestages von Franz Kafka.

Der Prozess. 1962. Reg. Orson Welles.

Organisation: Dr. Lehel Sata, Lívía Meszesán.

18.04.2024

Hörspiel-Workshop mit dem österreichischen Autor Andreas Jungwirth.

Organisation: Mag. Beate Hermann, Dr. Lehel Sata..

Förderung: Österreichisches Kulturforum Budapest.

18.04.2024

Lesung mit dem österreichischen Autor Andreas Jungwirth.

Er präsentierte sein Hörspiel „Peace“ und seinen darauf basierenden Reiseroman „Im Atlas“.

Organisation: Mag. Beate Hermann, Dr. Lehel Sata.

Förderung: Österreichisches Kulturforum Budapest.

05–07.06.2024

Workshop mit dem „Titel Innovative Methoden im DaF-Unterricht“ unter der Leitung von Dr. Maria Håkansson Ramberg (Universität Uppsala).

Organisation: Dr. Andrea Horváth, Dr. Lehel Sata.

Konferenzteilnahmen

10–12.04.2024

Lehel Sata: Formen der Polyphonie in Vicki Baums Roman *Vor Rehen wird gewarnt* und in ihrer Autobiografie *Es war alles ganz anders*.

Wissenschaftliche Tagung „Vicki Baum und Amerika“. Deutsche Nationalbibliothek in Frankfurt am Main.

26–28.09.2024

Lehel Sata: Verlebendigendes Erzählen. Ekphrastische Redeformen in Franz Kafkas Romanen. „Erzählfiguren, Erzählperspektiven, Erzählwelten. Komposition und Erkenntnis in Franz Kafkas Werk und der Prosa der Moderne“. Humboldt-Kolleg, Szeged.

30.10.–01.11.2024

Lehel Sata: Die ‚Wahrheit‘ der Sätze. Hans Magnus Enzensberger und die Grenzen des potentiellen Dichtens.
„Schiffbrüche verhandeln Kritik, Skepsis und Ironie im Werk Hans Magnus Enzensbergers.“ Wissenschaftliche Tagung, Szeged.

23–25.05.2024

Zoltán Mikoly: Atmosphärische Räume der diktatorischen Gewalt und ihre Dinge in Herta Müllers „Herztier“.
„Inspirationen – Dinge“ Wissenschaftliche Tagung, Károli Gáspár Universität der Reformierten Kirche, Budapest.

Promotionskolleg Literatur- und Kulturwissenschaft

URL: <https://deidi.unideb.hu/>.

Promotionskolleg germanistische Literatur- und Kulturwissenschaft

Leiterin: Dr. habil. Andrea Horváth (horvathandrea@unideb.hu).

Schwerpunkte:

Österreichische Gegenwartsliteratur
Literatur- und Kulturtheorie
Gender Studies
Interkulturalität

Laufende Dissertationsprojekte

Fanni Boglárka Farkas: Interkulturelle Kenntnisse in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur.
Betreuerin: Dr. Andrea Horváth.

Györgyi Kósa: Historische Narrative in den historischen Dramen und Epen von Johann Ladislaus Pyrker.
Betreuer: Dr. Kálmán Kovács.

Nikoleta Perić: Poetik der Dinge in Werken von Adalbert Stifter und W. G. Sebald.
Betreuerin: Dr. Edit Kovács.

Zoltán Mikoly: Manifestation und mediale Latenz der gewaltsamen Macht in der zeitgenössischen deutschsprachigen Prosa.
Betreuerin: Dr. Beatrix Kricsfalusi.

Lehrstuhl für Übersetzungswissenschaft und Sprachdidaktik

Am 1. August 2024 wurde der Lehrstuhl für Übersetzungswissenschaft und Sprachdidaktik des Instituts für Germanistik gegründet.

Personalia

Tibor Dobis, Sprachlehrer

Orsolya Éva Hajdufi, Sprachlehrerin (Englisch)

Dr. Gert Loosen, Universitätsoberassistent

Krisztina Pecsora, Sprachlehrerin (Englisch)

Dr. Erzsébet Pintye-Lukács, Universitätsassistentin

Dr. Zsuzsanna Radványi, leitende Sprachlehrerin

Dr. Máté Tóth, Universitätsoberassistent, Lehrstuhlleiter

Konferenzteilnahmen

Erzsébet Pintye-Lukács: A tanárképzés és a tanítási gyakorlat közötti kapcsolat feltérképezése, Tagung, ELTE-BTK: IV. Tudós tanárok – tanár tudósok tanárképzési konferencia, 16.11.2024.

16.11.2024

Erzsébet Pintye-Lukács/Péter Csátár: A lexikális kompetencia fejlesztésének támogatása a kollokációs optimum segítségével. [Die Förderung der lexikalischen Kompetenz mithilfe eines Kollokationsoptimums im DaF-Unterricht.] Tagung: IV. Tudós tanárok – tanár tudósok tanárképzési konferencia. Gyakorlatok a tanárképzésben. ELTE Tanárképző Központ.

Lehrstuhl für Nederlandistik

Konferenzen/Symposien

11.02.2024

Reformiertes Kollegium Debrecen: Gedenkfeier Michiel de Ruyter

Veranstalter: prof. Dr. Béla Baráth (Reformierte Theologische Universität Debrecen) und Dr. habil. Gábor Pusztai (DE Lehrstuhl für Nederlandistik).

Forschungsprojekte

„Socialistische Transnationaliteit en de Transfer van Nederlandstalige Literatuur in Centraal-Europa, 1945–1990“.

Förderung: Nederlandse Taalunie.

Laufzeit: 2022–2025.

Projektpartner: Pavel Zajas (Universität Posnan), Anita Srebnik (Universität Ljubljana), Jelica Novakovic-Lopusina (Universität Belgrad), Benjamin Bossaert (Universität Bratislava), Ton van Kalmthout (Universität Leiden), Alexa Stoicescu (Universität Bukarest), Michel de Dobbeleer (Universität Leuven), Gábor Pusztai (Universität Debrecen).

Projektleiter: Prof. Dr. Wilken Engelbrecht (Universität Olomouc).

Personalia

Auszeichnungen

Gábor Pusztai: Ridder in de Orde van Oranje-Nassau.

Gastvorträge

Gábor Pusztai:

Erasmus/Pannónia: Madelon-Székely Lulofs en de Deli-roman, De Hongaarse kindertreinen, Identiteit in de film Oeroeg (1992), spreekvaardigheid. Leideni Egyetem, 07–11.04.2024.

Réka Bozzay:

Pannónia BIP: Films ondertitelen. Wrocław Egyetem, 09–13.09.2024.

Sonstiges

Gastvorträge

Réka Bozzay:

Magyar diákok utrechti diákegyesületekben a két világháború között. IX. Egyháztörténeti konferencia, Kolozsvár, 07.05.2024.

De Nederlandse connecties van vicaris Imre Forró en de Hongaarse geheime diensten. Olomouc, Regionaal Colloquium, 30.05.–01.06.2024.

Forró Imre franekeri kutatása. Debrecen, Rebakucs, 05–07.09.2024.

Forró Imre lelkész tudományos működése. Budapest, KRE, 24.10.2024.

Composition of the Teaching Staff at the Faculty of Humanities at the University of Debrecen between the two World Wars, in particular the possibilities of setting up a Dutch Department. Siena, ICHU-CIHU, Università Stranieri, 12–13.12.2024.

Gábor Pusztai:

„Ellenállás és embermentés. Holland hadifoglyok és magyar reformátusok Budapest (1944–45)“. KPTI, „Nehéz idők, nagy emberek“. XI. Egyháztörténeti Konferencia. Kolozsvár, 07.05.2024.

A „Magyar dalos-könyv” és a „Csendes esték”: holland-magyar egyházi kapcsolatok a két világháború között. HIT2023 egyháztörténeti konferencia. Budapest, KRE, 24.10.2024.

Periodika

Acta Neerlandica. Bijdragen tot de neerlandistiek Debrecen, 21 (2024).

URL: <https://ojs.lib.unideb.hu/actaneer/>.

Graduiertenkolleg Literatur- und Kulturwissenschaft (DE)

URL: <https://deidi.unideb.hu/>.

Graduiertenkolleg Nederlandistik

Leiter: Dr. habil. Gábor Pusztai (gpusztai@unideb.hu).

Schwerpunkte:

niederländische Literaturgeschichte, (post)koloniale Literatur, niederländisch-ungarische Kulturkontakte, Literaturdidaktik.

Laufende Dissertationsprojekte

Adrienn Mikoly-Hetei: Az irodalomdidaktika aktuális lehetőségei a holland nyelvű kortárs irodalom vonatkozásában.

Betreuer: Dr. habil. Gábor Pusztai; Dr. Zsuzsanna Radványi.

Universität Miskolc

Neuphilologisches Institut

Lehrstuhl für deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft

Konferenzen/Symposien

18.01.2024

XVI. Miskolci Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia: *A fordítás mint választások és döntések sorozata* (XVI. Miskolcer Konferenz für Angewandte Linguistik: *Übersetzung als eine Abfolge von Wahlhandlungen und Entscheidungen*).

Veranstalter: MANYE, Regionaler Ausschuss der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Institut für Moderne Philologie der Universität Miskolc.

Personalia

Auszeichnungen

06.09.2024

Dr. Renáta Kriston:

Verdienstvoller Dozent der Universität Miskolc.

Exzellenter wissenschaftlicher Verfasser der Universität Miskolc.

Dr. Paksy Tünde: Auszeichnung für internationale Beziehungen

Sonstiges

01.02.2024

Workshop des Goethe Instituts (Universität Miskolc, A1/fsz 10.).

Leitung: Dr. Sándor Trippó.

Schwerpunkt: Handlungsorientierte Aktivitäten im Fremdsprachenunterricht.

08–13.04.2024

CEEPUS Mobility Universität Matej Bel, Banská Bystrica.

Dr. Jana Laukova, Banská Bystrica.

Dr. Eva Molnarova, Banská Bystrica.

04–08.11.2024

CEEPUS Mobility im Zentrum für Translationswissenschaft der Universität Wien.

Marianna Bazsó né dr. Sörös.

11–15.11.2024

CEEPUS Mobility Universität Montenegro

Dr. Bernhard Unterer, Banská Bystrica.

04.04.2024

Angelika Stallhofer: Stille Kometen. Gedichte.

Lesung, Ausstellung, Schreibworkshop, mit der Unterstützung des Österreichischen Kulturforums, im Rahmen des Wunderbar Festivals.

25.01.2024

Weiter mit Deutsch Wettbewerbsreihe: Upcycling – Wiederverwertung mit Mehrwert.

11–15.11.2024

Teilnahme unserer 14 Studierenden an einer Studienreise nach Komarno Universität Selye János mit der Förderung des Pannónia Stipendiums.

Universität Pécs

Germanistisches Institut

Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur und Kultur Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

Konferenzen/Symposien

20.04.2024

Tagung des Ungarischen Deutschlehrerverbandes.

Veranstalterinnen: Dr. Krisztina Molnár, Dr. Tímea Berényi-Nagy, Dr. Krisztina Gombkötőné Kemény (PTE).

Unterstützung: PTE, DAAD.

Forschungsprojekte

Az identitásképzás változásai Mecseknádasdon [Veränderungen der Identitätsbildung in Mecseknádasd].

Förderung: PTE-KAP.

Laufzeit: 07.2023–07.2024.

Projektleiterin: Dr. Erika Hammer.

ProjektmitarbeiterInnen: Soziologen und Historiker der PTE.

Zsuzsa Bognár: Ludwig Hatvanys transkulturelle Netzwerke.

MEC_K_21 EPR-Id: 140827.

Förderung: NKFIH.

Laufzeit: 2022–2025.

Personalia

Neue Anstellung: Dr. Henriett Lindner als Universitätsoberassistentin.

Forschungsstipendien

Dr. Erika Hammer: ÖB (Österreich-Bibliothek), 2024. Laufzeit: 1 Woche.

Dr. Erika Molnár: Humboldt Stipendium, 2024. Laufzeit: 1 Monat.

Gastvorträge

Tímea Berényi-Nagy/Krisztina Molnár: Aufgabenorientierung im DaF/E-Unterricht.

UDV-Tagung, Pécs, 20.04.2024.

Henriett Lindner: Spiegel in der Physik, Poesie und Psychoanalyse „Inspirationen VI: Dinge“. Nemzetközi interdisziplináris konferencia, Károli Gáspár Református Egyetem, Budapest, 24–25.05.2024.

<https://portal.kre.hu/index.php/2904-inspirationen-vi-dinge-nemzetkozi-konferencia-a-btk-n.html>.

Henriett Lindner: Kiegész tünetegyüttes pedagóguspályán és megelőzése irodalomterápiás módszerek alkalmazásával.

„Változások a pedagógiában – a pedagógiai változása” konferencia, PPKE-BTK, Esztergom, 15.11.2024.

<https://btk.ppke.hu/storage/tinymce/uploads/Valtozasok-a-pedagogiaban-VI-Program.pdf?u=1dF0ML>.

10.04.2024

Deutscher Tag

Gastvortrag aus dem Ausland

Prof. Werner Jung (Universität Essen): Kafkas Welt (anlässlich des 100. Todestages von Franz Kafka).

Förderung: PTE.

Gastveranstaltung

Dr. Andrea Schäfer-Jung (Universität Essen): Kunst im Sprachunterricht – Seminarstunde mit LehramtstudentInnen.

Förderung: PTE.

Lesung

Ulrike Haidacher las aus ihrem Roman Die Party (ausgezeichnet mit dem Peter Rosegger-Preis 2022).

Förderung: ÖKF.

Ausbau neuer Partnerschaft

11.05.2024

Vernetzungstreffen am Germanistischen Institut der Josef Strossmayer Universität Osijek mit Vertretern der Germanistischen Institute der Universitäten von Osijek, Novi Sad, Tuzla und Pécs.

Förderung: DAAD.

24.10.2024

Austausch mit Studierenden und Lehrenden aus Osijek in Pécs.

Förderung: DAAD.

26.09.–09.10.2024

Kafka-Gedenken.

Bücherausstellung mit Vorführungen von Filmen und Hörtexten in der Österreich-Bibliothek.

Wanderausstellung

25.10.–08.11.2024

Ingeborg Bachmann – Schreiben gegen den Krieg.

Förderung: ÖKF.

Universität Szeged

Institut für Germanistik

Lehrstuhl für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft

Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur

Konferenzen/Symposien

21.03.–22.03.2024

„A figyelem irányítása és irányulása irodalmi szövegekben és filmekben (Aufmerksamkeitslenkung in literarischen Texten und Filmen)“.

Zusammen mit der Arbeitsgruppe Stilforschung der ELTE.

Veranstalterinnen und Veranstalter: Dr. habil. Márta Horváth, Prof. Dr. Szilárd Tátrai, Dr. habil Gábor Simon.

25.09.–29.09.2024

„Erzählfiguren, Erzählperspektiven, Erzählwelten. Komposition und Erkenntnis in Kafkas Werk und der Prosa der Moderne“.

Veranstalterinnen und Veranstalter: Dr. Csilla Mihály, em. Prof. Dr. Károly Csúri, unterstützt von: Humboldt-Kolleg, Österreichisches Kulturforum Budapest, Universität Szeged.

16.10.2024

„Linguistischer Workshop zu Ehren von Prof. Péter Bassola zum 80. Geburtstag“.

Veranstalterinnen und Veranstalter: Dr. Orsolya Rauzs, dr. Péter Kappel, unterstützt von: Stiftung für die Szegeder Germanistik.

28–29.11.2024

„Nyelvészdoktoranduszok 28. Országos Konferenciája“.

Veranstalterinnen und Veranstalter: Prof. Dr. Németh T. Enikő, dr. Péter Kappel, dr. Ágnes Sántáné Túri.

30.10.–01.11.2024

„Schiffbrüche verhandeln. Kritik, Skepsis und Ironie im Werk Hans Magnus Enzensbergers.“
Wissenschaftliche Tagung.

Veranstalterinnen und Veranstalter: Prof. Dr. Endre Hárs (SZTE), Prof. Dr. Roland Innerhofer (Univ. Wien), unterstützt von: Fritz Thyssen Stiftung, Germanistisches Institut Szeged.

Forschungsprojekte

„A magyar nyelv igei konstrukciói. Használatalapú konstrukciós nyelvtani kutatás“.

Förderung: NKFI, Projektnummer K129040.

Dauer: 01.09.2018–31.08.2024.

Projektleiter: Prof. Dr. Tolcsvai Nagy Gábor MHAS.

Projektmitarbeiter:innen: Nóra Csontos, Csilla Ilona Dér, Ágnes Domonkosi, Péter Horváth, Éva Veronika Hrenek, András Imrényi, Fruzsina Krizsai, Nóra Kugler, Ágnes Kuna, Krisztina Renáta Laczkó, Mária Ladányi, Bernadett Modrián-Horváth, László Palágyi, Gábor Simon, Szilárd Tátrai.

„A magyarországi német nyelvjárások tematikus lexikográfiai feldolgozása”.

Förderung: OTKA, Projektnummer 142914.

Dauer: 01.12.2022–30.11.2026.

Projektleiter: Dr. habil. Márta Müller.

Projektmitarbeiter:innen: Prof. Dr. Erzsébet Knipf-Komlósi, Dr. Éva Márkus, Dr. Gábor Kerekes, Dr. Márta Müller, Dr. Ágnes Huber, Dr. Péter Kappel, Dr. Krisztina Gombkötőné Kemény.

Personalia

Forschungsstipendien

Attila Bombitz:

CEEPUS, Universität Wien, 2024. Laufzeit: 1 Monat.

Franz Werfel Forschungsstipendium, Universität Wien, 2024. Laufzeit: 3 Monat.

Erasmus: Universität Klagenfurt, Fachbereich Germanistik (22–28.04.2024).

Erasmus: Universität Siegen, Fachbereich Germanistik (20–26.05.2024).

Endre Hárs:

CEEPUS, Universität Wien, 2024. Laufzeit: 1 Monat (01.05.2024–31.05.2024).

Márta Horváth:

Erasmus: Universität Catania, Fachbereich Germanistik (29.05.–05.06. 2024).

Bernadett Modrián-Horváth:

Erasmus: Universität Regensburg (28.01.–01.02.2024).

Szilvia Ritz:

Erasmus: Paris Lodron Universität Salzburg, Fachbereich Germanistik (03.06.–07.06.2024).

Pannónia Stipendium: Université Paris Nanterre (Konferenzteilnahme) (06.11.–09.11.2024).

Erzsébet Szabó:

Erasmus: Justus-Liebig Universität Gießen, Fachbereich Germanistik (27.05.–31.05.2024).

CEEPUS, Universität Wien, 2024. Laufzeit: 1 Monat.

Gastvorträge

21.05.2024

Attila Bombitz: Érintkezések a modern magyar és osztrák szépirodalom között [Österreichische Literatur, ungarische Literatur: Literarische Parallelen]. Baja, Ady Endre Városi Könyvtár.

15.11.2024

Tünde Katona: Elmenni a határig. Magyarország a 19. század elején egy német utazó szemével. [Bis an die Grenze. Ungarn im frühen 19. Jahrhundert mit den Augen eines deutschen Reisenden]. Szászvár/Máza, Német Ház.

10.04.2024

Prof. Dr. Werner Michler (Universität Salzburg): Stefan Zweig, beim Wort genommen. Zur Arbeit an der Salzburger Zweig-Ausgabe.

13.11.2024

Prof. Dr. Maria Thurmair (Regensburg): Gendersensible Sprache im Deutschen: Möglichkeiten und Gebrauch.

14.11.2024

PD Dr. Wilhelm Oppenrieder (München): Richtungsweisend – eine syntaktisch-semantische Einordnung der Direktionale.

Sonstiges

Konferenztellnahmen

Attila Bombitz: Epiphanische Momente und Weltuntergangsszenen im Roman *Krieg und Krieg* von László Krasznahorkai.

Tagung: Zugänge zu László Krasznahorkais Lebenswerk. Internationale Konferenz, Universität Wien, Campus – Altes AKH, Abt. Finno-Ugristik, 03–04.10.2024.

Endre Hárs: „Zivile Reliquien. Über Hans Magnus Enzensbergers Recherchebücher“.

Tagung: Schiffbrüche verhandeln. Kritik, Skepsis und Ironie im Werk Hans Magnus Enzensbergers. Wissenschaftliche Tagung. SZTE BTK Német Nyelv- és Irodalomtudomány Tanszék, 30.10.–01.11.2024.

Endre Hárs: „Bevezetés a földönkívüli társalgásba. Nyelvi reflexió a kortárs sci-fi-ben“.

Tagung: A fordító mint kultúra- és irodalomközvetítő. Nemzetközi tudományos konferencia. Kémer (Rumänien), 10.–13.09.2024.

Endre Hárs: „Aufzeichnungen aus Weirld-Ungarn. Horror der Gegenwart in Attila Veres' und Anita Moskát's Prosa“.

Tagung: Fantastic Climates. Jahrestagung der Gesellschaft für Fantastikforschung. Universität Kassel, 05–07.09.2024.

Endre Hárs: „Postpragmatisch, postironisch – postidyllisch? Reminiszenzen eines historischen Genres in Leif Randts Planet Magnon (2015).“

Workshop: Futurische Idyllen: Zukunftsentwürfe und Impulse – Interdisziplinärer Workshop, Universität Kassel, 03–04.09.2024.

Endre Hárs: „Zurück zur Erde. Galaktische Hinterlassenschaften in der deutschsprachigen Science-Fiction.“

Tagung: Inspirationen VI. Dinge. Károli Gáspár Universität, 23–25.05.2024.

Endre Hárs: „Einmischung und Fantasie. Wie die ungarische Science-Fiction Grenzen überschreitet“.

Tagung: Which Market? Popular Writing between Entertainment and/or Edification. DLA Marbach, 14–15.11.2024.

Márta Horváth: „A figyelem irányítása Hidas Bence „És mindent betemet a hó“ című detektívregényében“.

Tagung: A figyelem irányítása és irányulása irodalmi szövegekben és filmekben [Aufmerksamkeitslenkung in literarischen Texten und Filmen]. Budapest, ELTE, 21–22.03.2024.

Márta Horváth: Anger and compassion in Hungarian Social Novels.

Tagung: Cognitive Futures. Catania, 06.05.2024.

Márta Horváth: Wattpad – az amatőr kultúráteremtők platformja.

Tagung: Digitális világ (DIVIL) 2. Az SZTE IKIKK Digitális Társadalom Kompetenciaközpontjának szakmai konferenciája. Szeged, 11–12.12.2024.

Péter Kappel: „Zur Dokumentation und Erforschung ungarndeutscher Mundarten. Herausforderungen und Perspektiven“.

Workshop: Német nyelvészeti workshop Prof. em. Dr. Bassola Péter 80. születésnapjának tiszteletére. SZTE BTK, 16.10.2024.

Tünde Katona: Stammbücher des Samuel Martiny. Versuch der Rekonstruktion seiner Alben anhand seiner selbstbiographischen Aufzeichnungen.

Tagung: Byzanz und das Abendland – Byzance et l'Occident X., Eötvös-József-Collegium Budapest, 20.11.2024.

Péter Kappel/Elisabeth Knipf-Komlósi/Márta Müller/Éva Márkus/Gábor Kerekes/Ágnes Huber/Krisztina Kemény-Gombkötő/István Szívós/Illés Nagy: „Die zweite Projektphase des Wörterbuchs der Ungarndeutschen Mundarten (WUM)“.

Tagung: LexikoNet 4, Tagung und Netzwerktreffen großlandschaftlicher Dialektwörterbücher und Sprachinselwörterbücher des Deutschen. Budapest, 04–05.10.2024.

Péter Kappel: Zur Dokumentation und Erforschung ungarndeutscher Mundarten. Herausforderungen und Perspektiven.

Workshop: Német nyelvészeti workshop Prof. em. Dr. Bassola Péter 80. születésnapjának tiszteletére. SZTE BTK, 16.10.2024.

Csilla Mihály: Wollene Strümpfe, goldene Westenknöpfe, englische Halsbinden und ungetragene Reisemützen. Über Franz Kafkas literarische Garderobe.

Tagung: „Inspirationen VI. Dinge“. Károli Gáspár Universität, Budapest, 24–25.05.2024.

Csilla Mihály: Kafkas „eigentümlicher“ Figurenapparat. Selbstständigkeit und motivische Verflechtung der Figuren in der *Strafkolonie*.

Tagung: „Erzählfiguren, Erzählperspektiven, Erzählwelten. Komposition und Erkenntnis in Kafkas Werk und der Prosa der Moderne“. Humboldt-Kolleg Szeged, 25–29.09.2024.

Bernadett Modrián-Horváth: „Productivity and paradigmaticity of a German construction: the case of the stative passive.“

Tagung: Finite verbs as constructions. Usage-based cognitive linguistic perspectives. International workshop. Budapest, ELTE, 24.06.2024.

Bernadett Modrián-Horváth: „Passzív jelentésű konstrukciók használatalapú kutatása“.

Tagung: DiAGram Funkcionális Nyelvészeti Központ *Kutatások a magyar igei konstrukciók körében*, Budapest, ELTE, 23.02.2024.

Bernadett Modrián-Horváth: „Probleme im Fokus. Wortstellungsschwierigkeiten ungarischer DaF-Lernender im Rhemabereich“.

Workshop: Német nyelvészeti workshop Prof. em. Dr. Bassola Péter 80. születésnapjának tiszteletére. SZTE BTK, 16.10.2024.

Orsolya Rauzs: Zwei Rätsel des althochdeutschen Hildebrandslieds und ihre Lösungen mithilfe der „oral-formulaic theory“.

Workshop: Német nyelvészeti workshop Prof. em. Dr. Bassola Péter 80. születésnapjának tiszteletére. SZTE BTK, 16.10.2024.

Szilvia Ritz (und Csaba Horváth): *A Critical Approach to Epimodernism. Circulations and Circumstances. The Times and Spaces of Epimodernism*. Cambridge University, King's College, 11–12.04.2024.

Szilvia Ritz: „Ein Loch ist da, wo etwas nicht ist“. Löcher in der Literatur als Träger von Geschichte und Erinnerung.

Tagung: „Dinge“. Károli Gáspár Universität der Reformierten Kirche, Budapest, 23–25.05.2024.

Szilvia Ritz: *Inspirationen aus dem Schloss. Berührungspunkte zwischen Franz Kafkas Schloss-Roman und Raphaela Edelbauers Das flüssige Land*.

Tagung: „Erzählfiguren, Erzählperspektiven, Erzählwelten. Komposition und Erkenntnis in Franz Kafkas Werk und der Prosa der Moderne.“ Humboldt-Kolleg, Szeged, 26–28.09.2024.

Szilvia Ritz: „There is no truth on earth that is unique and encompasses everything.“ *History and Truth in Epimodern Austrian Novels*.

Tagung: International Conference « Epimodernism & Literary Credit: Speculating in a Post-Truth Age / Colloque international « Épimodernisme et crédit littéraire: spéculer à l'ère de la post-vérité » Université Paris Nanterre, 07–08.11.2024.

Ágnes Sántáné-Túri: „Komplemente (und Komplementklassen) in einem multidimensionalen Konzept der Substantivvalenz“.

Workshop: Német nyelvészeti workshop Prof. em. Dr. Bassola Péter 80. születésnapjának tiszteletére. SZTE BTK, 16.10.2024.

György Scheibl: „Shift-Nomen im Deutschen“.

Workshop: Német nyelvészeti workshop Prof. em. Dr. Bassola Péter 80. születésnapjának tiszteletére. SZTE BTK, 16.10.2024.

Erzsébet Szabó: „Foreground – Background“.

Tagung: *A figyelem irányítása és irányulása irodalmi szövegekben és filmekben [Aufmerksamkeitslenkung in literarischen Texten und Filmen]*. Budapest, ELTE, 21–22.03.2024.

Erzsébet Szabó: „Die strukturbildende Rolle der dargestellten Emotionen in Kafkas Erzählung *Die Verwandlung*.“

Tagung: *Erzählfiguren, Erzählperspektiven, Erzählwelten. Komposition und Erkenntnis in Kafkas Werk und der Prosa der Moderne*. Humboldt-Kolleg Szeged, 25–29.09.2024.

Erzsébet Szabó: Költői igazságszolgáltatás Fontane „Unterm Birnbaum“ című művében.
Workshop: GERMANeSTeK Szeged, 27.11.2024.

Wettbewerbe

Sprichst Du deutsch? Präsentationswettbewerb für Schüler und Schülerinnen.
In Kooperation mit der Deutschen Telekom IT Solutions, 09.04.2024.

Europas junge Dichter. Übersetzungswettbewerb und Workshop für Schüler und Schülerinnen
in deutscher und englischer Sprache. In Kooperation mit Europe Direct Bács-Kiskun und der
József-Katona-Bibliothek Kecskemét, 17.12.2023.

Lesungen

09.05.2024
Daniel Wisser

Programme

Wunderbar Festival

Hárs Endre: Perry Rhodan különös kalandjai a világűrben [Die seltsamen Abenteuer von Perry
Rhodan im Weltraum]

Katona Tünde: A jó szólás és közmondás meghökkent és ámulatba ejt [Ein guter Spruch und
ein Sprichwort zum Staunen und Erstaunen]

Szabó Erzsébet: Tetthely – egy kultikus német krimi-sorozat [Tatort – eine deutsche Kult-
Krimiserie]

Váradai Gábor: Rossz gyerekek Busch és Hoffmann képregényeiben [Böse Kinder in Busch-
und Hoffmann-Comics]

Vörös Beáta: Melyik nyelvvizsgát válasszam? [Welchen Sprachtest soll ich wählen?]

Kora Karina: Karrier nyelvtudással: német a munka világában [Eine Karriere auf Deutsch:
Deutsch im Beruf]

Mihály Csilla, Ambrus Angéla, Bagóczki Zoltán, Heim Dóra: Wunder-CoolTour Quiz
(09.04.2024).

Preisverleihung „Pro Facultate Philosophiae“ der Universität Szeged an Robert Menasse,
11.09.2024.

Periodika

Österreich-Studien Szeged 23 = Bombitz, Attila/Horváth, Márta/Ritz, Szilvia (Hg.): Unter
drommetenrotem Himmel. Geschichte, Fiktion, Identität im Werk von Leo Perutz. Wien:
Praesens Verlag 2024.

Acta Germanica Iuvenum 4 = Katona, Tünde (Hg.): Distanz in Wolf Hass' Brenner-Serie –
Migrationsliteratur – Fanfictions – Andreas Latzkos Erzählungen – Vergleich von Tempora
(Dt./Lat.) – Corona-Wortschatz – Gamification im Fremdsprachenlernen. Beiträge Szegeder
Germanistik-Studierender zur deutschen Literatur- und Sprachwissenschaft sowie DaF.
Szeged, Institut für Germanistik Universität (2024), 341 S. https://acta.bibl.u-szeged.hu/85608/1/germanica_iuvenum_004.pdf (letzter Zugriff: 08.07.2025)

nCognito. Kognitív Kultúraelméleti Közlemények online Zeitschrift (2024/1). URL: <https://ojs.bibl.u-szeged.hu/index.php/ncognito/issue/view/2593> = Szabó, Judit/Aradi, Csenge/Domsa, Zsófia/Horváth, Márta (Hg.) (2024): nCognito: Figyelemirányítás és medialitás I. [Aufmerksamkeitslenkung und Medialität I.], 89 S.

nCognito. Kognitív Kultúraelméleti Közlemények online Zeitschrift (2024/2). URL: <https://ojs.bibl.u-szeged.hu/index.php/ncognito/issue/view/2623> = Szabó, Judit/Aradi, Csenge/Domsa, Zsófia/Horváth, Márta (Hg.): nCognito: Figyelemirányítás és medialitás II. [Aufmerksamkeitslenkung und Medialität II.], 114 S.

Doktorandenkollegs des Instituts für Germanistik, Szeged

Deutschsprachige Literaturen und Kulturen

<https://szegedigermanisztika.hu/index.php/de/studium/doktorat/deutschsprachige-literaturen-und-kulturen>.

Leiter: Dr. habil. Attila Bombitz (bombitz@lit.u-szeged.hu).

Stellvertreter: Prof. Dr. Endre Hárs (hars@lit.u-szeged.hu).

Kurzbeschreibung:

Ziele des Doktoratsprogramms Deutschsprachige Literaturen und Kulturen sind die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und die Sicherung hochqualifizierter GermanistInnen und LiteraturwissenschaftlerInnen für den akademischen Bereich. Den wissenschaftlichen Schwerpunkt des Programms bilden die langfristigen und aktuellen Forschungsprojekte des Lehrstuhls für deutsche Literaturwissenschaft und des Lehrstuhls für österreichische Literatur und Kultur des Instituts für Germanistik der Universität Szeged. Die Doktorandenschule bietet literatur-, kultur- und medienwissenschaftliche Schwerpunkte in Anlehnung an die Forschungsarbeit der beiden Lehrstühle, sowie theoretische und historische Forschungsperspektiven. Theoretisch stützt sich das Programm auf die Poetik möglicher Welten, auf strukturalistische und post-strukturalistische, wissenschaftsgeschichtliche und medienwissenschaftliche bzw. kognitive Ansätze der Literaturwissenschaft. Im Programm werden historische und aktuelle Forschungsmethoden und ihre Anwendungsmöglichkeiten vorgestellt, mit dem Ziel, diese für die eigene Forschungsarbeit fruchtbar zu machen. Vermittelt werden nicht nur die Forschungsmethoden der modernen Philologie, sondern auch interdisziplinäre Fragestellungen und Ansätze der Gegenwart. Das literaturhistorische Spektrum reicht von der frühen Neuzeit, insbesondere der Literatur und Kultur der Deutschen im Karpatenraum, über die Ergebnisse der literarischen Modernisierungstendenzen im 18. und 19. Jahrhundert bzw. der „klassischen Moderne“ bis zur Gegenwartsliteratur, mit dem Fokus auf einzelnen Phasen der mitteleuropäischen und der österreichischen Kultur- und Literaturgeschichte.

Laufende Dissertationsprojekte

András Ádám Szinger: Thomas Bernhards ungarische Präsenz. Eine Rezeptionsanalyse.

Betreuer: Dr. habil. Attila Bombitz.

Gyula Tóth: Neue Tendenzen des zeitgenössischen deutschsprachigen historischen Romans.

Betreuerin: Dr. habil. Szilvia Ritz.

Leila Karina Kora: Die post-postmodernen Romantypen und ihre Merkmale in der österreichischen Gegenwartsliteratur.

Betreuerin: Dr. habil. Szilvia Ritz.

Gábor Váradi: Wilhelm Busch és a 19. századi német nyelvű képregény műfaji- és hatástörténete (Wilhelm Busch' Wirkung auf die ungarische Karikatur).

Betreuer und Betreuerin: Prof. Dr. Endre Hárs und Dr. habil. Tünde Katona.

Promotionskolleg Germanistische Linguistik

URL: http://nydi.szte.hu/Nemet_nyelveszet.html.

Leiterin: Prof. Dr. Erzsébet Drahota-Szabó (drahota-szabo.erszabet@szte.hu).

Stellvertreter: Dr. György Scheibl.

Kurzbeschreibung:

Das PhD-Studium Germanistische Linguistik erfolgt im Rahmen der Graduiertenschule für Sprachwissenschaft der Universität Szeged. Das Ziel des Programms besteht in der Ausbildung solcher Fachleute, die sich auf den Gebieten der germanistischen Linguistik bewandert sind, d. h. die Entwicklungen der linguistischen Forschungen mitverfolgen und auf Grundlage eigener Forschungen zu neuen wissenschaftlichen Ergebnissen gelangen, diese in Beiträgen publizieren, sowie regelmäßig an Konferenzen teilnehmen. Ein besonderer Wert wird in der Ausbildung darauf gelegt, wie die theoretischen Kenntnisse in den empirischen Forschungen, in der Praxis verwendet werden können.

Schwerpunkte:

Auf der Basis dieser Ziele wurde der Promotionsstudiengang im Jahre 2022 grundlegend reformiert und bietet zurzeit die folgenden vier Ausbildungsrichtungen an:

1. Deutsche beschreibende Linguistik;
2. Kontrastive Linguistik;
3. Übersetzungswissenschaft und
4. Lehren und Lernen des Deutschen als Fremd- und Nationalitätensprache.

Obwohl die meisten Kurse spezifisch an die ausgewählte Ausbildungsrichtung gebunden sind, belegen die Doktorandinnen und Doktoranden auch die obligatorischen Grundkurse der anderen Ausbildungsrichtungen, um ihren sprachwissenschaftlichen Horizont zu erweitern.

Laufende Dissertationsprojekte

Katinka Rózsa: Wortbildung mit Negationsbedeutung im Deutschen.

Betreuer: Dr. Andreas Nolda.

Viktória Lantos: Sprachentwicklung von ungarischen DaFnE-Lernenden.

Betreuerin: Dr. Tünde Sárvári.

Gábor Nagy: Kontrastive Genusanalyse und Genus im Fremdsprachenunterricht.

Betreuer: Dr. György Scheibl.

Universität Szeged

Erziehungswissenschaftliche Fakultät Gyula Juhász

Institut für Nationalitätenkulturen

Lehrstuhl für Deutsch und Deutsch als Nationalitätenkultur

Sonstiges

Erzsébet Drahota-Szabó: Kontrastive Linguistik im DaF- und im DaZ-Unterricht, Gastprofessur an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (Institut für Germanistik), Sommersemester 2023–2024.

Erzsébet Drahota-Szabó: Dicke Freunde können auch dünn sein. Zur Behandlung der Polysemie, der Homonymie, der Synonymie und der Antonymie im DaF- und DaZ-Unterricht, Gastvortrag an der Christlichen Universität Partium, Gesellschaft für deutsche Sprache, Großwardein, 17.04.2024.

Ludovika Universität für den Öffentlichen Dienst Budapest

Lehrstuhl für Anglistik und Germanistik

Personalia

Dr. Anita Szentpétery-Czeglédy: Ernennung zur Universitätsdozentin (01.08.2024), Lehrstuhl-leiterin (15.10.2024).

Dr. Klára Berzeviczy: Ernennung zur Universitätsdozentin (01.09.2024).

Dr. Zsuzsa Soproni: Ernennung zur Universitätsoberassistentin (01.12.2024).

Jahresbibliografie

2024

- Balogh, Tamás (2024): A fej és a láb vitája. Willem Elsschot: Kenegetés/A láb [Der Streit des Kopfes und der Beine. Willem Elsschot: Kenegetés/A láb]. In: 1749.HU, 03.07.2024, S. 1–10.
- Balogh, Tamás (2024): Ez nem egy borbély. Gerbrand Bakker: A borbély fia [Er ist kein Barbier. Gerbrand Bakker: A borbély fia]. In: 1749.HU, 18.06.2024, S. 1–5.
- Balogh, Tamás (2024): Hiány, felesleg és nyereség a Sajtban [Mangel, Überfluss und Gewinn im Kurzroman Sajt]. In: Jelenkor: Irodalmi és művészeti folyóirat, 67 (5), S. 582–586.
- Balogh, Tamás (2024): Hiány, felesleg és nyereség a Sajtban [Mangel, Überfluss und Gewinn im Kurzroman Sajt]. In: Szabó-Reznek, Eszter/Hites, Sándor (Hg.): Elbeszélni a pénzt [Das Geld erzählen]. Budapest: Reciti Kiadó, S. 137–145.
- Balogh, Tamás (2024): Laarmans és Mária véletlen találkozása a boncasztalon. (A lidércfény zárlatáról) [Das zufällige Treffen von Laarmans und Mária auf dem Seziertisch. (Über die Sperre des Irrlichts)]. In: Alföld. Irodalmi, művészeti és kritikai folyóirat, 75 (8), S. 86–100.
- Balogh, Tamás (2024): Szerb Antal és a potlecs: A Homo ludens-től A királyné nyakláncá-ig [Szerb Antal und das Potlach: Von Homo ludens bis zum Roman A királyné nyaklánc]. In: LITERATURA, 50 (3), S. 277–290. <https://doi.org/10.57227/Liter.2024.3.5>.
- [Balogh] = Balogh, Tamás/Fenyves, Miklós (Übers.): Willem Elsschot: Kenegetés/A láb. Budapest: Gondolat, 258 S.
- Barna, László (2024): „[K]ezdem hiányolni azt a nyamvadt sárga primulát”: Szűcs Ilona Remény ágán című újabb kötete. In: Szabó-Tóth, Kinga (Hg.): Kulturális és társadalmi innovációk, fenntarthatóság és kreatív turizmus. Miskolc: Miskolci Egyetem, BTK, S. 2–7. https://atti.uni-miskolc.hu/docs/CRIIIkotet_2024.pdf (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- Barna, László (2024): Ilona Szűcs' New Volume: Remény ágán. In: Szabó-Tóth, Kinga (Hg.): Cultural and Social Innovations, Sustainability and Creative Tourism. Miskolc: Miskolci Egyetem, BTK, S. 3–8.
- Barna, László (2024): Metalepszis: Egy alakzat narratívái. Berlin: GlobeEdit, 84 S.
- Barna, László (Übers.) (2024): Ferenczi, Sándor: Charcot (1925). In: Mészáros, Judit/Harmatta, János/Bókay, Antal (Hg.): Ősi folyamatok, terápiás technikák, 1924–1927. Ferenczi Sándor összes művei. 5. kötet. Budapest: Oriold és Társai Kiadó, S. 149–153.
- Barna, László (Übers.) (2024): Ferenczi, Sándor: Freud jelentősége a mentálhigiénés mozgalomban (1926). In: Mészáros, Judit/Harmatta, János/Bókay, Antal (Hg.): Ősi folyamatok, terápiás technikák, 1924–1927. Ferenczi Sándor összes művei. 5. kötet. Budapest: Oriold és Társai Kiadó, S. 179–183.
- Bazsóné, Sörös Marianna (2024): Das Sprachbiographische Interview als Forschungsinstrument zur Erfassung zur Spracherwerbsprozessen. In: Навчання і викладання у багатомовному світі у цифровому форматі = Digitales Lernen und Lehren in der mehrsprachigen Welt: Матеріали Міжнародної науково-практичної онлайн-конференції 2024 року. Kijev, S. 66–70.
- Bazsóné, Sörös Marianna (2024): Im Schatten des Schriftstellers. Die vergessene Veza Canetti. In: Szendi, Zoltán/Roland, Benedikt (Hg.): In Vergessenheit geraten in der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts im europäischen Kontext. Budapest: Gesellschaft Ungarischer Germanisten (= Jahrbuch der ungarischen Germanistik, Sonderband), S. 119–128. https://jug.hu/images/sonderband/jug_sonderband_2024.pdf#page=119 (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- Bazsóné, Sörös Marianna (2024): Imaginäre Bibliotheken in der Literatur. In: Czeglédy, Anita/Horváth, Géza (Hg.): Inspirationen VI. Dinge. Budapest: Károli Gáspár Református Egyetem, L'Harmattan Kiadó, S. 173–182.

- Bazsóné, Sörös Marianna (2024): Mihail Bulgakov A fehér gárda című regényének német nyelvű újrafordítása. In: *Alkalmazott Nyelvészeti Közlemények* 17 (1), S. 116–127. <https://real.mtak.hu/215824/> (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- Bazsóné, Sörös Marianna (2024): Raumkonstruktionen und Frauenrollen in Veza Canettis Die Gelbe Straße. In: *Publicationes Universitatis Miskolcensis Sectio Philosophica* 28 (3), S. 7–16.
https://matarka.hu/klikk.php?cikkmutat=3410707&mutat=https://www.matarka.hu/koz/ISSN_1219-5448/tomus_28_fas_3_2024/ISSN_1219-5448_tomus_28_fas_3_2024_007-016.pdf (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- Bazsóné, Sörös Marianna (Übers.) (2024): Ferenczi, Sándor: Rank pszichoanalitikus technikájának kritikája. In: Mészáros, Judit/Harmatta, János/Bókay, Antal (Hg.): *Ősi folyamatok, terápiás technikák, 1924–1927. Ferenczi Sándor összes művei. 5. kötet.* Budapest: Oriold és Társai Kiadó, S. 197–204.
- Berzeviczy, Klára (2024): Fordítás vagy ferdítés? Lám Frigyes szepesi szász író gondolatai a műfordításról. In: Sohár, Anikó (Hg.): *Varietas delectat. A PPKE Hieronymus Fordítás-tudományi Kutatócsoportjának tanulmánykötete.* Budapest: Akadémiai Kiadó – MERSZ. https://mersz.hu/hivatkozas/m1143vd_4/kom/1 (letzter Zugriff: 13.05.2025).
<https://doi.org/10.1556/9789636640002> (Band)
- Berzeviczy, Klára (2024): Sternenhimmel. Harsányi Lajos és Lám Frigyes barátsága levelek tükrében. In: Komáromi, László/Szabó, Péter/Birher, Nándor Máté/Cserey, György/Puskás, Attila (Hg.): *Munus et dilectio. Ünnepi kötet Kuminetz Géza 65. születésnapja alkalmából.* Budapest: Pázmány Press, S. 85–94.
- Berzeviczy, Klára/Frenyó, Zoltán/Pályi, Gyula (2024): Aquinói Szent Tamás magyar rokonai: nevezetes leszármazottak. In: *A Magyarországi Aquinói Szent Tamás Társaság közleményei VIII.*, S. 180–209.
- Bikics, Gabriella (2024): A gyakorlógimnázium a pedagógusképzés szolgálatában. In: *Publicationes Universitatis Miskolcensis Sectio Philosophica* 28 (3), S. 17–35.
- Bikics, Gabriella (2024): Differenciált nyelvoktatás a germanisztika minor képzésben. In: *Alkalmazott Nyelvészeti Közlemények* 17 (2), S. 152–168. <https://real.mtak.hu/215844/> (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- Bikics, Gabriella (2024): Német és magyar egyetemek harca a hallgatói lemorzsolódás ellen. In: *Szellem és Tudomány* 15 (2–3), S. 159–184.
- Bódyné Márkus, Rozália (2024): Háborús és polgárháborús konfliktusok megjelenítése újabb német nyelven megjelent gyermek- és ifjúsági irodalmi munkákban. In: Kiss, Noémi/Körömi, Gabriella (Hg.): *Háború és béke a kortárs világirodalomban.* Eger: Líceum Kiadó (= *Acta Universitatis de Carolo Eszterházy Nominatae, Sectio Litterarum* 26), S. 81–91. <https://doi.org/10.46440/ActaUnivEszterhazyLitterarum.2024.81>.
- Boers, Ivo H. G. (2024): *Silvina Montrul. The Acquisition of Heritage Languages [Silvina Montrul. Der Erwerb von Herkunftssprachen].* Cambridge: Cambridge University Press 2022, ISBN 978-1-009-34623-8. In: *Revista Internacional de Lingüística Iberoamericana*, 12 (44), S. 242–244. <https://doi.org/10.31819/rili-2024-224415>.
- Boers, Ivo H. G. (2024): Változó nyelvek: honnan jön és merre tart a holland nyelv? [*Sprachen im Wandel: woher kommt und wohin geht die niederländische Sprache?*]. In: Czeglédy, Anita/Sámson, Réka (Hg.): *Idegen nyelvi alapismeretek [Grundkenntnisse in fremden Sprachen]*: Károli Junior Akadémia. Budapest: L'Harmattan, S. 59–68.
- Boers, Ivo H. G./Parafita Couto, M. Carmen (2024): Erosión lingüística: por qué olvidamos un idioma, incluso el nativo [*Spracherosion: Warum wir eine Sprache vergessen, sogar unsere Muttersprache*]. *The Conversation*. 2024, 18 november.
<https://theconversation.com/erosion-linguistica-por-que-olvidamos-un-idioma-incluso-el-nativo-239862>. <https://doi.org/10.64628/AAO.aax7pqfr4> (letzter Zugriff: 28.05.2025).

- [Boers] = Chaika, Lesia/Boers, Ivo H. G. (2024): Meertaligheid in Max Havelaar: gebruik van grammaticaal geslacht in codeswitching [Mehrsprachigkeit bei Max Havelaar: Verwendung des grammatischen Geschlechts beim Codeswitching]. In: Internationale Neerlandistiek, 62 (3), S. 209–234. <https://doi.org/10.5117/IN2024.3.001.CHAI>.
- Bognár, Zsuzsa (2024): Felix Salten als Kritiker der Wiener Moderne. In: Szendi, Zoltán/Roland, Benedikt (Hg.): In Vergessenheit geraten in der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts im europäischen Kontext. Budapest: Gesellschaft ungarischer Germanisten (= Jahrbuch der ungarischen Germanistik, Sonderband), S. 100–106. https://jug.hu/images/sonderband/jug_sonderband_2024.pdf#page=100 (letzter Zugriff: 25.07.2025).
- Bombitz, Attila/Horváth, Márta/Ritz, Szilvia (2024): Geschichte, Fiktion, Identität im Werk von Leo Perutz: Eine Orientierung. In: Bombitz, Attila/Horváth, Márta/Ritz, Szilvia (Hg.): Unter drommetenrotem Himmel. Geschichte, Fiktion, Identität im Werk von Leo Perutz. Wien: Praesens Verlag (= Österreich-Studien Szeged 23), S. 7–11.
- Bozzay, Réka (2024): Alexander Salonthay de Salontha: Soldat, Pflanze, Wirtschaftsschriftsteller. Ein Leben in Ungarn, den Niederlanden und Suriname im 18. Jahrhundert. In: Bárány, Attila Pál/Roman, Czaja/Helmut, Flachenecker/Pósán, László (Hg.): Zwischen Ostsee und Adria II. Ostmitteleuropa im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Die Mobilität von Menschen, Gütern, Geld, Diplomaten, Reliquien. Debrecen: MTA–Debreceni Egyetem Magyarország a középkori Európában Lendület kutatócsoport, Universität Debrecen, S. 209–233.
- Bozzay, Réka (2024): Beszámoló az 55. ReBaKucs konferenciáról. In: Gerundium 15 (3–4), S. 191–195.
- Bozzay, Réka (2024): English Financial Aid for the Reformed College of Debrecen in Light of Hungarian Archival Sources. In: Hungarian Journal of English and American Studies 30 (1), S. 227–250.
- Bozzay, Réka (2024): Forró Imre kenderesi segédlelkész holland kapcsolatai. In: Hagymány, Identitás, Történelem 1 (1), S. 177–192.
- Bozzay, Réka (2024): Forró Imre utrechti tanulmányai az 1930-as években. In: Gerundium 15 (1–2), S. 67–91.
- Bozzay, Réka (2024): Matricula olomoucké univerzity, Matrikula der Olmützer Universität (1636–1637) 1652–1729), 1–2. kötet. In: Gerundium 15 (1–2), S. 140–143.
- Brdar, Mario/Brdar-Szabó, Rita (2024): On cross-linguistic/cultural false friends in verbo-gestural communication: Interlingual „homonyms“ and „synonyms.“ In: Sueohaggwa eon-eoyunghab-yeongu. In: Journal of Sign Languages and Linguistics Convergence Research 1 (1), S. 121–160.
- Brdar, Mario/Brdar-Szabó, Rita (2024): When medical eponyms become false friends, and how to deal with them. In: English for Specific Purposes 73, S. 75–94. <https://doi.org/10.1016/j.esp.2023.10.005>.
- Brdar, Mario/Brdar-Szabó, Rita/Zayniev, Daler (2024): Metonymic layers in proverbs. In: Belkhir, Sadia (Hg.): Proverbs within Cognitive Linguistics: State of the art. Amsterdam: John Benjamins (= Cognitive Linguistic Studies in Cultural Contexts 16), S. 40–64. <https://doi.org/10.1075/clsc.16.02brd>.
- [Brdar] = Kövecses, Zoltán/Szelid, Veronika/Brdar-Szabó, Rita/Brdar, Mario/Párista, Zsolt (2024): A düh metaforikus felfogása a magyarban és a szláv nyelvekben [Metaphorische Konzeptualisierung von Wut im Ungarischen und in den slawischen Sprachen]. In: Magyar Nyelvőr 148 (4), S. 399–458. <https://doi.org/10.38143/Nyr.2024.4.399>.
- Brdar-Szabó, Rita/Brdar, Mario/Xi, Jiayou (2024): One proverb makes a hundred: Towards the automatic detection of proverbs and anti-proverbs with hyperbolically used large numbers. In: Babič, Saša/Carson, Williams Fionnuala/Grandl, Christian/Litovkina, Ana

- T. (Hg.): „Standing on the shoulders of giants:“ A Festschrift in honour of Wolfgang Mieder on the occasion of his 80th birthday. Osijek: Faculty of Humanities and Social Sciences, Josip Juraj Strossmayer University of Osijek, S. 367–382. <https://www.croris.hr/crosbi/publikacija/prilog-knjiga/823284> (letzter Zugriff: 14.10.1015)
- Csatár, Péter (2024): A metaforikus (újra)keretezés mint fordításelemzési kategória. In: *Fordítástudomány* 26 (2), S. 35–50. <https://doi.org/10.35924/fordtud.26.2.3>.
- Csatár, Péter (2024): Eszenyi Réka: Humán fordító és gépi fordítás 8 leckében. Változások a 21. századi nyelvi közvetítő szerepében. In: *Fordítástudomány* 26 (1), S. 145–150. <https://doi.org/10.35924/fordtud.26.1.12>.
- Csatár, Péter (2024): Műhelyriport a MANYE #transpub 2023–2024-es évad rendezvényeiről. In: *Fordítástudomány* 26 (2), S. 85–87. <https://doi.org/10.35924/fordtud.26.2.6>.
- [Csatár] = Tóth, Enikő/Csatár, Péter (2024): Contrastive uses reconsidered: The case of Hungarian exophoric demonstratives. In: Janebová, Markéta/Čakányová, Michaela/Emonds, Joseph (Hg.): *Language use and linguistic structure. Proceedings of the Olomouc Linguistics Colloquium 2023*. Olomouc: Palacký University Olomouc, S. 151–164.
- [Csatár] = Tóth, Enikő/Csatár, Péter/Rákosi, György (2024): The acquisition of Hungarian demonstratives. In: Botinis, Antonis (Hg.): *ExLing 2024. Proceedings of 15th International Conference of Experimental Linguistics*. Paris: Exling Society, S. 125–128.
- [Csatár] = Tóth, Enikő/Csatár, Péter/Rákosi, György (2024): A little more of that, a bit less of this: A probe into demonstrative use in Hungarian child language. In: *Argumentum* 20, S. 356–371. <https://doi.org/10.34103/ARGUMENTUM/2024/21>.
- Csúr, Gábor Attila/Kerekes, Amália (2024): „Valahogy csak el kell kezdődnie egy ilyen menekülésnek.“: Az 1956-os forradalom és emigráció reprezentációja a skandináv és német nyelvű irodalmakban. In: *Initium* 6, S. 120–135. <https://doi.org/10.33934/initium.2024.6.9>.
- [Csúr] = Soós, Anita/ Csúr, Gábor: Grönlandi mítoszok és mondák. In: Péteri, Vanda/Vaskó, Ildikó/Soós, Anita/Szilágyi, Orsolya (Hg.) (2024): *Jég hátán, szél szárnyán. Mesék és történetek Grönlandról és Számiföldről [Auf dem Rücken des Eises, auf den Schwingen des Windes. Märchen und Geschichten aus Grönland und Sápmi]*. Budapest: Polar Egyesület, S. 5–12.
- Czegléd, Anita/Bubnó, Hedvid/Doma Petra et. al. (Hg.) (2024): *Non est volentis 2*. Budapest: L'Harmattan, 278 S.
- Czegléd, Anita/Sámson, Réka (Hg.) (2024): *Idegen nyelvi alapismeretek [Grundkenntnisse in fremden Sprachen]*: Károli Junior Akadémia. Budapest: L'Harmattan.
- Daróczi, Anikó (2024): Érintkezések. Töredékek és vándorló balladák [Berührungen. Fragmente und wandernde Balladen]. In: Czegléd, Anita/Sámson, Réka (Hg.): *Idegen nyelvi alapismeretek [Grundkenntnisse in fremden Sprachen]*: Károli Junior Akadémia. Budapest: L'Harmattan, S. 28–36.
- Daróczi, Anikó (2024): Tükröztetések: „Látom magas trónusomból...“ „Cave, cave, Dominus videt...“. A németalföldi Akárki/Mindenki Isten-szózata és Hieronymus Bosch A Hét Főbűn és a Négy végső dolog tükrötáblája [Spiegelungen: „Látom magas trónusomból...“ „Cave, cave, Dominus videt...“. Der Aufruf Gottes im niederländischen Elckerlijc und Die sieben Todsünden und vier letzten Dinge von Hieronymus Bosch]. In: *Napút. Irodalom, művészet, környezet*. 222 (4), S. 116–130.
- Daróczi, Anikó (Übers.) (2024): Beatrijs van Nazareth: A szerelem hét módja. In: *Pannonhalmi Szemle*, 2024 (4), S. 29–35.
- Dióssi, Adrienn (2004): From Postmodern through „Reality Hunger“ to Engagement. Referentiality in Dutch „Late Postmodern“ Novels [Von der Postmoderne über den „Realitätshunger“ bis zum Engagement. Referenzialität in niederländischen Novellen der „späten

- Postmoderne“. In: Horváth, Csaba/Bouju, Emmanuel (Hg.): *The Epimodern Condition [Der epimoderne Zustand]*. Budapest: ELTE BTK Orosz Irodalom és Irodalomkutatás Doktori Program, S. 63–79.
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2024): A lefordíthatatlan vicc helye az idegennyelvtanár-képzésben és az idegen nyelvek oktatásában [Der Platz des unübersetzbaren Witzes in der FremdsprachenlehrerInnen-Ausbildung und im Fremdsprachenunterricht]. In: Karlovitz, János Tibor (Hg.): *Pedagógiai gondolkodásunk a konfliktusokkal terhelt világban*. Marcelová: International Research Institute, S. 117–136.
<https://irisro.org/pedagogia2024januar/25DrahotaSzaboErzsebet.pdf> (letzter Zugriff: 08.05.2025).
- Drahota-Szabó, Erzsébet (2024): Zur phraseologischen Kompetenz ungarischer Lernender im Grundschulbereich. In: Babič, Saša/Williams, Fionnuala Carson/Grandl, Christian/T. Litovkina, Anna (Hg.): „Standing on the Shoulders of Giants“. A Festschrift in Honour of Wolfgang Mieder on the Occasion of his 80th Birthday. Osijek: Josip Juraj Strossmayer University of Osijek, Faculty of Humanities and Social Sciences (= Proverbium, Yearbook of International Proverb Scholarship, Online Supplement 3), S. 663–679.
<https://naklada.ffos.hr/knjige/index.php/ff/catalog/view/18/23/47#page=663> (letzter Zugriff: 08.05.2025).
- Fáy, Tamás (2024): Klaudy Kinga/Robin Edina/Seidl-Pécs Olivia (szerk.): Bevezetés a fordítás és a tolmácsolás kutatómódszertanába II: Speciális rész. In: *Modern Nyelvoktatás* 30 (3–4), S. 154–156. <https://doi.org/10.51139/monye.2024.3-4>.
- Feld-Knapp, Ilona (2024): Kompetenz- und Berufsorientierung in der universitären Lehre: Überlegungen zur Reformierung des Germanistik- und DaF-Lehramtstudiums an der Eötvös Loránd Universität Budapest. In: Mikołajczyk, Beata/Grzeszczakowska-Pawlikowska, Beata (Hg.): *Kompetenzorientierte Hochschullehre in germanistischen Studiengängen: Herausforderungen – Entwicklungstendenzen – Perspektiven*. Göttingen: V&R Unipress, S. 43–55. <https://doi.org/10.14220/9783737017817.43>.
- Feld-Knapp, Ilona (2024): Textkompetenz und fremdsprachliches Lernen. In: Schicker, Stephan, Schicker/Akbulut, Muhammed/Reinsperger, Victoria/Hendler, Melanie (Hg.): *Zusammen:gedacht. Transdisziplinäre Perspektiven auf Literalität und Schreiben in Deutsch im Kontext von Mehrsprachigkeit*. Festschrift für Sabine Schmolzer-Eibinger. Weinheim: Beltz Juventa, S. 225–229.
- Feld-Knapp, Ilona/Iványi, Rudolf/Jakus, Enikő/Kráncz, Eszter/Perge, Gabriella (2024): *Érett-ségi felkészítő – Német nyelv – Közép- és emelt szint*. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó.
- Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2024): Der Mensch und seine Lebenswelt in Renate Welshs *Die neue Straße: Mit Optimismus in die Zukunft der Menschen schauen*. https://cnl.ph-noe.ac.at/cnl/uploads/273923cnl_lernszenarium_feld-knapp_perge_der%20mensch%20und%20seine%20lebenswelt.pdf (letzter Zugriff: 10.10.2025).
- Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2024): *Die Natur entdecken: Die Entdeckung der Natur im Spannungsfeld von wissenschaftlichen Forschungen und individueller Neugier*. Johanna Walser, *Die Entdeckung*. https://cnl.ph-noe.ac.at/cnl/uploads/368634cnl_lernszenarium_feld-knapp_perge_die%20natur%20entdecken.pdf (letzter Zugriff: 10.10.2025).
- Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2024): Ein Dorfleben zwischen Idealisierung und Wirklichkeit: Einfluss der Modernisierung auf das Dorfleben in Monika Pelz' *Bei uns im Ottertal*. https://cnl.ph-noe.ac.at/cnl/uploads/264444cnl_lernszenarium_feld-knapp_perge_dorfleben.pdf (letzter Zugriff: 10.10.2025).
- Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2024): *Flucht aufs Land: Der Mensch im Spannungsfeld von inneren Widersprüchen und Auswirkungen der Klimakrise* Mirjam Wittig, *An der*

- Grasnarbe. https://cnl.ph-noe.ac.at/cnl/uploads/757434cnl_lernszenarium_feld-knapp_perge-flucht%20aufs%20land.pdf (letzter Zugriff: 10.10.2025).
- Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2024): Sorge um die Zukunft der Kinder: Mit Erich Kästners Konferenz der Tiere Zukunftskompetenz fördern. https://cnl.ph-noe.ac.at/cnl/uploads/969368cnl_lernszenarium_feld-knapp_perge_zukunft%20der%20kinder.pdf (letzter Zugriff: 10.10.2025).
- Felhofer, Ludwig (2024): Dialektik der Fremdwortkritik. Aufklärung und Nationalismus im Purismus. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2023, S. 71–86. <https://doi.org/10.69962/JUG/2024/5>.
- Fenyves, Miklós (2024): Átirat és restitúció. Kódváltás Stefan Hertmans „Háború és terpentín“ c. regényében [Zuschrift und Restitution. Code-Switching in Stefan Hertmans' Roman „Háború és terpentín“]. In: Nagy, Judit/Domokos, Johanna (Hg.): Többsnyelvűség a kortárs művészetben [Mehrsprachigkeit in der zeitgenössischen Kunst]. Budapest: L'Harmattan, S. 33–39.
- [Fenyves] = Balogh, Tamás/Fenyves, Miklós (Übers.): Willem Elsschot: Kenegetés/A láb. Budapest: Gondolat, 258 S.
- Földes, Csaba (2024): Auslandsdeutsche Medien im Brennpunkt: Pressesprache in vielen Facetten. In: Földes, Csaba (Hg.): Auslandsdeutsche Pressesprache in Europa, Asien und Nordamerika. Berlin/Boston: De Gruyter (= Deutsch als Fremd- und Fachsprache 4), S. V–XII. <https://doi.org/10.1515/9783111247694-202>.
- Földes, Csaba (2024): Auslandsdeutsche Pressesprache in Europa, Asien und Nordamerika. Berlin/Boston: De Gruyter (= Deutsch als Fremd- und Fachsprache 4), XV + 322 S. <https://doi.org/10.1515/9783111247694>.
- Földes, Csaba (2024): Der Königsberger Express: Linguistisches Porträt einer „russisch-deutschen“ Zeitung. In: Studien zur deutschen Sprache und Literatur/Alman Dili ve Edebiyatı Dergisi 51, S. 1–23. <https://doi.org/10.26650/sdsl2023-1353000>.
- Földes, Csaba (2024): Deutsch als Fach- und Fremdsprache in Ungarn. In: Szurawitzki, Michael/Wolf-Farré, Patrick (Hg.): Handbuch Deutsch als Fach- und Fremdsprache. Ein aktuelles Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/Boston: De Gruyter (= De Gruyter Reference), S. 807–822. <https://doi.org/10.1515/9783110690279-049>.
- Földes, Csaba (2024): Formelhafte Sprache in einer deutschsprachigen Monatsschrift: Der Königsberger Express. In: Babič, Saša et al. (eds.): „Standing on the Shoulders of Giants“. A Festschrift in honour of Wolfgang Mieder on the occasion of his 80th birthday. Osijek: Josip Juraj Strossmayer University (= Online Supplement Series of Proverbium. Yearbook of International Proverb Scholarship 3), S. 15–33.
- Földes, Csaba (2024): Krieg oder militärische Spezialoperation? Pressediskurs zum russisch-ukrainischen Krieg in deutschsprachigen Zeitungen in Russland. In: Sprachwissenschaft 49 (1), S. 23–52.
- Földes, Csaba (2024): Mediale Grenzüberschreitungen: Der Ukraine-Krieg in der „Moskauer Deutschen Zeitung“ und im „Königsberger Express“. In: Földes, Csaba et al. (Hg.): Grenzen überschreiten: sprach-, literatur- und kulturübergreifende Perspektiven. Opole: Univ. (= Germanistische Werkstatt 13), S. 9–32. <https://doi.org/10.25167/pg.5843>.
- Földes, Csaba (2024): Sprache der ungarndeutschen Lokalpresse: vergleichende Betrachtungen anhand der „Batschkaer Spuren“ und der „Bonnharder Nachrichten“. In: Földes, Csaba (Hg.): Auslandsdeutsche Pressesprache in Europa, Asien und Nordamerika. Berlin/Boston: De Gruyter (= Deutsch als Fremd- und Fachsprache 4), S. 83–116. <https://doi.org/10.1515/9783111247694-005>.
- Földes, Csaba (2024): Wem gehört die Interkulturalität? Über das Verhältnis von linguistischen Teildisziplinen und Kulturforschung. In: Linguistische Treffen in Wrocław 26 (2), S. 33–60. <https://doi.org/10.23817/lingtreff.26-2>.

- Földes, Csaba (2024): Werbesprache im Kultur- und Sprachkontakt: Russische Inseratwerbung in deutschsprachigem Umfeld. In: *Glottology. International Journal of Theoretical Linguistics* 15 (2), S. 123–139. <https://doi.org/10.1515/glot-2024-2009>.
- Földes, Csaba et al. (Hg.) (2024): Grenzen überschreiten: sprach-, literatur- und kulturübergreifende Perspektiven. Opole: Univ. (= Germanistische Werkstatt 13), 183 S.
- Fülöp, József (2024): A megtagadott szépség nyomában – Catherine Wesselinoff: The Revival of Beauty. Aesthetics, Experience, and Philosophy [Auf der Spur der verleugneten Schönheit – Catherine Wesselinoff: The Revival of Beauty. Aesthetics, Experience, and Philosophy]. In: *Magyar Művészet: A Magyar Művészeti Akadémia Elméleti Folyóirata*, 0:1, S. 102–108.
- Fülöp, József (2024): A technoesztétika indiszkrét bája. Technik-Ästhetik. Zur Theorie techno-ästhetischer Realität [Die indiskrete Charme der Technoästhetik. Technik-Ästhetik. Zur Theorie techno-ästhetischer Realität]. In: *Magyar Művészet: A Magyar Művészeti Akadémia Elméleti Folyóirata*, 0:4, S. 101–108.
- Fülöp, József (2024): Aspekte des musikalischen Hörens. Ein kurzer Überblick auf der Grundlage relevanter Schlüsseltexte. In: *Orpheus Noster* 16 (4), S. 84–92.
- Fülöp, József (2024): Az esztétika becsülete – Tom Cochrane: The Aesthetic Value of the World [Die Ehre der Ästhetik – Tom Cochrane: The Aesthetic Value of the World]. In: *Magyar Művészet: A Magyar Művészeti Akadémia Elméleti Folyóirata*, 0:6, S. 105–109.
- Fülöp, József (2024): Egy művészettörténeti módszer dióhéjban [Eine kunsthistorische Methode in aller Kürze]. In: Sámson, Réka/Czeglédy, Anita (Hg.): *Idegen nyelvi alapismeretek [Grundkenntnisse in fremden Sprachen]*: Károli Junior Akadémia. Lehrmaterial. Budapest: L'Harmattan, S. 120–126.
- Fülöp, József (2024): Filmművészet a transzcendencia útján. Peter Conrad: The Mysteries of Cinema. Movies and Imagination [Filmkunst auf dem Weg der Transzendenz. Peter Conrad: The Mysteries of Cinema. Movies and Imagination]. In: *Magyar Művészet: A Magyar Művészeti Akadémia Elméleti Folyóirata*, 0:2, S. 102–108.
- Fülöp, József (Hg.) (2024): Marie Luise Kaschnitz: Emberek és Dolgok 1945-ben. Budapest: L'Harmattan, 86 S.
- Grunda, Marcell (2024): Hassspirale im digitalen Raum. In: Gaál-Szabó, Péter/Kmeczkó, Szilárd/Horváth, Andrea/Loosen, Gert (Hg.): *Herausforderungen und Engagement in den Geisteswissenschaften. Kulturen, Kontexte, Identitäten. Buchreise des Forschungsinstituts für Interkulturelle Studien der Reformierten Theologischen Universität Debrecen. Band 6. Nagyvárad/Debrecen: Partium Verlag, Debreceni Református Hittudományi Egyetem*, S. 23–32.
- Grunda, Marcell (2024): Radicalization in the Information Age In: Venkovits, Balázs/Pusztai, Gábor (Hg.): *(Hi)stories of Migration, Mobility, and Travel: Crossing Literary, Linguistic, and Historical Boundaries*. Debrecen: Debrecen University Press, S. 264–279.
- Grunda, Marcell (2024): Twitter Noir der Twitteratur? Analyse des Romans *Nobot* von Jürgen Berlakovich. In: *Werkstatt 19*, S. 23–40. <https://werkstatt.unideb.hu/2024/grundam.pdf> (letzter Zugriff: 16.10.2025).
- Haase, Zsófia (2024): A szöveg mint nyom, a szöveg mint jel(zés): Észrevételek Agatha Christie szövegeinek átdolgozásához [Texte als Spuren, Texte als Signale. Zur Überarbeitung der Romane von Agatha Christie]. In: *Officina Textologica* 24, S. 142–154. <https://mnytud.arts.unideb.hu/ot/24/09haasezs.pdf>.
- [Haase] = Pintye-Lukács, Erzsébet/Törökné, Molnár Mária/Haase, Zsófia (2024): Online adventi naptár lehetőségei az általános iskolai idegennyelv-oktatásban [Die Möglichkeiten des online Adventskalenders im Fremdsprachenunterricht der Grundschule]. In: Csapodi, Csaba/Gonda, Zsuzsa (Hg.): *Tanulmányok a Mester és tanítvány országos tanárképzési konferenciáról [Studien der landesweiten Lehrerausbildungskonferenz Meister*

- und Schüler]. Budapest: ELTE (= Diszciplínák tanítása – A tanítás diszciplínái 11) [Die Lehre von Disziplinen. Die Disziplinen der Lehre 11], S. 180–187.
<https://doi.org/10.21862/Mesterestantivany2024.18>.
- Hammer, Erika (2024): „der Lauf der Welt sieht das nicht vor, dass aus so einem was wird“. Konstruktionen von Behinderung im Roman Schildkrötensoldat von Melinda Nadj Abonji. In: Tekin, Habib/Cosan, Leyla (Hg.): Behinderung in der deutschsprachigen Literatur. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik, Bd. 154. Frankfurt: Verlag Peter Lang, S. 221–240.
- Hammer, Erika (2024): Holzer, Anton/Király, Edit/Leitgelb, Christoph/Spiridon, Olivia (Hg.): Der montierte Fluss. Donaunarrative in Text, Film und Fotografie. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2023, S. 170–173.
https://jug.hu/images/2023/18_hammere.pdf (letzter Zugriff: 25.07.2025).
- Hammer, Erika (2024): Übersehen und überlesen. Unsichtbarkeit und SichtbarMachen im Œuvre der Schweizer Autorin Adelheid Duvanel. In: Szendi, Zoltán/Roland, Benedikt (Hg.): In Vergessenheit geraten in der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts im europäischen Kontext. Budapest: Gesellschaft ungarischer Germanisten (= Jahrbuch der ungarischen Germanistik, Sonderband), S. 129–140.
https://jug.hu/images/sonderband/jug_sonderband_2024.pdf#page=129 (letzter Zugriff: 25.07.2025).
- Hárs, Endre (2024): Aufzeichnungen aus Weird-Ungarn: Horror der Gegenwart in Anita Moskát's und Attila Veres' Prosa. In: Quarber Merkur: Franz Rottensteiners Literaturzeitschrift für Science Fiction und Phantastik 125, S. 148–165.
- Hárs, Endre (2024): Ein Posthumanist avant la lettre: Über die fantastischen Schriften von Heinz Riedler. In: Szendi, Zoltán/Roland, Benedikt (Hg.): In Vergessenheit geraten in der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts im europäischen Kontext. Budapest: Gesellschaft ungarischer Germanisten (= Jahrbuch der ungarischen Germanistik, Sonderband), S. 141–153.
https://jug.hu/images/sonderband/jug_sonderband_2024.pdf#page=141 (letzter Zugriff: 25.06.2025).
- Hárs, Endre (2024): Gullivers posthumaner Traum: Über Frigyes Karinthy's utopisch-dystopischen Roman Die Reise nach Faramondo (1916). In: DENKART – Das E-Journal der Wiener Finno-Ugristik 1, S. 19–32. <https://doi.org/10.25365/denkart-2024-04>.
- Hárs, Endre (2024): Wie erzählt man im kosmischen Maßstab? Science-Fiction und extraterrestrische Wende. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2023, S. 7–21.
<https://doi.org/10.69962/JUG/2024/1>.
- Harsányi, Mihály (2024): Deonymische Bildungen auf *-liese* in der deutschen Gegenwartssprache. In: Kałasznik, Marcelina/Twoerek, Artur (Hg.): Norma – Błąd – Innowacja. Norm – Fehler – Innovation. Wrocław: Oficyna Wydawnicza Atut, Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, S. 335–346.
- Hetei, Adrienn (2024): Goedheid en geduld. Michiel de Ruyter-herdenking in Debrecen. In: Acta Neerlandica 21, S. 267–271. <https://doi.org/10.36392/ACTANEERL/2024/21/15>.
- Hillenbrand, Rainer (2023): Mit Walther unterwegs. In: Fackelmann, Christoph/Kinzel, Till (Hg.): Lepanto-Almanach. Jahrbuch für christliche Literatur und Geistesgeschichte, Bd. 4/5 (2023/24). Rückersdorf: Lepanto Verlag, S. 286–299.
- Hillenbrand, Rainer (2024): Die „Dichtersfrau“ Ute Muellenbach. In: Bonner Geschichtsblätter 72, S. 189–210.
- Hillenbrand, Rainer (2024): Einführung in Goethes *Faust*. Hamburg: Dr. Kovač, 320 S.
- Hollós, Zita (2024): Von der Puppe zum Schmetterling: Digitale Metamorphose eines korpusgestützten Kollokationswörterbuchs. In: Fluminensa 36 (1), S. 49–66.
<https://doi.org/10.31820/f.36.1.3>.

- [Hornyákné] = Müller, Márta/Gombkötőné Kemény, Krisztina/Hornyákné Huber, Ágnes/Kappel, Péter/Balázs/Kerekes, Gábor/Komlósiné Knipf, Erzsébet/Márkus, Éva/Nagy, Illés/Szívós, István (2024): Das Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) in der zweiten Projektphase: Ergebnisse des ersten Projektjahres. In: *Spiegelungen: Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas* 19, S. 61–67.
- Horváth, Andrea (2024): Die Lage der Germanistik im mitteleuropäischen Kontext: Neue Herausforderungen, Chancen und Schnittpunkte mit Wirtschaft und Gesellschaft. In: *Werkstatt* 19, S. 14–22. <https://werkstatt.unideb.hu/2024/horvatha.pdf> (letzter Zugriff: 16.10.2025).
- Horváth, Andrea/ Gaál-Szabó, Péter/Kmeczkó, Szilárd/Loosen, Gert (Hg.) (2024): Herausforderungen und Engagement in den Geisteswissenschaften. Kulturen, Kontexte, Identitäten. Buchreihe des Forschungsinstituts für Interkulturelle Studien der Reformierten Theologischen Universität Debrecen. Band 6. Nagyvárad/Debrecen: Partium Verlag, Debreceni Református Hittudományi Egyetem.
- Horváth, Andrea/Drahó, Fanni (2024): Generationen und Genealogien in der Gegenwartsliteratur: Überlegungen zu Eva Menasses *Vienna*. In: Horváth, Andrea/ Gaál-Szabó, Péter/Kmeczkó, Szilárd/Loosen, Gert (Hg.) (2024): Herausforderungen und Engagement in den Geisteswissenschaften. Kulturen, Kontexte, Identitäten. Buchreihe des Forschungsinstituts für Interkulturelle Studien der Reformierten Theologischen Universität Debrecen. Band 6. Nagyvárad/Debrecen: Partium Verlag, Debreceni Református Hittudományi Egyetem, S. 11–22.
- Horváth, Géza (Übers.) (2024): Hermann Hesse: A napkeleti utazás. Budapest: Trubadúr Kiadó, 144 S.
- Horváth, Márta (2024): Átélt beszéd és olvasói empátia: Személyjelölés Arthur Schnitzler elbeszéléseiben. In: Kulcsár-Szabó, Zoltán/Simon, Gábor/Tátrai, Szilárd (Hg.): Személyjelölés és poétika. Budapest, ELTE, Eötvös József Collegium, S. 273–287.
- Horváth, Márta (2024): Feladatorientált figyelem és detektívregény: Figyelemirányítás Hidas Bence „És mindent betemet a hó“ című krimijében. In: *nCognito. Kognitív Kultúraelméleti Közlemények* 3 (2), S. 57–68. <https://doi.org/10.14232/ncognito/2024.2.57-68>.
- Horváth, Márta (2024): Irodalmi elbeszélés – olvasói emóció: Érzelmek és kitalált szereplők. In: *Élet és Tudomány* 79 (39), S. 1232–1235.
- Horváth, Márta (2024): Poetische Gerechtigkeit als kognitives Prinzip der Rezeption: Verrat und Strafe bei Arthur Schnitzler. Paderborn: Brill | mentis, 159 S. <https://doi.org/10.30965/9783969752999>.
- Horváth, Márta (2024): Spannung und Überraschung beim Lesen von Leo Perutz' Roman *Wohin rollst du, Äpfelchen...*. In: Bombitz, Attila/Horváth, Márta/Ritz, Szilvia (Hg.): *Unter drommetenrotem Himmel. Geschichte, Fiktion, Identität im Werk von Leo Perutz*. Wien: Praesens Verlag (= Österreich-Studien Szeged 23), S. 65–76.
- [Horváth] = Bombitz, Attila/Horváth, Márta/Ritz, Szilvia (2024): *Geschichte, Fiktion, Identität im Werk von Leo Perutz: Eine Orientierung*. In: Bombitz, Attila/Horváth, Márta/Ritz, Szilvia (Hg.): *Unter drommetenrotem Himmel. Geschichte, Fiktion, Identität im Werk von Leo Perutz*. Wien: Praesens Verlag (= Österreich-Studien Szeged 23), S. 7–11.
- Huber, Ágnes (2024): *Lernersprache Deutsch bei ungarischen Germanistik-Studierenden. Eine Untersuchung schriftlicher Sprachprodukte fortgeschrittener Deutschlernender*. Hamburg: Dr. Kovac, 2023 (= *Lingua* 64), 212 S.
- Huber, Ágnes (2024): *Working Out Loud: Berufsorientierte Methoden zur Vermittlung berufsorientierter Inhalte*. In: Sava, Doris/Tichy, Ellen (Hg.): *Deutsch als arbeitsmarktrelevante Zusatzqualifikation in Mittel-, Ost- und Südosteuropa*. Berlin: Peter Lang (= *Berufssprache Deutsch in Theorie und Praxis* 7), S. 133–144.

- Kappel, Péter/Modrián-Horváth, Bernadett (Gastherausgeber_innen) (2024): Korpora Deutsch als Fremdsprache (KorDaF) 4 (2). Fehlerannotierte Lernendenkorpora des Deutschen: Methodologie und Empirie Themenschwerpunkt 2. <https://kordaf.tu-journals.ulb-tu-darmstadt.de/issue/115/info/> (letzter Zugriff: 02.06.202).
- Kappel, Péter/Müller, Márta/Gombkötőné, Kemény Krisztina/Hornyákné, Huber Ágnes/Kerekes, Gábor/Komlósiné Knipf, Erzsébet/Márkus, Éva/Nagy, Illés/Szívós, István (2024): Das Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) in der zweiten Projektphase: Ergebnisse des ersten Projektjahres. In: Spiegelungen: Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas 19 (2), S. 61–67.
- [Kappel] = Modrián-Horváth, Bernadett/Kappel, Péter (2024): Auf der Spur von syntaktischen Fallen in Texten fortgeschrittener Deutschlerner: Zur Verbstellung in Lernendenkorpora. In: Korpora Deutsch als Fremdsprache 4 (2), S. 177–206. <https://doi.org/10.48694/kordaf.4146>.
- [Kappel] = Modrián-Horváth, Bernadett/Kappel, Péter (2024): Fehlerannotierte Lernendenkorpora des Deutschen: Methodologie und Empirie. Einleitung in die Themenausgabe. In: Korpora Deutsch als Fremdsprache 4 (2), S. 70–76. <https://doi.org/10.48694/kordaf.4145>.
- Katona, Tünde (2024): Änderungen in der Hungarica-Stammbuchpraxis im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Ein Versuch ihrer transdisziplinären Verortung. In: Sára, Balázs (Hg.): Quelle und Deutung VIII. Beiträge der Tagung ‚Quelle und Deutung VIII‘ am 20.–21. November 2023. Budapest: Eötvös-József-Collegium, S. 229–243.
- Kerekes, Gábor (2024): „Kuss gyerekek!“ – Die Erscheinungsformen des Ungarischen in der österreichischen Literatur. In: Cornejo, Renata/Lénárt, Tamás (Hg.): Mehrsprachigkeit – Polyphonie. Wien: Praesens Verlag, S. 130–146.
- Kerekes, Gábor (2024): Die Rolle und Bedeutung literarischer Texte für Kinder in der ungarndeutschen Literatur: Die ungarndeutsche Kinder Anthologie Igele-Bigele. In: Gyermeknevelés: Online tudományos folyóirat 12(1), S. 154–170. <https://doi.org/10.31074/gyntf.2024.1>.
- Kerekes, Gábor (2024): Die weibliche Dimension der ungarndeutschen Literatur. In: Signale 41 (1), S. 12–13.
- Kerekes, Gábor/Müller, Márta (2024): Kettős- és kétnyelvűség a jelenkori magyarországi német irodalomban és jelentősége a Magyarországi Német Tájszótár számára. In: Gúti, Erika/Jarjabka, Ákos/Orbán, Jolán/Szamosi, Gertrúd (Hg.): Diaszpóra 2023 Határtalan Közösségek. Pécs: Pécsi Tudományegyetem, S. 87–97. <https://doi.org/10.15170/diaszpóra-2023-ii>.
- [Kerekes] = Csűr, Gábor Attila/Kerekes, Amália (2024): „Valahogy csak el kell kezdődnie egy ilyen menekülésnek.“: Az 1956-os forradalom és emigráció reprezentációja a skandináv és német nyelvű irodalmakban. In: Initium 6, S. 120–135. <https://doi.org/10.33934/initium.2024.6.9>.
- [Kerekes] = Müller, Márta/Gombkötőné Kemény, Krisztina/Hornyákné Huber, Ágnes/Kappel, Péter/Balázs/Kerekes, Gábor/Komlósiné Knipf, Erzsébet/Márkus, Éva/Nagy, Illés/Szívós, István (2024): Das Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) in der zweiten Projektphase: Ergebnisse des ersten Projektjahres. In: Spiegelungen 19(2), S. 61–67.
- [Kerekes] = Müller, Márta/Kerekes, Gábor (2024): Magyarországi német népköltészeti alkotások megőrzése: Nyelvjárási mondkáskönyv lehetséges felhasználása a nemzetiségi nyelv és népismeret oktatásában. In: Gyermeknevelés: Online tudományos folyóirat 12 (1), S. 102–118. <https://doi.org/10.31074/gyntf.2024.1>.
- [Kerekes] = Müller, Márta/Komlósiné Knipf, Erzsébet/Hornyákné Huber, Ágnes/Márkus, Éva/Kerekes, Gábor/Kappel, Péter/Gombkötőné Kemény Krisztina (Hg.) (2024):

- Datenbank des Wörterbuchs der Ungarndeutschen Mundarten (Online-Wörterbuch). <https://wum.elte.hu/auth/login> (letzter Zugriff: 23.05.2025)
- Kertész, András (2024): Relativism Versus Absolutism in Linguistics. In: *Foundations of Science* 29, S. 1089–1120. <https://doi.org/10.1007/s10699-023-09909-w>.
- Kertész, András (2024): Review of: Frederick J. Newmeyer: American linguistics in transition: From post-Bloomfieldian structuralism to generative grammar. In: *Acta Linguistica Academica* 71, S. 381–390. <https://doi.org/10.1556/2062.2024.00777>.
- Klemm, László (2024): Amit szabad Jupiternek, nem szabad az ökörnek... Kleist egyházkritikájának esztétikai-nyelvi vonatkozásai [Was dem Jupiter erlaubt ist, ist dem Ochsen nicht erlaubt... Die ästhetisch-sprachlichen Bezüge der Kirchenkritik von Kleist]. In: *Alkalma-zott Nyelvtudomány* 24 (1), Sondernummer, S. 73–79. <https://doi.org/10.18460/ANY.K.2024.1.005>.
- Kohlmann, Ágnes/Soproni, Zsuzsa/Varga, Éva (2024): *Grammatik 4. 2. javított, átdolgozott kiadás*. Pécs: META Egyesület, 177 S.
- Kovács, Edit (2024): „Between language / and silence“. Ein Lektüreversuch von Mehrsprachigkeit und fremder Rede in Gedichten von Arild Vange. In: Cornejo, Renata/Lénárt, Tamás (Hg.): *Mehrsprachigkeit – Polyphonie*. Wien: Praesens, S. 69–87. <https://doi.org/10.23783/9783706912211>.
- Kovács, Edit (2024): Magyar írók Berlin-élménye 1900–1933 [Berlin-Erlebnisse ungarischer Autoren 1900–1933]. In: Sámson, Réka/Szentpétery-Czeglédy, Anita (Hg.): *Idegen nyelvi alapismeretek [Grundkenntnisse in fremden Sprachen]*: Károli Junior Akadémia. Lehrmaterial. Budapest: L'Harmattan, S. 19–27.
- Kovács, Edit (2024): Orosz Magdolna: Textwelten – Weltentwürfe. Österreichische Literatur in Wendezeiten. Wien 2021. In: *Zeitschrift für Mitteleuropäische Germanistik*, S. 359–364.
- Kovács, Kálmán (2024): Das 250. Jubiläum Johann Ladislaus Pyrkers. Vorwort. In: Kovács, K. (Hg.): *Johann Ladislaus Pyrker. Kirchenfürst, Dichter, Mäzen / Pyrker János László. Főpap, költő, mecénás (= Publikationen der ungarischen Geschichtsforschung in Wien. Hg. v. Oross, András, Bd. XXII)*. Wien: Institut für Ungarische Geschichtsforschung in Wien – Collegium Hungaricum, Wien – Ungarische Archivdelegation beim Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, S. 7–24.
- Kovács, Kálmán (2024): Naturwissenschaften in Johann Ladislaus Pyrkers Epos. *Tunisia* (1820). In: Kovács, K. (Hg.): *Johann Ladislaus Pyrker. Kirchenfürst, Dichter, Mäzen / Pyrker János László. Főpap, költő, mecénás (= Publikationen der ungarischen Geschichtsforschung in Wien. Hg. v. Oross, András, Bd. XXII)*. Wien: Institut für Ungarische Geschichtsforschung in Wien – Collegium Hungaricum, Wien – Ungarische Archivdelegation beim Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, S. 93–110.
- Kovács, Kálmán (Hg.) (2024): *Johann Ladislaus Pyrker. Kirchenfürst, Dichter, Mäzen / Pyrker János László. Főpap, költő, mecénás (= Publikationen der ungarischen Geschichtsforschung in Wien. Hg. v. Oross, András)*. Wien: Institut für Ungarische Geschichtsforschung in Wien – Collegium Hungaricum, Wien – Ungarische Archivdelegation beim Haus-, Hof- und Staatsarchiv.
- [Kovács] = Höhne, Steffen/Kovács, Kálmán/Lipavc Oštir, Alja/Mertins, Barbara/ Mionskowski, Alexander/Schneider, Thomas/Tarvas, Mari/Weinberg, Manfred (Hg.) (2024): *Schnittstelle Germanistik. Forum für Deutsche Sprache, Literatur und Kultur des mittleren und östlichen Europas. Band 4, Heft 1: Die Ukraine. Am Schnittpunkt europäischer Traditionen*. Hg. der Sondernummer: Amy-Diana Colin. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 301 S. <https://doi.org/10.33675/SGER/2024/1/1>.

- [Kovács] = Höhne, Steffen/Kovács, Kálmán/Lipavc Oštir, Alja/Mertins, Barbara/ Mionskowski, Alexander/ Schneider, Thomas/Tarvas, Mari/Weinberg, Manfred (Hg.) (2024): Schnittstelle Germanistik. Forum für Deutsche Sprache, Literatur und Kultur des mittleren und östlichen Europas. Band 4, Heft 2: Translation an der Schnittstelle von Sprach-, Kultur- und Literaturwissenschaft. Hg. des Heftes: Błaszowska, Hanka/Lele-Rozentäle, Dzintra/Loogus, Terje. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 203 S.
<https://doi.org/10.33675/SGER/2024/2/4>.
- Kriston, Renáta (Übers.) (2024): Ferenczi, Sándor: A szexuális szokások pszichoanalíziséhez (Adalékokkal a terápiás technikához) 1925. In: Mészáros, Judit/Harmatta, János/Bókay, Antal (Hg.): Ősi folyamatok, terápiás technikák, 1924–1927. Ferenczi Sándor összes művei. 5. kötet. Budapest: Oriold és Társai Kiadó, S. 117–146.
- [Kriston] = Illésné, Kovács Mária/Kriston, Renáta (2024): A német logisztikai szakszókincs bemutatása, valamint lehetséges szótári ábrázolása(i). In: Eöry, Vilma/Gyáfrás, Edit (Hg.): A szakszótáraktól a terminológiai adatbázisokig. Budapest: Tinta Könyvkiadó, S. 55–67.
<https://www.szaktars.hu/tinta/view/eory-vilma-gyafas-edit-szerk-a-szakszotaraktol-a-terminologiai-adatbazisokig-2024/?query=A+szaksz%C3%B3t%C3%A1rakt%C3%B3l+a+terminol%C3%B3giai+adatb%C3%A1zisokig&pg=68&layout=s> (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- [Kriston] = Kriston, Renáta/Sedlák, Fanni (2024): Egy Covid19 angol nyelvű terminológiai adatbázis bemutatása és elemzése. In: Alkalmazott Nyelvészeti Közlemények 17 (2), S. 68–81. <https://real.mtak.hu/215852/> (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- [Kriston] = Sedlák, Fanni/Kriston, Renáta (2024): Lexical Considerations of the COVID-19 era in English and German. In: Diáktudomány: A Miskolci Egyetem Tudományos Diákköri Munkáiból 17, S. 260–266.
<https://tdk.iit.uni-miskolc.hu/hu/news?menuId=6330499a29dd391a5d17e173> (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- Kurdi, Imre (2024): „von einen sprachen“. Die Jandl-Übersetzungen von István Eörsi oder ein souveräner Umgang mit konkreter Poesie und „heruntergekommener Sprache“. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2023, S. 22–31. <https://doi.org/10.69962/JUG/2024/2>.
- Kurdi, Imre (2024): Perutz ins Ungarische übersetzt. Ein Dialog mit Sándor Tatár. In: Bombitz, Attila/Horváth, Márta/Ritz, Szilvia (Hg.): Unter drommetenrotem Himmel. Geschichte, Fiktion und Identität im Werk von Leo Perutz. Wien: Praesens, S. 183–192.
- Lénárd, Tibor (2023): Kölesd újranevesedése és a zsámbéki reformátusok betelepülése. Adalékok a 18. század első felének dunántúli népmozgásaihoz [Die Wiederbesiedlung von Kölesd und die Ansiedlung der reformierten Gemeinde aus Zsámbék. Beiträge zu den Bevölkerungsbewegungen in Transdanubien in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts]. Zsámbék: Zsámbék Város Önkormányzata, 120 S.
- Lindner, Henriett (2024): „gleichsam wie in einem durchsichtigen und nicht materiellen Körper“: Naturwissenschaftliche Ausdrücke und Bilder im psychologischen Diskurs um 1800. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2023, S. 32–45.
<https://doi.org/10.69962/JUG/2024/3>.
- Lindner, Henriett (2024): Kiegész-tünetegyüttes pedagóguspályán és megelőzése irodalomterápiás módszer alkalmazásával [Burnout Syndrom bei Pädagogen und Prävention durch Literaturtherapie]. In: Mester és Tanítvány 2, S. 155–165.
<https://doi.org/10.61178/MT.2024.II.2.16>.
- Loosen, Gert (2024): MITS vortschreitender Einsicht: Ausgewählte Kommentare zu der konditionellen Präposition MITS im Wörterbuch der Niederländischen Sprache und Saskia Daalders Analyse. In: Horváth, Andrea/Gaál-Szabó, Péter/Kmeczkó, Szilárd/Loosen, Gert (Hg.) (2024): Herausforderungen und Engagement in den Geisteswissenschaften.

- Kulturen, Kontexte, Identitäten. Buchreihe des Forschungsinstituts für Interkulturelle Studien der Reformierten Theologischen Universität Debrecen. Band 6. Nagyvárad/Debrecen: Partium Verlag, Debreceni Református Hittudományi Egyetem, S. 107–120.
- Loosen, Gert/Dowlaszewicz, Małgorzata/Karpiński, Jacek/Szpic, Sandra (2024): De laatste loodjes: Nederlands voor anderstaligen op het hoogste niveau. Vilvoorde: Boeklyn.
- Mihály, Csilla (2024): „Komédia! Jó szó!”: Gesztus és teatralitás Franz Kafka elbeszéléseiben [„Komödie! Gutes Wort!” Geste und Theatralität in Franz Kafkas Erzählungen]. In: Filológiai Közlöny 70 (3), S. 34–52.
- Mihály, Csilla (2024): Emberi és animális lét határán: megjegyzések Franz Kafka „Az átváltozás” című elbeszéléseéhez [An der existenziellen Grenze vom menschlichen und tierischen Dasein. Bemerkungen zu Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“]. In: Vigh, Éva/Bálint, Emma/Kérchy, Anna/Újvári, Edit (Hg.): Allati jelképek: Irodalmi és művészettörténeti mozaikok [Tiersymbolik. Literarische und kunsthistorische Mosaiken]. Szeged: SZTE BTK, Animalia Kutatóközpont, S. 90–102.
- Mihály, Csilla (2024): Szenische Variationen: Zum Verhältnis von Stadt und Land in Kafkas Erzählkunst. In: Weiland, Marc/Weinberg, Manfred (Hg.): Landvermessungen: Franz Kafka und das Landleben. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 53–67.
<https://doi.org/10.1515/9783839471494-003>.
- Mihály, Csilla (Übers.)/Krings, Marcel (2024): Asszimiláció, konverzió, szekularitás: Osztrák-Magyar Monarchia és zsidóság Kafka *A fűtő* című elbeszéléseiben. In: Filológiai Közlöny 70 (3). S. 9–21.
- Mihály, Csilla/Orosz, Magdolna (2024): Előszó [Vorwort]. In: Filológiai Közlöny 70 (3), S. 5–7.
- Mihály, Csilla/Orosz, Magdolna (Hg.) (2024): Franz Kafka. Értelmezések, adaptációk, inspirációk [Franz Kafka. Interpretationen, Adaptationen]. A Filológiai Közlöny 70 (2024): 3 tematikus száma [Thematische Nummer 70 (2024): 3 der Zeitschrift Filológiai Közlöny], 172 S.
- Mikoly, Zoltán (2024): Akustischer Widerstand in Marcel Beyers Flughunde. In: Gáal-Szabó, Péter/Kmeczkó, Szilárd/Horváth, Andrea/Loosen, Gert (Hg.): Herausforderungen und Engagement in den Geisteswissenschaften. Nagyvárad: Partium, S. 77–90.
- Modrián-Horváth, Bernadett (2024): Vázlat a magyar passzív jelentésű konstrukciók vizsgálatához a használatalapú nyelvtan szemszögéből. In: Laczkó, Krisztina/Tátrai, Szilárd/Tolcsvai Nagy, Gábor (Hg.): Magyar igei konstrukciók. Használatalapú függőségi vizsgálatok. Budapest: Eötvös Kiadó, S. 283–322.
- Modrián-Horváth, Bernadett/Kalivoda, Ágnes/Tanos, Bálint (2024): A magmondatt szerepű, passzív jelentésű sémák produktivitásának kvantitatív vizsgálata. In: Kugler, Nóra/Modrián-Horváth, Bernadett/Simon, Gábor (Hg.): Korpusznyelvészeti módszerek a kognitív nyelvészeti kutatásban. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó, ELTE BTK, S. 173–223.
- Modrián-Horváth, Bernadett/Kappel, Péter (2024): Auf der Spur von syntaktischen Fallen in Texten fortgeschrittener Deutschlernender: Zur Verbstellung in Lernendenkorpora. In: Korpora Deutsch als Fremdsprache 4 (2), S. 177–206.
<https://doi.org/10.48694/kordaf.204146>.
- Modrián-Horváth, Bernadett/Kappel, Péter (2024): Fehlerannotierte Lernendenkorpora des Deutschen: Methodologie und Empirie. Einleitung in die Themenausgabe. In: Korpora Deutsch als Fremdsprache 4 (2), S. 70–76. <https://doi.org/10.48694/kordaf.4145>.
- [Modrián-Horváth] = Simon, Gábor/Modrián-Horváth, Bernadett/Kalivoda, Ágnes (2024): Válasz Imrényi András hozzászólására. In: Kugler, Nóra/Modrián-Horváth, Bernadett/Simon, Gábor (Hg.): Korpusznyelvészeti módszerek a kognitív nyelvészeti kutatásban. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó, ELTE BTK, S. 167–170.

- [Modrián-Horváth] = Simon, Gábor/Modrián-Horváth, Bernadett/Kugler, Nóra (2024): Korpusz-nyelvészeti módszerek a kognitív nyelvészeti kutatásban. Bevezetés. In: Kugler, Nóra/Modrián-Horváth, Bernadett/Simon, Gábor (Hg.): Korpusz nyelvészeti módszerek a kognitív nyelvészeti kutatásban. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó, ELTE BTK, S. 11–25.
- [Modrián-Horváth] = Kalivoda, Ágnes/Modrián-Horváth, Bernadett/Simon, Gábor (2024): Beférköző igék kollostrukciós vizsgálata. Az igekötő és a főnévi igenév közé ékelődő igék kolerámaelemzése az MNSZ2-UD korpuszban. In: Kugler, Nóra/Modrián-Horváth, Bernadett/Simon, Gábor (Hg.): Korpusz nyelvészeti módszerek a kognitív nyelvészeti kutatásban. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó, ELTE BTK, S. 125–154.
- [Modrián-Horváth] = Kappel, Péter/Modrián-Horváth, Bernadett (Gastherausgeber_innen) (2024): Korpora Deutsch als Fremdsprache (KorDaF) 4 (2). Fehlerannotierte Lernendekorpora des Deutschen: Methodologie und Empirie Themenschwerpunkt 2. <https://kordaf.tu-journals.ulb.tu-darmstadt.de/issue/115/info/> (letzter Zugriff: 02.06.2025).
- [Modrián-Horváth] = Kugler, Nóra/Modrián-Horváth, Bernadett/Simon, Gábor (Hg.): Korpusz nyelvészeti módszerek a kognitív nyelvészeti kutatásban. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó, ELTE BTK, 336 S.
https://www.eltereader.hu/media/2024/11/Diagram-10-Korpusz nyelvészeti-módszerek_W_low.pdf (letzter Zugriff: 02.06.2025).
- Molnár, Krisztina (2024): Kausativkonstruktionen und Kausativpassiv im Deutschen und im Sprachvergleich. In: Geyer, Klaus/Kraeva, Svetlana/Krasnopeyeva, Ekaterina (Hg.): Sprachliche Variation und Vielfalt / Linguistic Variation and Diversity. Berlin: Peter Lang, S. 35–51.
- Molnár, Krisztina (2024): Lernerkorpora in der Tertiärsprachenforschung. In: Korpora Deutsch als Fremdsprache 4 (2), S. 77–86.
- Müller, Márta (2024): Hodonymische Namensgebungsnormen im Ofner Bergland. In: Österreichische Namenforschung 1, S. 255–265.
- Müller, Márta (2024): Magyar nyelvvel kapcsolatos narratívák nyelvi önéletrajzokban: Magyarországi kisebbségi német–magyar kétnyelvű beszélők attitűdjei és nyelvi ideológiái. In: Magyar Nyelv 120 (4), S. 385–408.
<https://doi.org/10.18349/magyar nyelv.2024.4.385>.
- Müller, Márta (2024): Magyarországi régi bajor utcanévek és jelentőségük a nemzetiségi német nyelv és népismeret oktatása számára. In: Gyermeknevelés: Online tudományos folyóirat 12 (1), S. 183–196. <https://doi.org/10.31074/gyntf.2024.1>.
- Müller, Márta/Gombkötőné Kemény, Krisztina/Hornyákné Huber, Ágnes/ Kappel, Péter Balázs/Kerekes, Gábor/Komlósiné Knipf, Erzsébet/Márkus, Éva/Nagy, Illés/Szívós, István (2024): Das Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) in der zweiten Projektphase: Ergebnisse des ersten Projektjahres. In: Spiegelungen: Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas 19, S. 61–67.
- Müller, Márta/Gombkötőné Kemény, Krisztina/Hornyákné Huber, Ágnes/Kappel, Péter Balázs/Kerekes, Gábor/Komlósiné Knipf, Erzsébet/Márkus, Éva/Nagy, Illés/Szívós, István (2024): Das Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) in der zweiten Projektphase: Ergebnisse des ersten Projektjahres. In: Spiegelungen 19(2), S. 61–67.
- Müller, Márta/Kerekes, Gábor (2024): Magyarországi német népköltészeti alkotások megőrzése: Nyelvjárási mondokáskönyv lehetséges felhasználása a nemzetiségi nyelv és népismeret oktatásában. In: Gyermeknevelés: Online tudományos folyóirat 12 (1), S. 102–118.
<https://doi.org/10.31074/gyntf.2024.1>.

- Müller, Márta/Komlósiné Knipf, Erzsébet/Hornyákné Huber, Ágnes/Márkus, Éva/Kerekes, Gábor/Kappel, Péter/Gombkötőné Kemény Krisztina (Hg.) (2024): Datenbank des Wörterbuchs der Ungarndeutschen Mundarten (Online-Wörterbuch).
<https://wum.elte.hu/auth/login> (letzter Zugriff: 23.05.2025)
- [Müller] = Kerekes, Gábor/Müller, Márta (2024): Kettős- és kétnyelvűség a jelenkori magyarországi német irodalomban és jelentősége a Magyarországi Német Tájszótár számára. In: Gúti, Erika/Jarjabka, Ákos/Orbán, Jolán/Szamosi, Gertrúd (Hg.): Diaszpóra 2023 Határtalan Közösségek. Pécs: Pécsi Tudományegyetem, S. 87–97.
<https://doi.org/10.15170/diaszpóra-2023-ii>.
- [Müller] = Knipf-Komlósi, Elisabeth/Müller, Márta (2024): Zwei- und Mehrsprachigkeit in Ungarn – Tradition – Herausforderungen und Bildungschancen. In: Meier, Jörg/Blaschitz, Verena/Dirim, Inci (Hg.): Handbuch Mehrsprachigkeit und soziale Teilhabe. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, S. 429–441.
- Murányiné Zagyvai, Márta (2024): A mozaikszó mint az információmegosztás eszköze és gátja [Multisegmentale Kurzwörter als Mittel und Hindernisse der Informationsvermittlung] In: Fogarasi, Katalin/Ittész, Dániel/Mány, Dániel (Hg.): Tudásmegosztás, információkezelés, alkalmazhatóság: I. Nyelvhasználat. Budapest: Akadémiai Kiadó. <https://doi.org/10.1556/9789636640910>.
- Nagy, Rita (2024): Der Historische Haus- und Wirtschafts- Kalender. Ein Kalender zwischen Vergangenheit und Zukunft. In: Golob, Andreas/Haberl-Scherk, Ingrid (Hg.): Zeit und Zeitgeschehen in der periodischen Presse des 17.-19. Jahrhunderts. Fallstudien zu Perception und Reflexion. Berlin: Peter Lang (= Studien zur Geschichte Europäischer Periodika, Bd. 4), S. 305–322.
- [Nagy] = Müller, Márta/Gombkötőné Kemény, Krisztina/Hornyákné Huber, Ágnes/Kappel, Péter/Balázs/Kerekes, Gábor/Komlósiné Knipf, Erzsébet/Márkus, Éva/Nagy, Illés/Szívós, István (2024): Das Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) in der zweiten Projektphase: Ergebnisse des ersten Projektjahres. In: Spiegelungen: Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas 19 (2024), S. 61–67.
- [Nagy] = Müller, Márta/Gombkötőné, Kemény Krisztina/Hornyákné, Huber Ágnes/Kappel, Péter/Balázs/Kerekes, Gábor/Komlósiné, Knipf Erzsébet/Márkus, Éva/Nagy, Illés/Szívós, István (2024): Das Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) in der zweiten Projektphase: Ergebnisse des ersten Projektjahres. In: Spiegelungen: Zeitschrift für Deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas 19 (2), S. 61–67.
- Németh, István (2024): Jan van Eycktől a Bauhausig [Von Jan van Eyck bis zum Bauhaus]. Budapest: L'Harmattan, 173 S.
- Németh, Szilvia (2024): Phraseologismen mit der Konstituente ‚Ohr‘: Eine kognitiv-semantische Analyse. In: Argumentum 20, S. 61–99.
<https://doi.org/10.34103/ARGUMENTUM/2024/4>.
- Orosz, Magdolna (2024): Élet és mű – életmű. Dieter Borchmeyer: Thomas Mann. Werk und Zeit [Leben und Werk – Lebenswerk. Dieter Borchmeyer: Thomas Mann. Werk und Zeit. Berlin: Insel Verlag 2022]. In: Vigilia 89, 10, S. 949–952.
- Orosz, Magdolna (2024): Fantastische Reisen: (Un)Möglichkeiten der Autonomie der Person in fantastischen utopischen Texten bei Frigyes Karinthy und Sándor Szathmári. In: DENKART. Das E-Journal der Wiener Finno-Ugristik. Band I, S. 33–50.
<https://journals.univie.ac.at/index.php/denkart/article/view/9122/9346> (letzter Zugriff: 10.09.2025)
- Orosz, Magdolna (2024): Kafka (újra)felfedezett rajzai. Szöveg és kép Kafkánál [Franz Kafkas [wieder]entdeckte Zeichnungen. Text und Bild bei Kafka]. In: Filológiai Közlöny 70, 3, S. 92–111.

- Orosz, Magdolna (2024): Romantik-Rezeption bei Franz Blei. In: Mitterbauer, Helga (Hg.): Franz Blei. Ideen – Werk – Netzwerk. Berlin: Frank & Timme (= Forum: Österreich, Bd. 20), S. 159–179. https://doi.org/10.57088/978-3-7329-9125-9_8.
- Orosz, Magdolna (2024): Vergessen und wiederentdeckt. Andreas Latzko als Autor zwischen Sprachen und Kulturen. In: Szendi, Zoltán – Benedikt Roland (Hg.): In Vergessenheit geraten in der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts im europäischen Kontext. Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Sonderband. Budapest, S. 72–89.
- Orosz, Magdolna (2024): Zeitgeschichte und Zeitgeschehen: „Mainacht in Wien“ als Fragment gebliebener Wien-Roman von Leo Perutz. In: Bombitz, Attila/Horváth, Márta/Ritz, Szilvia (Hg.): Unter drometenrotem Himmel. Geschichte, Fiktion, Identität im Werk von Leo Perutz. Wien: Praesens Verlag (= Österreich Studien Szeged, Bd. 23), S. 133–145.
- [Orosz] = Mihály, Csilla/Orosz, Magdolna (Hg.) (2024): Franz Kafka. Értelmezések, adaptációk, inspirációk [Franz Kafka. Interpretationen, Adaptationen]. A Filológiai Közlöny 70 (2024): 3 tematikus száma [Thematische Nummer 70 (2024): 3 der Zeitschrift Filológiai Közlöny], 172 S.
- Paksy, Tünde (2024): „[...] also darüber, wie das Zeug von nebenan weggeschafft werden soll, müssen Sie sich keine Sorge machen. Es ist schon in Ordnung“: Objektifizierungsprozesse in Franz Kafkas „Die Verwandlung“ und deren Verfilmung von Jan Němec. In: Czeglédy, Anita/Horváth, Géza (Hg.): Inspirationen VI. Dinge. Budapest: Károli Gáspár Református Egyetem, L'Harmattan Kiadó, S. 129–146.
- Paksy, Tünde (2024): „Lene Levi lief“. Bemerkungen zu einer literarischen Figur Alfred Lichtensteins. In: Szendi, Zoltán/Roland, Benedikt (Hg.): In Vergessenheit geraten in der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts im europäischen Kontext. Budapest: Gesellschaft Ungarischer Germanisten (= Jahrbuch der ungarischen Germanistik, Sonderband), S. 90–99.
https://jug.hu/images/sonderband/jug_sonderband_2024.pdf#page=90 (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- Paksy, Tünde (2024): A transzmediális közvetítés dilemmáiról irodalmi művek megfilmesítése esetén. In: Alkalmazott Nyelvészeti Közlemények 17 (2), S. 9–20.
<https://real.mtak.hu/215856/> (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- Paksy, Tünde (2024): Az irodalmi szövegelemzési és -értelmezési készségek fejlesztésének kihívásai és lehetőségei a német nyelvi szakokon. In: Új Pedagógiai Szemle 74 (09–10), S. 91–104. <https://upszonline.hu/index.php?article=740910012> (letzter Zugriff: 28.05.2025).
- Perge, Gabriella (2024): Péteri Attila: Amtskommunikation: Kurze Einführung in eine besondere Welt. In: Modern Nyelvoktatás 30 (3–4), S. 161–163.
<https://ojs.elte.hu/modernnyelvok/article/view/9765/8287> (letzter Zugriff: 10.09.2025).
- Perge, Gabriella (2024): Zu den Potenzialen textlinguistischer Analysen beim Ausbau der sprachlichen Basis in mehreren Sprachen. In: Deutschunterricht für Ungarn 34, S. 65–87.
<https://dufu.hu/cikkek/dufu13/5.pdf> (letzter Zugriff: 10.09.2025).
- Perge, Gabriella/Csizér, Kata (2024): Némettanárok véleménye nyelvoktatással kapcsolatos nehézségekről: Egy feltáró fókuszcsoporthos interjúkutatás. In: Modern Nyelvoktatás 30 (1–2), S. 7–23. <https://doi.org/10.51139/monye.2024.1-2.7.23>.
- [Perge] = Feld-Knapp, Ilona/Iványi, Rudolf/Jakus, Enikő/Kráncz, Eszter/Perge, Gabriella (2024): Érettségi felkészítő – Német nyelv – Közép- és emelt szint. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó.
- [Perge] = Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2024): Der Mensch und seine Lebenswelt in Renate Welschs Die neue Straße: Mit Optimismus in die Zukunft der Menschen schauen. https://cnl.ph-noe.ac.at/cnl/uploads/273923cnl_lernszenarium_feld-knapp_perge_der%20mensch%20und%20seine%20lebenswelt.pdf (letzter Zugriff: 10.09.2025).

- [Perge] = Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2024): Die Natur entdecken: Die Entdeckung der Natur im Spannungsfeld von wissenschaftlichen Forschungen und individueller Neugier. Johanna Walser, Die Entdeckung. https://cnl.ph-noe.ac.at/cnl/uploads/368634cnl_lernszenarium_feld-knapp_perge_die%20natur%20entdecken.pdf (letzter Zugriff: 10.09.2025).
- [Perge] = Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2024): Ein Dorfleben zwischen Idealisierung und Wirklichkeit: Einfluss der Modernisierung auf das Dorfleben in Monika Pelz' Bei uns im Ottertal. https://cnl.ph-noe.ac.at/cnl/uploads/264444cnl_lernszenarium_feld-knapp_perge_dorfleben.pdf (letzter Zugriff: 10.09.2025).
- [Perge] = Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2024): Flucht aufs Land: Der Mensch im Spannungsfeld von inneren Widersprüchen und Auswirkungen der Klimakrise Mirjam Wittig, An der Grasnarbe. https://cnl.ph-noe.ac.at/cnl/uploads/757434cnl_lernszenarium_feld-knapp_perge-flucht%20aufs%20land.pdf (letzter Zugriff: 10.09.2025).
- [Perge] = Feld-Knapp, Ilona/Perge, Gabriella (2024): Sorge um die Zukunft der Kinder: Mit Erich Kästners Konferenz der Tiere Zukunftskompetenz fördern. https://cnl.ph-noe.ac.at/cnl/uploads/969368cnl_lernszenarium_feld-knapp_perge_zukunft%20der%20kinder.pdf (letzter Zugriff: 10.09.2025).
- Péteri, Vanda (2024): Svéd-lapp romantika a 19. század végén – Per August Lindholm [Schwedisch-samische Romantik am Ende des 19. Jahrhunderts – Per August Lindholm]. In: Péteri, Vanda/Vaskó, Ildikó/Soós, Anita/Szilágyi, Orsolya (Hg.) (2024): Jég hátán, szél szárnyán. Mesék és történetek Grönlandról és Számiföldről [Auf dem Rücken des Eises, auf den Schwingen des Windes. Märchen und Geschichten aus Grönland und Sápmi]. Budapest: Polar Egyesület, S. 177–184.
- [Péteri] = Péteri, Vanda/Vaskó, Ildikó/Soós, Anita/Szilágyi, Orsolya (Hg.) (2024): Jég hátán, szél szárnyán. Mesék és történetek Grönlandról és Számiföldről [Auf dem Rücken des Eises, auf den Schwingen des Windes. Märchen und Geschichten aus Grönland und Sápmi]. Budapest: Polar Egyesület, 212 S.
- Pintye-Lukács, Erzsébet/Törökné, Molnár Mária/Haase, Zsófia (2024): Online adventi naptár lehetőségei az általános iskolai idegennyelv-oktatásban [Die Möglichkeiten des online Adventskalenders im Fremdsprachenunterricht der Grundschule]. In: Csapodi, Csaba/-Gonda, Zsuzsa (Hg.): Tanulmányok a Mester és tanítvány országos tanárképzési konferenciáról [Studien der landesweiten Lehrerbildungskonferenz Meister und Schüler]. Budapest: ELTE (= Diszciplínák tanítása – A tanítás diszciplínái 11) [Die Lehre von Disziplinen. Die Disziplinen der Lehre 11], S. 180–187. <https://doi.org/10.21862/Mesterestanitvany2024.18>.
- Propst, Eszter (2024): Metaphern der Lokalisierung ungarndeutscher Identität: Wurzeln und Wege. In: Analele Universității „Ovidius” Constanța. Seria Filologie / The Annals of „Ovidius” University of Constanța: Philology Series 35 (2), S. 157–167. https://litere.univ-ovidius.ro/Anale/volume_2024_2.php (letzter Zugriff: 08.05.2025).
- Propst, Eszter (2024): Wandlungen des Heimatbegriffs in der ungarndeutschen Literatur. In: Cheie, Laura/Kory, Petra/Predoiu, Graziela (Hg.): Deutsche Literatur und Kultur im östlichen Europa: Aktuelle Paradigmen und Tendenzen. Temesvár: Editura Universității de Vest din Timișoara, S. 173–188.
- Propst, Eszter (2024): Zsuzsa Bánks Beziehungssemantiken. Würzburg: Königshausen & Neumann, 158 S.
- Pusztai, Gábor (2024): Admiraal De Ruyter, een voorbeeld toen en nu. Interview met Frits de Ruyter de Wildt. In: Acta Neerlandica 21, S. 251–256. <https://doi.org/10.36392/ACTANEERL/2024/21/13>.
- Pusztai, Gábor (2024): Admiral De Ruyter in Hungarian memory. In: Acta Neerlandica 21, S. 115–130. <https://doi.org/10.36392/ACTANEERL/2024/21/6>.

- Pusztai, Gábor (2024): De tandwieltsjes van de censuur: Nederlandse literatuur en cultuurbe-middelaars in Hongarije 1945–1989. In: Nederlandse Letterkunde 29 (3), S. 292–315.
- Pusztai, Gábor (2024): Jegyed van az életre: Pusztai Gábor beszélgetése Nagy Tamás Imrével, a debreceni Neonhal együttes frontemberével. In: Debreceni Szemle 32 (3), S. 399–402.
- Pusztai, Gábor (2024): Kölcsény Hollandiában. In: Alföld 75 (1), S. 78–84.
- Pusztai, Gábor (2024): Magyar gyermekek és holland protestánsok: Maarten J. Aalders: Holland–magyar protestáns kapcsolatok a két világháború között. In: Debreceni Szemle 32 (1), S. 140–142.
- Pusztai, Gábor (2024): The Deceptive Lure of the Tropics: The Representation the Unknown in the Diary of István Radnai. In: Venkovits, Balázs/Pusztai, Gábor (Hg.): (Hi)stories of Migration, Mobility, and Travel: Crossing Literary, Linguistic, and Historical Boundaries. Debrecen: Debrecen University Press, S. 65–76.
- Pusztai, Gábor (2024): The Identity of the Strange: The (Post)colonial Perspective in the Texts and Pictures of László Székely. In: Mrazek, Jan (Hg.): Escaping Kakania: Eastern European Travels in Colonial Southeast Asia. Budapest/Vienna/New York: CEU Press, S. 215–242.
- Pusztai, Gábor (2024): Wild gentlemen and terrible savages: Hungarian travellers in Borneo in the nineteenth century. In: Wacana Journal of the Humanities of Indonesia 25 (1), S. 47–64.
- Pusztai, Gábor (Hg.) (2024): Acta Neerlandica 21.
- [Pusztai] = Venkovits, Balázs/Pusztai, Gábor (Hg.): (Hi)stories of Migration, Mobility, and Travel: Crossing Literary, Linguistic, and Historical Boundaries. Debrecen: Debrecen University Press.
- Rada, Roberta (2024): Einige Gedanken zur sprachlichen Kreativität im Diskurs am Beispiel von Werbungen im deutschsprachigen Impfdiskurs. In: Attig, Matthias/Jacob, Katharina/Müller, Marcus/Vogel, Friedemann (Hg.): Netz und Werk: Zur Gesellschaftlichkeit sprachlichen Handelns. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 301–310.
<https://doi.org/10.1515/9783111086514-023>.
- Rada, Roberta (2024): Essen in Zeiten von Corona: Im Spiegel der Corona-Neologismen im Deutschen und Ungarischen. In: Kafasznik, Marcelina/Pawlikowska-Asendrych, Elżbieta/Szczek, Joanna (Hg.): Interdisziplinäre Zugänge zum kulinarischen Diskurs. Hamburg: Verlag Dr. Kovac, 2024, S. 17–30.
- Rada, Roberta (2024): Restaurantwebseiten und Restaurantführer im Dienste der Förderung von fach- und berufssprachlicher Kompetenz im Germanistikstudium. In: Beata Mikołajczyk, Beata/Grzeszczakowska-Pawlikowska, Beata (Hg.): Kompetenzorientierte Hochschullehre in germanistischen Studiengängen: Herausforderungen – Entwicklungstendenzen – Perspektiven. Göttingen: V&R Unipress, S. 195–206.
<https://doi.org/10.14220/9783737017817.195>.
- Rauzs, Orsolya (2024): Mündliche Kompositionsmittel im ‚Hildebrandslied‘ – Alt-neue Erkenntnisse im Rahmen der *oral-formulaic theory*. In: Sára, Balázs (Hg.): Quelle und Deutung VIII: Beiträge der Tagung *Quelle und Deutung VIII* am 20.–21. November 2023. Budapest: Eötvös-József-Collegium, S. 15–47.
([https://eotvos.elte.hu/media/09/f0/01938531a783c78f29d74ad7baed7659579f4e22f3f59d765e81f6683253/Quelle%20und%20Deutung%20I.VIII%20\(EC\).pdf](https://eotvos.elte.hu/media/09/f0/01938531a783c78f29d74ad7baed7659579f4e22f3f59d765e81f6683253/Quelle%20und%20Deutung%20I.VIII%20(EC).pdf) (letzter Zugriff: 07.05.2024)).
- Rauzs, Orsolya (2024): Orthografische Fehler in Dulko- und Falko-Texten. In: Korpora Deutsch als Fremdsprache 4 (2), S. 207–223. <https://doi.org/10.48694/kordaf.4147> (<https://kordaf.tujournals.ulb.tu-darmstadt.de/article/id/4147/> (letzter Zugriff: 07.05.2025)).
- Ritz, Szilvia (2024): „Here’s the smell of blood still“. Die Entstehung der Kunst aus der Schuld in Leo Perutz’ Roman Der Meister des Jüngsten Tages. In: Bombitz, Attila/Horváth,

- Márta/Ritz, Szilvia (Hg.): *Unter drommetenrotem Himmel. Geschichte, Fiktion, Identität im Werk von Leo Perutz*. Wien: Praesens Verlag (= Österreich-Studien Szeged 23), S. 77–92.
- Ritz, Szilvia (2024): *Crimes and Punishments. Crime Novel, the Ever-changing Genre*. In: Bouju, Emmanuel/Horváth, Csaba (Hg.): *The Epimodern Condition*. Budapest: ELTE BTK, Orosz Irodalom és Irodalomkutatás Doktori Program, S. 47–66.
- Ritz, Szilvia (2024): *Inspirációk a kastélyból. Kapcsolódási pontok Franz Kafka A kastély és Raphaela Edelhauer Das flüssige Land című regénye között*. In: *Filológiai Közlöny* 3, S. 138–152.
- [Ritz] = Bombitz, Attila/Horváth, Márta/Ritz, Szilvia (2024): *Geschichte, Fiktion, Identität im Werk von Leo Perutz: Eine Orientierung*. In: Bombitz, Attila/Horváth, Márta/Ritz, Szilvia (Hg.): *Unter drommetenrotem Himmel. Geschichte, Fiktion, Identität im Werk von Leo Perutz*. Wien: Praesens Verlag (= Österreich-Studien Szeged 23), S. 7–11.
- Sámson, Réka/Czeplédy, Anita (Hg.) (2024): *Idegen nyelvi alapismeretek [Grundkenntnisse in fremden Sprachen]*: Károli Junior Akadémia. Budapest: L'Harmattan.
- Sára, Balázs (Hg.) (2024): *Quelle und Deutung VIII: Beiträge der Tagung 'Quelle und Deutung VIII' am 20.–21. November 2023*. Budapest: Eötvös-József-Collegium, 264 S.
- Sárvári, Tünde (2024): *A tanári nyelvhasználat fejlesztése a nyelvtanárképzésben [Entwicklung der Lehrer:innensprache in der Fremdsprachenlehrer:innenausbildung]*. In: Karlovitz, János Tibor (Hg.): *Pedagógiai gondolkodásunk a konfliktusokkal terhelt világban [Unser pädagogisches Denken in einer Welt voller Konflikte]*. Marcelová: International Research Institute, S. 98–108. <https://www.irisro.org/pedagogia2024januar/23SarvariTunde.pdf> (letzter Zugriff: 05.05.2025).
- Sárvári, Tünde (2024): *DACH-Fortbildung für DaF-Multiplikator:innen*. In: Kertes Patrícia/Sárvári, Tünde (Hg.): *DUFU (= Deutschunterricht für Ungarn 34)*, S. 108–114. <https://dufu.hu/cikkek/dufu13/7.pdf> (letzter Zugriff: 05.05.2025)
- Sárvári, Tünde (2024): *Evaluation im Fremdsprachenunterricht*. Szeged: Juhász Gyula Felsőoktatási Kiadó, 167 S. <http://www.jgypk.hu/kiado/termek/evaluation-im-fremdsprachenunterricht/> (letzter Zugriff: 05.05.2025).
- Sárvári, Tünde (2024): *Wortschatzerweiterung mit Chunks im DaF-Unterricht*. In: Kertes Patrícia/Sárvári, Tünde (Hg.): *DUFU (= Deutschunterricht für Ungarn 34)*, S. 34–64. <https://dufu.hu/cikkek/dufu13/4.pdf> (letzter Zugriff: 05.05.2025).
- Sata, Lehel (2024): *„Grenzgesänge“: Mehrsprachigkeit und Mehrschriftlichkeit in Christoph Ransmayrs Atlas eines ängstlichen Mannes*. In: Cornejo, Renata/Lénárt, Tamás (Hg.): *Mehrsprachigkeit – Polyphonie. Anlässlich der Jahrestagung der Franz-Werfel-Stipendiaten am 31. März und 1. April 2023*. Wien: Praesens, S. 167–188.
- Sata, Lehel (2024): *Ekphrasztikus beszédmodok Franz Kafka regényeiben*. In: *Filológiai Közlöny* 70 (3), S. 70–91.
- Sata, Lehel (Hg.) (2024): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2023*. Budapest: Gesellschaft ungarischer Germanisten 2024. https://jug.hu/images/2023/jug_2023.pdf.
- Scheibl, György (2024): *Was frau häufig übersieht: die Männlichkeitshierarchie*. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2023*, S. 47–70. <https://doi.org/10.69962/JUG/2024/4>.
- Soós, Anita/Csűr, Gábor (2024): *Grönlandi mítoszok és mondák*. In: Péteri, Vanda/Vaskó, Ildikó/Soós, Anita/Szilágyi, Orsolya (Hg.) (2024): *Jég hátán, szél szárnyán. Mesék és történetek Grönlandról és Számiföldről [Auf dem Rücken des Eises, auf den Schwingen des Windes. Märchen und Geschichten aus Grönland und Sápmi]*. Budapest: Polar Egyeület, S. 5–12.
- [Soós] = Péteri, Vanda/Vaskó, Ildikó/Soós, Anita/Szilágyi, Orsolya (Hg.) (2024): *Jég hátán, szél szárnyán. Mesék és történetek Grönlandról és Számiföldről [Auf dem Rücken des*

- Eises, auf den Schwingen des Windes. Märchen und Geschichten aus Grönland und Sápmi]. Budapest: Polar Egyesület, 212 S.
- Szabó Erzsébet (2024): Poetische Gerechtigkeit in Theodor Fontanes Kriminalerzählung *Unterm Birnbaum*. In: Haberland, Detlef/Szabó, Erzsébet (Hg.): „Apparat und Incenirung“. Eine Tagung zum Werk von Theodor Fontane. Baden-Baden: Georg Olms Verlag (= Germanistische Texte und Studien 107), S. 275–294.
- Szabó, Csaba (2024): „wagender ...“: Zu Rilkes Gedicht „Wie die Natur die Wesen überläßt“. In: MLN 139 (3) (German Issue), S. 620–638. <https://doi.org/10.1353/mln.2024.a945095>.
- Szabó, Csaba (Übers.) (2024): Immanuel Kant: A széljárás elmélete. In: Tiszatáj 78 (4), S. 44–53.
- Szabó, Csaba (Übers.) (2024): Walter Benjamin: Ismeretlen anekdoták Kantról. In: Tiszatáj 78 (4), S. 54–59.
- Szabó, Erzsébet (2024): A narratív tér mint a figyelmi háttér eleme Móricz Zsigmond „Tragédia“ című novellájában. In: nCognito. Kognitív Kultúraelméleti Közlemények 3 (2), S. 40–57. <https://doi.org/10.14232/ncognito/2024.2.40-57>.
- Szabó, Erzsébet (2024): Fikcionalitás (fikcionális narratíva): [a. fictionality, f. fictionalité, n. Fiktionalität] In: Rákai, Orsolya/Bezeczky, Gábor/Hajdu, Péter/Jessie, Labov/Szolláth, Dávid/Z. Varga, Zoltán: NarrativITI – Narratológiai kislexikon. Budapest: BTK Irodalomtudományi Intézet, 2021-től. <https://narratologia.btk.mta.hu/encyclopedia/fikcionalitas-fikcionalis-narrativa-a-fictionality-f-fictionalite-n-fiktionalitat/> (letzter Zugriff: 07.05.2025).
- Szabó, Judit (2024): Game manuals revisited: A felhasználó kézikönyv újragondolása a Tunic című játékban [Game manuals revisited. Die Neubewertung des Benutzerhandbuchs im Videogame Tunic]. In: Filológiai Közlöny 1, S. 118–131.
- Szabó, Judit (2024): Gregor Samsa utazása Metamorphosisba(n): Transzmediális történetvilágok a Kafka-univerzumban [Transmediale Geschichtswelten im Kafka-Universum]. In: Filológiai Közlöny 3, S. 153–168.
- Szabó, Judit (2024): Közös figyelem és teatralitás: Figyelemirányítás Szophoklész „Trakhiszi nők“ című tragédiájában [Gemeinsame Aufmerksamkeit und Teatralität: Aufmerksamkeitsmanagement in Sophokles’ Tragödie „Die Trachinierinnen“]. In: nCognito. Kognitív Kultúraelméleti Közlemények 3 (1), S. 69–89. <https://doi.org/10.14232/ncognito/2024.1.69-89>.
- Szabó, Judit/Aradi, Csenge/Domsa, Zsófia/Horváth, Márta (Hg.) (2024): nCognito: Figyelemirányítás és medialitás I. [Aufmerksamkeitslenkung und Medialität I.]. 3 (1), 89 S. <https://ojs.bibl.u-szeged.hu/index.php/ncognito/issue/view/2593>.
- Szabó, Judit/Aradi, Csenge/Domsa, Zsófia/Horváth, Márta (Hg.) (2024): nCognito: Figyelemirányítás és medialitás II. [Aufmerksamkeitslenkung und Medialität II.]. 3 (2), 114 S. <https://ojs.bibl.u-szeged.hu/index.php/ncognito/issue/view/2623>.
- [Szabó] = Haberland, Detlef/Szabó, Erzsébet (Hg.) (2024): „Apparat und Incenirung“. Eine Tagung zum Werk von Theodor Fontane. Baden-Baden: Georg Olms Verlag (= Germanistische Texte und Studien 107), 324 S. <https://doi.org/10.5771/9783487424545-7>.
- [Szabó] = Haberland, Detlef/Szabó, Erzsébet (Hg.) (2024): Einleitung. In: Haberland, Detlef/Szabó, Erzsébet (Hg.): „Apparat und Incenirung“. Eine Tagung zum Werk von Theodor Fontane. Baden-Baden: Georg Olms Verlag (= Germanistische Texte und Studien 107), S. 7–21. <https://doi.org/10.5771/9783487424545-7>.
- Szatzer, Szilvia (2024): Der Ausdruck der Zukunft in Presseberichten im deutschungarischen Vergleich. In: Linguistik Online 131 (7), S. 131–151. <https://doi.org/10.13092/lo.131.11412>.
- Szatzer, Szilvia (2024): Von Höllentempo bis Modepapstin. Religiöse Lexeme zwischen Komposition und Derivation. In: Szatzer, Szilvia/Szilágyi-Kósa, Anikó (Hg.): Sakrale

- Sprache in Bewegung: Gebetet, gesungen, übersetzt, entsakralisiert, Insingen: Akademische Verlagsoffizin Bauer und Raspe (= Theolinguistica 11), S. 42–69.
- Szatzer, Szilvia/Szilágyi-Kósa, Anikó (Hg.) (2024): Sakrale Sprache in Bewegung: Gebetet, gesungen, übersetzt, entsakralisiert. Insingen: Akademische Verlagsoffizin Bauer und Raspe (= Theolinguistica 11).
- Szilágyi-Kósa, Anikó (2024): A felekezeti keresztnévadás identitásjelölő szerepe. Magyarországi német esettanulmány [Die identitätsbestimmende Rolle der konfessionellen Vornamensgebung. Eine ungarndeutsche Fallstudie]. In: Furkó, Péter/Lányi, Gábor János/Csóke, Zoltán (Hg.): Folytonosság és változás – vallási és nemzeti identitás régen és most [Beständigkeit und Wandel – religiöse und nationale Identität einst und heute]. Budapest: L'Harmattan, S. 95–112.
- Szilágyi-Kósa, Anikó (2024): Luthers Kirchenlieder in ungarischer Übersetzung. In: Szatzer, Szilvia/Szilágyi-Kósa, Anikó (Hg.): Sakrale Sprache in Bewegung. Gebetet, gesungen, übersetzt, entsakralisiert. Insingen: Akademische Verlagsoffizin Bauer und Raspe (= Theolinguistica 11), S. 149–167.
- [Szilágyi-Kósa] = Szatzer, Szilvia/Szilágyi-Kósa, Anikó (Hg.) (2024): Sakrale Sprache in Bewegung. Gebetet, gesungen, übersetzt, entsakralisiert. Insingen: Akademische Verlagsoffizin Bauer und Raspe (= Theolinguistica 11).
- Takács, Dóra (2024): Egy falu hallgatása. A rohonci tragédia ábrázolása az osztrák kortárs irodalomban. In: Horváthné Molnár, Katalin/Füzfa, Balázs (Hg.): Teremtő tudomány: Tanulmányok 2023–2024. Szombathely: Savaria University Press, S. 465–477.
- [Törökné] = Pintye-Lukács, Erzsébet/Törökné, Molnár Mária/Haase, Zsófia (2024): Online adventi naptár lehetőségei az általános iskolai idegennyelv-oktatásban [Die Möglichkeiten des online Adventskalenders im Fremdsprachenunterricht der Grundschule]. In: Csapodi, Csaba/Gonda, Zsuzsa (Hg.): Tanulmányok a Mester és tanítvány országos tanárképzési konferenciáról [Studien der landesweiten Lehrerbildungskonferenz Meister und Schüler]. Budapest: ELTE (= Disziplínák tanítása – A tanítás disziplínái 11) [Die Lehre von Disziplinen. Die Disziplinen der Lehre 11], S. 180–187.
<https://doi.org/10.21862/Mesterestanitvany2024.18>.
- Tóth, Máté (2024): A case for metonymic synesthesia. Describing olfactory stimuli in terms of taste adjectives in German. In: Review of Cognitive Linguistics 22 (1), S. 70–99.
<https://doi.org/10.1075/rcl.00151.tot>.
- V. Szabó, László (2024): A német irodalom oktatása a digitális korban [Literaturvermittlung im digitalen Zeitalter]. In: Eruditio – Educatio 19 (1), S. 94–106.
<https://doi.org/10.36007/eruedu.2024.1.094-106>.
- V. Szabó, László (2024): Depression and Therapy in Hermann Hesse's Works [Depression und Therapie in den Werken Hermann Hesses]. In: Cornils, Ingo/Cunningham, Neale (Hg.): Hermann Hesse's Global Impact: Past, Present, Future. Rochester, NY: Camden House, S. 256–269. <https://doi.org/10.2307/jj.17072715.20>.
- V. Szabó, László (2024): Erinnerungsorte und Kulturremiszenzen in Hans Bergels Schriften. In: Cheie, Laura/Kory, Beate/Predoiu, Graziella (Hg.): Deutsche Literatur und Kultur im östlichen Europa: Aktuelle Paradigmen und Tendenzen. Timișoara: Editura Universității de Vest, S. 61–75.
- V. Szabó, László (2024): Historisch-geographische Grenzüberschreitungen in Fontanes „Der Stechlin“. In: Buffagni, Claudia/Scialdone, Maria Paola (Hg.): Grenzüberschreitungen in Theodor Fontanes Werk: Sprache, Literatur, Medien. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 417–427.
- V. Szabó, László (2024): Slowakische Identität bei Samuel Ferjenčík im Spiegel seiner Aufzeichnungen. In: Slovenská Literatúra 71 (4), S. 367–379.
<https://doi.org/10.31577/slovlit.2024.71.4.3>.

- V. Szabó, László (2024): Zu Fontanes Geschichtspoetik – narrative Formen der Geschichtswiedergabe im Roman *Vor dem Sturm*. In: Haberland, Detlev/Szabó, Erzsébet (Hg.): „Apparat und Inszenierung“. Eine Tagung zum Werk von Theodor Fontane. Baden-Baden: Georg Olms, S. 295–306.
- [V. Szabó] = Braxatoris, Martin/Braxatorisová, Anita/V. Szabó, László (2024): Samuel Ferjenčík und sein Buch der Exzerpte und Notizen. Bratislava: VEDA, 232 S.
- Vaskó, Ildikó/Szilágyi, Orsolya (2024): A számi népmesék varázslatos világa: kultúra és hagyomány [Die zauberhafte Welt der samischen Volksmärchen: Kultur und Tradition]. In: Péteri, Vanda/Vaskó, Ildikó/Soós, Anita/Szilágyi, Orsolya (Hg.) (2024): Jég hátán, szél szárnyán. Mesék és történetek Grönlandról és Számiföldről [Auf dem Rücken des Eises, auf den Schwingen des Windes. Märchen und Geschichten aus Grönland und Sápmi]. Budapest: Polar Egyesület, S. 87–96.
- [Vaskó] = Péteri, Vanda/Vaskó, Ildikó/Soós, Anita/Szilágyi, Orsolya (Hg.) (2024): Jég hátán, szél szárnyán. Mesék és történetek Grönlandról és Számiföldről [Auf dem Rücken des Eises, auf den Schwingen des Windes. Märchen und Geschichten aus Grönland und Sápmi]. Budapest: Polar Egyesület, 212 S.
- Zsigmond, Anikó (2024): Brüchigkeit von Fassaden der Bürgerlichkeit in der Kurzprosa Marlen Haushofers. In: Szendi, Zoltán/Roland, Benedikt (Hg.): In Vergessenheit geraten in der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts im europäischen Kontext. Budapest: Gesellschaft Ungarischer Germanisten (= Jahrbuch der ungarischen Germanistik, Sonderband), S. 107–119.
https://jug.hu/images/sonderband/jug_sonderband_2024.pdf#page=107 (letzter Zugriff: 25.07.2025).

Autorinnen und Autoren

Dr. Berzéné Németh, Edit

Eötvös-Loránd-Universität, Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft

H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.

berzenemeth@student.elte.hu

<https://orcid.org/0009-0007-8055-1898>

Studium der Personalwissenschaften an der Universität Pécs und der Soziologie an der Corvinus-Universität Budapest. Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Friedrich-Ebert-Stiftung, PhD-Studentin am Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft der Eötvös-Loránd-Universität, mit Schwerpunkt Künstliche Intelligenz in der Übersetzung.

Assist. Prof. Delianidou, Simela

Aristoteles Universität Thessaloniki, Philosophische Fakultät, Abteilung für Deutsche Sprache und Philologie

GR-541 24 Thessaloniki, Universitätscampus

simdel@del.auth.gr

<https://orcid.org/0009-0005-2866-2801>

Simela Delianidou hat Germanistik und Politikwissenschaften an der Universität Trier (Deutschland) studiert und wurde 2001 Doktorin der Philosophie der Universität Trier. Von 2003–2005 war sie Lektorin im Fach Deutsch als Fremdsprache an der Universität Thessaliens in Volos (Griechenland). Von 2005–2012 war sie Lecturer, seit 2012 ist sie Assistant Professorin für deutschsprachige Literatur- und Kulturwissenschaften an der Abteilung für Deutsche Sprache und Philologie der Aristoteles Universität Thessaloniki (Griechenland) mit Arbeitsschwerpunkten rund um die deutschsprachige Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts. Letzte Publikation: *Heinrich Bölls ‚Poesie des Geldes‘: Geld und Gaben in ausgewählten Romanen* (Trier, 2025). [Webseite: http://simdel.webpages.auth.gr/](http://simdel.webpages.auth.gr/)

Emunds, Max, M.A.

Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft

D-07743 Jena Frommannsches Anwesen Fürstengraben 18

max.emunds@uni-jena.de

<https://orcid.org/0009-0002-8586-2234>

Max Emunds studierte Germanistik, Komparatistik und Politikwissenschaft an der Universität Bonn sowie den interdisziplinären Masterstudiengang „Literatur – Kunst – Kultur“ an der Universität Jena. Derzeit ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Neuere deutsche Literaturwissenschaft der Universität Jena und arbeitet an einem Dissertationsprojekt zum Typus-Konzept in der marxistischen Literaturtheorie von Georg Lukács.

Ford, Monika Elizabeth

Károli-Gáspár-Universität der Reformierten Kirche in Ungarn, Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

H-1088 Budapest, Reviczky u. 4.

monika.elizabeth.ford@gmail.com

<https://orcid.org/0009-0006-7445-6352>

Monika Elizabeth Ford studiert seit 2020 Englisch und Deutsch auf Lehramt (BA und MA integriertes Programm) an der Károli Gáspár Universität der Reformierten Kirche in Ungarn. Im fünften Studienjahr erreichte sie mit ihrer Arbeit den dritten Platz im Fachbereich Germanistik bei der Nationalen Konferenz des Wissenschaftlichen Studentenkreises (Szeged, 2025). In ihrer Forschung beschäftigte sie sich mit dem Thema des Zweiten Weltkrieges in der österreichischen Gegenwartsliteratur. Sie wird ihr Studium voraussichtlich im Jahr 2026 abschließen.

Gulyás, Liliána

Károli Gáspár Universität der Reformierten Kirche in Ungarn, Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

H-1088 Budapest, Reviczky u. 4.

gulizso@hotmail.hu

<https://orcid.org/0009-0003-2022-7894>

Liliána Gulyás ist Lehramtsstudentin für Deutsch und Englisch im sechsten Studienjahr an der Károli Gáspár Universität der ungarischen reformierten Kirche.

Dr. Haase, Zsófia

Universität Debrecen, Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Germanistische Linguistik

H-4032 Debrecen, Egyetem tér 1.

haase.zsofia@arts.unideb.hu

<https://orcid.org/0000-0002-6944-975X>

Zsófia Haase studierte Anglistik und Germanistik und promovierte in Linguistik. Sie ist Universitätsoberassistentin am Lehrstuhl für germanistische Linguistik an der Universität Debrecen (Ungarn). Ihr Forschungsinteresse liegt im Bereich der Textlinguistik, der Kognitiven Linguistik und der Anaphernforschung. Sie interessiert sich auch für Kreatives Schreiben und Fremdsprachendidaktik.

Dr. habil. Hammer, Erika

Universität Pécs, Germanistisches Institut

H-7624 Pécs, Ifjúság útja 6.

hammer.erika@pte.hu

<https://orcid.org/0000-0002-2204-3920>

Univ.dozentin am Germanistischen Institut an der Universität Pécs. Leiterin des Lehrstuhls für deutschsprachige Literatur. Studium der Germanistik und Geschichte, Dissertation im Bereich neuere deutsche Literatur („Das Schweigen zum Klingen bringen“: Sprachkrise und poetologische Reflexionen bei Hermann Burger, Hamburg, 2007.) Habilitation an der Universität Pécs im Bereich Literaturwissenschaft (Monströse Ordnungen und die Poetik der Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2023, 234–237. Autorinnen und Autoren 235 Liminalität in Terézia Moras Trilogie „Der einzige Mann auf dem Kontinent“, „Das Ungeheuer“ und „Auf dem Seil“, Bielefeld, 2020).

Jánosi, Benjamina

Eötvös-Loránd-Universität, Institut für Germanistik, Doktorschule für Sprachwissenschaft
H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.

benjanosi99@gmail.com

<https://orcid.org/0009-0006-8008-4110>

Germanistikstudium an der Eötvös-Loránd-Universität. Derzeit Doktoratsstudium an der Doktorschule für Sprachwissenschaft mit Forschungsinteresse an germanistischer Genderlinguistik.

Dr. habil. Kerekes, Amália

Eötvös-Loránd-Universität, Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Deutsche Literatur und Kultur

H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.

kerekes.amalia@btk.elte.hu

<https://orcid.org/0000-0001-7437-1961>

Studium der Germanistik und der Hungarologie an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest, seit 2001 Unterricht der deutschen Literaturgeschichte daselbst. Promotion 2004, Habilitation 2017. Zu ihren Forschungsinteressen gehören die Migrationsgeschichte der Zwischenkriegszeit und die deutsch-ungarischen kulturellen Kontakte nach dem Zweiten Weltkrieg.

Prof. Dr. Knipf-Komlósi, Elisabeth

Eötvös-Loránd-Universität, Institut für Germanistik

H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.

knipf.erzsebet@btk.elte.hu

<https://orcid.org/0000-0002-3294-7667>

Studium der Germanistik und Hungarologie an den Universitäten Pécs und Szeged, mit Teilzeitstudium in Halle/Saale (DDR), später DAAD Forschungsstipendien. Promotion 1983 an der Universität Szeged, Habilitation 2001 an der Universität ELTE Budapest, DSc 2023. Laufbahn: Universität Pécs Germanistik, ab 1993 ELTE, emeritiert seit 2023. Teilnahme an mehreren internationalen Forschungsprojekten und wissenschaftlichen Gremien der germanistischen Linguistik, Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preis 2013. Forschungsschwerpunkte: Wortbildung und Lexikologie des Deutschen, Variationslinguistik, Soziolinguistik, Mehrsprachigkeit, Deutsch als Minderheitensprache.

Dr. Korencsy, Ottó

Eötvös-Loránd-Universität, Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft
H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.

korencsy.otto@btk.elte.hu

<https://orcid.org/0000-0001-6134-2205>

Studium der Germanistik und Anglistik an der Universität Rostock und der Germanistik an der Universität Leipzig, seit 1989 Unterricht der germanistischen Sprachwissenschaft an der Eötvös-Loránd-Universität mit Schwerpunkt Sprachgeschichte sowie Übersetzung- und Dolmetschwissenschaft. Promotion 2000. Neben sprachwissenschaftlichen Forschungen Übersetzer- und Dolmetschtätigkeit.

Korsós, Gergő

Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut, Doktorandenprogramm germanistische Literaturwissenschaft

H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.

gergo.korsos@gmail.com

<https://orcid.org/0009-0006-0503-0200>

Doktorand. Studium der Germanistik (BA) an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest (2019–2023), Masterstudiengang „Deutsche Sprache, Literatur und Kultur“ (2023–2025). Aktuelle Forschungsschwerpunkte: Politische Lyrik und ästhetische Theorien der Gegenwart.

Dr. habil. Kovács, Edit

Károli Gáspár Universität der Reformierten Kirche in Ungarn, Budapest, Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur, Institut für Germanistik und Niederlandistik

H-1088 Budapest, Reviczky u. 4.

kovacs.edit@kre.hu

<https://orcid.org/0009-0003-2006-9996>

Universitätsdozentin am Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur an der Károli Universität, seit 2023 Lehrstuhlleiterin. Studium der Germanistik und der Geschichte an der Universität Debrecen, Promotion dortselbst 2003, Habilitation an der Universität Szeged 2023. Franz-Werfel-Forschungsstipendiatin. Forschungsschwerpunkte: Literatur und Ethik, Ökokritizismus, österreichische Gegenwartsliteratur, Thomas Bernhard, W. G. Sebald.

Lantos, Viktória

Universität Szeged, Doktorandenschule für Linguistik, Promotionskolleg Germanistische Linguistik

H-6722 Szeged, Egyetem u. 2–6.

lantosviktoria97@gmail.com

<https://orcid.org/0009-0003-9720-9766>

Doktorandin. Studium: Lehrerausbildung Ungarische Literatur und Grammatik – Deutsch und Deutsch als Minderheitenkultur an der Universität Szeged (Ungarn). Seit 2022 Doktorandin im germanistischen Programm der Doktorandenschule für Linguistik an der Universität Szeged. Ihr Forschungsthema ist: Deutsch als L3 nach Englisch als L2. Zu ihrer Forschungsinteressen gehören angewandte Linguistik, kontrastive Linguistik, Mehrsprachigkeit und Fremdsprachendidaktik.

Dr. Mikoly, Zoltán

Universität Debrecen, Institut für Germanistik, Lehrstuhl für deutschsprachige Literaturen

H-4032 Debrecen, Egyetem tér 1.

mikoly.zoltan@arts.unideb.hu

<https://orcid.org/0009-0002-7881-2722>

Zoltán Mikoly studierte Germanistik und Hungarologie an der Universität Debrecen und promovierte im Jahr 2025. Derzeit ist er Universitätsassistent an der Universität Debrecen. Forschungsschwerpunkte: zeitgenössische deutschsprachige Literatur, Narratologie, Ästhetik der Gewalt, Theorien literarischer Atmosphäre.

Moldován, Bence

Károli Gáspár Universität der reformierten Kirche, Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

H-1091 Budapest, Kálvin tér 9.

agrael8@yahoo.com

<https://orcid.org/0009-0001-2733-9018>

Studiert Germanistik an der Károli Gáspár Universität der reformierten Kirche im zweiten Jahrgang. Stipendiat von EKÖP mit dem Forschungsthema *Funktionen der bildenden Kunst im Frühwerk von Thomas Mann*. Mitglied der Hüperiön Übersetzungswerkstatt.

Nagy, Gábor

Universität Szeged, Graduiertenschule für Sprachwissenschaft, Promotionskolleg Germanistische Linguistik (Fachrichtung Kontrastive Sprachwissenschaft)

H-6722 Szeged, Egyetem u. 2–6.

nagy.gabor.akos2@gmail.com

<https://orcid.org/0009-0003-0474-4568>

Gábor Nagy ist Doktorand im zweiten Studienjahr an der Universität Szeged (Ungarn). Er begann sein Bachelorstudium 2019 in Szeged, er studierte Germanistik mit Latein als Nebenfach. Danach absolvierte er das Masterstudium Übersetzen und Dolmetschen in der Sprachkombination Ungarisch–Deutsch–Englisch. Zurzeit ist er Doktorand am Promotionskolleg Germanistische Linguistik, seine Fachrichtung ist Kontrastive Sprachwissenschaft. Zu seinen Forschungsinteressen gehören Morphologie, Genusforschung und Fremdsprachenunterricht, wobei er sich vor allem mit den Sprachen Deutsch, Englisch, Serbisch und Latein beschäftigt.

Nagy, Illés

Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut, Doktorschule für Sprachwissenschaft

H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.

nagy.illes55@gmail.com

<https://orcid.org/0009-0001-7163-6263>

Nagy Illés studierte an der Universität Miskolc Lehramt für Englisch und Deutsch und ist zurzeit im vierten Studiengang der Doktorschule für Sprachwissenschaft an der Eötvös Loránd Universität (Budapest, Ungarn). Ihre Forschungsinteressen liegen in Bereichen der Lexikologie und Lexikografie, in deren Rahmen er verschiedene Fragen der inneren Mehrsprachigkeit bzw. sprachlichen Varietäten des Deutschen betrachtet.

Prof. Dr. Orosz, Magdolna

Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut, Lehrstuhl für deutsche Literatur und Kultur

H-1088 Budapest, Rákóczi út 5.

orosz.magdolna@btk.elte.hu

<https://orcid.org/0000-0002-2306-4520>

Studium der Germanistik und Romanistik in Szeged. Promotion 1986, Habilitation 1999, DSc 2003. Forschungsschwerpunkte: Literatursemiotik, Intertextualität, Intermedialität, Narratologie, Romantik, Frühe Moderne, österreichische und ungarische Literatur um 1900. Wichtige Publikationen: Intertextualität in der Textanalyse (1997); Identität – Differenz – Ambivalenz. Erzählstrukturen und Erzählstrategien bei E. T. A. Hoffmann (2001); „Az elbeszélés fonala“.

Narráció, intertextualitás, intermedialitás (2003); „Progresszív egyetemes poézis“. Romantikus ellentételezések és utópiák (2006); Identitás – Erzählen – Erinnerung. Studien zur deutschsprachigen und ungarischen Literatur 1890–1935 (2016); Nyelv – emlékezet – elbeszélés. A századforduló bécsi és budapesti modernsége az irodalomban (2019); Textwelten – Weltentwürfe. Österreichische Literatur in Wendezeiten (2021).

Dr. Pintye-Lukács, Erzsébet

Universität Debrecen, Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Übersetzungswissenschaft und Sprachdidaktik

H-4032 Debrecen, Egyetem tér 1.

pintye.erszsebet@arts.unideb.hu

<https://orcid.org/0009-0003-1738-803X>

Erzsébet Pintye-Lukács ist Universitätsassistentin am Institut für Germanistik der Universität Debrecen. Sie studierte Germanistik und Anglistik (BA), Deutsch und Englisch auf Lehramt (MA) und promovierte im Jahr 2023. Ihr Forschungsthema ist: Kollokationen im Fremdsprachenunterricht. Sie beschäftigt sich mit der Fremdsprachendidaktik (vor allem Wortschatzdidaktik) und geht in ihren Forschungen der Frage nach, mit welchen Strategien Kollokationen im Fremdsprachenunterricht vermittelt werden können.

Dr. Rácz, Gabriella

Pannonische Universität Veszprém, Institut für Germanistik und Translationswissenschaft

H-8200 Veszprém, Wartha Vince u. 1.

raczga12@gmail.com

Univ. Doz. in R. am Institut für Germanistik und Translationswissenschaft der Pannonischen Universität Veszprém. Studium der Germanistik und Musik an der Universität Pécs, Promotion über die Literatur der Frühen Moderne an der ELTE Budapest. Forschungsschwerpunkte: Narratologie, Literatur und Musik.

Tóth, Gyula

Universität Szeged, Doktorandenkolleg Deutschsprachige Literaturen und Kulturen

H-6722 Szeged, Egyetem u. 2–6.

tgyla9507@gmail.com

<https://orcid.org/0009-0005-5702-450X>

Geb. 1995, Doktorand am Institut für Germanistik der Universität Szeged (Ungarn). Masterstudiengang „Deutsche Sprache, Literatur und Kultur“ und Bachelorstudiengang „Germanistik als Hauptfach mit Fachrichtung Deutsch“ an der Universität Szeged. Masterarbeit zu Ilija Trojanows „Der Weltensammler“. Thematische Schwerpunkte: Österreichische Gegenwartsliteratur, Historischer Roman, Michail Bachtin, Hölle in der Literatur, Postmoderne. Publikationen zu: Daniel Kehlmann, Robert Menasse, und Ilija Trojanow.

Váradi, Gábor

Universität Szeged, Institut für Germanistik, Doktorandenkolleg Deutschsprachige Literaturen und Kulturen

H-6722 Szeged, Egyetem utca 2.

hangedman@freemail.hu

<https://orcid.org/0009-0001-4836-3682>

Doktorand. Gábor Váradi studierte Germanistik und Finno-Ugristik an der Universität Szeged (Ungarn), wo er 2007 promovierte. Danach Comic-Autor und -Forscher. Thematische Schwerpunkte: Mediengeschichte, Entstehungsgeschichte von Comics, Mythologie, Mythologie-Bildung in Literatur und Comics, Fantastik. Publikationen zur Comic-Geschichte und -Theorie.

Varga, Kende Lőrinc

Pannonische Universität, Institut für Germanistik und Translationswissenschaft
H-8200 Veszprém, Egyetem u. 10.

varga.kende@gmail.com

<https://orcid.org/0000-0002-4745-6190>

Kende Lőrinc Varga studierte Germanistik an der ELTE in Budapest, wo er 2025 in germanistischer Literaturwissenschaft (*Kleine Literatur im Banat. Die Aktionsgruppe Banat und ihr Umfeld*) promovierte. Derzeit ist er Universitätsassistent am Germanistischen Institut der Pannonischen Universität in Veszprém.